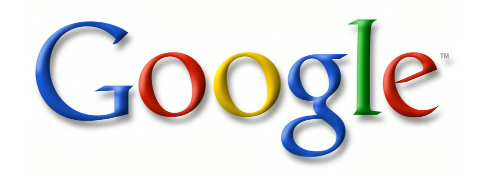
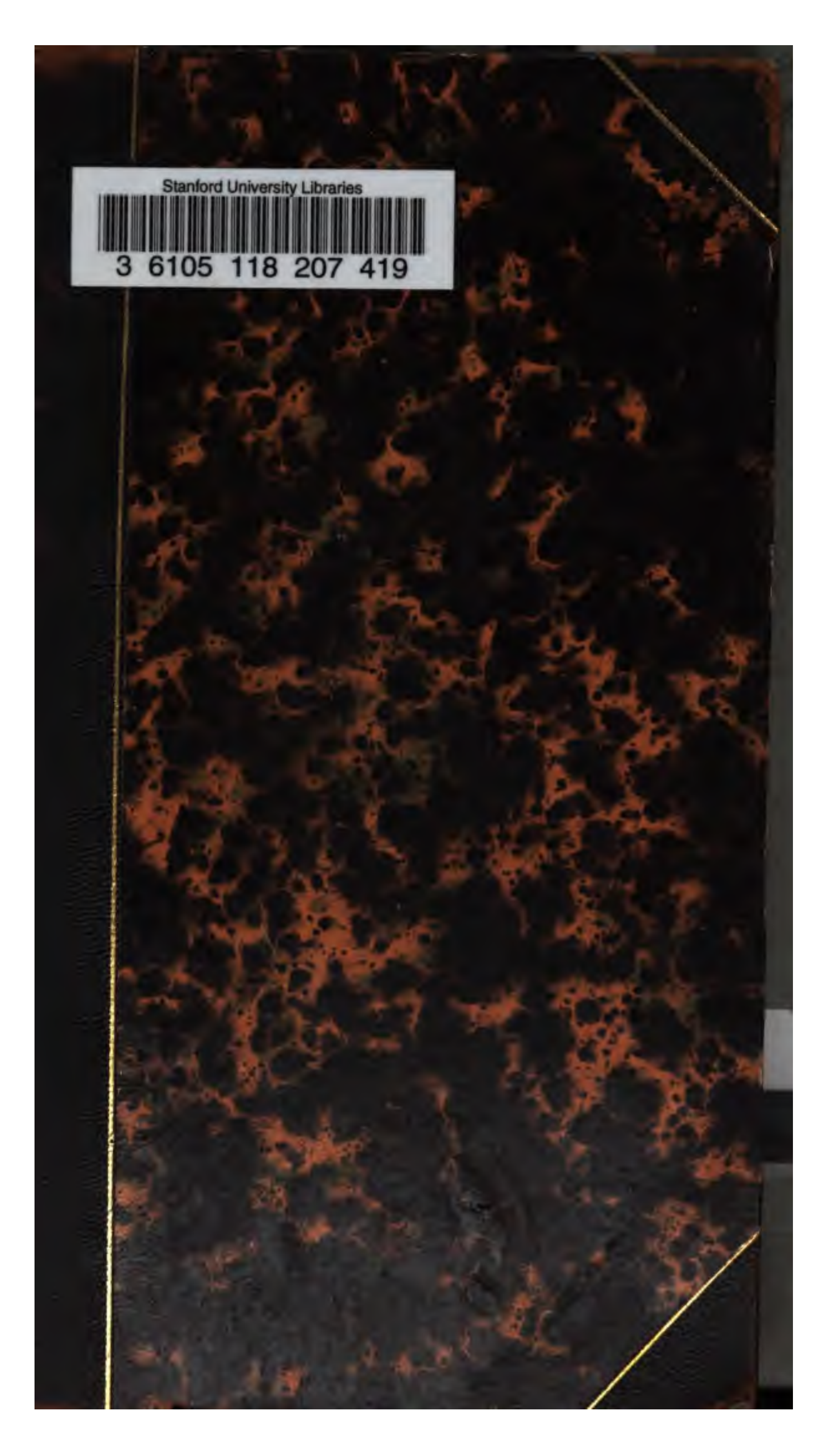
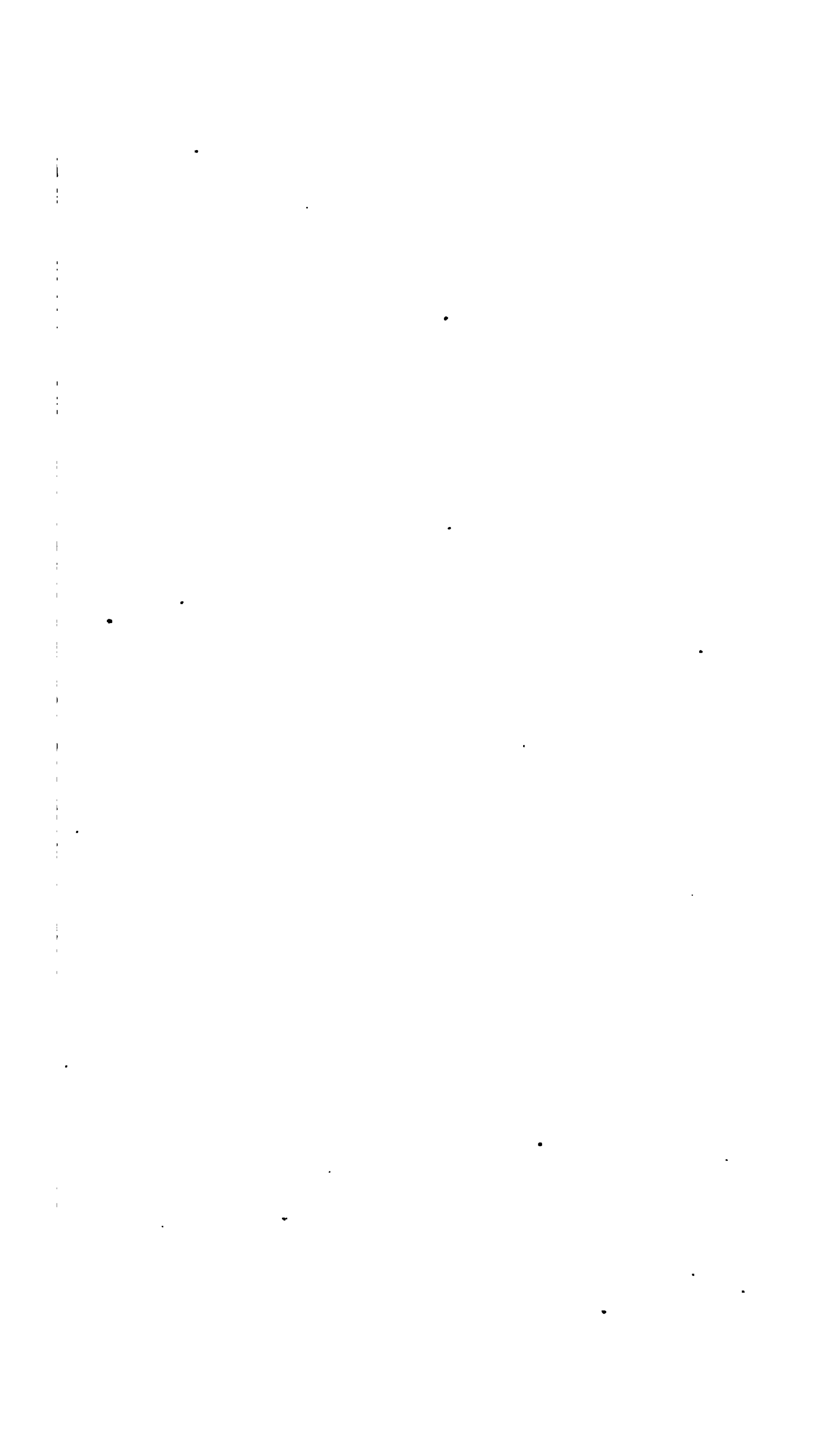
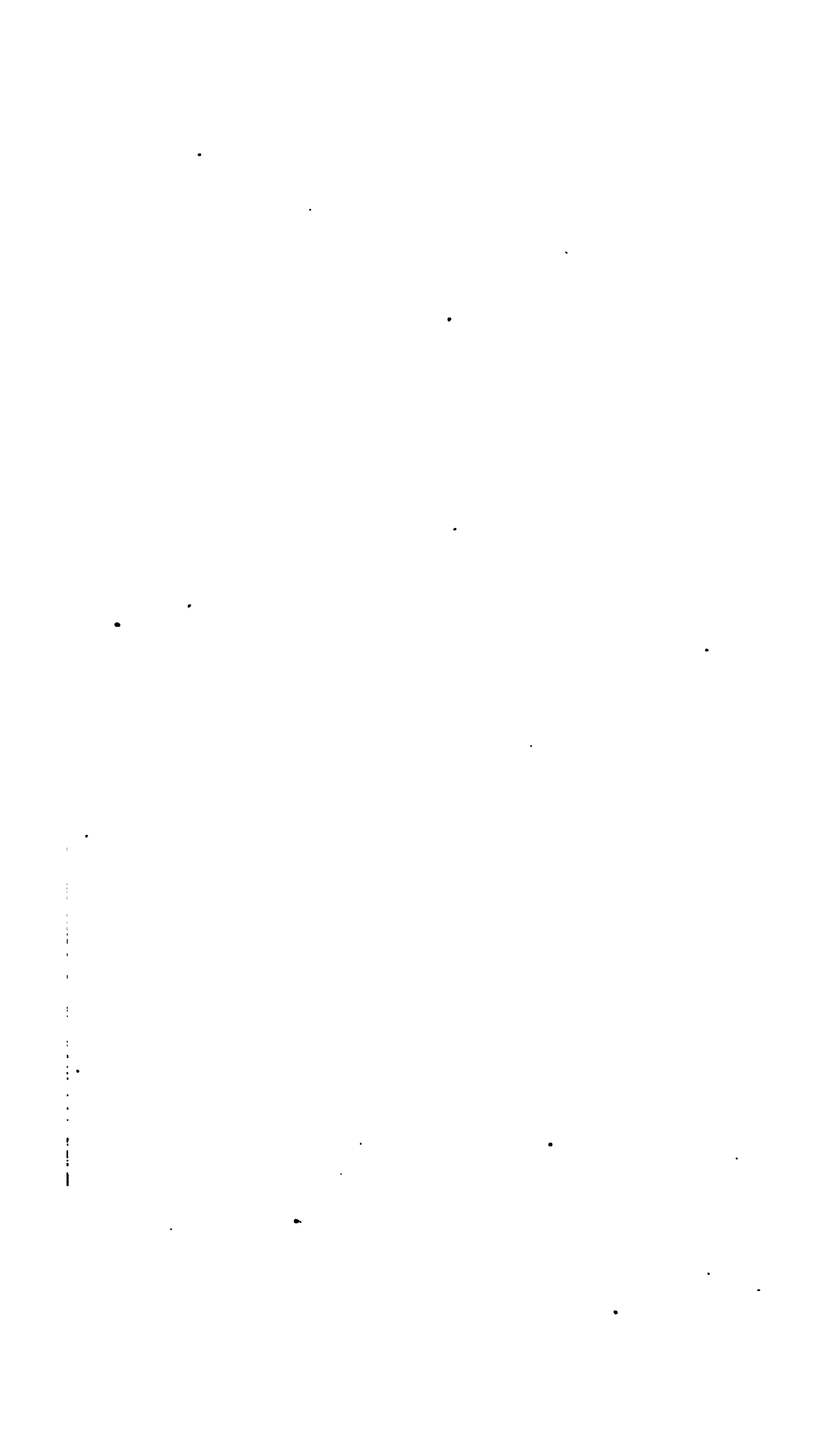




Stanford University Libraries
3 6105 118 207 419









Geschichte

der

deutschen Höfe

seit der

Reformation.

Von

Dr. Eduard Vehse.

13r Band.

Zweite Abtheilung:

Oestreich.

Siebenter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1852.

Geschichte

des

östreichischen Hofs und Adels

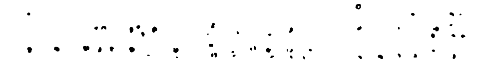
und

der östreichischen Diplomatie.

Von

Dr. Eduard Vehse.

Siebenter Theil.



Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1852.

Inhalt.

Carl VI. 1711—1740.

(Fortsetzung.)

Seite

Maria Theresia 1740—1780.

(Fortsetzung folgt.)

5. Wiener Hofzustände unter den letzten Habsburgern.

(Fortsetzung.)

Das Geld für die laufende Hofwirthschaft am Wiener Hofe ward dem Kaiser durch Vorschüsse beschafft. Das schrieb sich schon von den Tagen Ferdinand's I. her. Der venetianische Gesandte Navagiero berichtete, wie oben *) angeführt worden ist, seiner Signoria im Jahre 1547: „Ferdinand ist freigebig, was hinreichend die Lage seiner Diener zeigt, denn sie sind mehrentheils reich und er arm; er hat weder solche Paläste und Gebäude, wie sie einem Fürsten zukommen, noch ist bei ihm Pracht im Hausrath und dergleichen. Alles das kommt daher, daß S. Maj. nie anders Geld hat, als auf Vorschüsse." Ganz gleichlautend mit diesem Zeugniß über das Reichwerden der Diener und das Armsein des Herrn lautete der ebenfalls oben angeführte Bericht **) des Raths und Requetenmeisters Cornelius Scepper, Baron von Eck über die erste protestantische Adelskette der Hoffmann, Roggendorf, Dietrichstein, der Grafen Ortenburg u.s.w., „Leuten, die es

*) Band 2. S. 205.

**) Band 2. S. 209 ff.

darauf anlegten, in ihren Händen und denen ihres Anhangs alle guten Stellen zu haben." Stephan Gerlach, Gesandtschaftsprediger bei David Ungnad, der im Jahre 1576 von Kaiser Max II. an die Pforte geschickt wurde, erfuhr im Hause seines Herrn in Constantinopel im vertraulichen Gespräche von Wissenden ganz dasselbe.*) „Die weltlichen Herren saugen den Kaiser ganz aus. Wenn einer ein Jahr, zwei, drei gedient hat, bittet er diese oder jene Gnade, dieses Schloß oder jenes Gut aus: man gebe es ihm, wenn es schon 10, 20,000 Gulden und mehr werth ist, daß sie reich, der Kaiser arm werde. Mancher hat 50, 60, 70,000 Gulden auf Zinsen und viele 1000 Gulden baares Geld, als Herr Weber, Kanzler **) und der Herr von Harrach ***), welche alles vom Kaiser erhalten. Wenn aber dem Kaiser eine Noth anstößt, so leihen sie ihm nicht 2, 300 Gulden ohne Zinsen, auch wohl gar nichts, sondern weisen ihn an die reichen Kaufleute. Dr. Weber, Kanzler, ist über die 100,000 Gulden bei seinem Dienst reich geworden, hat zwei Herrschaften in Oestreich gekauft, oder zum Theil von Ihrer Majestät aus Gnaden bekommen, Bisemberg und Rötz,

*) Stephan Gerlach, türkisches Tagebuch, Frankfurt a. M. 1674. S. 232 u. 327.

**) Siehe oben den Hofstaat von Kaiser Max II. Band 2. S. 292. u. S. 268. u. 269.

***) Leonhard von Harrach, Freiherr zu Rohrau, Oberhofmeister Max' II., der Ahnherr und Gründer des Wohlstands des Harrach'schen Geschlechts. Band 2. S. 277.

ohne seine so viele 1000 Gulden auf Renten. Also macht es auch der Cobenzl*), Erzherzog Carlin's**) Kanzler. Der hat alle Jahr bei die 12,000 Gulden Einkommens, kein Weib noch Kinder und wenn der Erzherzog Geld bedarf, leiht er ihm nicht 100 Gulden, schreibt nur andern und vermahnt, sie sollen helfen."

Unter Rudolf II., unter den Ferdinanden blieb das Verhältniß dasselbe. Der der katholischen Religion treu gebliebene oder sich wieder convertirende Adel erhielt im dreißigjährigen Kriege aus dem confiscirten protestantischen Rebellengute nächst den Jesuiten das Meiste. Noch unter Leopold fiel die Krondomaine Wittingau an das Schwarzenberg'sche Haus. Zwei Grafen Oestreichs, Khevenhüller und Königseck, waren die ersten Pächter des Tabacksmonopols in Oestreich, und der Hofkammerpräsident Sinzendorf der erste Betrüger des Landes.

Seit Leopold I. kamen die Hofvorschüsse aus den Händen der durch Sinzendorf heimlich wieder eingebrachten Wiener Juden. Man kann sich denken, wie diese Menschenclasse die kaiserliche Majestät berupfte und auszog. Hoffaktor war der reiche Samuel Oppenheimer, derselbe, wegen dessen in den Jahren 1700 und 1706 ein paar furchtbare Tumulte in Wien ausbrachen, auf die ich zurückkomme. Op-

*) Hans Cobenzl, Deutschordenscomthur, Gesandter nach Moskau. Band 4. S. 131.

**) Der Vater Kaiser Ferdinand's II. von der Linie Steiermark.

penheimer erhielt für die Vorschüsse, die er machte, Anweisungen auf die Landescassen zu seiner Deckung. Der Gewinn, den dieses Hofvorschußgeschäft ihm abwarf, war so enorm, daß endlich der kluge böhmische Hofkanzler Graf Franz Ulrich Kinsky, der 1699 starb, dasselbe an einen Christen, den Wiener Banquier Gottfried Christian Schreyvogel, bringen wollte. Dies Project verunglückte aber, weil Schreyvogel dem Hofe durchaus nicht jederzeit und so schnell Geld zu liefern vermochte, wie der durch Connexionen in aller Welt unterstützte Oppenheimer, der denn nach wie vor, auch nach den großen Tumulten, die gegen ihn ausbrachen, Hoffactor blieb. Um den Schreyvogel zu trösten, ward er 1701 zum böhmischen und 1706 zum Reichsritter promovirt. Als das Haus Oppenheimer in der Zwischenzeit zwischen jenen beiden Tumulten im Jahre 1703 fallirte, mitten im spanischen Erbfolgekriege, bewirkte das, daß der Kaiser auf einmal keinen Credit mehr finden konnte. „Es ist alles," schreibt der Markgraf Louis von Baden aus Heilbronn unter'm 15. Juni 1703 an ihn, „auf die extremität in Geldsachen kommen, so gar, daß ich aus meinem Eignen alles, was ich vermocht, hergeben und mit harter Mühe davon etliche 100 Gulden, denen Nothwendigkeiten einige Artillerie in's Feld zu führen, aufbringen können; des Oppenheimer's in der Welt ausgeschriebenes Falliment macht, daß man nirgend vor keinen Helker Geld noch credit finden kann." Der Kaiser erließ Oppenheimer's „Manquements hal-

der" unter'm 14. April 1704 eine Verordnung, wodurch alle Gläubiger unter ein besonderes judicium delegatum unter Vorsitz des Oberhofmarschalls Grafen Martinitz gewiesen und unter Einräumung einer Frist von sechs Wochen und drei Tagen ihre Forderungen anzubringen aufgefordert wurden, nach deren Verlauf Niemand weiter gehört und die ergangenen Urtheile ohne alle weitere Appellation und Revision zur Ausführnng gebracht werden sollten.

Im Jahre 1706 findet es sich, daß Oppenheimer wieder die Lieferungsgeschäfte für die Armee in Italien im spanischen Erbfolgekriege und die Remontirung der Cavallerie hatte. Das brachte ihn wieder zu Kräften und deshalb brach wahrscheinlich der von den neidischen christlichen Brüdern angestellte zweite Tumult aus.

Neben den jüdischen Haupthoflieferanten fungirten aber auch christliche, denen zuweilen die Adelsehre als Recompens zufiel: so finde ich, daß Thomas Edler von Granger 1722 nobilitirt ward „wegen vieljähriger Bedienung des Hofstaats, gemachten Lieferungen und geleisteten Geld-Anticipationen" und das Jahr darauf Wenzel Nedorost, äußerer Rath in Wien „wegen geleisteter Anticipationen."

Kamen große Geldverlegenheiten, wo die Vorschüsse nicht aushalfen, so nahm man zu Anleihen seine Zuflucht. Auch hier ward die Kaiserliche Majestät gehörig übersetzt. Und zwar widerfuhr ihr das von ihren eignen Alliirten, den Seemächten. „In Finanzsachen," schreibt Spittler, „war unter Kaiser Carl VI. die schönste Wirthschaft, die man sich den-

ken konnte. Gerne bezahlte der Kaiser 8 p. C., wenn man ihm nur Geld dafür borgen wollte. Nach den Memoiren des Ritters Ker von Kersland hatte er den Engländern zu Versicherung ihres Capitals und der Zinsen die schlesischen Fürstenthümer und den Holländern die ungarischen Quecksilber-Bergwerke verpfändet und doch noch mehr als 8 p. C. zahlen müssen. Große Handelsprojecte wurden gemacht, die allein schon um ihrer monströsen Größe willen nicht gelingen konnten. Lotterieen wurden errichtet, die so schlau eingerichtet waren, daß Niemand, der einsetzte, verlieren konnte, und daß doch der Kaiser von dem Profit, den die Lotterie abwerfen sollte, 1730 vorläufig (gleichsam als einen Gewinn, den er selbst gemacht) fast 2½ Millionen Gulden nahm." Spittler meint die berüchtigten „Einhundert privilegirten Lotterieen der Röm. Kais. orientalischen Compagnie," über die in Wien am 29. April 1721 ein ausführlicher gedruckter Bericht ausgegeben wurde, um die getreuen, nur zu treuherzigen Völker Oestreichs herbeizulocken. Es waren Schwindeleien, wie sie Paris in den Actien Law's und England in der Südseecompagnie gleichzeitig hatte. Diese mit der orientalischen Compagnie in Verbindung gesetzte ungeheure Lotterie bestand aus hundert Classen, jede zu tausend Loosen und ward alle Jahre viermal gezogen. Die Summe, die ausgespielt ward, betrug 120 Millionen Gulden Rheinisch, so viel betrugen nach dem Bericht die Gewinne und Prämien. Im Jahre 1730 nahm der Kaiser vorläufig 2,250,000 Gulden aus dem Fonds, gleichsam als einen Gewinn,

den er gemacht. Darauf hörten auf einmal alle anderen Gewinne auf und die Lotterie verlor den Credit, nur „die Treuherzigen“ spielten noch fort. Das Kaiserliche Patent vom 23. April 1731 versicherte zwar, daß der Monarch die Summe, die er als „eine Uebermaaß supponiret,“ den „treuherzigen Interessenten“ aus eigenen Mitteln, „wie es immer der Justiz gemäß ist,“ zurückerstatten werde. Der Bescheid Röm. Kais. Maj. vom 11. Juli 1734 bedeutete aber die Interessenten, „ratione derer vorhandenen Kriegszeiten sich in denen Umständen der Zeit zu fügen.“ Und zuletzt sprach Bartenstein von Versprechungen des Kaisers, wie Bartolus und Baldus: „dieses seien Decrete der Gnade, nicht der Justiz, und man brauche sie nicht zu halten.“ Ganz zuletzt wurden den Interessenten 30 p. C. zugestanden, binnen zehn Jahren zu zahlen, mit laufenden Zinsen zu 4 p. C.

Wie der englische Adel, der so stark Profit zog wie der östreichische, nur von fremden, nicht einheimischen Treuherzigen, auf die in Schlesien dargebotenen guten Bedingungen hin dem Herrn von Oestreich zu borgen ganz bereit sich erzeigte, ergiebt sich aus einer Notiz in den Lettres historiques Mars 1706, wo berichtet wird, daß die englische Anleihe durch Unterzeichnungen zu Stande kam: der Duc de Marlborough, der Klügste unter den klugen Leuten der Insel, stand an der Spitze mit 16,000 Pf. St. Die Engländer erreichten mit dieser Anleihe einen gedoppelten Zweck, einmal: die guten

Interessen und dann: den rüstigen Betrieb des Kriegs in Italien. Sie sahen sich nämlich ganz wohl vor, daß das Geld zum Kriege verwandt wurde: der Kaiser mußte die Rimessen aus England ausdrücklich nach Italien direct machen zu lassen versprechen.

Noch fehlt ein wesentliches Element in diesem Chaos der Hofzustände Wiens: der Hofbettel. Er schrieb sich aus den Zeiten Kaiser Leopold's her, der geradezu aus Bigotterie ihn zuließ. Der sehr wohl von den Wiener Zuständen unterrichtete Altdorfer Professor Rink läßt sich in seinen zu Anfang vorigen Jahrhunderts erschienenen Lebensbeschreibungen Leopold's und Joseph's I. (der aus freilich sehr wohlfeiler olympischer Großmuth noch freigebiger als sein Vater war) darüber so aus:

„Gegen die Armuth zeigte der Kaiser Leopold so viel Liebe und in derselben Beständigkeit und Geduld, daß es kaum die Nachwelt glauben wird, wenn man ihr die davon gehabten Begebnisse vorlegen sollte. Es theilen sich die Bettler in Wien absonderlich in zwei Classen ein, in die sogenannten Audienzbrüder und in die gemeinen Bettler. Die Audienzbrüder sind Leute von guter Herkunft oder doch, die sich davor ausgeben; solche nehmen bei dem Kaiser Audienz, tragen ihm ihren elenden Zustand vor und empfangen aus seiner freigebigen Hand eine Beihülfe, so nach Beschaffenheit in hundert, funfzig, fünfundzwanzig und auch ein Dutzend Ducaten beruhet. Der Kaiser, so bei allen Audienzen an dem Tische stehet, hat diese Ver-

ehrungen, wenn er dergleichen Leuten Audienz ertheilet, so gemeiniglich zweimal die Woche geschieht, in Papier gewickelt vor sich liegen, und theilt sodann nach Befinden aus. Man zählt manchmal in einem Tage etliche zwanzig, so Audienz nehmen, worunter sich so viele Unbescheidene befinden, daß man sich über ihre Verwegenheit so sehr, als über des Kaisers Geduld verwundern müssen. Als einer für dem Kaiser kniete und einen Scharmützel (so werden die Papiere, worin man die Ducaten wickelt, genannt) empfangen hatte, meinte er, dieses wäre seiner Bedürfniß nicht hinlänglich genug, griff also selbst auf den Tisch und holte sich noch einen und entschuldigte sich, daß man bei Gott und dem Kaiser ohne Scheu bitten dürfte. Wenn solche Leute das Empfangene verthan, kamen sie wieder und der Kaiser ward so wenig müde, seine Hand zum Almosen, als zum Gebet auszustrecken. Es wurde ihm einmal eine Liste derjenigen, so das kaiserliche Almosen übel angewendet, übergeben, worüber er aber nur diesen Bescheid ertheilte: „Diejenigen, so diese Liste gemacht, haben ihre eignen Fehler hineinzusetzen vergessen. Ich weiß schon, was ich thun soll."

„Die andere Art von Bettlern sind die öffentlichen Gassenbettler in Wien. Diese hatten eben so viel Theil an der Liebe bei dem Kaiser, als die ersten. Niemals fuhr er aus, daß er nicht einen großen Sack mit Siebzehnern (Viertelgulden) in die Kutsche setzen ließ und einem jedweden mit eigner Hand davon austheilte. Hierbei ward er manchmal so in die Enge getrieben,

daß die Pferde nicht fortfahren konnten, und weder Kammerherren noch Trabanten durften sich unterstehen, das Volk wegzutreiben. Sie waren einmal dergestalt importun, daß sie auch die Kristallscheiben an der kaiserlichen Kutsche entzweistießen. Als der dabei stehende Kammerherr sie wegtreiben wollte, sagte Leopold: „Er sollte die Leute in ihrem Almosen nicht hindern, er wolle die Kutsche schon wieder machen lassen."

„Es war mit unter denjenigen Sachen, welche der sterbende Kaiser Leopold dem König Joseph anbefahl, daß er das Armuth mit östreichischem Mitleiden stetig ansehen sollte. Er hat diesen Befehl in solcher Vollkommenheit ausgeübt, daß die Bettler von allen Sorten sagen konnten, Leopoldus sei nicht gestorben. Die anti camera zu Joseph's Zeiten war fast noch voller von dergleichen Leuten als zu Leopold's Zeiten. Der Krieg machte keinen Einwurf der Ersparung, denn das östreichische Mitleiden gegen die Armen läßt sich auch in den schwersten Zeiten nicht Einhalt thun; solchergestalt pflegte der Kaiser öfters in einer Audienz viele Pakete mit 50, 100, 200 Ducaten auszutheilen. Wobei seine Gnade so groß, der er auch keinen Unterschied zwischen den Nationen machte, und so gar vielen Franzosen, die sonst alle Verachtung gegen Deutschland, ohne gegen dessen Geld, haben, den Unterhalt ertheilte. Die mehrsten von diesen Leuten waren Neapolitaner und Spanier, welche aber der kaiserlichen Gnade desto würdiger, je mehr sie in den feindlichen Ländern an Gütern und Glück, des Kaisers Partei wegen, verlassen müssen, und mußten

diese ehrliche Leute nicht als Bettler, sondern um das Haus Oestreich verdiente Männer, welche mit Recht ihren Unterhalt fordern konnten, angesehen werden. Unter diesen befanden sich viel hergelaufene und unnütze Pfaffen." Rink erzählt mehrere Beispiele der größten Unverschämtheit von diesen französischen, spanischen und italienischen Audienzbrüdern: wie der Kaiser einmal einem französischen Marquis, der immer und immer wieder vorgekommen sei, endlich zugerufen habe: „Il faut menager!" — wie ein paar italienische Pfaffen dem Kaiser ein anderesmal im Vorbeigehen zugerufen: „Sollen wir denn in diesem Lande verhungern? Zum wenigsten helfe Ihre Kais. Maj., daß wir wieder nach Italien kommen", worauf Joseph jedem zwölf Speciesducaten — gerade so viel, als der Vetturin nach Venedig kostete —, ausgezahlt habe mit den Worten: „Adio mai a rivederci, andatevene e pou pensate al ritorno!"

„Es wird, fährt Rink fort, vom Kaiser des Jahrs auf diese Leute verwendet, daß es eine unsägliche Summe austrägt: daher auch einige Minister dem Kaiser gerathen, er möchte lieber diese Almosen in Pensionen verwandeln, da denn einer, der 2—300 Gulden des Jahres bekäme, sein Leben darnach einrichten könne; andern verdienteren könnte man sodann mit Mehrerem unter die Arme greifen; der Kaiser selbst auch würde von so vielen unnützen Audienzen verschont bleiben. — Allein das Haus Oestreich will selbst Arme sehen und mit ihnen reden, damit es über deren Elend desto mehr

Empfindlichkeit haben möchte — und hat sich weder Kaiser Joseph noch Kaiser Leopold, wollen dazu bereden lassen, so groß ist die Liebe des Erzhauses gegen die Armuth."

So blieb es noch unter Carl VI., unter Maria Theresia bis auf die Zeiten Joseph's II.

Der preußische Großkanzler Fürst, der 1754 in Wien war, berechnete die Einkünfte Oestreichs auf **mehr als 40 Millionen.** Es war sehr schwer, vielleicht unmöglich, das Budget, das bis auf Maria Theresia stets in Confusion war, genau anzugeben. Seit Maria Theresia stiegen die Einkünfte ums Doppelte. Schlözer berechnete sie zu seiner Zeit unter Maria Theresia nach ihren Kriegen auf 82 und Büsching (1770) auf **90 Millionen Kaisergulden.** So viel war gewiß: es war jederzeit kein Geld da, wenn es gerade am nöthigsten war.

Durch die Verschwendungen und Betrügereien, durch die Unzahl von Sinecuren, durch den Schwarm von Glücksrittern, Abentheurern und vornehmen und gemeinen Bettlern, der in Wien sich herumtrieb, durch die Masse von hohen und niedern Lakeien, die am Hofe sich behaglichst servil-jovial nährten, kam in Wien ein wahres Schlaraffen- und Phäakenleben auf und in den Strudel desselben wurde das ganze Volk hineingezogen. Essen und Trinken, Theater, Tanz, Musik und freie Hand im Vergnügen in und außer der Ehe wurden die Elemente, aus denen sich dieses leichtsinnig-gutmüthige, fast burleske Wiener Leben zusammensetzte,

in welches sich Hof und Adel in ihrer und die Bürger wieder in ihrer Weise theilten.

Ich habe schon oben angeführt, wie höchst ehrbar-gravitätisch der Kaiserhof sich seinen getreuen Unterthanen präsentirt habe. Unter allen deutschen Höfen hielt sich, um der Würde des allerhöchsten Reichsoberhaupts nichts zu vergeben, der Kaiserhof zu Wien — äußerlich — am längsten fern von dem Eindringen des französischen Wesens. Das spanisch-italienische Wesen blieb hier, — äußerlich, sichtbar, in Sprache und Kleidung, — fortwährend vorschlagend. Es dominirte den Wiener Hof unabänderlich fort und fort die von den Tagen Carl's V. her datirende gravitätisch-steife spanische Grandezza in Ceremoniel und Etikette. — Aeußerlich, sichtbar, ward erst dann manches anders, als die französisch redenden Lothringer kamen und Kaunitz, der mehr Franzose als Deutscher war, wenigstens es sein wollte.

Man darf aber gar nicht glauben, daß nicht längst, längst schon vorher die französischen Galanterieen am Hofe zu Wien eingedrungen seien und die alte deutsche Ehrbarkeit verdrängt hätten. Das geschah schon zu derselben Zeit, wo es an anderen deutschen Höfen geschah, nur nahmen die galanten französischen Sitten am Kaiserhofe einen weit verhüllteren Auftritt als anderswo in Deutschland. Unter dem spanischen Mantel der Bigotterie ward schon unter der stattlichen Eleonore Gonzaga, der Wittwe Ferdinand's III. und Stiefmutter Leopold's, die noch die große Türkenbelagerung Wiens erlebte, in der Hof-

burg in Wien, in der alten Favorite, wo ihre Residenz war, und in Laxenburg, wo die Frühjahrssaison abgehalten ward, ein eben so galantes Leben als an anderen Höfen geführt. In Massen war der östreichische Adel nach dem dreißigjährigen Kriege in der fünfundzwanzigjährigen Friedenszeit bis zum ersten Krieg mit Ludwig XIV. und dann wieder in der zehnjährigen Friedenszeit zwischen dem Nymweger und Ryswicker Frieden nach dem Venusberg in Paris hin gepilgert und mit überreicher Belehrung, in alle Debauchen desselben eingeweiht, nach der Heimath zurückgekehrt. Die Herzogin von Orleans schreibt unter andern ausdrücklich, daß ihr ihr Bruder Carl Lutz, der die Türkenkriege in Ungarn mitgemacht hatte und 1689 in Morea gefallen war, vertraut habe, wie ganz Oestreich von der neuen französischen Mode voll sei, die jungen Männer als Jungfrauen anzusehen und sie „die Damen agiren" zu lassen. „Meint Ihr, liebe Annelise, schreibt sie unterm 3. September 1708 aus Meudon an ihre Schwester, die Raugräfin, daß in der Armee (die Oestreicher standen am Rheine damals) nicht auch viel böse Buben sein, so dieselbe Inclination haben, wie die Franzosen, wenn Ihr das glaubt, betrügt Ihr Euch sehr. Carl Lutz hat mir auch verzählt, daß ganz Oestreich voll von solchen Lastern ist." Das schöne Schwarzköppel Carl Lutz mußte mit Gewalt der ihm zugemutheten Begehrlichkeiten sich erwehren. Wie allgemein selbst in den höheren und höchsten Kreisen diese neue französische Mode war und blieb, beweisen die anderweiten Zeugnisse der

Herzogin, die sie über den Obristhofkanzler Sinzendorf, als er Envoyé in Paris war, und selbst über den großen Prinzen Eugen, als er den geistlichen Habit quittirte, beibringt.

Fürst Lobkowitz war entschieden darauf ausgegangen, französischer Sprache und französischer Sitte das Uebergewicht in Oestreich über die spanisch-scheinheilige Grandezza zu verschaffen. Die Reaction, die Lobkowitz stürzte, und die von der tyrolischen Gemahlin Leopold's, der Kaiserin Claudia, deren Galanterien er durchhechelte, und von den Jesuiten ausging, die Verbindung mit den beiden ketzerischen Seemächten, die das Fundament der Politik Oestreichs seitdem wurde, die Kriege mit Frankreich, die Türkenbelagerung Wiens, die in den letzten Zeiten Leopold's bis ins Chinesische hin getriebene Ceremoniel-Versteifung des Kaisers, die übertriebene Devotion seiner dritten Gemahlin, der neuburgischen Eleonore — alles das hielt äußerlich, sichtbar am Wiener Hofe französisches Wesen ganz entschieden fern und nieder. Die galanten Sitten Frankreichs aber wucherten im Geheimen um so verführerischer fort und nahmen nur nach und nach das durch die spezifisch katholische religiöse Tingirung des östreichischen Kaiserstaats auf der einen und die Nachbarschaft des Orients mit den spezifisch muhamedanischen Freuden ganz eigenthümlich gefärbte Wesen, jenes ins reizendste clair obscur getauchte Wiener Colorit an, das sehr reelle und deliciöse stille Vergnügungen bot, bis auf die Tage von Gentz und Metternich herunter.

Kaiser Joseph I. war schon ein Herr, der die

Franzosen persönlich sehr gern um sich hatte, wie denn der französische Gesandte Villars ein bei ihm sehr beliebter Mann war. Abgesehen davon, daß er mit den Franzosen, die dem Hause Habsburg Spanien nehmen wollten, sehr ernsthaft Krieg führte und, um die Würde und Gravität eines deutschen Kaisers aufrecht zu erhalten, das strengste spezifisch spanisch-deutsche Hofceremoniel, das es nur jemals gab, aufrecht erhielt, war Joseph im Uebrigen ganz ein Herr nach der neuen Mode, der alle Galanterien eines französischen vollendeten Cavaliers trieb. Und der letzte Habsburger Oestreichs vollendete die Nachahmung der berühmten französischen Hof-Mode so vollständig und so sichtlich, daß er, wie aller Welt bekannt war, die spanische Althann mit Gutheißung seiner Jesuiten sich als Maîtresse en titre zu der schönen und auch geliebten Elisabeth von Braunschweig zuhielt — eben so wie der erste König von Preußen damals die Kolbe-Wartenberg zu der schönen und geistreichen Charlotte von Hannover. Der Hofkanzler Sinzendorf war ein durch und durch französisch parfümirter Cavalier, der an der Tafel und am Spieltisch, in den Salons und in den Boudoirs seinen Mann trotz dem galantesten Franzosen stellte. Und selbst einer der verstaubtesten Haarbeutel aus der Hofkanzlei, der aktenselige steife Bartenstein, war so ertrunken französisch, daß einmal der englische Gesandte Robinson von ihm schrieb: „he is french mad."

Lady Montague, die Wien im Jahre 1716 sah, fiel namentlich das ungeheure Phlegma auf, das

dem Wiener Phäakenleben einen so ganz eigenthümlichen Anstrich verlieh. „Dieses Phlegma, sagt sie, herrscht durch und durch in Wien, es herrscht selbst in den Liebesabentheuern und in den Streitigkeiten der Wiener. Es verläßt sie nie, ausgenommen, wo es einen Ceremonielpunkt betrifft. Denn das Ceremoniel ist das Einzige, was bisweilen in Wien die Leute in Harnisch noch bringt. So trafen sich neulich zwei Damen des Abends mit ihren Wagen — man fuhr gewöhnlich sechsspännig — in einer engen Straße. Es fragte sich, an wem es sei, zurückzuweichen; keine der Damen wollte sich etwas vergeben; sie blieben, indem sie sich muthigst das Terrain streitig machten, bis Nachts zwei Uhr, und jede würde bis auf die letzte Stunde der andern geblieben sein, wenn nicht der Kaiser die Wache geschickt hätte, um sie allendlich auseinander zu bringen. Das hielt sehr schwer und gelang nur damit, daß beide Damen in demselben Moment in herbeigebrachte Chaisen einstiegen. Als sie weggetragen waren, ging ein neuer Ceremonielstreit zwischen den beiden Kutschern an und es war nicht minder schwer, diese auseinander zu bringen. — Stirbt der Mann einer Wiener Dame, so kommt sie in Verzweiflung; damit hören alle ihre Prätensionen auf, denn in Wien haben die Wittwen keinen Rang. Eben so delicat, wie die Frauen, sind die Männer im Ceremonielpunkt. Keiner heirathet eine Frau, die nicht aus so vornehmem Stande, als er selbst ist; ja kein Mann hält sich eine Maitresse von geringerem Stande. Sie sehen auf die Wappen wenigstens eben so viel,

als auf Teint und Gesicht. Glücklich die, die einen Reichsfürsten zu ihren Vorfahren zählt, sie findet bestimmt einen Mann, und ihr Rang ersetzt Aussteuer, Schönheit und Verstand." Solche insigne Mißheirathen, wie sie Lady Montague an der Erbin des Hotspur Percy, die den Enkel eines Kutschers heirathete, erlebte, waren in Oestreich ungemein selten: ein ähnliches Beispiel lieferte einmal das sechszehnte Jahrhundert, die Wittwe des 1566 zu Szigeth gefallenen Nicolaus Zriny, Eva von Rosenberg, reichte ihre Hand einem Italiener Gasoldo.

„Es ist, erzählt die Lady weiter, die feststehende Gewohnheit in Wien, daß jede Frau von Stande zwei Männer habe, einen, von dem sie den Namen führt, und den andern, der die Pflichten des Ehemanns ausübt. Und diese Verbindungen sind so allgemein bekannt, daß es eine bitterböse Beleidigung, für die man Genugthuung verlangt, sein würde, wenn man eine Dame zum Diner einladen wollte, ohne zu gleicher Zeit ihre beiden Zugehörungen, den Liebhaber und den Mann einzuladen, zwischen welchen sie mit großer Ehrbarkeit mitten innen paradirt. Coquetten und Prüden giebt es hier nicht. Keine Frau wagt es, zwei Liebhabern zu gleicher Zeit Hoffnung zu geben. Und keine ist so prüde, daß sie Treue zum Gesetz macht. Die angetrauten Männer sind das beste Völkchen auf der Welt, sie sehen die Galants ihrer Frauen so freundlich an, als ihre Deputirten, die die Last und Mühe ihrer Pflichten ihnen abnehmen. Diese Unterheirathen dauern in die zwanzig Jahre lang fort, und während

dieser Zeit disponirt die Frau nach Belieben über das Vermögen des armen Liebhabers zu nicht geringem Schaden seiner Familie. Diese Verbindungen werden wie die andern selten aus Liebe eingegangen, es sind nur Verbindungen aus Convenienz. Aber ein Mann ohne eine solche Verbindung würde eine traurige Figur spielen, und eine Frau denkt, sobald sie sich verheirathet, daran, sich einen Liebhaber zu verschaffen, als an ein wesentliches Stück ihrer Ausstattung. Der erste Artikel in den Contracten mit diesen Galants, die man abschließt, ist immer die Pension, die der Frau bleibt, im Falle der Liebhaber unbeständig ist. Es kommt dieser Fall selten vor und die Clausel mag nicht wenig dazu beitragen. Ich kenne mehrere Damen aus der ersten Gesellschaft, deren Pension man so genau kennt, wie ihre Renten." Lady Montague setzt hinzu, um zu beweisen, wie feststehend die Sitte des Cicisbeats in Wien gewesen sei, daß man sie für einfältig gehalten habe, als sie nach Verlauf von vierzehn Tagen noch kein Liebesabentheuer eingeleitet hatte. Sie erzählt sogar, daß ein junger Graf ihr in einer Gesellschaft geradezu den Rath gegeben habe, sich zu verlieben, und als sie ausweichend geantwortet, habe derselbe unter Versicherung seines Bedauerns, daß er nicht das Glück habe ihr zu gefallen, ihr seine guten Dienste bei demjenigen angeboten, der ihr am besten gefalle. Die Lady ging mit ihrem zum Gesandten an der Pforte ernannten Gemahle nach Constantinopel, wo ihr bekanntlich der Sultan so gut gefiel, daß Lord Montague sich von ihr trennte.

Nächst der Sitte des Cicisbeats, welche die Lady in Wien merkwürdig fand, fand sie auch die allgemein verbreitete Vorliebe für die Alchemie, die herrschend war, merkwürdig. „Hier giebt es, berichtet sie, eine ungeheure Anzahl von Alchemisten. Der Stein der Weisen ist der große Gegenstand des Eifers und der Wissenschaft. Diese pestilentialische Passion hat schon mehrere große Herren ruinirt. Es giebt kaum einen Mann, der reich ist und ein Haus macht in Wien, welcher nicht einen Alchemisten in seinen Diensten sich hielte, selbst der Kaiser läßt sich darauf ein, obgleich er öffentlich sich dagegen erklärt hat."

Wie die Alchemie war die Magie damals in Wien im Schwange: es gab Zauberer und Teufelsbeschwörer. Duclos in seinen Memoiren berichtet ein merkwürdiges Abentheuer, das dem damals dreißigjährigen bekannten galanten Herzog von Richelieu, dem berühmten Freund und Bewunderer Voltaire's, dessen schon oben bei den Andachten am Kaiserhofe Erwähnung geschah, nach einer starken Orgie in Ungarwein in Wien 1727 begegnete, wo er seit 1725 als Ambassadeur eingetroffen war — „ein Abentheuer, sagt Duclos, das nicht werth sein würde in der Geschichte aufgeführt zu werden, wenn es nicht dazu beitrüge, die Personen kennen zu lernen, die in den Geschäften eine Rolle spielten." „Der Abbé von Sinzendorf, ein Sohn des obersten Hofkanzlers (geb. 1699, 1726 bereits damals Bischof von Raab, 1727 Cardinal und 1732 Bischof von Breslau, derselbe, der noch in Schlesien war, als Friedrich der Große das

Land wegnahm), der Graf von Westerlo (Johann Philipp Eugen, Reichsgraf von Merode), Capitain der Hellebardierer des Kaisers und der französische Gesandte Herzog von Richelieu waren Vergnügungscameraden in Wien. Einer jener Betrüger, die von den Leichtgläubigkeiten gewisser starker Geister leben, welche weniger selten, als man denkt, sind und die an die Magie und andere Absurditäten glauben, wußte unsre drei Herren zu übereden, daß er mit Hülfe des Teufels ihnen zum Besitze der Sachen, die sie sich am meisten wünschten, verhelfen wolle. Man sagt, daß der Wunsch des Herzogs der gewesen sei, den Schlüssel zum Herzen der Fürsten zu erhalten: des Schlüssels zum Herzen der Damen hielt er sich für gewiß. Das Rendezvous zu der Teufelsbeschwörung war ein Steinbruch in der Nähe von Wien. Die Herren begaben sich zur Nachtzeit dahin. Es war Sommer und die Beschwörungen dauerten so lange, daß der Tag zu dämmern begann, als die Tagelöhner, die zu ihrer Arbeit gingen, ein so durchdringendes Geschrei vernahmen, daß sie auf den Ort, wo es herkam, hinliefen und hier die Gesellschaft trafen mit einem als Armenier gekleideten Manne, der in seinem Blute schwamm und eben seinen letzten Seufzer aushauchte."

„Es war offenbar der vorgebliche Magus, den die Herren grausam gemordet hatten, um ihre Rache zu kühlen, weil sie sich schämten, geprellt worden zu sein. Die Arbeiter, die sich fürchteten, als Mitschuldige aufgegriffen zu werden, liefen fort und machten Anzeige von dem, was sie gesehen hatten. Die Gerichtsbeam-

ten, die die Namen der Schuldigen und namentlich den des Abbé Sinzendorf erfuhren, machten dem Kanzler, seinem Vater, ihre Meldung und dieser unterließ nichts, um die Sache zu unterdrücken. So gravirlich sie für alle drei Herren war, so brachte sie doch am Meisten den Abbé Sinzendorf ins Gedränge, der eben zum Cardinal ernannt worden war und die Promotion empfangen sollte."

Mit diesem mittelalterlich-abergläubischen alchemistischen und Teufelsbeschwörungs-Treiben und mit jenem gravitätisch-leichtsinnigen und frivolen Phäakenleben ging nun die alterthümliche Frömmigkeit, ja Bigotterie, Hand in Hand, sie vertrug sich ganz gut mit ihr. Der burleske und gröblich burleske Ton ward so allgemein in Wien, daß Stranitzki, der unvergleichliche Erfinder des Wiener Hanswursts, das Volk in diesem Tone eben so zum ewigen Gelächter dahin riß, wie der Augustiner-Pater Abraham a Sancta Clara von der Kanzel in der Stephanskirche herab in ihm predigte.

Die doch gar nicht schwierige Lady Montague bemerkt, daß sie in Wien Stücke habe aufführen sehen, in denen Ausdrücke vorgekommen seien, an denen selbst der rohe Londoner Pöbel Anstoß genommen haben würde. Sie sah unter andern eine Comödie „Amphitryon" aufführen, in welcher ihr auffiel, daß zwei Schauspieler ohne Weiteres ihre Unterkleider fallen ließen im Angesicht der mit Leuten aus der ersten Gesellschaft gefüllten Logen, die aber mit dem Schauspiel sehr zufrieden waren und der Lady versicherten, Amphitryon sei eine

der schönsten Comödien. Director der deutschen Comödien beim Kärnthnerthortheater war damals der Hofmusikus Borosini.

Joseph Anton Stranitzki war der Mann, der Wien entzückte. Er war um 1680 zu Schweidnitz in Schlesien geboren und studirte auf einem protestantischen Gymnasium in Breslau. Die Jesuiten, die einen anschläglichen Kopf in ihm bemerkten, steckten ihm Einlaßbillette zu ihren Schauspielen zu und setzten ihm zu, sich zu convertiren. Sein Schulrector brachte ihn auf die Universität Leipzig. Hier traf Stranitzki die Veltheim'sche Gesellschaft und trat zu ihr. Seine Verwandten kamen darüber in Allarm und er ging nun mit einem schlesischen Grafen auf Reisen nach Italien. Hier besuchte er das Theater, so oft er konnte und machte die wahren Studien zu seiner späteren Laufbahn. Zurückgekehrt nach Deutschland trat er wieder unter eine Schauspielertruppe zu Salzburg und kam mit ihr nach Wien. Hier schwang er sich seit 1706 in einem hölzernen Theater auf dem Neuen-Markte durch extemporirte Burlesken, in denen er mit unübertrefflicher Laune den Hanswurst spielte, zum Liebling des Volks empor, übernahm 1712 das vier Jahre vorher vom Stadtrath erbaute Theater am Kärnthner Thore und starb schon 1727 zu Wien. 1722 gab er das lustige Buch „olla Potrida des durchtriebenen Fuchsmundi" heraus, aus dem man sich einigermaßen von der genialen Art seiner Darstellungen einen Begriff machen kann.

Abraham a S. Clara, ein geborner Schwabe,

war Hofprediger Leopold's I. und der Liebling des gesammten Kaiserhauses, der durch allezeit schlagfertige Laune und unerschöpfliche Mannigfaltigkeit vierzig Jahre lang die Wiener Hofkanzel mit ungeheurem Zulaufe betrat. Zu was für Possen man die Kanzel damals gebrauchte, kann die Wette beweisen, die dereinst *Abraham a Sancta Clara* mit einem Grafen *Trautmannstorf* abschloß, er machte sich anheischig, ihn auf der Kanzel einen Esel zu nennen. Er gewann die Wette, indem er eine Geschichte von einer dummen Gemeinde erzählte, die einen noch dümmeren Schulzen gewählt habe und die er mit den Worten schloß: „Dem Esel traut man's Dorf." Vom Kaiser erlangte Abraham die Gnaden ebenfalls durch Witze. Als das Kloster Mariabrunn gebaut wurde — dasselbe, bis zu welchem ein Jahrhundert später Joseph den Papst nach seinem Besuche in Wien begleitete und welches er ein paar Stunden nach genommenem Abschied aufhob — erschien der Pater vor Leopold ganz niedergeschlagen. „Was fehlt dir, Abraham?" fragte der Kaiser. — „Viel, sehr viel! antwortete derselbe, ich leide an Sand und Stein" — und Leopold wies viel, sehr viel Geld zu Baumaterialien an. Allbekannt sind des lustigen Paters: „Merk's Wien," sein „Narrennest und Narrenspiegel," sein „Judas der Erzschelm," sein „Gemisch gemasch" und viele andere ähnlich betitelte humoristisch-erbauliche Schriften. Er starb 1709 zu Wien, siebenundsechzig Jahre alt.

Bei allem heidnischen Wohlleben behielt Oestreich fort und fort eine vorherrschend christliche, nämlich

christkatholische Richtung und Färbung. Keine Woche verging in Wien, ja es waren nur wenige Tage im Jahre, wo nicht eine oder mehrere Prozessionen aus den zahlreichen Kirchen, Kapellen und Klöstern auszogen, entweder in eine benachbarte Kirche oder in ein nahes Dorf, oder in einen entfernten Wallfahrtsort bis zu funfzehn Meilen weit, wie zu dem wunderthätigen Marienbilde zu Marienzell in der Steiermark, wohin die sämmtlichen Frauen der Monarchie ihre Trauringe hin verehrten, aus Aberglauben, um sie nicht zu verlieren. Die Touristen damaliger Zeit berichten, daß diese große Devotion Wiens eine Folge der großen Angst bei der Türkengefahr von 1683 gewesen sei. Wien allein hatte elf Mönchs- und sieben Nonnenklöster. Mönchsklöster gab es 1500, Nonnenklöster 500 in den Erbstaaten. Die zahlreichsten waren die Franziscaner, die Bettelmönche, sie hatten an 300 und die Kapuziner, sie hatten an 200 Klöster. Die reichsten Priester waren die spanischen, die Jesuiten. In welchem Grade fanatisch damals das Volk von Wien gewesen sei, beweist ein Vorfall mit der Gemahlin des preußischen Gesandten Frau von Brand im Jahre 1730. Frau von Brand fuhr mit ihrer Tochter aus und begegnete der Monstranz, die ein Priester zu einem Kranken trug. Sie ließ ihren Wagen anhalten. Das Volk, mit dieser Ehrenbezeugung nicht zufrieden, zwang die beiden Damen aus dem Wagen zu steigen und auf der Straße niederzuknieen. In und außerhalb Wien mußte das Jedermann thun nach einem ausdrücklichen Mandat Ferdinand's III. vom Jahre

1652 „bei Leib= und Gut=Strafe." Der Widerstand der Frau von Brand und ihr lautester Zuruf, daß sie die Frau des preußischen Gesandten sei, halfen nichts. Man würde sie noch mehr mißhandelt haben, wenn nicht einige Priester sich ins Mittel gelegt hätten. Der Wiener Hof ließ ein paar Leute ins Gefängniß setzen und der König von Preußen begnügte sich, keine andere Satisfaction zu begehren, als daß sie fußfällig den preußischen Gesandten in seinem Hotel um Verzeihung bitten mußten.

Die größte Pracht ward bei Kirchenfesten entfaltet. 1729 sprach der Papst den böhmischen Johann Nepomuk heilig. Da strahlte Wien und Prag im allerhöchsten Kirchenglanze. Acht Tage lang dauerten die Festlichkeiten, an denen der Hof und die ganze Bevölkerung Theil nahm. In Wien war das Innere der Stephanskirche über und über mit Purpur bekleidet. Nach Prag aber strömte fast das ganze böhmische Volk, es kamen über 400 Prozessionen aus den verschiedenen Städten des Landes: Bunzlau mit Granaten und Rubinen, Prachin mit Perlen und Goldsand, Czaslau mit Silberstufen, Grudim mit Kristallen, Leitmeritz mit Wein, Saaz mit Aehren, Rakonitz mit Salz, Königsgräz mit Fasanen, Pilsen mit einem weißen Lamme, Kaurziem mit immergrünen Bäumen. Prag mit seinen hundert Thürmen war prachtvoll beleuchtet.

6. Tagesordnung am Hofe des Kaisers nach Pöllnitz. Lady Montague über den Wiener Hof und das Wiener Leben.

Der Tourist Pöllnitz sah den Hof Carl's VI. im Jahre 1719 und beschreibt die Tagesordnung des Kaisers.

„Sobald er aufgestanden ist, läßt er sich ankleiden. Er liest dann einige Depeschen, giebt einem der Minister Audienz oder wohnt dem Conseil bei. Dann geht er in die Messe, entweder in der Kapelle oder bei Festtagen in einer Kirche. Nach der Messe kehrt er in sein Appartement zurück und hält sich in dem s. g. Retiro bis zum Diner auf. Sobald angerichtet ist, meldet es der Oberkammerherr dem Kaiser, der mit der Kaiserin, die von allen Damen begleitet ist, sich zur Tafel begiebt. Ein Kammerherr oder der Obersilberkämmerer präsentirt den kaiserlichen Majestäten das Waschwasser, darauf setzen sie sich in ihre Fauteuils. Es hat mir geschienen, als wenn der kaiserliche Tisch nicht sehr geschmackvoll servirt sei: die Vaisselle ist alt und alle Schüsseln werden ohne Symmetrie aufgestellt. Jede der Majestäten hatte ihre besonderen Schüsseln, daher werden sehr kleine Schüsseln aufgetragen, ich habe übrigens selbst auf der Tafel nur fünf bis sechs Suppenlöffel gesehen. Sobald der Kaiser sich gesetzt hat, bedeckt er sich. Ein Kammerherr präsentirt den Trunk, beide Majestäten trinken gegenseitig auf ihre Gesundheit. Dann nähern sich der Obersthofmeister, der Oberkammerherr, der Oberststallmeister und der Capitain der Garde, um die Befehle des Kaisers wegen des Nachmittags zu empfangen; dasselbe thun die Ehrendamen

und die Offiziere der Kaiserin. Darauf zieht sich Alles zurück. Das Mittagsmahl währt selten länger als eine Stunde. Die Majestäten bleiben an der Tafel, bis Alles, selbst das Tischtuch, abgeräumt ist, es wird dann ein anderes aufgelegt, darauf stellt der Obersilberkämmerer eine Schüssel und eine Gießkanne von Vermeil zum Waschen. Der Oberkammerherr präsentirt dem Kaiser die Serviette, die Ehrendame der Kaiserin. Hierauf ziehen sich die kaiserlichen Majestäten in ihre Retiraden zurück."

„Des Nachmittags fahren Kaiser und Kaiserin öfters auf die Jagd oder zum Scheibenschießen. Sobald der Kaiser von da zurück ist, giebt er denen Audienz, die durch den Oberkammerherrn darum haben bitten lassen. Diese Audienzen sind ohne Ceremonien, der Kammerherr vom Dienst führt ein. Der Kaiser steht bedeckten Hauptes an einen Tisch gelehnt, über ihm ist ein Baldachin und ein Fauteuil steht ihm zur Seite. Beim Kommen und Gehen werden die üblichen drei Kniebeugungen gemacht. Eben so finden die Audienzen bei der Kaiserin statt: eine der Ehrendamen wohnt in gehöriger Entfernung, daß sie nicht hören kann, was gesprochen wird, bei und der Oberhofmeister bleibt in der Antichambre an der Thüre."

„Bei diesen Audienzen hat sich am Wiener Hofe ein auffallender Mißbrauch eingeschlichen. Den Tag darauf finden sich die Bedienten des Oberkammerherrn und Obersthofmeisters ein und **verlangen eine Belohnung**, ja man bestimmt sogar die Höhe derselben. Auch die Trabanten und Schweizer finden sich

ein, um zu einem glücklichen Erfolg zu gratuliren und ein Trinkgeld zu lucriren."

„Nach Beendigung der Audienzen begiebt sich die Kaiserin in ihr s. g. Spiegelzimmer. Hier findet sie die Damen, die ihr eine nach der andern die Hand küssen und die Kaiserin setzt sich mit ihnen zum Spiel; sie sitzen ohne allen Rangunterschied um den Tisch. Hierbei findet niemand Zutritt als der Kaiser, die Prinzen der kaiserlichen Familie, der Oberkammerherr und der Obersthofmeister."

„Noch besteht in Wien ein Gebrauch, der von dem aller andern europäischen Höfe abweicht. Es giebt keine bestimmten Tage für die Appartements und Zirkel, sondern die Damen schicken zur Ehrendame der Kaiserin, um anzufragen, ob sie aufwarten dürfen und kommen dann zu der ihnen angesagten Stunde."

„Um die Zeit des Soupers kommt der Kaiser zur Kaiserin, dann hört das Spiel auf. Die Kaiserin steht auf und die Damen, die nicht zum Souper bleiben dürfen, küssen ihr die Hand. Darauf setzen sich die Majestäten zu Tisch. Das Souper ist ganz so wie das Diner, nur findet es jederzeit in den Appartements der Kaiserin statt. Die Tafel wird nur durch zwei Kerzen erleuchtet, die man drei- oder viermal wegnimmt; eine der Ehrenfräulein verrichtet diese Function. Wenn sie das Licht wegnimmt, macht sie vorher eine tiefe Verbeugung und giebt es dann dem Silberkämmerer, um es zu putzen, mit einer zweiten Verbeugung stellt sie es wieder auf den Tisch. Nach

Beendigung des Soupers wird den Majestäten das Waschwasser präsentirt, die Oberhofmeisterin oder eine Ehrendame reicht dem Kaiser die Serviette und ein Ehrenfräulein mit dem goldnen Schlüssel der Kaiserin. Wenn die Erzherzoginnen mit den Majestäten speisten, wurde ihnen Waschwasser in derselben Schüssel, in der der Kaiser sich gewaschen hatte, präsentirt, ein Ehrenfräulein überreichte ihnen die Serviette. Sobald der Kaiser sich von der Tafel erhob, präsentirten ihm die beiden ältesten Erzherzoginnen den Hut und der Kaiserin Fächer und Handschuhe; in ihrer Abwesenheit hatten eine Ehrendame und ein Ehrenfräulein mit dem goldnen Schlüssel diese Function. Darauf küssen die Damen, die stehend dem Souper beigewohnt haben, der Kaiserin die Hand, während der Kaiser sich vom Speisesaal in das Spiegelzimmer begiebt. Sobald beide Majestäten hier angelangt sind, zieht sich alles zurück."

Ihrem Empfange bei den Damen des damaligen Wiener Hofs hat die berühmte Touristin Lady Montague, die Wien drei Jahre früher als Pöllnitz, gleich nach dem Utrechter Frieden im Jahre 1716 sah, ein Denkmal gesetzt.

„Als ich zum erstenmal zu Hof ging, schreibt sie, ward ich in ein Kleid gepreßt und mit allen dazu gehörigen Stücken geschmückt: eine sehr unbequeme Kleidung, die aber Hals und Wuchs sehr vortheilhaft erscheinen läßt. Die hiesigen Moden sind ungeheuerlicher und allem gesunden Menschenverstand widersprechender, als möglich ist sich zu denken. Man

baut gewisse Gazefabriken auf die Köpfe, die ohngefähr eine Elle hoch sind und aus drei oder vier Stockwerken bestehen, und verstärkt das alles noch mit unzähligen Ellen schweren Bandes. Das Fundament dieses Baus ist ein Ding, das sie Wulst nennen, was ohngefähr so aussieht, aber viermal dicker ist, als die Rollen, auf die die englischen Milchmädchen ihre Eimer setzen. Diese Maschine bedecken sie mit ihren Haaren und vermischen diese mit einem guten Theile falscher, denn es gilt für eine besondere Schönheit Köpfe zu haben, so breit, daß sie in eine mäßige Tonne hineingehen. Ihre Haare pudern sie ungeheuer, um die Vermischung zu verbergen uud befestigen sie mit drei oder vier Reihen Nadeln, wunderbar dick, zwei bis drei Zoll aus dem Haar herausstehend und mit Diamanten, Perlen, rothen, grünen und gelben Steinen geschmückt. Ihre Reifröcke übertreffen die unsrigen um mehrere Ellen im Umfang, man könnte einige Acker Feld mit ihnen bedecken. Dieser außerordentliche Anzug erhöht noch und hebt noch mehr heraus die natürliche Häßlichkeit, mit der bis auf Ausnahmen Gott, der Allmächtige, die Wiener Damen ausgestattet hat."

„Selbst die liebenswürdige Kaiserin (Elisabeth, die braunschweigische Prinzessin, damals fünfundzwanzig Jahre alt) muß sich in einem gewissen Grade diesen absurden Moden fügen, die sie um alles in der Welt nicht aufgeben würden."

„Ich hatte, der Etikette gemäß, bei der Kaiserin eine Privataudienz von einer halben Stunde und dann

erhielten die andern Damen Erlaubniß zu kommen und aufzuwarten. Die Kaiserin bezauberte mich völlig; ihre Gesichtszüge sind nicht gerade regelmäßig, ihre Augen sind klein, haben aber einen lebhaften Blick, voller Anmuth; ihr Teint ist der schönste, den ich je sah;*) Nase und Stirn sind wohl gebaut, ihr Mund aber hat einen hinreißenden Liebreiz. Wenn sie lächelt, zeigt er eine Schönheit und Anmuth, daß man sie anbeten muß. Sie hat eine sehr große Menge feines, schönes Haar;**) aber ihre Gestalt! — man muß zum Poeten werden, um ihr strenge Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, was sie von Juno und Venus gesagt haben, das erreicht die Wahrheit noch nicht. Die Grazien begleiten sie, die berühmte Statue der Venus von Medicis hat keine zarteren Verhältnisse der Bildung. Die Schönheit ihrer Büste und ihrer Hände ist unübertrefflich. Ehe ich sie sah, glaubte ich nicht, daß es so etwas Vollkommnes in der Natur gäbe und es that mir ordentlich leid, daß mein Rang mir nicht erlaubte, diese

*) Ein ungenannter Tourist im ersten Band der Reisen Bernoulli's erzählt, daß die Kaiserin sich niemals seit ihrer Vermählung im ganzen Glanze ihrer Schönheit habe zeigen können. An dem Tage selbst, wo sie in Spanien ihre erste Zusammenkunft in Barcellona mit Carl VI. hatte, ward sie so grausam von einer Gattung giftiger Mücken gestochen, daß ihr Gesicht zum Erstaunen aufschwoll und nie wieder „zu seiner vorigen Blüthe der Farben gelangte.“ Dasselbe berichtet der preußische Gesandte Graf Podewils in einer Depesche vom 22. März 1747.

**) es war silberfarbig.

Hände zu küssen; geküßt aber werden sie genug, denn jedermann, der ihr aufwartet, küßt sie beim Kommen und Gehen."

„Als die Damen bei der Kaiserin eingetreten waren, setzte sie sich nieder, um Quinze zu spielen. Ich konnte ein Spiel, das ich nie gespielt hatte, nicht mitspielen, aber sie ließ mich an ihrer rechten Seite niedersetzen und war so freundlich, mit mir viel mit der ihr eignen Anmuth zu sprechen. Ich wartete jeden Augenblick, wenn die Herren zur Aufwartung eintreten würden; aber hier ist ein Hofempfang sehr verschieden von dem in England; kein Herr erscheint hier, als der Oberhofmeister, um der Kaiserin die Ankunft des Kaisers zu melden. Seine Kaiserliche Majestät beehrten mich auf sehr verbindliche Weise mit mir zu sprechen; mit andern Damen spricht er aber nie und im Ganzen geht es sehr gravitätisch und ceremoniell zu."

„Die Kaiserin Amalie (von Hannover), Wittwe Kaiser Joseph's, machte denselben Abend der regierenden Kaiserin ihren Besuch; es begleiteten sie die beiden Erzherzoginnen, ihre Töchter (Marie Josephe und Marie Amalie), die recht angenehme junge Prinzessinnen sind. Die kaiserlichen Majestäten standen auf und gingen ihr bis an die Thüre entgegen, dann setzte sie sich in einen Armstuhl zur Kaiserin und eben so beim Souper. Hier wurden die Herren zur Aufwartung zugelassen. Die Erzherzoginnen erhielten Stühle ohne Armlehnen. Bei Tafel warteten die Ehrenfräulein der Kaiserin auf, deren es zwölf aus den ersten Familien giebt. Sie bekommen keinen

Gehalt, nur Wohnung bei Hofe; sie leben hier in einer Art von Einschließung, da nicht gestattet ist, daß sie zu Assembleen und auf öffentliche Orte in der Stadt gehen dürfen, ausgenommen, wenn eine von ihnen sich verheirathet. Regelmäßig schenkt bei dieser Gelegenheit die Kaiserin ihr Bild in Diamanten. Die drei ersten dieser Fräulein heißen Schlüsseldamen und tragen an ihrer Seite goldne Schlüssel. Höchst spaßhaft ist der Gebrauch, daß diese Damen, so lange sie leben, wenn sie den Dienst der Kaiserin verlassen haben, ihr alle Jahre ein Geburtstagsgeschenk geben müssen. Die Kaiserin hat nur unverheirathete Damen zu ihrem Dienst, ausgenommen die Oberhofmeisterin, die gewöhnlich eine Wittwe aus den ersten Familien ist und sehr alt; sie ist zugleich Gouvernante der Ehrenfräulein."

„Tags darauf hatte ich eine Audienz bei der Kaiserin Mutter (Eleonore von Neuburg), eine Prinzessin von großer Tugend und Güte, die aber sich zu einer übermäßigen Devotion zwingt. Sie nimmt unaufhörlich außerordentliche Bußacte mit sich vor, ohne jemals etwas gethan zu haben, was sie dazu nöthigte. Sie hat dieselbe Zahl von Ehrenfräulein, die sie bunt sich tragen läßt, während sie selbst fortwährend in Trauer geht, und wahrhaftig nichts kann hier trauriger sein, als Trauer. Nicht das geringste kleine Stückchen von Weißwäsche sieht man, alles nur schwarzer Krepp. Hals, Ohren, Backen sind mit einem gefältelten Stück von demselben Stoff bedeckt und das Gesicht, das in der Mitte herausguckt,

sieht aus, als wenn's am Pranger stehen müßte."

„Tags darauf war ich bei der Kaiserin Amalie auf dem Lande. Ich sah dort etwas ganz neues, was an diesem Hofe aber ein ganz gewöhnliches Vergnügen ist. *) Die Kaiserin saß selbst auf einem kleinen Throne am Ende einer schönen Allee im Garten; ihr zu beiden Seiten waren ihre Damen rangirt, an der Spitze die beiden Erzherzoginnen, alle hatten in den Haaren Juwelen, und schöne leichte Gewehre in den Händen; in angemessener Entfernung standen drei ovale Bilder, das waren die Scheiben, nach denen sie schossen. Das erste Bild war ein Cupido, der ein Glas mit Burgunder füllt, mit dem Motto: „Hier ist es leicht, tapfer zu sein!" Das zweite Bild, eine Fortuna, hielt eine Guirlande in der Hand, mit dem Motto: „Für die, der das Glück wohl will!" Das dritte ein Schwert mit einem Lorbeerkranz auf der Spitze und dem Motto: „Da ist es keine Schande, besiegt zu werden!" Bei der Kaiserin stand eine vergoldete, mit Blumen bekränzte Trophäe, worauf reiche türkische Tücher, Shawls, Bänder, Schnuren rc. für die geringen Preise hingen. Den ersten Preis theilte die Kaiserin mit eigner Hand aus, es war ein schöner Rubinring mit Diamanten eingefaßt, in einer goldnen Dose. Der zweite Preis war ein kleiner Cupido in Brillanten.

*) Schon zu Seiten der Mutter Leopold's, der stattlichen Eleonore Gonzaga von Mantua, waren die Damenschießen üblich.

Außerdem ein schönes Theeservice von vergoldetem Porzellain, lackirte Kästchen, Fächer und andre kleine Galanterien. Alle Standespersonen von Wien sahen zu, aber die Damen allein durften schießen und die Erzherzogin Amalie erhielt den ersten Preis."

Die an englischen Luxus gewöhnte Lady Montague läßt der großen Pracht, die sie in den Häusern der Aristokratie in Wien wahrnahm, ihre volle Bewunderung widerfahren. Sie drückt zwar ihr Mißfallen darüber aus, daß die Besitzer dieser Häuser die Räumlichkeiten, die sie nicht selbst brauchten, vermietheten, wodurch die Treppen, die in der Regel von Stein seien, so schmutzig wie die Straßen würden, fährt aber dann so fort: „Hat man die Treppen erstiegen, so ist man um so mehr von der Pracht der Zimmer überrascht. Sie bestehen gewöhnlich in einer Enfilade von acht oder zehn großen Gemächern, wo Sculptur, Vergoldung und Meublement das übertrifft, was man in andern Ländern in den Palästen der Souveraine zu sehen gewohnt ist. Die Zimmer sind mit den schönsten Brüßler Tapeten bekleidet, die Spiegel bestehen aus prachtvollen Gläsern von erster Größe und sind in Silberrahmen gefaßt, die Tische sind lackirt; die Stühle, die Sophas, die Betten, die Fenstervorhänge sind vom reichsten Genueser Sammt oder Damast, und mit goldnen Borden oder Stickereien verziert; die Zimmer enthalten die schönsten Gemälde, Porzellanvasen und große Bergcristallkronleuchter. Diesem Ameublement entspricht der gute Geschmack und die Pracht an der Tafel. Ich habe schon

bei mehreren Personen von der ersten Gesellschaft gespeist und mehrmals den Tisch mit funfzig sehr wohl zubereiteten und in Silber aufgetragenen Schüsseln bedeckt gesehen; das Dessert eben so in Porzellan von der größten Schönheit. Was mir am meisten auffiel, war die Mannichfaltigkeit und Vortrefflichkeit ihrer Weine. Der Gebrauch ist, unter das Couvert jedes Gasts eine Liste davon zu legen und oftmals habe ich bis zu achtzehn Sorten gezählt, von denen jede in ihrer Art ganz ausgesucht war.*) Ich speiste gestern in dem Landhause des Vicekanzlers, Grafen von Schönborn, es ist dies eins der schönsten, das ich gesehen habe. Das Ameublement ist vom feinsten und reichsten Geschmack. Der schönste Brokat und Sculptur und Malerei sind darin mit Verschwendung verwendet; das Haus enthält eine Galerie, die von Seltenheiten, wie Corallen, Perlmutter, dem theuersten Porzellan, Statuen von Alabaster und Elfenbein,

*) Der französische Gesandte Herr von Bussy, der nur auf eine kurze Zeit, um einen Auftrag seines Hofs auszurichten, nach Wien gekommen war, persiflirte einmal diese Vieleweinetrinkerei in Wien auf eine drollige Weise. Er ließ unter die Teller eine ungemein lange Liste von Weinen legen. Einer der Gäste bezeugte ihm seine höchste Verwunderung, daß er auf die kurze Zeit seines Aufenthalts sich mit so einer erstaunlichen Menge verschiedener Weine eingerichtet habe. Herr von Bussy erwiederte, er möge nur so gütig sein, die Ueberschrift der Liste nicht übersehen zu wollen. Sie lautete: „Verzeichniß der Weine, die ich nicht habe" — auf der Rückseite standen die wenigen Sorten, mit denen er seinen Gästen aufwarten wollte.

und die Offiziere der Kaiserin. Darauf zieht sich Alles zurück. Das Mittagsmahl währt selten länger als eine Stunde. Die Majestäten bleiben an der Tafel, bis Alles, selbst das Tischtuch, abgeräumt ist, es wird dann ein anderes aufgelegt, darauf stellt der Obersilberkämmerer eine Schüssel und eine Gießkanne von Vermeil zum Waschen. Der Oberkammerherr präsentirt dem Kaiser die Serviette, die Ehrendame der Kaiserin. Hierauf ziehen sich die kaiserlichen Majestäten in ihre Retiraden zurück."

„Des Nachmittags fahren Kaiser und Kaiserin öfters auf die Jagd oder zum Scheibenschießen. Sobald der Kaiser von da zurück ist, giebt er denen Audienz, die durch den Oberkammerherrn darum haben bitten lassen. Diese Audienzen sind ohne Ceremonien, der Kammerherr vom Dienst führt ein. Der Kaiser steht bedeckten Hauptes an einen Tisch gelehnt, über ihm ist ein Baldachin und ein Fauteuil steht ihm zur Seite. Beim Kommen und Gehen werden die üblichen drei Kniebeugungen gemacht. Eben so finden die Audienzen bei der Kaiserin statt: eine der Ehrendamen wohnt in gehöriger Entfernung, daß sie nicht hören kann, was gesprochen wird, bei und der Oberhofmeister bleibt in der Antichambre an der Thüre."

„Bei diesen Audienzen hat sich am Wiener Hofe ein auffallender Mißbrauch eingeschlichen. Den Tag darauf finden sich die Bedienten des Oberkammerherrn und Obersthofmeisters ein und verlangen eine Belohnung, ja man bestimmt sogar die Höhe derselben. Auch die Trabanten und Schweizer finden sich

ein, um zu einem glücklichen Erfolg zu gratuliren und ein Trinkgeld zu lucriren.“

„Nach Beendigung der Audienzen begiebt sich die Kaiserin in ihr s. g. Spiegelzimmer. Hier findet sie die Damen, die ihr eine nach der andern die Hand küssen und die Kaiserin setzt sich mit ihnen zum Spiel: sie sitzen ohne allen Rangunterschied um den Tisch. Hierbei findet niemand Zutritt als der Kaiser, die Prinzen der kaiserlichen Familie, der Oberkammerherr und der Obersthofmeister.“

„Noch besteht in Wien ein Gebrauch, *der von dem aller andern europäischen Höfe abweicht. Es giebt keine bestimmten Tage für die Appartements und Zirkel*, sondern die Damen schicken zur Ehrendame der Kaiserin, um anzufragen, ob sie aufwarten dürfen und kommen dann zu der ihnen angesagten Stunde.“

„Um die Zeit des Soupers kommt der Kaiser zur Kaiserin, dann hört das Spiel auf. Die Kaiserin steht auf und die Damen, die nicht zum Souper bleiben dürfen, küssen ihr die Hand. Darauf setzen sich die Majestäten zu Tisch. Das Souper ist ganz so wie das Diner, nur findet es jederzeit in den Appartements der Kaiserin statt. Die Tafel wird nur durch zwei Kerzen erleuchtet, die man drei- oder viermal wegnimmt; eine der Ehrenfräulein verrichtet diese Function. Wenn sie das Licht wegnimmt, macht sie vorher eine tiefe Verbeugung und giebt es dann dem Silberkämmerer, um es zu putzen, mit einer zweiten Verbeugung stellt sie es wieder auf den Tisch. Nach

Man hat mir gesagt, daß die Einnahme manchen Abend an 1000 Ducaten betrage. Der Ballsaal ist sehr reich geschmückt. Die Musik würde vortrefflich sein, wenn man dabei nicht Jagdhörner gebrauchte, solche Blasinstrumente sind nach meinem Geschmack nur ein Lärm, der die Ohren betäubt. Dieser Lärm aber gefällt den deutschen Ohren so sehr, daß man keine gute Musik zu haben glaubt, wenn diese Blasinstrumente fehlen. Die Bälle werden jedesmal mit englischen Contretänzen beschlossen. Man tanzt sie zu dreißig bis vierzig Paaren, aber sehr schlecht; man kennt nur fünf bis sechs solche Tänze und die tanzt man regelmäßig schon seit funfzig Jahren. Ich hatte Lust ihnen neue zu lehren, aber das würde mir zwei bis drei Monate Zeit gekostet und ich würde doch meine Mühe verloren haben, ohne sie ihnen begreiflich zu machen."

„Ich kenne keine Stadt, wo es so wenig kostet, eine vortrefflich bestellte Tafel zu halten. Man hat in Wien alle Arten von Lebensmitteln in bester und reichster Auswahl. Es ist eine Lust, die Märkte zu durchgehen. Sie sind stets mit Geflügel, mit Wildpret, mit Dingen, die wir unter die Seltenheiten rechnen, überflüssig angefüllt, täglich kommt das alles aus Ungarn und Böhmen. Es fehlen ihnen nur die Meerdelikatessen und sie lieben sie vielleicht um so stärker, als sie sie sich nicht verschaffen können. Austern lassen sie aus Venedig kommen und verzehren sie mit Begierde, sie mögen frisch sein oder nicht."

Zum Schlusse mögen noch einige Curiosa folgen,

die Graf Mailath in seiner östreichischen Geschichte über die letzte Habsburger Zeit mittheilt.

„Auf Bällen der gebildeten Stände wurden die Männer von den Damen zum Tanz aufgefordert. Das erste und zweitemal mußte man sich mit der Ungeschicklichkeit entschuldigen; forderte die Dame den Herrn zum drittenmale auf, so stellte er sich mit ihr an, wollte er aber nicht tanzen, so führte er die Dame in die Mitte des Saals, entschuldigte sich noch einmal mit seiner Ungeschicklichkeit und ließ sie stehn. In Ungarn erschienen häufig Masken auf den Bällen, die Maske durfte sich nach zwei Tänzen entfernen, ohne sich demaskiren zu müssen; wenn sie aber noch einen dritten Tanz tanzte, mußte sie die Larve abnehmen und sich zu erkennen geben.“

„Heirathen wurden, ohne Zuziehung der Kinder, von den Eltern verabredet. Oft hatten solche Zusagen schon in der Kindheit statt und die sich auf diese Weise gleichsam verlobt waren, erfuhren dies oft erst dann, wenn ihnen bedeutet wurde, daß jetzt die Zeit des Heirathens da sei. Nun mußte der Bräutigam zu dem ihm bestimmten Fräulein gehen, er trug ihr sein Anliegen vor, ließ sich — dies war Vorschrift — auf das rechte Knie nieder und bat um ihre Hand. Das Fräulein, von ihren Eltern schon früher unterwiesen, gab ihm zur Antwort: „Er möge mit den Eltern reden.“ Hierauf mußte er ihr die Hand küssen und sich entfernen.“

„Am andern Tage erschien er so zierlich gekleidet, als möglich, hielt eine fein gedrechselte Rede, oft in

Versen, brachte seine Werbung an und die Sache war in Ordnung."

„Wunderbar contrastirte damit die ungarische Art. Unter Carl VI. und auch später fuhren die ungarischen jungen Herren selten, sie ritten meist. Wenn nun ein solcher Gast in einen Edelhof oder in eine Burg eintritt, feuerte er im Hof ein Pistol ab. Dies war das Zeichen, daß ein unverheiratheter Mann gekommen sei. War das Fräulein vom Hause heirathbar, so erkundigte sie sich nach dem Namen des Gastes und besprach sich mit der Mutter, oder veranlaßte den verblümten Bescheid auch selbst. War der junge Mann als Schwiegersohn nicht annehmbar, so wurde ein Spanferkel als Braten aufgesetzt; war er gleichgültig, so kam irgend ein anderer Braten auf den Tisch, wenn aber ein Indian (kalekutischer Hahn) aufgetragen wurde, war der junge Mann gewiß, daß er willkommen sei. Nie ist damals in Ungarn vor Tisch ein Heirathsantrag gemacht worden. Wenn der Heirathslustige sich mit einem Brautwerber einfand, mußte er nach Tisch die Gesellschaft unter irgend einem Vorwand verlassen, worauf der Brautwerber seinen Antrag — weit ausholend — vorbrachte. Manchmal hatten sich Braut und Bräutigam früher gar nicht gesehen."

7. Ausbildung der neuen östreichischen Aristocratie, ihre Privilegien und ihre Stellung zum Hofe.

Was in England schon im funfzehnten Jahrhundert die Kriege der Rosen gewesen waren: Ecrasirung des alten Adels und darauf folgende Stiftung eines

neuen; was in Frankreich im sechszehnten Jahrhundert die Hugenottenkriege und ihre blutigste Spitze, die Bartholomäusnacht, gewesen war: Ecrasirung des hugenottischen Adels und darauf folgende Organisirung eines streng an den Hof gebundenen katholischen Adels; was endlich im achtzehnten Jahrhundert für Rußland die Regierung *Peter's des Großen* war, der dem alten Bojaren- und Knesenadel einen ganz neuen Dienstadel substituirte — gerade das war in Oestreich im siebenzehnten Jahrhundert der dreißigjährige Krieg gewesen: er hatte die erste protestantische Adelskette mit ihrer allgewaltigen „Autonomie" niedergebrochen und einen neuen streng katholischen und fort und fort mit lauter neuen Convertiten vermehrten Hofadel geschaffen.

Es waren jetzt nicht mehr die alten Dynasten und Edelherren von Oestreich, von der Steiermark und von Böhmen, welche auf ihren mächtigen festen Herrschaftsschlössern als die wahren Herren des Landes, dem Hofe die Spitze bietend, wohnten; dieser Adel, die in der Hofgeschichte des ersten *Ferdinand* geschilderte erste protestantische Adelskette, war zersprengt, hatte seit der weißen Bergschlacht das Land räumen müssen; was damals nicht geächtet und vertrieben ward, war nach und nach verkommen oder verarmt. Die Maßregeln, die Kaiser *Leopold* schon *vor* den glücklichen Türkenkriegen gegen die im Lande zurückgebliebenen protestantischen Adelsgeschlechter getroffen hatte — ich erinnere an den oben erwähnten Kinderraub am Todtenbette *Rudolf Sinzendorf's* 1676 — hatten erwirkt, daß die Conversionen, die früher nur einzeln vorgekommen waren, jetzt massenweise sich

folgten. Ein Enkel Helmhard Jörger's, des Hauptvorfechters der Protestanten unter Ferdinand II., war schon wieder hochbetrauter Minister Leopold's I. Es fand sich, daß gerade die Convertiten die besten Katholiken waren. Die Convertiten vergaßen die Tage der babylonischen Gefangenschaft, begaben sich nach wie vor wieder zur Messe, beteten ihren Rosenkranz, gingen in den Prozessionen mit als Patriarchen oder Waldteufel, trugen die Kutten marianischer oder seraphischer Brüderschaft, wurden aber wieder so reichbegütert und mächtig wie zuvor. Von den einundsiebenzig Grafen-, Herren- und Rittergeschlechtern, welche sich zur Zeit des westphälischen Friedens noch öffentlich zur protestantischen Religion bekannten, gab es zur Zeit Maria Theresia's nur noch drei in Oberöstreich: eine Linie der Grafen Auersperg, die Grafen Laßberg und die Barone Stockhorn. Sogar die Zinzendorfe, die Familie des Bischofs der Brüdergemeinde, hatte sich 1739, ein Jahr vor des letzten Habsburgers Tode, in der Person des Seniors derselben convertirt und der letzte Zinzendorf folgte unter Maria Theresia 1764. Jene drei Familien hatten noch ihre Güter, blieben aber von allen Anstellungen ausgeschlossen und mit der Religionsübung waren sie nach Oedenburg in Ungarn und an die lutherischen Gesandtschaftscapellen in Wien gewiesen*).

*) Leopold verbot den evangelischen Herren dies Letztere noch ausdrücklich durch zwei Befehle vom 26. Jan. 1683 und 24. Juli 1688; erst seit seinen Nachfolgern ward es erlaubt.

Der neue Adel, den Ferdinand im dreißigjährigen Kriege sich geschaffen hatte und der aus dem Kerne der in Oestreich, Böhmen und Mähren dem Kaiserhause treu gebliebenen Familien bestand, der Dietrichsteine, Egggenberge, Trautmannsdorfe, Lobkowitze, Breuner, Harrach u. s. w., ferner aus den ältesten Convertiten, wie den Liechtenstein, den Khevenhüller, den Althann, den Kuffstein u. s. w., endlich aus den zahlreichen und reich mit Gütern namentlich in Böhmen dotirten italienischen, spanischen, wallonischen, croatischen militairischen Familien, wie der Colloredo, Collalto, Gallas, Boucquoy u. s. w. — dieser Adel war ein ganz anderer als die alten Dynasten und Edelherren gewesen waren, es war ein Adel von neucreirten Grafen und Fürsten, der seine Grafen- und Fürstentitel dem Festhalten des katholischen Glaubens oder dem Rücktritt zu demselben verdankte. Ferdinand schuf, wie oben erwähnt, zwanzig bis dreißig neue Fürsten- und gegen siebenzig neue Grafengeschlechter. Seine Nachfolger fuhren in diesem Wege fort. Ferdinand III. fürstete die neuconvertirten Auersperg, Leopold I. die treu katholisch gebliebenen Schwarzenberg und Fürstenberg und nach der 1683 abgewandten Türkengefahr die bereits unter Ferdinand II. convertirten Esterhazy's: aus den beiden großen Fournéen in und nach dem Jahre der weißen Bergschlacht und in und nach dem Entsatzjahre von Wien datirt fast der ganze heutige hohe Adel Oestreichs.

Diese neugeschaffene Aristocratie von Grafen und Fürsten ließ sich denn auch gefallen, was Kaiser Leopold ihnen erklärte: „daß er den Gehorsam und die Anhänglichkeit seines getreuen Adels vorzüglich darin erkennen werde, wenn derselbe seine Schlösser und Burgen verlassen und in die Städte und vorzüglich in die Hauptstadt übersiedeln würde.“ Der neue hohe Adel Oestreichs that demgemäß und wußte von Zeit zu Zeit in der Wiener Hofburg seine Devotion gegen Kaiserliche Majestät mit spanischer Kniebeugung vor den getreuen übrigen Unterthanen auf's Alleranschaulichste zu versinnlichen. Indem man dem Kaiser seine „hohe Reputation“ beließ, ja den Nimbus derselben noch steigerte, hielt man fort und fort fest an dem Princip, das einmal ein Herr der ersten protestantischen Adelskette, Herr von Tschernembl, dem Kaiser Matthias bei den Verhandlungen über die Capitulationsresolution in einer am 12. März 1609 gehaltenen Rede geradezu und überaus expressiv ausgedrückt hatte: „Derjenige Herr ist für keinen hohen Potentaten zu achten, der sich einen König vieler Knechte und Sclaven nennen kann, sondern der über einen ansehnlichen befreiten Adel und privilegirte Stände und Landschaften ein Herr ist. Je höher nun eine Landschaft oder Stände privilegirt, je höher ist derselbe Herr und Potentat und je größer ist seine Reputation.“ Dieser in England, wo es eine dritte Potenz, die gentlemen, die Gemeinen giebt, sehr

richtige Satz war in Oestreich, wo „die zwei obern Stände" ihre hohe Stellung über den dritten Stand schon durch den Namen recht eindrücklich versinnlichten*), geradezu eine Proclamirung des Systems der Adelsoligarchie. Die neue östreichische Aristocratie sprach diesen Satz nicht mehr öffentlich aus, aber sie hielt ihn fest.

Neben dem Ceremoniel der Devotionsbezeugungen genoß der neue hohe Adel Oestreichs wahrhaft fürstliche Rechte dem Kaiser gegenüber und zwar nicht etwa blos mittelalterliche fürstliche Ehrenvorrechte, sondern recht reelle, moderne, einträgliche fürstliche Rechte, solche Rechte, die sich zum Theil für eine gute Landesverwaltung geradezu hemmend erwiesen und deshalb auch abgeschafft wurden, als ein kräftiger Herr die Zügel der Regierung überkam.

Zu den noch mittelalterlichen fürstlichen Ehrenvorrechten der neuen hohen Aristocratie Oestreichs gehörte das Recht, das die Schwarzenberge, Liechtensteine und Dietrichsteine, die Esterhazy's, die Windischgrätz, die Harrach, Hardegg, Schlick und die heut zu Tage ausgestorbenen Trautson besaßen, in ihren alten Herrschaftssitzen Ducaten und andere Münzen mit ihrem Bildniß und Wappen prä-

*) Im dritten Stande Niederöstreichs hatte die Stadt Wien eine halbe und achtzehn andere Städte und Märkte auch nur eine halbe Stimme. Diese zwei halben Stimmen des dritten Standes waren seine ganze Macht, während im Herren- und Ritterstande jeder Parvenu, der recipirt wurde, seine ganze Stimme hatte.

gen lassen zu dürfen; ferner das Recht, das die Schwarzenberge als Herzoge von Krummau und die Esterhazy's in Eisenstadt ausübten, 150 und beziehentlich 200 Mann Leibwache sich halten zu dürfen; der Lehnhof, den viele alte Familien hatten, wie die Liechtenstein, die Starhemberg, die Harrach, die Hardegg, die Traun, die Stubenberg, die Weissenwolf, die Zinzendorf und Pottendorf und die Polheim. Die Schwarzenberge, die Esterhazy's und die Breuner hatten sogar das Recht zu adeln, Doctoren, Licentiaten und Notarien zu creiren.

Zu den reelleren, weil sehr lucrativen und deshalb für den Mißbrauch äußerst verführerischen Privilegien des hohen Adels Oestreichs gehörte die Zoll- und Aufschlagsbefreiung von Victualien und Bedürfnissen, welche sich dieser Adel von seinen eignen Gütern mit Päffen zuführen ließ: ein solches Privileg genossen z. B. die Starhemberg und die Traun.

Ganz modern exceptionell waren aber die Mauthprivilegien, die Privilegien, auf ihren Herrschaften zu Wasser und zu Lande Mauthen und Zölle zu errichten, die einzelne hohe Adelsgeschlechter sich zu verschaffen gewußt hatten. Diese Privilegien waren ganz neu, sie datirten vom Anfang der neuen Adelsherrschaft in Oestreich, vom dreißigjährigen Kriege. Das Diplom, das die Harrach von Kaiser Ferdinand II. erhielten, war vom 10. August 1624 und vom 25. August 1625. Später erhielten die Breuner auf Aspern ein gleiches Privileg durch Diplom vom 18.

März 1659 von Kaiser Leopold I. Diese Privilegien waren es, welche sich für eine vernünftige und wohlgeordnete Landesadministration so ungereimt darstellten, daß Kaiser Joseph II. sie mittelst Ablösungen abstellte.

Zu den durch ihre Exclusivität für eine gute Landesverwaltung nachtheilig wirkenden Vorrechten gehörte ferner die eigne Vormundschaft, die der Adel über adelige Pupillen und Waisen führte, wo von Seiten der Seitenverwandten begreiflich die ärgsten Bedrückungen und Betrügereien, ohne daß irgend Jemand sie erfuhr, vorkommen konnten. Es gehörte dazu ferner das Recht des Adels, in Klagsachen nicht vor ein fremdes Gericht außer Landes vorgefordert zu werden, was fremden Klägern begreiflich ihr Recht wiederholt zu finden unmöglich machte. Ganz besonders aber gehörte zu diesen nachtheiligen Adelsrechten das s. g. Einstandsrecht, das nach dem Privilegium Kaiser Max' II. von 1572, welches den Adel Oestreichs als geschlossenes Corps constituirte, diesem Adel allein und ausschließlich zukommende Recht, Güter im Lande zu erwerben, welches denn Joseph II. auch aufhob.

Die überwiegende Macht des östreichischen Adels lag aber vor allem Anderen in seiner völlig exceptionellen, ja man kann sagen völlig privilegirten Stellung in Strafgerechtigkeitsfällen.

Strenge bewies die Regierung in Oestreich gegen den Adel nur in politischen Vergehungen, in Hochver-

rathsfällen. In den sämmtlichen kaiserlichen Staaten, nicht blos in Ungarn, sondern auch in Oestreich und Böhmen herrschte sonst bei gewöhnlichen peinlichen Verbrechen, die Individuen des höheren Adels oder der Geistlichkeit sich zu Schulden kommen ließen, eine fast unglaubliche Nachsicht. Sie standen in Capitalfällen nicht unter dem gemeinen Gesetz und wurden (außer, wie gesagt, in Hochverrathsfällen) größtentheils sehr gelinde, fast immer heimlich bestraft durch Einsperrung in ewiges leibliches Gefängniß, oft auf ihren eignen Schlössern und sehr oft nur mit Geldbußen. Tortur oder peinliche Frage gegen ein Individuum höheren Adels oder des geistlichen Standes, so wie öffentliche oder verschärfte Hinrichtung war in Oestreich (außer, wie gesagt, in Hochverrathsfällen) fast unerhört. Kam es ja zur Enthauptung, so fand sie in einem schwarzbehangenen Zimmer, die Blutrichter auf rothbehangenen Sitzen im Burgsaal oder im Schloßhofe, jedoch bei verschlossenen Thoren Statt. Die Leichname wurden den Familien zu ehrlichem Begräbnisse zurückgegeben. Das Ausstecken des Kopfes oder der Hand, das auf das Rad Flechten hatte bei den höheren Ständen seit dem großen Prager Bluttage nie mehr Statt. Sorgfältigere Erziehung, reichere Mittel der Bildung, überhaupt günstigere äußere Verhältnisse wurden also nicht als erschwerende, sondern als mildernde Umstände angesehen. Die Pönen mußten dagegen gerade gegen die Nothleider recht unerbittlich executirt werden, damit die Machthaber nicht etwa durch die Desperation dieser Nothleider im Ausgenuß ihres Freudenhimmels

gestört würden: Ordnung und Ruhe mußten im Lande herrschen, dazu waren die Gesetze gesetzt. Dem Adel gingen seine Rohheiten und Gewaltthätigkeiten immer mit leidlicher Strafe aus. Ein Sigismund von Gussig, Sohn eines kaiserlichen Obristen, der in Croatien stand, hatte sich im Jahre 1652 zu Grätz mit Justina von Soreckh verlobt, die Braut sagte ihm aber, wegen ungestümen Wesens auf einer Spazierfahrt außer Grätz, das Verlöbniß ab: er erschoß sie sofort im Grimme. Er floh und das gegen ihn gesprochene Urtel war: Verbannung aus den kaiserlichen Erblanden. Betrügereien, die Adelspersonen aus offenbarer Ueppigkeit und Frechheit verübt hatten, wurden nur, um den Schein zu retten, bestraft; sobald es sich machen ließ, kam Gnade: der Hofkammerpräsident Sinzendorf ist hiervon ein insignes Exempel. Selbst recht naturwidrige Verbrechen gingen dem Adel fast ungestraft durch: unter Leopold kamen ein Vater- und zwei Brudermörder aus dem Herrenstande Inneröstreichs mit ewigem leiblichen Gefängniß auf ihren eigenen Schlössern durch. Ein Graf Wolkenstein erhielt wegen Incest mit seiner Schwester keine andere Strafe, als daß er die große Mauer des Innsbrucker Thiergartens ausbauen mußte, die die landesfürstliche Kammer aus Mangel an Geldmitteln unvollendet hatte lassen müssen. Selbst jene fürchterliche Ungaradelsdame Elisabeth Nadasty, geborne Bathory, die Nichte des großen Stephan Bathory, welche 3—400 bäuerliche und bürgerliche Jungfrauen hatte aderlassen und unter gräßlichen Martern tödten lassen,

weil sie die grausam verruchte Superstition hegte, Blut von gequälten und tödtlich erschreckten Personen könne, wenn man sich damit wasche, dazu dienen, die Haut weiß, weich und fein zu erhalten, starb ruhig nach dreijähriger Gefangenschaft 1614, zu Tode gefüttert, auf ihrer Burg Cseitte, während noch dazu ihre gemeineren Helfershelfer, die sie zu den Gräueln befehligt hatte, waren hingerichtet und verbrannt worden.

Einmal statuirte Kaiser Carl VI. bei einem schrecklichen Falle — wo das Verbrechen an einem Gliede des hohen Adels selbst begangen worden war — ein Exempel. Ein Graf Thurn, einer edlen und reichen, aber nicht schönen Frau vermählt, hatte sich sterblich in ein Fräulein aus dem Hause Strasoldo verliebt. Sie ward guter Hoffnung. Mutter und Bruder drangen heftig in Thurn, die Ehre ihrer Tochter und Schwester zu retten, sie zu heirathen und deshalb — da es sich nicht anders thun lasse, man katholisch sei und sich nicht könne scheiden lassen — die jetzige Frau aus dem Wege zu räumen. Mit erheuchelter Zärtlichkeit luden die Strasoldo's Thurn und seine Gattin zur Feier des Fastnachtsdienstags 1726 und vollführten den Mord auf hinterlistige und grausame Art. Nur wenige Tage blieb er verborgen. Carl rescribirte: „obwohl die Inquisiten altadeligen Namens und hohen Standes, sei dennoch in tali casu gravissimo und bei so schreienden Indiciis, auch zum Theile bereits erfolgter Einbekanntniß in alle Wege, wie sonst, mit gütlicher und peinlicher Frage, ganz nach dem allgemei-

nen Gesetze zu verfahren.“ Der junge Strassoldo wurde enthauptet, seine Mutter aber und der Graf Thurn erlitten noch vorher die auf Meuchelmord und grausamen Mord gesetzlich verfügte Verschärfung des Reißens mit glühenden Zangen — jedoch unentweiht vom Anblick niedrig geborner Augen, im Schloßhofe zu Gradiska, dessen Thore gesperrt und gegen den Andrang des erbitterten Volkes durch ein starkes Commando Arkebusirer beschirmt wurden.

Waren die Rechte des neuen hohen Adels Oestreichs dem Kaiser gegenüber ganz ausbündig, so waren sie es in noch weit stärkerem Maaße ihren Unterthanen gegenüber. In dieser Beziehung gingen die beiden wesentlich aristokratisch-organisirten Staaten Europas, Oestreich und England, diametralisch aus einander. Der hohe Adel in Oestreich genoß die Gerichtsbarkeit über seine Unterthanen und hierzu gehörte meistens das Blutgericht, die Criminalgerichtsbarkeit. Bei den hohen Lords in England war dieses gothische Verhältniß längst abgeschafft: hier war die richterliche Gewalt von der gesetzgebenden und ausübenden seit der „glorreichen Revolution“ principiell getrennt. Der hohe Adel in Oestreich war aber nicht blos Gerichtsherr seiner Unterthanen, er war auch ihr Executor, Herr über ihre Beutel und sogar über ihre Leiber: denn er übte das Recht aus, die Landesabgaben einzusammeln und die Rekruten auszuheben. Hierzu kam endlich noch die nicht wenig lastende, ächt mittelalterliche Jagd- und Forstgerechtigkeit mit dem Wildbann, die

England längst ausgeschafft hat, trotz der insignen Jagdleidenschaft der hohen Lords der Insel.

Noch saßen, um sich dieser hohen mittelalterlichen Rechte zu erfreuen, manche der östreichischen hohen Adelsgeschlechter und noch saß der größte Theil des ungarischen Adels — welchen erst Maria Theresia an die Hofstatt zu fesseln begann — auf ihren alten Burgen und Schlössern. Diese alten Burgen und Schlösser, mit dem großen natürlichen Tacte unserer Vorfahren auf den schönsten, die Umgegend weit und breit beherrschenden Höhen angelegt, waren mit Geschütz, Kriegs- und Mundvorrath wohlversehen und gegen augenblickliche Gewaltstreiche gefestet und gesichert. Viele dieser Burgen waren zwar im dreißigjährigen Kriege zerstört worden und die Besitzer hatten sie verlassen, aber in den noch gedeckten, bewohnbaren majestätischen Trümmern waren die Kanzleien, die Gerichtsdiener, die Beamten, die Forstmeister und Jäger zurückgeblieben, der Adel konnte sie wenigstens von Zeit zu Zeit, wenn er zur Jagd kam, bewohnen. Die meisten Schlösser wurden bis auf Leopold noch immer in gutem baulichen, zum Theil selbst im Vertheidigungszustande erhalten und sie mußten so erhalten werden, weil man noch immer nicht vor den Einfällen der Türken, der Tataren, der polnischen Cosacken sicher war.

Leopold aber liebte diese Burgen und Schlösser gar nicht und er sah es sehr gern, wenn ihre Besitzer sie verließen oder brachen. Noch immer gaben diese Burgen und Schlösser Stützpunkte ab, durch die die

und da noch unter Leopold in der Laune des alten Faustrechts beschlossene Thaten des Adels unternommen oder abgewehrt wurden.

Eine solche That versuchte in der Steiermark im Jahre 1660 eine heroische Dame protestantischer Religion, Catharine, Freiin Gallerin. Sie war mit ihrem Gemahl der Religion wegen ausgewandert und kam zurück, um das Schloß Arnfels gegen eine Freiin Zehentner zu erstreiten, welcher die steirische Regierung es zugesprochen hatte. Die Remigrantin zog ganz nach Art des alten Faustrechts mit einigen hundert Bauern, welche mit Säbeln, Doppelhaken und anderm Feuergewehr bewaffnet waren und die sie und ein gewesener Amtsschreiber anführte, vor das Schloß und ließ es beschießen, um ihre Feindin in ihre Gewalt zu bekommen. Diese entfloh aber glücklich und führte einen Entsatz von Soldaten herbei. Die unternehmende Dame ward in einem hitzigen Gefechte geschlagen und mußte sich durch die Flucht retten. Der Hofkammerprocurator machte ihr den Landfriedensbruchprozeß, in welchem die Protestantin abgeurtheilt wurde.

Manche, wie gesagt, der Adelsgenossen zogen noch, der alten Unabhängigkeit eingedenk, vor, auf ihren Herrschaften in altpatriarchalischer Freiheit unter ihren eignen Unterthanen zu wohnen, als in der Antichambre zu Wien zu dienen. Viele Herrschaften zogen auch vorerst in die Landstädte, in die Hauptstädte der Provinzen, sie blieben noch Landadel, sie waren lange noch nicht alle bleibend diensteigner, in der Hauptstadt zusammengeschaarter Hofadel geworden, um, wie Hor-

mayr sich komisch ausdrückt, „dort in der Antichambre in potenzirter und reich gallonirter Lakaienschaft nicht gemüthlich und selbstbewußt zu sitzen, sondern gleich den Kaninchen bald auf einem, bald auf zwei Füßen, doch fast nie auf eignen Füßen zu stehen."

8. Bauern- und Bürgerzustände. Die Wiener Zünfte, die Wiener Juden, die Wiener Studenten, die Wiener Bedienten. Erste Casernen und erste Garnison in der Residenz. Straßen-Meuchelmorde und Straßen Duelle. Letztes Räubernest bei Wien. Straßenpasquille und Carricaturen.

Die Hintersassen des Adels, die Bauern, blieben, Tyrol ausgenommen, wie sie es, aber erst kurz vor der Reformation geworden waren, immer noch mehr Unterthanen der adeligen Gutsherren als des Kaisers. Den Gutsherren waren sie noch leibeigen, sie waren ohne Eigenthnm, von einem auf den andern Grund versetzbar; es war noch ganz gut möglich sie der persönlichen Freiheit Jahre lang zu berauben, sie grausamen körperlichen Strafen zu unterziehen, ohne daß Jemand den geringsten Einspruch dagegen that und mit Erfolg thun konnte. Die Bauern konnten der Willkür und Laune ihrer Grundherren in der Besteuerung und namentlich in der Auflage von ungemessenen Hand- und Spannrobothen sich nur mit allergrößter Mühe entziehen. Sie wurden von der rohen und nicht zu ersättigenden Jagdlust ihrer Herrschaften sowohl durch Treiberdienste, die man ihnen auferlegte, als auch durch vielfache Verkümmerung der Früchte ihres Fleißes auf den Feldern durch den hohen Wildstand gedrückt. Und dabei waren die Grausamkeiten, mit denen man den

Wildschützen zu begegnen suchte, schrecklich: die Wildschützen konnte man auf der Stelle niederhauen, todtschießen, ihnen die Hände abhauen, die Augen ausstechen, ja, wie man noch auf alten Bildern und Kupferstichen sieht, sie auf eingefangene Hirsche geschmiedet, in die Wälder auslassen, um dort zerrissen zu werden.

Wie im ganzen übrigen Deutschland die ungemessene Leibeigenschaft der Bauern erst seit dem Ausgang des funfzehnten und dem Anfang des sechszehnten Jahrhunderts datirt, von jenen Tagen, wo die großen Bauernaufstände sich gegen dieses neue Verderben erhoben, so war es auch in den östreichischen Staaten der Fall. In Böhmen ist die Leibeigenschaft, als allgemeine Last der Bauern nicht älter, als aus den Tagen Wladislav's Jagello, der 1471 nach den Schrecknissen der Hussitenkriege und nach dem großen Podiebrad auf den Thron kam. Im dreißigjährigen Kriege ward der alte böhmische Adel bis auf ein anderthalb Dutzend Familien ausgerottet, verjagt, gerieth in Armuth — die neuen an ihre Stelle tretenden Emporkömmlinge, Italiener und Deutsche, drückten furchtbar. Noch waren viele protestantische Bauern im Lande, die Geistlichkeit that Alles, um sie katholisch zu machen, wie die Regierung es wollte. „Haben sich, berichten die Frankfurter Relationen zum Jahre 1651, die Bauern in Böhmen (weil ihnen alle exercitia religionis abgeschnitten, um sie dadurch auf die katholische Seite zu bringen) sehr aufrührerisch gezeigt und ist der Fürst von Lobkowitz darum in

Person zu seinen Unterthanen verreiset, weil selbige ganz schwierig geworden, um sie zu stillen." Unter Leopold entstand in Böhmen ein blutiger Aufstand wegen der Robothen, der Frohnen. Wie in Polen mußten die Unterhanen in Böhmen fünf Tage in der Woche für ihre Herren arbeiten, pflügen, säen, schneiden, Getreide einführen, dreschen, Holz einfahren und andere Frohnarbeiten verrichten, der sechste Tag war ihnen frei, der siebente Sonntag. Der Kaiser gab ein Gesetz, das verordnete: „daß hinfort die Grundholden ihren Grundherrn künftig nicht mehr als drei Tage in der Woche frohnen sollten." Die aufrührerischen Bauern wurden aber durch die Generale Piccolomini und Baron Harrant, einen gebornen Böhmen, blutig niedergemetzelt. Den tyrannischen böhmischen Grundherrn, namentlich den Grafen Gallas, Martinitz, Rostitz, Bredau gingen zwar scharfe Monitorien zu — sie halfen aber wenig, nur um so schlimmer erging es den armen Leibeignen. Das Landvolk gerieth in förmliche Verdumpfung. So blieb das Verhältniß bis zu Maria Theresa's Zeiten. Als Schlesien in die Hände des preußischen großen Königs gekommen war, als die englischen Touristen schrieben, daß in keinem Lande Deutschlands verhältnißmäßig der Bauer so gut es habe, als in Preußen, als Friedrich mit den schärfsten Cabinetsordres, wie mit der an den Grafen Frankenberg auf Gröditzberg in Schlesien, die ehemals östreichischen Gutsherrn zwang, ihre Unterthanen menschlicher zu behandeln, sie nicht mehr altöstreichisch in den eisernen Stock

zu legen — da schämte man sich doch endlich in Oestreich und Maria Theresia ging in die preußische Humanität ein. In Schlesien aber wurden manche altöstreichisch-patriotische Gutsbesitzer so erbost, daß sie nichts eifriger wünschten, als das Land wieder von dem schlimmen aigle noir an den alten geliebten Doppeladler zu bringen. Die Verrätherei des Baron Warkotsch im Lager zu Strehlen stammte hauptsächlich aus diesem Patriotismus: es wäre ihm ein Gaudium gewesen, den alten Fritz zu östreichischem Gefängniß zu bringen.

In Ungarn war die Erklärung der Bauern zu ewigen Leibeignen 1514 nach Unterdrückung des großen Aufstandes der Kurutzen erfolgt, die Magnaten dictirten damals den Bauern als Strafe „einen höheren Zins, außer Korn-, Blut- und andern Zehnden, noch das neunte Theil der Ernte und überdem in jeder Woche noch einen besondern Robothentag."

Unter den Bürgern in den Städten und namentlich in der Hauptstadt herrschte noch eine merkwürdige Mischung von Zwang und Freiheit. Streng ward auf Einhaltung der Kleiderordnung gesehen. Eine Bürgersfrau, die eine Haube über ihren Rang trug, stand in Gefahr eingezogen zu werden und die von der Regierung durch das Gesetz fixirte Eifersucht der Stände unter einander hielt das Gesetz selbst aufrecht. Alle Zünfte gingen nach dem alten Herkommen: Bäcker lavendelblau, Müller grau, Gerber braun, Eisenarbeiter dunkelblau u.s.w. Da-

bei herrschte aber unter diesen herkommenmäßig angezogenen Zunftleuten viel Wildheit der Sitten, ungeheurer Zunftstolz und unaufhörliche Hinneigung zum Faustrecht. Besonders gewaltthätige Zünfte waren die Fleischhacker, die Fischer, die Maurer, die Steinmetzen in Wien: nicht selten erregten sie schwere Aufstände, setzten sich dabei gegen die Soldaten der Stadt-Guardia und der Rumorwache zur Wehre und es kam zu förmlichen kleinen Schlachten. Das Garnisonregiment der Stadt-Guardia und die 200 Mann Rumorwache unter dem Rumorhauptmann besorgten den Sicherheitsdienst in Wien, es kam aber zwischen ihnen selbst aus Eifersucht und Händelgeist inmitten der Stadt und noch häufiger in den Vorstädten zu Scharmützeln und sie schlugen sich zu den entgegengesetzten Parteien der Zünfte. Die Fleischhacker waren eine höchst stattliche Zunft, die denn auch vom Hofe besonders aufgeboten wurde, wenn türkische Gesandte einzuholen waren, dann „so prächtig und stattlich gekleidet, als jedes nur aufbringen könne," sich zu Pferde zu setzen. Sie und die Roßhändler erschienen dann in ihren Lederkollern mit rothen Schärpen. Wegen ihrer immerwährenden Händel mußten aber diese Fleischhacker durch eigne Briefe zur Urfehde und Abschwörung aller Rache für das, was einem der bestraften Schuldigen unter ihnen widerfahren, bei Verlust Leibes und Gutes verwiesen werden. Die Fischer, bei denen sich gezeigt hatte, daß sie den größten Unfug getrieben, sollten weder Sommer, noch Winter einen Mantel, Gugel oder Hut tragen dürfen, sondern bei Sonne und Regen bloshäuptig auf dem Markte stehen,

„damit sie um so mehr eilten und den Leuten um so bessern Kauf gäben."

Auch die Wiener Schuster machten viel zu schaffen, sie waren namentlich immer die eifrigsten Feinde der Juden. Sie wagten noch unter Carl VI. zwei schwere Aufstände und wurden erst damals durch Millionen Stockprügel, Verurtheilung Vieler auf die Galeeren und in die Zuchthäuser und Hinrichtung zweier Rädelsführer gebändigt.

Merkwürdig waren die damaligen Zustände der Juden in Wien. Schon zu Ferdinand's II., des frömmsten katholischen Kaisers Zeiten hatten sie hier einen großen Stand, namentlich bei Hofe. Sie bewohnten die heutige Leopoldsvorstadt, hatten zwar in der Stadt ihre Verkaufsplätze, durften aber nicht daselbst übernachten. Sie mußten Leibzoll zahlen, wie das Vieh, mußten zur Auszeichnung spitze Hüte tragen und einen gelben Fleck am linken Arme. Nichts desto weniger, „weil sie, berichtet der „Status regiminis," der Elzevirische Hofschematismus unter Ferdinand II., dem Hofe sehr nützlich sind und aus andern Ursachen und Gründen duldet man sie nicht nur sehr gern, sondern sie erfreuen sich auch der größten Privilegien und sind durch die größten Protectorien geschützt." Sie wurden in Wien sehr reiche Leute, durch gute und durch böse Wege. 1667, berichten die Frankfurter Relationen, ward ein Judenrichter Hirschel Mayer gefangen gesetzt, der dem Kaiser binnen dreiundzwanzig Jahren nicht weniger als zwei Millionen 200,000 Gul-

den Contributionen seiner Glaubensgenossen entzogen hatte. Er ward mit ewiger Verbannung aus Wien bestraft und man confiscirte sein Vermögen: 70,000 Gulden — es ist aber in dem Bericht der Frankfurter Relationen von „sieben noch uneröffneten Kaufgewölben," dann von „3000 Ducaten" und dann noch von „einer großen Perlenschnur, die er in einen Brunnen geworfen," die Rede. Man begnügte sich, gegen Abfindung durch die Finger zu sehen. Von Zeit zu Zeit legte man den Juden in corpore Geldstrafen „für ihre Verübungen" auf. Sie kannten aber ihr Terrain sehr wohl. 1668 berichten die Frankfurter Relatiouen: „Am 31. December haben I. K. M. die Niederöstreichische Land-Obristen-Stelle Sr. Exc. dem Grafen Sprinzenstein (Hofvicekanzler der Niederöstreichischen Regierung) aufgetragen, welche hingegen desselben Tags von der Wienerischen Judenschaft „üblicher Gewohnheit nach" mit einem silbernen vergüldeten Pokal von fünfundzwanzig Marken, dero Gemahlin aber, sodann auch die verwittwete Kaiserin (die splendide, galante Eleonore von Mantua) eine jegliche mit einem ansehnlich großen Lavor oder Handbeck zum neuen Jahr beschenkt worden."

Zwei Jahre darauf, im Jahre 1670, wurden die Juden aber doch aus Wien ausgeschafft, nachdem, wie die Frankfurter Relationen berichten, am 28. April 1669 ein furchtbarer Exceß zwischen Juden und Studenten (die nächst den Schustern ihre Hauptfeinde waren) vorgekommen war. „Ist aus der Judenschaft ein Aus-

fall unter die Leute geschehen, wobei acht Christen und darunter ein Spanier geschossen worden, wovon gleich zwei todt geblieben. War also wider die Judenschaft eine sehr große Verbitterung. Besonders aber erregten die Studenten einen starken Tumult wider die Juden, so gar, daß sich die völlige Guarnison ins Gewehr begeben müssen, wobei zwei Personen durch das Schießen verletzt worden; ward auch alles Ernsts befohlen, daß die Guarnison deßhalb Tag und Nacht verbleiben sollte."

Darauf kam der Befehl zur Austreibung der Juden, hauptsächlich auf Bitten der ersten Gemahlin Kaiser Leopold's, der spanischen Infantin, die einen blinden Haß gegen die Juden aus ihrem Vaterlande mitgebracht hatte, die der im Tumult erschossene Spanier bei diesem Hasse bestärkte und die der Bischof Kollonitsch nachdrücklichst unterstützte. Man trieb die Juden aus der Vorstadt, die sie bewohnten, die bis dahin die Judenstadt hieß und jetzt in „die Leopoldstadt" umgetauft wurde. Ihre Synagoge wurde zu einer katholischen Kirche eingeweiht: am 18. August 1670 legte der Kaiser den Grundstein zur Leopoldskirche.

Es dauerte aber gar nicht lange, so waren die Juden wieder in Wien. Schon Sinzendorf, der Kammerpräsident, wie oben erzählt, ließ sie wieder heimlich ein. Und einer aus ihnen ward gerade der, dem der Kaiser alle Geldgeschäfte mit dem Hofe überließ, der oben erwähnte reiche Hoffaktor Samuel Oppenheimer. Er ward von der Wiener Kaufmannswelt tödtlich gehaßt und im Jahre 1700 ent-

stand wegen ihm ein furchtbarer Tumult in der Stadt. Sein Haus am Petersplatz ward erbrochen, geplündert, viel Geld und Kostbarkeiten geraubt, alle Schriften und Handelsbücher — zu des Kaisers nicht geringem Schaden zerrissen, denn er mußte natürlich ersetzen, was der Hofjude aus der Memorie ansetzte, um die Handelsbücher wieder in Gang zu bringen — das prächtigste Geräth des reichen Israeliters ward zum Fenster herausgeworfen, den Weinfässern sämmtlich der Boden ausgeschlagen. In verborgene Gewölbe eingeschlossen, rettete Oppenheimer mit den Seinigen mit Mühe und Noth das nackte Leben. Erst aufgeführte Kanonen und das Aufknüpfen von ein paar Rädelsführern dämpften die unglaubliche Wuth des Pöbels. Sechs Jahre später kam aber schon wieder ein Judentumult: in der Rossau und Josephsstadt wurden alle Judenhäuser geplündert.

Sehr schlimme und gefährliche Leute waren zu damaliger Zeit die Studenten in Wien. Der besondere Gerichtsstand, der ihnen gehörte und die nach wiederholten Todtschlägen an den Verbrechern gleichwohl geübte Gnade bestärkten sie recht geflissentlich in ihrer Wildheit. Manchem ausgepichten Bösewicht war das fahrende Studentenleben gerade der allerbequemste Deckmantel zum continuirlichen Fechten, Stehlen und Rauben. Den endlich Festgenommenen fehlte es nie an Mitteln zum Entweichen. 1676 melden die Frankfurter Relationen und das Theatrum Europaeum „grassirten in den Vorstädten zu Wien bei funfzehn ematriculirte Studenten lange Zeit, welche wegen täglich verübter großer Insolentien, Raub,

Plünderung, Weiberschänden und Mordthaten dem Rumormeister anbefohlen worden. Er brachte endlich zwei zu Gefängniß, der Rädelsführer aber, fünfundzwanzig Jahre alt, wehrte sich gegen vierundzwanzig Rumorknechte, beschädigte einige davon tödtlich und warf sie über den Haufen. Endlich ward auch er gefangen und in Eisen geschmiedet, er flog aber doch mit Hinterlassung der Ketten aus — „hatte zu Wien, Grätz und Prag ihrer elf im Galgen und andern Händeln erlegt und ist härter als Stahl und Eisen befunden worden.“

Die Hauptfeinde der Studenten waren nächst den Juden die Schneider. Mit ihnen hatten sie zahllose Gefechte. Es kam dabei nicht selten, wie in dem angeführten Jahre 1676, vor, daß drei bis sechs Raufbolde von Studenten sechszig bis achtzig Schneider flugs aus ihrer Herberge herausjagten und das für sie bereitete Festmahl sich ganz wohl schmecken ließen. Dieselben literarischen Raufbolde stahlen damals der Gräfin Colalto 3000 Ducaten an Gold und Juwelen. Auch die Musensöhne Wiens, wie seine Fleischhacker, lieferten den Soldaten der Stadt-Guardia förmliche Schlachten: drei Jahre vorher, 1673, ward durch eine solche Schlacht der Studenten und Soldaten sogar die Passions-Prozession der Jesuiten unterbrochen.

Gegen alle diese Ungeheuerlichkeiten geschah unter Leopold einige Abhülfe. Im Jahre 1688 schon ward der Sicherheit und Bequemlichkeit halber die Straßenbeleuchtung eingeführt und in demselben Jahre

ein Edict erlassen, das den Handwerksburschen und andern ledigen Personen aus den niedern Ständen das Degentragen untersagte. Wie wenig aber das Verbot gefruchtet habe, beweist, daß es unter Carl VI. 1712 erneuert werden mußte. Zu Kriegszeiten spielten die Studenten eine besonders gefährliche Rolle, so noch im spanischen Erbfolgekriege gegen Frankreich und Baiern, als gleichzeitig die malcontenten Ungarn bis Wien streiften. Sonntag am 17. Januar 1706 brach ein Haupttumult in Wien aus, Abends fünf Uhr. „Die Studenten, berichten die Lettres historiques, unter dem Vorwand, eine erlittene Unbilde an den Juden (es war wieder Oppenheimer, den der christliche Wiener Kaufmann durchaus stürzen wollte) rächen zu wollen, rotteten sich zusammen und zerbrachen mehr als 300 Laternen in der Nähe der Burg, ohne daß Jemand sie kannte. Sie nahmen auch alle Fackeln weg, die die Laquaien trugen. Die Zahl der Meuterer stieg durch die Populace, die sich ihnen anschloß, dergestalt, daß das Garnisonregiment in der Burg und die Stadtwache Feuer auf sie geben mußte. Sieben fielen, eine größere Zahl ward verwundet und gefangen. Was am nachdenklichsten war, war das, daß man mehrere Ungarn und Baiern unter den Gefangenen betraf. Sie waren mit Degen, Pistolen und Keulen bewaffnet. Um den weiteren Unordnungen vorzubeugen, fand man für räthlich, die ganze Bürgerschaft zu bewaffnen, denn die Populace in den Vorstädten hatte sich ebenfalls zusammengerottet und ein schönes Haus und Garten, die einem Juden gehörten, geplün-

dert. Von da waren die Meuterer, an 1000 Mann stark, nach Nußdorf gezogen, wo sie das Haus eines andern reichen Juden geplündert hatten und sie würden es ganz ausgeraubt haben, wenn sie nicht von funfzig Reitern, die man hinschickte, behindert worden wären. Man ließ nun Dragoner kommen, die außerhalb der Stadt cantonnirten. Auf die Hauptposten der Stadt wurden Garden gestellt. Den Bürgern ward angesagt, Abends vier Uhr ihre Häuser zu schließen, zwei Tage lang hielt man die Stadtthore gesperrt. Nichtsdestoweniger hatten die Studenten die Dreistigkeit, ihren Kameraden durch Anschläge wissen zu lassen, daß sie sämmtlich sich den 20. oder 21. Januar auf den Rendezvousplätzen bewaffnet einfinden sollten. Sie konnten aber ihre Drohungen nicht ausführen. Die Malcontenten benutzten jedoch die Gelegenheit, machten verschiedene Streifzüge durchs Land und trieben bis unter die Thore von Wien Contribution ein."

Die Hauptabhülfe kam erst unter dem letzten habsburgischen Kaiser. Unter Leopold hatten noch keine geworbene Söldner nach der Stadt Wien gedurft, wie dies noch heut zu Tage in der City von London als Gesetz gilt. Carl VI. nöthigte die Stadt, eigne Casernen, dem Augarten gegenüber, zu bauen: in sie ward ein Dragonerregiment verlegt und dieses patrouillirte nächtlich die Vorstädte durch. In der Burg und Stadt selbst versah noch die Wachen das Garnisonregiment der Stadt-Guardia, das früher unter dem Marchese Obizzo, der schon 1683 bei der Türkenbelagerung commandirt hatte und 1711 starb, stand und damals

als Carl VI. die Casernen gründete, unter dem Grafen Daun, dem Vater des im siebenjährigen Kriege berühmten Helden.

Mit dieser stehenden Garnison in Wien ward der communlichen, wie der aristokratischen Unabhängigkeit der Todesstoß gegeben. Die Maaßregel war aber eine Maaßregel der Nothwendigkeit: unter Leopold und noch unter Carl VI. waren die schrecklichsten Dinge auf offner Straße vorgefallen, man hatte Abends, ohne mit Pistolen und Degen bewaffnet zu sein, nicht in der Stadt passiren können, es war sogar periodisch das Standrecht verkündet worden.

„Montags den 8. November 1666, heißt es in den Frankfurter Relationen, — es war kurz vor dem Einzug der ersten Gemahlin Leopold's, der spanischen Infantin — wurde bei Trompetenschalle öffentlich ausgerufen, daß, weil eine Zeit hero wöchentlich zwei, drei bis in vier Personen ermordet worden, kein Mensch, er sei, wer er wolle, nach acht Uhr Abends ohne Licht auf der Gasse sich betreten lassen solle. Derentwegen man zu Verhütung ferner solcher Ungelegenheiten auf den größten Plätzen der Stadt Wachthütten, sampt darneben stehenden Schnellgalgen aufgerichtet."

Im Jahre 1682 bekam ein Baron Geva mit einem Franzosen von Rang, dem Marquis de Francheville, bei einem Banquet Streit. Es kam zu einer Ausforderung, die aber dadurch verhindert wurde, daß beide Stadtarrest angekündigt erhielten. Am andern Tage, den 12. Juni, begegneten sich di

Herren in ihren Wagen auf der Schlossergasse. Sie geriethen sofort auf offener Straße mit den Degen an einander. Dem Marquis, von dem die Ausforderung ausgegangen war, sprang bei einem geführten Stoße auf den Gegner sein Degen, er erhielt nun sechs Wunden auf einmal und blieb auf der Stelle. Baron Geva rettete sich in seinem Wagen glücklich aus der Stadt, er begab sich auf die Güter seiner Angehörigen und Freunde. Francheville war der Sohn eines der ersten Männer Frankreichs, des Parlamentspräsidenten und ein Liebling der ersten Salons Wiens. Der französische Gesandte Marquis de Seppeville that wegen Geva's Bestrafung alle Schritte bei Hofe, aber dieser konnte nichts weiter thun, als an verschiedene Orte Verhaftsbefehle zu schicken.

Auch die Bedienten waren so händelsüchtig, wie ihre Herren. 1682 im Carneval fiel ein bedeutender Cavalier-Bedienten-Tumult vor. „Dieser Zeit, heißt es in den Frankfurter Relationen, hielten die beiden Herren Markgrafen von Baden (der Kriegspräsident Hermann und sein Neffe, der damals siebenundzwanzigjährige berühmte Prinz Louis von Baden) Beiseins der vornehmsten Hof-Cavaliers und Damen einen raren Ballet und darnach eine sehr kostbare Abendmahlzeit, wobei sich aber begeben, daß, indem zwischen den allda anwesenden vielen Laquaien und Dienern und der Stadt-Guardie, so in dreißig Mann stark vor des Herrn Markgrafen Behausung stunden, des Nachts gegen ½ zwölf Uhr ein großer Tumult und Streit sich erhube, in solchem nicht allein ein schön

Kutschenpferd erschossen, sondern auch über zwanzig Bedienten beschädiget wurden, von welchen noch drei selbigen Abends gestorben ꝛc. Folgender Tagen wurde wegen des jüngst zwischen der Stadt-Guardie und einigen Cavaliers-Bedienten entstandenen Tumults zu Wien öffentlich ausgerufen, daß, welche sich künftig dergleichen Ungelegenheiten anzufangen, unterstehen würden, nicht allein auf die Galeeren verdammt, sondern auch Feuer auf sie zu geben, der Stadt-Guardie anbefohlen und erlaubet sein sollte." In demselben Jahre, am 1. Juni, wurde ein kaiserlicher Prinz geboren, Wien war drei Tage hinter einander erleuchtet. ,Waren drei Abende nach einander durch die ganze Stadt Wien Lichter vor den Häusern aufgestecket. Der Magistrat ließ aus einem wohlgezierten Springbrunnen dreißig Eimer rothen und weißen Wein laufen und andere Victualien unter das Volk werfen. So ward auch vor des Herrn Colalto Geheimen Raths Haus ein Freudenfeuer angesteckt und dabei unterschiedliche kleine und große Münzsorten ausgeworfen. Ingleichen sah man sowohl vor des Herrn Bischofs, Markgrafens von Baden, Fürsten von Schwarzenberg, als auch anderer großer Herren Häusern viel Fackeln brennen, wobei verschiedene artliche Figuren durch den dahinter gesetzten Lichterschein präsentirt wurden. Unter andern, welches merkwürdig, hatte der französische Abgesandte Mr. Seppeville seines Königs Wappen mit einer Sonne darüber und der Umschrift: „Fulget ubique" vor das mittelste Fenster seines Hauses hinausstellen und etliche Fackeln

dabei anstecken lassen. Worüber aber das Volk zu murmeln und sich zu sammeln angefangen, wäre auch, bevorab von denen Studenten um die Mitternacht leichtiglich was thätliches erfolget, wofern ihnen die Soldaten und Rumorknechte nicht gewehret hätten."
Die patriotischen Studenten hatten die Satisfaction, in der Nähe des französischen Gesandten die Rettung der Nationalehre zu erblicken. Ein vornehmer Hofbedienter hatte die Weltkugel illuminirt, darauf die Sonne und über dieser das östreichische erzherzogliche Wappen mit der Ueberschrift: „Fulget ubique magis", darunter die mystischen Buchstaben: A. E. I. O. U. (Austriae est imperare orbi universo).

Auch Meuchelmorde auf offner Straße kamen vor. Graf Joseph Paris von Rosenberg, Großvater des ersten Fürsten Rosenberg, des Oberkammerherrn und Lieblings Kaiser Joseph's II., fiel 1685, erst vierunddreißig Jahre alt, unter dem Meucheldolch des durch seine heroischen und galanten Avanturen bekannten Löwen des siebzehnten Jahrhunderts, General Rosen. Rosen war ein geborner Schwede, ein Liefländer und Lutheraner. Er trat in die Dienste des katholischen Herzogs Johann Friedrich von Hannover und convertirte sich. Dann wurde er Gardecapitain unter dem ersten Kurfürsten von Hannover, Ernst August, und begab sich von da nach Wien. Hier machte er sein Glück durch die Damen und stieg bis zum Generalmajor, wie Leibnitz, der ihn übrigens einen Mann von Geist und Muth nennt, an den Landgrafen von Rheinfels schreibt.

Rosen war des Grafen Rosenberg Rival um ein Regiment und erdolchte ihn, als er eben von der Danksagung bei Hof nach Hause fahrend aus dem Wagen stieg. Er rettete sich hierauf in ein Minoritenkloster und sollte ausgeliefert werden. Durch eine besondere List entsprang er aus der Haft und setzte hierauf sein Abentheurerleben fort: seine Zeitgenossen nannten ihn nur „den Tollen." 1696, elf Jahre nach der That, kam er sogar mit den Truppen, die der Kurfürst von Sachsen nach Ungarn schickte, wieder nach Wien und erhielt hier um dessentwillen Pardon. Später, 1704, nahm er bei einem Besuche seines Bruders, der Commandant zu Wittenberg war, ein plötzliches gräßliches Ende.

In demselben Jahre 1685, wo dieser Mord Rosenberg's in Wien vorfiel, ereignete sich auch die schauderhafte Ermordung des ältesten Sohns des beim Kaiser hochbetrauten Geheimen Raths Johann Quintin Graf Jörger. Dieser hatte einen Amtmann auf seinen Gütern, mit dem er bisher wohl zufrieden war; plötzlich verließ dieser seinen Dienst und suchte einen andern. Da aber derselbe sich nicht sogleich fand, faßte er Verdacht gegen seinen Herrn, daß dieser daran Schuld sei und beschloß eine so nachdrückliche Rache an ihm zu nehmen, daß er zeitlebens daran denken müsse. Graf Jörger, schon ein alter Herr von einundsechszig Jahren, war gewohnt zur Messe bei den Michaelern, nahe bei der Burg, mit seinem ältesten Sohn, einem vielversprechenden Jüngling zu fahren. Der Amtmann stellte sich mit einem gezogenen Rohr

unter dem Mantel an die Thüre der Kirche und indem der Graf mit seinem Sohne aus der Kutsche stieg, schoß er den Sohn neben dem Vater durch den Hals über den Haufen. Auch er suchte sein Asyl in dem Kloster, ward aber, nachdem man ihn durch den Rumormeister mit Gewalt herausgefordert, ausgeliefert und gerädert, froh bei aller Marter, daß er seinen Plan durchgesetzt: der alte Graf hat wirklich noch zwanzig Jahre seinen Sohn betrauern müssen. Merkwürdig war, daß, als die Execution vor sich gehen sollte, der Bischof von Wien und der päpstliche Nuntius dagegen protestirten — die Execution ward aufgeschoben. Der Maleficant mußte wieder ins Kloster geliefert werden und erst, als die geistliche Obrigkeit ihre Erlaubniß ertheilt, ihn wegzuholen, ging die Hinrichtung vor sich.

Auch außerhalb Wiens fielen in den Provinzialstädten ganz ähnliche Auftritte vor. So ward 1708 Graf Leopold Stubenberg zu Grätz, als er aus dem Geheimen Rath in seiner Kutsche Mittags nach Hause fuhr, von zwei Cavalieren angefallen, von einem zum Duell gefordert und als er es ausschlug, meuchelmörderisch umgebracht. 1715 ward der Schloßhauptmann in demselben Grätz, Philipp Seifried Graf Dietrichstein, von seinem gewesenen Laquai mit einer doppelt geladnen Pistole erschossen.

Raufereien und Duelle waren an der Tagesordnung. „Montag den 19. Novbr., heißt es in den Frankfurter Relationen zum Jahre 1674, hielt Herr General Kopp, Obrister zu Wien, eine Gasterei, wobei Herr Graf Ferdinand

Ernst von Herberstein, kaiserlicher Obrist zu Fuß, einem andern Cavaliere unterschiedliche Hiebe mit dem Degen gegeben und deshalb mit dem Hausarrest belegt worden."

Ungemein schwer waren die Duelle auszurotten. Sie waren eine Folge der Aufregung aller Leidenschaften in den blutigen Glaubenskriegen des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts, des dreißigjährigen Kriegs in Deutschland und der Hugenotten-Kriege in Frankreich. Es ist bekannt, mit welcher energischen Entschlossenheit Heinrich IV., der große Ahnherr der Bourbons, die bei den Franzosen festeingewurzelte Duellwuth bekämpfte, er ließ an den größten Herren des Hofs unerbittlich die Todesstrafe vollziehen. Dennoch konnte er nicht durchdringen; ja noch unter Ludwig XIV. berichten die Frankfurter Relationen zum Jahre 1665, daß „in Paris au marais sogar zwei Damen, Mademoiselle de la Mothe und Madame de Pré l'Abbé, zu Pferde mit einander Kugeln gewechselt, wobei Mademoiselle in den Schenkel geschossen worden — diesen Handel habe der Hof aber ins Lächerliche gezogen und die Entscheidung den Mesdemoiselles de France übertragen."

Ernsthafter als bei diesen französischen Damen und ungemein blutig waren die Duelle bei den östreichischen Herren. Sehr oft blieb einer der Combattanten auf dem Platze. So 1647 der einzige Sohn des berühmten Reitergenerals des dreißigjährigen Kriegs Pappenheim, so der Großneffe und Erbe des berühmten Verräthers Wallenstein's, des Fürsten

Ottavio Piccolomini: er kam 1673 durch die Hand des Grafen Guerrieri um. „Den 10. Octbr. 1681, berichten die Frankfurter Relationen, ging zu Wien zwischen einem Italiener Marquis Fleury (einem Piemonteser) und einem französischen Chevalier de Malta, Namens Mons. Machoux, so Obrist Lieutenant in dem Palffy'schen Regiment gewesen, ein Duell vor, in welchem der Letztere durch einen tödtlichen Stoß auf dem Platz geblieben, der Marquis Fleury aber hat sich in die Stadt in des päpstlichen Nuntii und Cardinals Logiment begeben, allwo man ihn verwacht; dawider aber gedachter Cardinal protestirt und um Aufhebung der Wacht einen Expressen an S. Kais. Maj. abgeschickt (der Kaiser war damals in Oedenburg auf dem Reichstag). 1683 findet sich ein Marquis de Fleury und wahrscheinlich derselbe als Envoyé nach Holland, um eine Flotte gegen die Türken bei den Generalstaaten zu beantragen, er starb, wie oben erwähnt, 1693 als Admiral der kaiserlichen Galeeren. In demselben Jahre 1681, wo Fleury's Duell vorfiel, hatte sich das Straßen-Rencontre Francheville's und Geva's begeben, worin ersterer gefallen war. 1682 im Juni entstand „zwischen dem Grafen Braida, Obristen, und dann einem Grafen von Horn, so kürzlich erst nach Wien kommen, über dem Spielen ein großer Streit, wodurch sie alsobald noch in dem Gemach nach den Degen gegriffen und einander dergestalt hart angegangen, daß der Erste darüber dermaaßen verletzt worden, daß er in einer halben Stunde nach verrichteter Beichte, in Gegenwart

seiner Gemahlin, so dieses mit angesehen, des Todes sein müssen, der Andre aber, so gleichfalls verwundet, sich in das Capuzinerkloster retirirt.“ Nun erließ Leopold noch im Jahre 1682 ein Duellverbot. Wie viel und wie lange es geholfen habe, geht daraus hervor, daß Carl VI. 1712 es erneuerte. Das Duellverbot Leopold's von 1682 drohte beiden Duellanten sammt ihren Secundanten Hinrichtung durchs Schwert, den im Lande Begüterten Confiscation ihrer Güter und Landesverweisung, auch sollten diejenigen, so den Degen zum Duelliren oder Balgen entblößt, zum Spott an den Pranger gestellt werden.

Die Duelle gingen trotz dem nach wie vor fort. So fiel im Jahre 1685 der letzte Graf Losenstein, Rittmeister, im Pistolen-Duell gegen einen Oberstlieutenant Graf Zobor, der Streit war über eine erbeutete Heerde entstanden. So fiel im Jahre 1707 Graf Ludwig Philipp Lobkowitz auf Bilin und zwar durch die Hand seines eignen Vetters und Schwagers, des Fürsten Philipp Lobkowitz. In demselben Jahre 1707, am 11. März, fand ein merkwürdiges Degenduell statt in der Roßau zwischen dem Bruder des Oberhofmeisters Grafen Sinzendorf, dem General Graf August Sinzendorf und einem Kammernherrn Grafen Colalto, Enkel und Erben des berühmten Feldmarschalls im dreißigjährigen Kriege: beide starben, einer blieb todt auf dem Platze. Beide Combattanten waren langjährige Feinde, Sinzendorf war eben erst aus Italien wiedergekommen. Im Anfang erhielt Colalto zwei Wunden, er und Sinzen-

dorf trennten sich darauf als gute Freunde. Als Colalto aber in seinen Wagen gestiegen war und ihn seine Wunden zu schmerzen anfingen, stieg er wieder aus und erklärte seinem Gegner, „er müsse ihm auch Blut abzapfen.“ Sinzendorf erhielt darauf eine Wunde in den Hals, die ihn sogleich todt hinstreckte. Colalto behielt Zeit, sein Testament zu machen, starb aber ebenfalls noch in derselben Nacht im Servitenkloster, nachdem ihm, berichtet der Mercure historique, der Kaiser auf seine Bitte Verzeihung zugestanden.

Es gab in Wien eine eigene Gegend in der zur Zeit Joseph's I. vom Marchese Malaspina angelegten „Josephsstadt“ in der Umgegend des ehemals Trautson'schen und Roffrano'schen Gartens, „der Ochsengrieß“ genannt, der vorzugsweise Schauplatz der Duelle war. Es kamen hierher Combattanten sogar aus weiter Ferne. So fiel hier im Jahre 1664 der brandenburgische Gardeobristlieutenant Graf Truchseß von der Hand des Großvaters des berühmten Touristen Pöllnitz, der General und Oberstallmeister in Berlin war: das Duell war zu Pferde und auf Pistolen, wie das damals häufig der Fall war und wie wir es auf den schönen Wouvermannschen Bildern erblicken. Nicht selten ereignete es sich, daß sich in die Duelle die Secundanten einmischten, ja sogar die Vorübergehenden und so kam es häufig zu kleinen Scharmützeln und Schlachten. Vorzüglichste Theilnehmer bei diesen blutigen Händeln waren die mit Carl VI. zahlreich in Wien eingewanderten Spanier, Portugiesen, Neapolitaner, Sicilianer und Niederländer.

In Spanien waren Duelle in Compagnie an der Tagesordnung. „Den 15. Januar 1697, heißt es in den Frankfurter Relationen, sind folgende Herren, nämlich der Herzog von Pastrana und sein Bruder Don Manuel de Sylva, der Graf de las Amagnolas, der Marquis d'Omineros, Francisco de Velasco und noch fünf andre, die bei Namen genannt werden — im Ganzen zehn Dons — auf einen Duell mit einander aus Madrid gegangen und hatten von sieben bis zehn Uhr gegen einander ganz desperat gefochten, in welcher Zeit sieben und unter solchen drei bis vier sehr gefährlich verwundet worden; dessenungeachtet haben die Uebrigen das Gefecht continuiret, wurden aber zuletzt von dem dazu gekommenen Volk von einander getrieben und auf Kön. Ordre in Arrest genommen und diese böse Thäter der Justiz übergeben, um selbe zu examiniren. Theils davon mußten in das Castell Valladolid gefangen gehen, andere wurden nach Oran in Afrika geschickt und die übrigen um große Geldsummen gestraft."

Die spanischen Dons, die nach Wien gekommen waren, versetzten ihre Landessitten auch auf deutschen Boden, so wie sie überhaupt den Geist der Gewaltthätigkeit nährten.

Unter Leopold kamen sogar einmal durch den spanischen und das andremal durch den portugiesischen Botschafter ein paar eclatante Fälle der Gewaltthätigkeit.

Der erste Vorfall trifft ins Jahr 1666. Am 16. December dieses Jahres jagte Kaiser Leopold im

Prater und ertheilte dem Oberjägermeister Grafen Franz Christoph Khevenhüller, dem Sohne des Gesandten in Madrid und Autors der Annalen, dem spätern ersten Tabacksmonopolpächter, Befehl, Niemand außer Cavaliere in den Schirm zu lassen. Einer der Bedienten des spanischen Botschafters Don Balthasar de la Queva, Ulrici, ward demgemäß von ihm zurückgewiesen. Er widersetzte sich mit Schimpfreden in spanischer Sprache, in der Meinung, der Graf werde diese nicht verstehen. Khevenhüller verstand sie aber nur zu wohl und trieb den Mann mit Stockschlägen zurück. Die andern Bedienten der spanischen Botschaft beschlossen darauf, Rache an dem Grafen zu nehmen. Als er zwei Tage darauf von Hofe fuhr, überfielen sie, in die zwanzig Mann stark, zu Pferde und zu Fuß, seinen Wagen mit Schüssen und Säbelhieben und würden ihn massacrirt haben, wenn ihn nicht die Geistesgegenwart seines Kutschers gerettet hätte. Dieser fuhr in Carriere aus der Kärthnerstraße bis auf den Graben in die Breunerstraße, alles, was ihm im Wege war, auch einen mit ein paar Ochsen bespannten Wagen, zu Boden rennend. Die Spanier setzten unter Schimpfen und Geschrei mit gezückten Degen und gespannten Pistolen nach; in der Breunerstraße fuhr der Kutscher endlich quer über die Gasse und der Graf rettete sich in das Haus seiner Mutter. Nachdem die Spanier dem Kutscher einige Stiche versetzt hatten und ein Laquay in den Fuß geschossen worden war, flohen sie und zertheilten sich in verschiedne Straßen; neun aber ertappte die kaiserliche

Garde auf dem Landhause, und als sie sich zur Wehr setzen wollten, wurde scharf auf sie gefeuert; sie wurden darauf mit den Musquetenkolben so zerschlagen, daß einer noch an demselben Tage starb, die übrigen behielt man auf dem Landhause im Arrest. Hierauf legte sich der spanische Ambassadeur selbst ins Mittel, ergriff mit seinen übrigen Bedienten die Waffen und wollte das Landhaus stürmen. Man setzte ihm aber ernsthaften Widerstand entgegen und nöthigte ihn zum Abzug. Er begab sich nun an den Hof, aber die Audienz ward ihm zweimal abgeschlagen und ein Courier nach Madrid abgefertigt. Der päpstliche Nuntius und der Fürst Lobkowitz vermittelten endlich die Sache: der Gesandte mußte beim Kaiser Abbitte thun, der Graf Khevenhüller aber auf Eid und Gewissen versichern, daß er den geschlagenen Diener nicht gekannt habe. Darauf erschien der Botschafter wieder bei Hofe, seine Bedienten wurden am 27. December frei gelassen, Graf Khevenhüller gab dem Gesandten die Visite und erhielt von ihm die Gegenvisite.

Drastischer noch war der zweite Vorfall, der sich mit dem portugiesischen Gesandten ereignete, dreißig Jahre später, 1696. Es war die Ermordung des Grafen Hallweil durch den Prinzen von Ligne, Marquis Arronches, der oben erzählt worden ist.

Gerade so wie sich der portugiesische und spanische Gesandte Gewaltthätigkeiten in Wien erlaubten, erlaubten sich aber auch wieder Oestreicher Gewaltthätigkeiten an fremden Gesandten. Ein östreichischer General hielt auf offner Straße den Wagen eines fremden Gesandten

gewaltsam an, um den Minister zu nöthigen, auszusteigen und ihm auf der Stelle Satisfaction zu geben. Nur die ungemeine Klugheit und Festigkeit des zufällig in der Nähe befindlichen und sogleich herbeieilenden Hauptmanns der Rumorwache hinderte diese offne Verletzung des Völkerrechts auf offner Straße.

Um alle Gelegenheiten zur Versuchung abzuschneiden, galt noch unter Carl VI. als Gesetz, daß bei den großen Maifahrten des Adels im Prater alle und jede zu Pferde erscheinenden Cavaliers an den am Eingang stehenden Jäger die Pistolen aus den Halftern abliefern mußten.

Nicht blos mit dem Festhalten des mittelalterlichen Faustrechts suchte die Bevölkerung von Wien ihren Unabhängigkeits- und Freiheitssinn zu bethätigen, sie that es auch mit geistigen Mitteln, mit Pamphleten und Carricaturen. Burleske, theils treffende, kecke, theils fade Witzworte und Spottbilder waren ganz an der Tagesordnung. Schon Lobkowitz hatte unter Kaiser Leopold diesen Ton angegeben, indem er die Teufeleien der Jesuiten durch Spottschriftchen und Carricaturen zur allgemeinen Kenntniß kommen ließ. Noch zu den Zeiten des siebenjährigen Kriegs gab es zuweilen auch in dieser Beziehung sehr starke Excesse in Wien. Als der Generalissimus und Schlachtenverlierer Herzog Carl von Lothringen, Schwager Maria Theresia's, bei Leuthen aufs Haupt geschlagen worden war, 1757, fand sich an allen Straßenecken, an allen Thoren, am Stephansdom, an der Burg eine Carricatur angeklebt, die des Prinzen

stete Trunkenheit und sonstige Brutalität gerade in den wichtigsten Momenten recht grobsinnlich zur Anschauung brachte. Daun, Nadasdy und der Prinz waren im Kriegsrath abgebildet. Daun sprach: „Mit Verstand und Muth" — Nadasdy: „Mit Schwert und Blut" — der Prinz, auf eine Weinflasche zeigend: „Der Wein ist gut". Die ganze Polizei war auf den Beinen, man rief in den Straßen einen Preis von 500 Ducaten für den Angeber aus. Am andern Morgen las man genau an allen Stellen, wo die abgerissenen Carricatur-Anschläge gestanden hatten:

„Wir sind Unser Vier:
Ich, Tinte, Feder und Papier;
Keines aus uns wird das andre verrathen —
Ich — auf Deine 500 Ducaten."

Auch gegen Daun, der zwar Schlachten gewinnen, aber sie nicht zu nutzen verstand, fielen, wie Hormayr sagt, die Wiener Witze wie Hornissen her. Man insultirte seine Gemahlin, wenn sie zu Hofe fuhr, mit einem Schneegestöber von Schlafmützen.

Seit den Kriegen mit Frankreich, seit dem Nimweger Frieden, 1679, fing auch Oestreich bei drohendem Bruche an, eine stehende Armee zu halten. Aber noch bis zu den schlesischen Kriegen pflegte man nach beendigten Feldzügen der Ersparung halber einen großen Theil dieser Armee wieder aufzulösen, und erst wenn ein neuer Nothfall eintrat, wieder frische Mannschaften zu werben. Die Folge dieses Mangels an einer bereiten bewaffneten Macht war das Bestehen von Räuberbanden an mehreren Punkten der Monarchie.

Wie Bären und Wölfe in harten Wintern sich an die Wälle der Städte wagten und hart an denselben bewaffnete Männer mit sammt ihren Gewändern und Stiefeln aufzehrten, ja Cavallerieordonnanzen trotz verzweifelten Widerstands, Mann und Roß zerrissen — so vermaß sich der Straßenraub eines Gleichen. An vielen Stellen mußte der Wald neben der Heerstraße gelichtet, die verdächtigen Wirthshäuser gesäubert und mit verläßlichen Leuten besetzt werden; auf den Höhen baute man weit ausschauende Wachthäuser, Patrouillen zogen alle Stunden der Nacht vor ihnen auf und ab. Der Landprofoß hielt monatliche Streifereien, legte stärkere Hut auf die Pässe an den Grenzen, unterhielt regelmäßige, wohlbezahlte Kundschafter, die jedoch wenig halfen, wenn es nicht gelang, einen Verräther unter der Bande zu kaufen, oder einen falschen Bruder einzuschmuggeln. Nach den ungarischen Wirren, in den mit dem spanischen Erbfolgekriege gleichzeitigen Ragoczy'schen Unruhen, gingen viele edle Flüchtlinge und versuchte Krieger unter die Zigeuner (1417 waren diese zuerst in Ungarn erschienen) und setzten den kleinen Krieg als Raub fort. In Sagen und Liedern leben noch die Thaten der Bandenführer der Zigeuner, wie namentlich jenes furchtbaren Rajnoha, der die ganze Kette der weißen Berge unsicher machte. Noch bis in die ersten Jahre Maria Theresia's hinein erhielt sich ein seit den Streifereien der schwedischen Parteigänger von Ollmütz her in den letzten Tagen des dreißigjährigen Kriegs eingenistetes, weit und breit berüchtigtes Räubernest ohnfern von Wien, zwischen dem ominösen

Gaunersdorf und Wolkersdorf, die Hohleiten. Dieses Räubernest erhielt sich ganzer hundert Jahre, bis man in den vierziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts endlich den Wald zu beiden Seiten der Heerstraße aushieb und auf den höchsten Punkt einen beständigen Reiterposten hinsetzte.

9. Neue Einwanderung spanischer und italienischer Familien: Tarouca und Realp.

Unter Carl VI. kam eine letzte Glücksperiode für die spanischen und italienischen Edelleute am Wiener Hofe.

Schon seit der ersten innigen Verbindung Oestreichs mit Spanien und Italien unter Carl V. und Ferdinand I. waren einzelne spanische und italienische Herren in Oestreich eingewandert und hatten sich seßhaft gemacht, wie die spanische Familie der Grafen Ortenburg von Salamanca, die 1640 wieder ausstarb, oder doch eine große Rolle bei Hofe gespielt, wie die in den Tagen Carl's und Ferdinand's oft genannten Madruzzi aus Wälschtyrol.

Unter Kaiser Rudolf II. finden wir die italienische Partei schon sehr stark im Hofdienst und in der Armee vertreten: die Basta und Belgiojoso commandirten gegen die Türken in Ungarn, am Hofe treffen wir einen Trivulzi als Oberstallmeister; unter den Mundschenken und Truchsessen waren eine Menge Italiener. Ein Cavriani war wieder Oberstallmeister am Hofe des Kaisers Matthias.

Der dreißigjährige Krieg zog die Italiener massenweise unter die Fahnen des Kaisers: von jenen Tage

wurden die Namen Piccolomini, Gallas, Colloredo, Colalto, Caprara, Caraffa u. s. w. berühmt; im Hofkriegsrath hatte den Haupteinfluß der bekannte Marchese Caretto di Grana. Von Spaniern blieben die jetzt erloschenen Marabas, von Wallonen die noch blühenden Bouquoy's in Oestreich. Wallenstein's Sturz ward von der italienisch-spanischen Partei, die die überwiegende bei Hofe war, veranlaßt, so mächtig war sie. Unter den Mördern des Friedländers kam vorzüglich Graf Leslie, ein Engländer, zu einer großen Carriere, dessen Familie jetzt ebenfalls ausgestorben ist, aber dem Namen nach bei den Dietrichsteinen im Titel fortlebt.

Noch unter Leopold I. galten die Italiener und Spanier ungemein viel bei Hofe: der zur Reichsfürstenwürde promovirte Portia war sein Premier und seine Familie bezeichnete noch der große Eugen als den größten Hemmschuh in allen Geschäften des Kriegs und des Friedens. Die größte Rolle spielten zwei Italiener in Wien: Montecuculi und Prinz Eugen, der größte Feldherr, den Oestreich gehabt hat, der sich mit seinem Neffen Thomas seßhaft in Wien machte.

Ein letztes Glück am Kaiserhofe machte die Masse getreuer Anhänger, welche der Kaiser Carl VI. aus seinem an Anjou überlassenen Königreichen Spanien, Neapel und Sicilien mit sich nach Wien brachte. Nach den Memoiren des Herzogs von Richelieu schätzte man diese Masse auf nicht geringer als 20,000 Seelen. Es befanden sich darunter auch die vier spanischen Regimenter Alcaudete, Ahumada, Marulli

und Faber: der Feldmarschall-Lieutenant Anton Diego von Alcaudete errichtete aus dem Rest derselben noch 1721 ein Infanterieregiment. Der Anhang der eingewanderten spanischen Herren an Dienerschaft und dergleichen bildete seitdem einen so ansehnlichen Bestandtheil der Bevölkerung von Wien, daß Carl VI. ihm 1722 ein besonderes stattliches Hospital stiftete, das spanische Hospital in der Vorstadt Waringergasse auf einer Anhöhe gelegen; der dabei gelegene Kirchhof ward der Kirchhof der Schwarzspanier betitelt.

Obgleich diese Spaniarden die größten Ausschweifungen unter der gutmüthigen Wiener Bevölkerung trieben, kamen sie doch stets ohne Strafe durch, so daß sogar Prinz Eugen gesagt haben soll: „wenn man nicht einmal einen Spanier bestrafe, so sei er selbst in seinem Palaste vor ihrer Bosheit nicht sicher." Die Gelegenheit fand sich denn auch bald, ein erspiegelndes Exempel zu statuiren: ein Sicilianer Dr. Grillo hatte seinem Freund, dem Secretair des englischen Gesandten, mit dem Scheermesser früh Morgens die Kehle abgeschnitten. Die theure Seemacht rührte sich energisch und mußte berücksichtigt werden: Grillo ward gerädert.

Unter den neuen mit dem Kaiser seit seiner Zurückkunft aus Spanien eingewanderten Fremdlingen ragte besonders hervor der Erzbischof von Valencia Don Antonio Folero de Cardona: er war Präsident des Raths der spanischen und italienischen Affairen, kaufte sich den Strozzi'schen Pallast am Ende der Josephstadt und baute sich ihn als Asyl aus; er starb

1724 zu Wien. Ferner: sein Bruder Don Joseph Folch, Präsident des Raths der Niederlande und Oberhofmeister bei der frommen Kaiserin Eleonore von Neuburg, er starb 1729 zu Wien, vom Kaiser 1716 zum Reichsfürsten erhoben. Noch glänzen unter den ausländischen Notabilitäten des damaligen Wiener Hofs der Nachfolger des Erzbischofs in der Präsidentschaft des spanisch-italienischen Raths Joseph de Silva, Graf de Monte Santo, aus dem Geschlechte der Grafen von Cifuentes, und als Nachfolger von Don Joseph Folch in der Präsidentschaft des Raths der Niederlande Johann Antonio de Borador, Vicomte de Roccaberti, Graf von Savalla. Weiter: der Graf von Cordova, der Vicekönig des bis 1735 zu Oestreich gehörenden Siciliens wurde; der kaiserliche Kämmerer Marchese Roffrano, von dem der Roffrano'sche Garten in der Josephstadt herrührt; Don Alvarez Cienfuegos, Cardinal und kaiserlicher Ministerplenipotentiar zu Rom und der Jesuit Giovanni da Salerno, der Bekehrer des Sohns des starken August, nachmaligen Königs von Polen, welcher zum Danke für die gelungene Conversion 1719 den rothen Hut empfing.

Vor Allen sind in Bezug auf den Kaiser zwei Vertrauensmänner desselben zu nennen: Emanuel de Silva, Graf von Tarouca, der Sohn des portugiesischen Gesandten in Wien und der Marquis Realp. Graf Tarouca war im innigsten Vertrauen Carl's, ein gewinnsüchtiger, kriechender, äußerst unwissender, aber eben so äußerst verschmitzter Mann,

welcher einmal auf die Gewissensfrage, wie er sich denn so lange gegen so viele ihm überlegene Nebenbuhler zu halten im Stande sei, sehr kühl erwiederte: „indem ich mir Alles gefallen lasse und mich dafür bedanke“ (injurias ferendo et gratias agendo). Tarouca besaß den esprit de conduite im eminenten Grade. Der jüngere Moser schreibt ausdrücklich: „Ich weiß nur zwei Minister, welche das prudentiale in solchem Grade besessen und benutzt haben. Der eine war der Graf Tarouca, Minister und Vertrauter von Carl VI., der andere der hessische, später preußische Minister Waitz von Eschen.“

Der zweite spanische Vertrauensmann war der Catalonier Don Raimund a Vilana Perlas, Marquis von Realp, Geheimer Rath und oberster Universal-Expeditions-Staatssecretair. Er hatte die Expedition der spanischen Geschäfte. Er besaß Carl's Wohlwollen und Vertrauen in so hohem Grade, daß er neben Eugen, Sinzendorf und Bartenstein der vierte einflußreichste Mann in Wien war. Althann, der Gemahl der kaiserlichen Favoritin, hatte Realp erhoben, weil er Blößen genug an ihm entdeckte, um ihn immer in Händen zu haben und auch von dieser Seite den Kaiser zu influenziren. Nach Althann's Tode fanden bei Realp jene vertraulichen Abendzirkel statt, in denen Kaiserliche Majestät endlich die spanische Grandezza ablegte, sich gemüthlich und lebensfroh zeigte — was er den Deutschen gegenüber niemals gethan hat. Realp war ein ehrlicher, dem Kaiser treueifrigergebener, aber unwissender und hitziger Mann, der nur

Spanien, den Handel und die gewöhnlichsten Finanzoperationen kannte, aber im diplomatischen Fache den Kaiser namentlich in den zweischneidigen Negotiationen mit Spanien oft gewaltig compromittirte, welche den ehrgeizigen Planen des Cardinals Alberoni auf der Ferse folgten und die Seiten des Madrider Hofs durch Ripperda geführt wurden.

Wie Alberoni, dieser abentheuerliche, ruhelose, kühne spanische Premier vom parmesanischen Dorfpfarrer zum Cardinalminister emporgestiegen war, so war auch Ripperda ein Abentheurer und ein Parvenu und zwar einer der verwegensten des an dergleichen Leuten nach dem spanischen und nordischen Kriege überflüssig reichen Jahrhunderts. Er stammte aus Ostfriesland, war Obrist bei den holländischen Generalstaaten und ward von ihnen zu Abschließung eines Handelstractats nach Spanien geschickt, er hatte die Gunst der königlichen Familie erhalten und war in dieser mächtig emporgestiegen, nachdem er vom Protestantismus zum Katholizismus übergetreten war. Spanien hatte im Utrechter Frieden, der den spanischen Erbfolgekrieg schloß, noch nicht mit Oestreich sich vertragen, wünschte aber, nachdem Ludwig XV. den spanischen Hof durch das Zurückschicken der Infantin aufs Empfindlichste beleidigt hatte, um jeden Preis den Frieden mit Oestreich, um sich an Frankreich rächen zu können. Ripperda ward deshalb nach Wien entsendet: er kam hierher im November 1724 und am 30. April 1725 schloß Realp mit ihm das Laxenburger Bündniß und den Frieden zwischen Oestreich und Spanien.

Realp erhielt für dieses Bündniß die östreichische Grafenkrone, Ripperda die spanische Fürstenschaft. Sobald Ripperda den ersehnten Tractat in der Tasche hatte, verließ er Wien und reiste als Courier nach Madrid. Er präsentirte sich in Courierkleidern den spanischen Majestäten und ward troß der gröblichen Verletzung der Etikette aufs Beste empfangen: er ward zum Minister des Auswärtigen und zum Duc de Ripperda promovirt. Die Gunst dauerte aber nicht lange, wie auch das Bündniß nicht lange dauerte, Oestreich mußte sich wieder mit seinen alten Alliirten, den Seemächten, setzen. Ripperda verließ später Spanien, ward in Marocco Muhamedaner und Minister und als er zuletzt Stifter einer ganz neuen Religionssekte werden wollte, starb er.

In den Unterhandlungen mit Ripperda compromittirte Realp die kaiserlichen Interessen so empfindlich, daß endlich, um es nur nicht wieder zum Kriege kommen zu lassen, welchen er über Alles scheute, keine Zuflucht mehr übrig blieb, als zu leugnen und geradezu zu lügen. Dennoch aber erhielt sich der muntre Catalonier in des Kaisers Gunst. Er war ein Intimus von Sinzendorf und heirathete auch noch 1729, sechsundsechzigjährig, eine siebzehnjährige Gräfin Sinzendorf; der Kaiser schenkte ihm am Hochzeitstage die für 240,000 Gulden erkaufte Herrschaft Lichtenstein. Realp überlebte seinen gnädigen kaiserlichen Herrn noch bis zum Jahre 1741, wo er achtundsiebzigjährig zu Wien starb. Das Geschlecht blüht noch gegenwärtig in Oestreich.

10. Hof=, Civil= und Militairetat und diplomatisches Corps unter Carl VI. nach dem Bestand im Jahre 1732.

I. Hofstaat: A. des Kaisers:

1. Der Oberhofmeisterstab:

Als Obristhofmeister stand an der Spitze des gesammten Hofs: Sigmund Rudolf Graf von Sinzendorf, Vetter des Obristhofkanzlers Philipp Ludwig, der seit dem Tode des Fürsten Johann Leopold Donat Trautson 1724, welcher seinerseits 1721 dem Fürsten Anton Florian von Liechtenstein gefolgt war, fungirte. Sinzendorf war wieder ein glücklicher Convertit, sein oben erwähnter 1677 gestorbener Vater Rudolf, dem Leopold die Kinder geraubt hatte, war noch Reichshofrath augsburgischer Confession gewesen. Der Convertit war zugleich Reichserbschatzmeister, Generalfeldmarschall-Lieutenant, Geheimer Rath, Grand von Spanien erster Klasse und Ritter des goldnen Vließes. Er stammte von der älteren Linie des Hauses Sinzendorf, der Linie Ernstbrunn, war geboren im Jahre 1670 und hatte wie Liechtenstein, der Oberthofmeister vor ihm und Althann, der Oberstallmeister, den Kaiser nach Spanien begleitet. Von 1711 — 1724 war er Oberstkämmerer gewesen. Im Jahre 1709 hatte er eine Gräfin Nostitz geheirathet und nach deren Tode 1737 vermählte er sich mit einer Gräfin Hardegg. Von beiden Gemahlinnen hinterließ er keinen Sohn und starb, siebenundsiebzig Jahre alt, im Jahre 1747.

Sinzendorf hatte in seinem Obristhofmeisterstabe wieder eine Menge Reichsgrafen unter sich, von denen die

Unterchargen versehen wurden. Es ressortirten vom Oberhofmeisterstabe:

1. Der Obristhofkuchelmeister, der das Amt, die Speisen auf kaiserlicher Tafel zu rangiren und überhaupt die Aufsicht über die kaiserliche Hofküche hatte. Dieses Amt versah ein Graf Mollart, aus einem burgundischen Geschlechte stammend, das schon unter Kaiser Max I. eingekommen war und 1652 den Reichsgrafenstand erhalten hatte. Die Hofküche bestand aus funfzig Personen, einem Mund-, fünf Meister-, dreizehn anderen, drei Backerei-Köchen u. s. w.

2. Der Obristhofstabelmeister, der den kaiserlichen Truchsessen, wenn sie die Speisen auf die Tafel auftrugen, mit seinem Stabe vorausschritt: ein Graf Hallweil, von einer alten Familie, die aus der Schweiz stammt.

3. Der Obristhofsilberkämmerer, der der das Amt versah, den Kaiserlichen Majestäten das Waschwasser vor und nach der Tafel zu präsentiren und dem die kaiserliche Silberkammer speziell untergeben war: ein Graf Cavriani, aus dem alten aus Mantua eingewanderten Geschlechte.

4. Der Obristhofuntersilberkämmerer, ein Graf Kunitz und Weissenburg, aus einem Tyroler Geschlechte.

5. Der Hauptmann der kaiserlichen Hatschierleibgarde: Graf Gundacker Althann. Er war zugleich Geheimer Rath, General und Gouverneur zu Raab, Director über alle kaiserlichen Hof-, Lust- und Gartengebäude und Oberinspector der Ma-

ler- und Bildhauerakademie und derselbe, der einst die frohe Nachricht vom Höchstädter Siege nach Wien gebracht hatte.

6. Der Hauptmann der kaiserlichen Trabantenleibgarde: Graf Andreas Hamilton. Er war zugleich Hofkriegsrath, General und Gouverneur von Temeswar und stammte aus dem berühmten schottischen Geschlechte, das 1695 den Reichsgrafenstand erhalten hatte und 1776 in dem nach Oestreich gekommenen Zweige wieder erloschen ist.

Beide kaiserliche Leibgarden waren je hundert Mann stark.

Unter diesen Unterchargen des Obersthofmeisterstabs hatte der Obristhofkuchelmeister die meisten Unterbeamten unter sich, die ansehnliche „Kuchel- und Kellerpartie."

Fernerweit standen unter dem Obristhofmeisterstabe:

Die vier kaiserlichen Mundschenken.

Die zwei Vorschneider.

Die vierzehn Truchsesse, welche die Speisen auftrugen.

Die zwei Hofsecretarien.

Der Hofcontrolor.

Die sieben Hof=Medici.

Die drei Hof-Chirurgi.

Ein Hofapotheker.

Die zwölf Hofprediger und Hofcapelläne.

Der Präfect der Hofbibliothek, der gelehrte Italiener Pius Nicolaus von Garelli, gest. 1739, der zugleich auch kaiserlicher Beichtvater und auch noch

des Kaisers Protomedicus war, also für Seele, Geist und Körper gebraucht wurde.

Die drei Hofpoeten, wozu der berühmte Metastasio und der nicht weniger berühmte Apostolo Zeno gehörten.

Die zwei Historiographen, gänzlich unberühmte Namen, von denen aber einer, Johann du Mont, 1723 baronisirt ward.

Der Hofarchitect, der berühmte Fischer von Erlach, er ward 1731 baronisirt.

Der Hof- und Kammermusik-Director Principe Pio.

Die zwei Hofkapellmeister Fuchs und Caldara mit der Kapelle. Sie bestand aus an 150 Personen, darunter: 2 Compositori, ein Concertmeister, 7 Cantatrici, 5 Sopranisten, 6 Altisten, 8 Tenoristen, 9 Bassisten, 8 Organisten, ein Cymbalist, 23 Violinisten, ein Gambist, ein Lautenist, 6 Violoncellisten, 3 Violonisten, 2 Cornettisten, 4 Posaunisten, 5 Fagottisten, 6 Hautboisten und ein Jägerhornist. Dazu 15 musikalische Trompeter und 2 Heerpauker.

Der Hoftanzmeister endlich mit vierzehn Hoftänzern und Hoftänzerinnen und vier Scholaren. Wie der Hofarchitect und der Historiograph Barone waren, mußte auch der Hoftanzmeister von Adel gemacht werden: 1721 empfing Franz Joseph Matthias Lang von seinem kaiserlichen Herrn das Adelsdiplom mit „Lang von Langenau.“

2. Der Oberhofkammerstab:

Der Chef dieses Stabs war der Obristkämmerer Johann Caspar Graf von Cobenzl. Er war

seit dem Jahre 1696 Schwiegersohn des Oberhofkanzlers Bucelini, hatte 1722 die Reichsgrafenwürde erhalten und starb 1742: er ist der Großvater des Staatskanzlers Ludwig Cobenzl unter Kaiser Franz II. Unter ihm standen:

Die kaiserlichen Kämmerer. Deren gab es in sieben verschiedenen Promotionen, bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. der Erb-Huldigung in Niederöstreich, der Krönung in Prag u.s.w., hinter einander ernannt, im Jahre 1732 **226**. 1736 kam die große Fournée von **168** auf einmal bei der Hochzeit Maria Theresia's neuernannten dazu.

Außer den Kämmerern ressortirten vom Oberkammerstab noch:

Der kaiserliche Beichtvater, der sehr einflußreiche Jesuitenpater Vitus Tönnemann.

Die neun kaiserlichen Leib-Medici. Unter diesen Leibmedicis ward Dr. Franz Holler, Professor zu Innsbruck, als „Edler von Dobelhof" 1706 und der k. k. Rath Carl Wolfgang Lebzeltern 1718 geadelt. Die Dobelhof, die den reichen Kammerzahlmeister Maria Theresia's, Dier, 1756 beerbten und sich seitdem Dobelhof-Dier schreiben, blühen noch im niederöstreichischen Ritterstande. Der Leibarzt Lebzeltern war wahrscheinlich der Ahnherr der 1817 baronisirten Diplomaten-Familie Lebzeltern-Collenbach.

Die acht Leib-Chirurgi.

Der Leibapotheker.

Der Kammer-Zahn- und Mundarzt.

Der Kammerzahlmeister.
Der Schatzmeister.
Die siebenzehn kaiserlichen Kammerdiener.
Der Ober- und Unter-Kammerfourier.
Die beiden Antichambre-Thürhüter.
Der Kammerheizer mit sechs Holzträgern.
Die fünf Kammertrabanten.
Der Guarderoba und
Der Leib-Peruquier.

Ferner:

Der Antiquitäten- und Medaillen-Inspector.
Der Galerie- und Kunstkammer-Inspector Fabricius Cerrini, einer von der florentinischen Familie, die durch die Erzherzogin Josephine, Tochter Kaiser Joseph's I. und Gemahlin König August's III. mit einem Ferdinand Cerrini, „Guarderoba und Kammerdiener" derselben, auch im sächsischen Hofdienst parvenirte. Sie ward erst 1789 in Oestreich baronisirt und allererst 1838 gegraft.*)

*) Unmittelbar nach der Grafung hat diese Familie eine pomphafte Genealogie in den Gothaischen Grafencalender von 1840 gefördert, die lesenswerth ist. Vom Inspector, Guarderoba und Kammerdiener ist darin nicht die Rede, sondern von „höchsten florentinischen Staatsämtern, vom Castell Montevarchi" u.s.w. Auch die sächsische Linie mit ihrem Chef Clemens Cerrini, dem Enkel des Kammerdieners, der commandirender General der sächsischen Armee bis zum Jahre 1848 war, steht in jener prunkhaften Einsendung, obwohl Clemens Cerrini gar nicht Graf ist und es wohl auch nicht zu werden beansprucht.

Acht Kammermaler, darunter Ferdinand und Georg von Hamilton.
Eine indianische Kammermalerin.
Ein Kammerbildhauer.
Vier Kammermedailleurs und
Die übrigen Hofhandwerker.

Endlich:

Die Schloßhauptleute zu Laxenburg, Eberstorf, in der Favorite, zu Schönbrunn und zu Neustadt.

Jedenfalls stand unter diesem Stabe auch der Geheime Cabinets-Secretair: 1718 ward Johann Theodor von Imbsen, der diese Function bei Carl VI. bekleidete, zum böhmischen alten Ritter erhoben.

3. Der Oberhofmarschallstab:

Der Chef dieses Stabs war der Obristhofmarschall Adolf Bernhard Graf von Martinitz, ein Urenkel jenes Martinitz, der bei Anfang des dreißigjährigen Kriegs zu Prag aus dem Fenster gestürzt worden war.

Der Obristhofmarschall handhabte mit neun Assessoren, sämmtlich Rechtsdoctoren, die Jurisdiction über die kaiserliche Hofstatt und über die in Wien befindlichen Gesandten und die fremden Cavaliere.

Unter ihm fungirte noch der Obristhofquartiermeister für die Reisen des Hofs: Ferdinand Philipp von Goor, früher Hofcourier, erst 1724 geadelt.

4. Der Oberhofstallmeisterstab:

Die vierte Oberhofcharge, die des Obriststallmeisters, bekleidete seit 1711, wo er sie mit 100,000 Gulden an Geschenken und einer halben Million Darlehn an den Kaiser erlangt hatte, Fürst Adam Franz von Schwarzenberg, ein Enkel des ersten Fürsten und Hofkriegsrathspräsidenten unter Kaiser Leopold. Er ward 1712 Oberhofmarschall und folgte erst, als der Günstling des Kaisers, Graf Althann, der 1716—1722 als Oberstallmeister fungirt hatte, gestorben war, wieder in diesem Posten. Er hatte das Unglück, im Jahre 1732 auf seinen Gütern in Böhmen vom Kaiser, der ihm ein so gnädiger Freund und Gönner war, auf der Jagd erschossen zu werden.

Unter dem Obriststallmeister standen die Edelknaben, nur funfzehn an der Zahl, aber mit elf Hofmeistern, Professoren und Lehrern und zwölf Dienern — das Hoffutteramt — die Reitschule mit zwanzig Bereitern — den Büchsenspannern — den Senften-, Wagen-, Geschirr- und Heumeistern — zwanzig Hof- und Feldtrompetern und zwei Paukern — sechszehn Lakaien, vierzehn Läufern, siebzehn Sesselträgern, vier Heyducken — sechsundfunfzig Futter- und Reitknechten im spanischen Stall und fünfundneunzig im Klepperstall, vierundsiebzig Leib- und ordinari Kutschern, Vorreitern und Mitteljungen im Kutscherstall und fünfundzwanzig Futter- und Senftenknechten im Senftenstall.

5. **Der Oberhof- und Landjägermeisterstab:**

Die fünfte Oberhofcharge des Obristhof- und Landjägermeisters versah **Johann Julius Graf Hardegg**, unter welchem ein Unterjägermeister, sechs Forstmeister und 160 Jäger- und Jagdbediente fungirten.

Endlich:

6. **Das Oberhoffalkenmeisteramt**

verwaltete **Johann Albrecht Graf von St. Julien** mit vier Falkenmeistern und sechsunddreißig Falknereibedienten.

Als siebenter Oberhofwürdenträger kam zu diesen sechs noch:

Der Obristhof- und Generalerbland-Postmeister: Graf Paar, aus jener aus Bergamo stammenden italienischen Familie, die bereits 1624 unter Ferdinand II. das Erbpostmeisteramt in den Erblanden erhalten hatte. Der letzte Habsburger aber entrückte der Familie wieder ihr goldnes Ei. Carl fragte einst den Grafen Paar, wie viel ihm wohl die Post ertrage? Der Graf nannte die Summe von 60,000 Gulden. Der Kaiser nahm ihn beim Worte, zahlte der Familie noch 6000 Gulden mehr, beließ ihr Titel, Wohnung im Palast des General-Erbpostamts am Stubenthore, die Ernennung der Postmeister, einen Antheil von den Einkünften der Extrapostpferde u. s. w. und zog die gesammte Postverwaltung an den Staat. Unter seiner Tochter ertrug sie schon 200,000 Gulden.

B. Hofstaat der Kaiserinnen und Erzherzoginnen.

Die regierende Kaiserin Elisabeth von Braunschweig hatte ihren eignen Hofstaat und eben so die verwittwete Kaiserin Amalie von Hannover und die beiden Erzherzoginnen Maria Theresia und Maria Anna, Töchter des Kaisers, und seine alte Schwester Maria Magdalene.

Obristhofmeister der regierenden Kaiserin war erst Joseph Folch de Cardona, des h. R. Reiches Fürst, Groß-Connetable und Admiral von Aragonien, Präsident des Raths der Niederlande, und nach dessen Tode Fürst Philipp von Lobkowitz, ein Enkel des ersten Fürsten und berühmten Premiers unter Leopold — und ihre Obristhofmeisterin die verwittwete Fürstin Marie Therese Auersperg, die Schwiegertochter des ersten Fürsten Auersperg, der vor Lobkowitz Premier war, eine geborne Gräfin Rappach, aus einer der ältesten Familien Oestreichs, die erloschen ist und deren Erbe in ihrem hohen östreichischen Erbamt eine ganz neue Familie Fuchs aus der haute finance ward.

Außerdem hatte die regierende Kaiserin noch zwanzig Kammerfräulein und Hofdamen, die unter der Hofdamen-Hofmeisterin Gräfin Maria Elisabeth Colonna-Fels, gebornen Caraffa standen.

Weit glänzender war noch der Hofstaat der verwittweten Kaiserin Amalie von Hannover, der

von ihrem Gemahl, dem splendiden Kaiser Joseph I. her datirte. Folgende Hofchargen dienten für sie:

1. Der Obristhofmeister: diese Stelle versah der Obristhofpostmeister Graf Paar.

2. Die Obristhofmeisterin: die ungarische Fürstin Anna Margarethe, verwittwete Esterhazy, Wittwe des zweiten Fürsten dieses Namens.

3. Die Hofdamen-Hofmeisterin: die Marchesa degli Obizzi, unter der

neun Kammerfräulein und Hofdamen

standen.

4. Der Obristkuchelmeister: ein Graf Hohenfeld — das Küchenpersonal enthält acht Meisterköche, einen Bratmeister, einen Backereikoch u. s. w.

5. Der Obristhofsilberkämmerer: ein Graf Andlern, unter dem

elf Kämmerer und Hofcavaliere

standen.

6. Der Obriststallmeister: ein Graf Salm-Reifferscheid, unter dem wieder

zwölf Edelknaben mit sieben Hofmeistern, Professoren und Lehrern und acht Dienern

standen, und endlich:

7. Der Leibgarde-, Hatschier- und Trabantenhauptmann: ein Graf Nostitz mit dreißig Hatschieren und vierzig Trabanten.

Dazu kam noch die Hofmusik der Kaiserin mit einem Personal von sechsundzwanzig theils Vocal-, theils Instrumentalmusikern.

Bei den jungen Erzherzoginnen stand als Aja

die verwittwete Gräfin Charlotte Fuchs, aus der älteren, 1706 gegraften Familie dieses Namens, zubenannt von Bimbach, geborne Gräfin Mollart, die Schwiegermutter des Generalfeldmarschalls Daun, welche unter Maria Theresia sehr mächtigen Einfluß gewann.

Maria Theresia's Obristhofmeister wurde Franz Anton Graf Starhemberg, ein Sohn des Finanzministers Gundacker, der im Jahre 1736, in demselben Jahre, wo Maria Theresia sich vermählte, seine Tochter an den nachherigen Staatskanzler Kaunitz verheirathete und 1743, zweiundfunfzig Jahre alt, starb.

Außer den gräflichen und hochadeligen Hofdamen und Kammerfräulein bei dem Hofstaat der Kaiserinnen und Erzherzoginnen und den annoch adeligen Kammerfrauen und Kammerdienerinnen fungirte der oben schon berührte Schweif der Kammer-, Kuchel-, Abwasch-, Extra-Frauenzimmer und Strapazier-Menschern von bürgerlicher Herkunft.

Den Glanz des Hofes erhöhten die zwei östreichischen Orden:

1. Der Vliesorden, welcher 1732 aus zweiundvierzig Mitgliedern, Fürsten, Prinzen, Grafen, Generalen und Ministern bestand, und

2. Der Kreuzsternorden, ein Damenorden, den die galante Kaiserin Eleonore Gonzaga 1668 gestiftet hatte und der 1732 fünfundfunfzig katholische allerhöchste, höchste und hohe Damen zu Mitgliedern zählte.

II. Civilstaat im Jahre 1732:

Neben den sechs Oberhofämtern bestanden zwölf hohe Staatsämter:

1. Der Geheime Conferenzrath.
2. Der Reichshofrath.
3. Der Hofkriegsrath.
4. 5. 6. Die Finanz-Conferenz, die Hofkammer und die Universalbankalität, drei Finanzämter, und endlich:
7—12. Die verschiedenen Landesregierungen der Monarchie: eine besondere für Oestreich, für Spanien und Italien (Mailand und Mantua), für die neuerworbenen Niederlande, für Ungarn und Siebenbürgen und für Böhmen.

Alle diese zwölf Staatsämter waren in Wien vereinigt.

1. Der Geheime Conferenzrath (von dem bereits oben Erwähnung geschehen ist) ward vom Kaiser präsidirt. Ordentliche Mitglieder waren:

1. Prinz Eugen als Hofkriegsrathspräsident in Militairsachen.
2. Graf Philipp Ludwig Sinzendorf als Obersthofkanzler in Staats- und auswärtigen Angelegenheiten, dessen Factotum der Parvenu und Convertit Baron Bartenstein war, und
3. Graf Gundacker Starhemberg, als Finanzminister.

2. Der Reichshofrath und die Reichskanzlei. Die höchste Justizbehörde, in der aber auch Staatssachen des deutschen Reichs verhandelt wurden

und aus der man, wie schon erwähnt, die Diplomaten für Oestreich auswählte. Es war eine sehr gothische Behörde, bei der sich gleich bei seinem Regierungsantritt Joseph II. das Geschenkenehmen durch ein sehr starkes Handbillet verbat. Der Präsident war, seit dem Tode von Windischgrätz, seit 1728 Johann Wilhelm, Reichsgraf von Wurmbrand, berühmt als Vater der östreichischen Genealogie, zugleich Erblandkuchelmeister in der Steiermark. Er war seit dem Jahre 1701 der erste Graf seines Namens, damals noch Protestant. Zweiundfunfzig Jahre alt, convertirte er sich im Jahre 1722, heirathete im siebzigsten Jahre eine fünfte Frau und starb 1750 unter Maria Theresia, achtzig Jahre alt.

Neben Wurmbrand fungirte in der Reichskanzlei als Reichsvicekanzler Friedrich Carl, Graf Schönborn, Bischof von Bamberg und Würzburg, aus dem berühmten Geschlecht, dem der Mainzer Kurfürst, der nach dem Westphälischen Frieden den Rheinbund des siebzehnten Jahrhunderts geschlossen hatte, angehörte. Auch dieser sein Nachkomme war einer der stattlichsten und prächtigsten Prälaten seiner Zeit, der in Wien eins der größten Häuser machte, wie die oben mitgetheilte Beschreibung der englischen Touristin Lady Montague gezeigt hat. Von seinem großen Vorfahren unterschied er sich aber dadurch, daß er stark antifranzösisch gesinnt und auch bei weitem nicht so tolerant war: er galt für die Seele der großen Anstrengung, die die katholische Kirche noch einmal im achtzehnten Jahrhundert machte, im Stillen und ganz

unter der Hand Deutschland' wieder katholisch zu machen. Er hatte seine Hände in den Religionsunterdrückungen in der Pfalz, in Hohenlohe, in Salzburg, er bot dem katholischen Herzog Carl Alexander seine Hülfe an, sein Land wieder katholisch zu machen. Er war ein Hauptanhänger vom Obristhofkanzler Sinzendorf und brouillirte sich mit allen Ministern, ausgenommen Prinz Eugen, um ihm seine Freundschaft zu bezeigen. Richelieu in seinen Memoiren sagt, daß er den Interessen des Zaaren ergeben sei und ihm lange wohlgedient habe, nächstdem sei er ein eifriger Anhänger des pfälzischen Hauses und wie fast der allgemeine Ruf ging, für französisches Geld nicht unzugänglich gewesen. Er ward durch Bartenstein verdrängt und starb im Jahre 1746 unter Maria Theresia.

Sein Nachfolger war Rudolf Joseph Graf Colloredo, unter dem der Parvenu und Convertit Baron Knorr, Bartenstein's Schwiegersohn, das Factotum in der Reichskanzlei war.

Reichshofraths-Vicepräsident war Graf Johann Adolf Metsch. Er stammte aus der anhaltischen Branche dieses meißnischen Geschlechts, fungirte früher als anspachischer Envoyé in Wien, convertirte sich wie Wurmbrand und ward wie dieser gegraft. Seine Erbtochter ward die Gemahlin des ersten Fürsten von Khevenhüller-Metsch.

Unter diesen drei Präsidial-Personen fungirten fünfundzwanzig Reichshofräthe, vierzehn vom Grafen- und Herren- und elf vom Ritter- und Gelehr-

ten-Stande. Die Besoldung derselben betrug unter Joseph I. 6000 Gulden, Carl VI. setzte sie 1716 auf 4000 herab. Als Nebenemolumente genossen sie außer den reichlich fallenden Sporteln und Geschenken die Zoll- und Postfreiheit durchs ganze Reich und ebenso hatten sie in ihren Häusern das Asylrecht, wie die fremden Gesandten in Wien.

In der Reichshofkanzlei stand der deutschen Expedition vor ein Edler Herr von Glandorf, der 1725 baronisirt worden war — der lateinischen Expedition ein Edler Herr von Schnappauf, der 1726 mit dem Prädicat „alter Reichsritter" nobilitirt worden war.

Noch ressortirten vom Reichshofrath: das Reichs-Tax-Amt und das Wappen-Inspector-Amt, die Reichshofbuchdruckerei und die beiden kaiserlichen Fiscale im Reich und in Italien.

3. Die dritte Staatsbehörde war der Hofkriegsrath.

Präsident: Prinz Eugen.

Vicepräsident: der oben schon aufgeführte „General Rasttag", der Feldmarschall Graf Lothar Joseph Dominic von Königsegg, aus dem uralten schwäbischen, schon von Ferdinand II. gegraften Geschlechte, früher Gesandter in Paris und Madrid.

Unter ihnen fungirten vierzig Geheime Hof- und Kriegsräthe, vierundzwanzig vom Grafen- und Herrenstand — diese Grafen und Barone lebten aber zumeist auf ihren Gütern und fanden sich nur zur

Zeit der Hoffeste im Carneval zu Wien ein — und sechszehn Räthe vom Ritter- und gelehrten Stande. Viele berühmte Namen, aber wenig berühmte Personen.

Der einflußreichste und mächtigste Mann war beim Hofkriegsrath der oben bei den Personalien Eugen's vorgekommene Parvenu, Baron Weber, das Factotum der Gräfin Lorel Batthiany.

4. Die vierte Staatsbehörde war eine neue: die von Carl VI. gebildete Finanz-Conferenz. An ihrer Spitze stand der Kaiser selbst und unter ihm der Geheime Conferenzminister, früher schon seit 1704 Hofkammerpräsident, Graf Gundacker Starhemberg, der jüngere Halbbruder des Retters von Wien und griesgrämige Feind Eugen's. Unter dieser Finanz-Conferenz standen nachfolgende zwei Finanzbehörden:

5. Die alte Hofkammer mit über siebzig Räthen, die je 3000 Gulden Besoldung erhielten. Der Präsident war seit 1719: Johann Franz Gottfried Graf Dietrichstein, vom ältern Aste Rabenstein der Linie Weichselstädt.

6. Die Universalbankalität, ebenfalls eine neue Behörde, gestiftet 1714; unter Ferdinand Graf Kollowrat-Krakowsky, einem Böhmen.

Diese Finanzämter legten die Steuern auf, welche zwar ansehnlich hoch, aber nicht unerschwinglich waren. Am meisten drückte der s. g. Aufschlag, eine Accise, die auf die Lebensmittel gelegt war und unter diesen brachten gerade am meisten die nothwendigsten Lebens-

bedürfnisse ein, Brot und Fleisch, Wein, Bier und Branntwein. Der Aufschlag, die täglich fallenden Handgefälle, standen speziell unter dem s. g. Handgrafenamt und wurden durch die s. g. Beschauer eingebracht. Der Handgraf schöpfte als Richter die erste Notion in Streit- und Straffällen, das Amt versah gewöhnlich einer der Hofkammerräthe, wie z. B. unter Leopold der Ahnherr der Grafen Gatterburg, früher Gattermayr benannt, ein Mann, der im Handgrafenamte prosperirte, 1674 sich das Schloß Zwölfaxing kaufte und dessen Sohn 1717 gegraft ward „wegen der zu den Staatsbedürfnissen geleisteten beträchtlichen Darlehen." Der Aufschlag datirte schon von den französischen Kriegen unter Leopold, unter dem auch das Tabacksmonopol im Jahre 1670, wie oben berichtet worden, um Geld zum kaiserlichen Jagdvergnügen zu beschaffen, eingeführt worden war.

Zu diesen sechs obersten Staatsbehörden kamen nun noch die sechs Landesregierungen, in welchem nach damaligem Style auswärtige, wie innere Angelegenheiten zur Erledigung kamen.

1. An der Spitze der östreichischen Regierung stand der Graf Philipp Ludwig Sinzendorf, der Obristhofkanzler und der kaiserliche Statthalter in Niederöstreich Sigismund Friedrich Graf Khevenhüller, Vater des ersten Fürsten, mit an siebzig Räthen.

Unter Sinzendorf arbeiteten in der Universal-Geheimen Staats-Expedition — so hieß damals die Kanzlei der auswärtigen Geschäfte — die bei-

den Lieblinge des Kaisers als Geheime Staatssecretaire, der hochgelahrte Geheime Staatsreferendar Baron Bartenstein und der Lebemann aus Catalonien Geheime Rath Marquis Realp, letzterer insbesondere für die spanischen Affairen. Ein „geheimer Chiffre-Secretair“, der k. k. Rath Joseph Edler von Neuff, war 1713 zum Reichsritter promovirt worden.

2. Ungarischer Hofkanzler war Adam Acsady von Acsad, Bischof von Vesprin, und Vicekanzler der Sohn der schönen Lorel Batthiany, der Freundin Prinz Eugen's: Graf Ludwig Batthiany.

3. Siebenbürgischer Hofkanzler war der Freiherr von Kaszon, und

4. Böhmischer Kanzler: Graf Franz Ferdinand Kinsky, Bruder des ersten Fürsten Kinsky.

5. Dem höchsten spanisch-italienischen Rathe präsidirte seit 1726 der Spanier Joseph de Silva, Graf de Monte Santo, aus dem Geschlechte der Grafen von Cifuentes, endlich:

6. Dem Rathe der Niederlande stand vor: Johann Antonio de Borador, Vicomte de Roccaberti, Graf von Savalla, ebenfalls ein Spanier, ein Catalonier wie Realp.

Die Provinzen wurden von folgenden kaiserlichen Statthaltern regiert:

1. Ungarn vom Palatinus Graf Nicolaus Palffy.

2. Siebenbürgen vom Präsident Stephan Wesselenÿ.
3. Croatien vom Ban Graf Johann Palffÿ.
4. Böhmen vom Oberstburggraf zu Prag Graf Wrtbÿ.
5. Schlesien vom Oberlandeshauptmann Wilhelm Leopold Graf Waldstein.
6. Steiermark vom Graf Breuner.
7. Krain vom Graf Seilern.
8. Tyrol vom Graf Künigl.
9. Kaiserliche General-Vicare in Italien waren der König von Sardinien und Prinz Eugen, und kaiserlicher Prinzipal-Commissar in Italien Graf Carlo Borromeo, Neffe jenes Vitalian, der im Jahre 1671 die öden Felsen von Isola Bella im Lago Maggiore zu der seitdem weltberühmten Zauberinsel umgeschaffen hatte.

   Gouverneur zu Mailand war Graf Daun, der Vater des berühmten Feldherrn des siebenjährigen Kriegs.

   Vicekönig des 1732 noch östreichischen Neapels war Graf Aloys Thomas Raymund Harrach, früher Gesandter in Spanien, und

   Vicekönig des damals auch noch östreichischen Sicilien: Graf Cordova.
10. Gouvernante der Niederlande war die Erzherzogin Maria Elisabeth, Schwester Kaiser Carl's VI., und ihr Premierminister Graf

Friedrich Harrach, Sohn des Vicekönigs von Neapel, später böhmischer Kanzler.

III. Militairetat unter Carl VI.: erste Gründung einer östreichischen Marine.

An der Spitze der kaiserlichen Armee stand als Generalissimus Prinz Eugen: als solcher vertrat er des Kaisers Stelle. Unter ihm dienten bei seinem Tode 1736:

18 Generalfeldmarschälle,
26 Generale der Cavallerie,
19 Generalfeldzeugmeister,
91 Generalfeldmarschall-Lieutenants und
121 Generalfeldwachtmeister,
zusammen 275 Generale.

Der Armeeetat bestand im Jahre 1728 aus zweiundachtzig Regimentern, als:

46 Infanterie-Regimentern
21 Cuirassier "
11 Dragoner "
3 Husaren " und
1 Heyducken-Regiment.

Diese zweiundachtzig Regimenter waren durch die verschiednen Provinzen der Monarchie — es gehörte dazu dazumal außer Neapel und Sicilien auch noch Servien — folgendergestalt disponirt:

In Oestreich, Steiermark und Kärnthen stand das Infanterie-Regiment Guido Starhemberg und die drei Dragoner-Regimenter Eugen von Savoyen und Philippi — diese beiden in Wien — und Paderborn.

In Böhmen, Mähren und Schlesien standen vier Infanterie- und vier Cuirassierregimenter. Commandirender General in Böhmen war Graf Starhemberg, ein Neffe des Grafen Guido.

In Ungarn standen zwölf Infanterie- und zwölf Cuirassierregimenter. Commandirender General in Ungarn: ?

In Siebenbürgen standen drei Infanterie-, ein Cuirassier- und zwei Dragonerregimenter. Commandirender General in Siebenbürgen war Graf Wallis, aus einem schottischen Geschlechte, das im dreißigjährigen Kriege nach Oestreich gekommen war, der Großvater des Finanzministers, unter dem 1811 der große Banquerout erklärt wurde.

Im Banat standen zwei Husarenregimenter. Commandirender: Graf Königsegg.

In Servien: Vier Dragonerregimenter.

Am Oberrhein: Drei Infanterieregimenter.

In den Niederlanden: Sieben Infanterie-, ein Cuirassier- und ein Dragonerregiment. Commandirender General in den Niederlanden war Baron Johannes Hieronymus zum Jungen, mit welchem 1732 sein Geschlecht ausstarb.

In der Lombardei: Sechs Infanterie-, zwei Cuirassierregimenter. Commandirender: Graf Mercy, ein Lothringer, der Adoptivvater des östreichischen Gesandten in Paris zur Zeit der Revolution.

In Mantua stand das Heyduckenregiment.

In Neapel: Fünf Infanterie-, ein Cuirassier-, ein Dragoner- und ein Husarenregiment.
In Sicilien endlich: Fünf Infanterieregimenter.

Oestreichische Marine.

Im Jahre 1701, bei Gelegenheit des Ausbruchs des spanischen Erbfolgekriegs, war bereits die Gründung einer aus kleinen Kriegsfahrzeugen bestehenden Flotille zu Triest erfolgt: sie hatte die Bestimmung, gegen Neapel zu operiren. Im Jahre 1719 ertheilte Kaiser Carl VI., auf den Rath des Prinzen Eugen, den Befehl zur Errichtung einer östreichischen Flotte. Sie ward dem Hofkriegsrath untergeordnet, Viceadmiral ward 1722 ein Engländer, Lord Corbes, der zu Wien seinen Sitz nahm. Der Bau eines Kriegsarsenals in Triest ward angeordnet, kaiserlicher Schiffsbaumeister ward ein Italiener, Girolamo Davanzo, dann ein französischer Hugenotte, Boyer, der elf Jahre fungirte und mehrere Kriegsschiffe baute. Bereits im Jahre 1725 war diese Flotille zum Auslaufen in Triest bereit, trotz der Einsprüche, welche die großen Seemächte dagegen erhoben: der zum Viceadmiral ernannte Engländer Deighman pflanzte seine Flagge auf das Linienschiff Santa Elisabetta.

Im Jahre 1734, als der polnische Successionskrieg ausbrach, bestand die Flotte aus:

Drei Linienschiffen mit siebzig, sechszig und vierzig Kanonen und je 700 Mann am Bord,

Zwei Armanizze (Dreimaster, im Range den Fregatten fast gleich) mit zweiunddreißig und dreißig Kanonen,

Einer Fregatte,
Vier Galeotten,
Einer Schebecke,
Einer Feluke und mehreren kleineren Kriegsfahrzeugen. Sie zählte im Ganzen 500 Geschütze und 8000 Mann am Bord; die Offiziere waren meist Genueser, Neapolitaner und Spanier. Admiral war ein Italiener, **Parravicini.**

Nach Beendigung des Kriegs und Prinz **Eugen's** Tode verfiel aber diese Seemacht sehr bald, **Parravicini** legte sein Amt nieder und erhielt keinen Nachfolger, das Regiment Seesoldaten ward aufgelöst und die Mannschaft entlassen, man bot die Flotille sogar den Venetianern zum Kauf an, die ihn aber zurückwiesen.

Maria Theresia erhielt später von den Engländern den guten Rath, auf eine Kriegsflotte zu verzichten, und während des siebenjährigen Kriegs, 1758, wurden alle größern Schiffe und die ganze Ausrüstung des Triester Arsenals um einen Spottpreis verkauft.

Erst im Jahre 1815 erfolgte wieder eine neue Organisaton der östreichischen Flotte.

IV. Diplomatisches Corps.

Folgendes ist eine Liste des im Jahre 1732 zu Wien residirenden diplomatischen Corps:

I. Gesandte der Kurfürsten:

1. **Preußen:** Christoph Baron von Brand, auß. Ges. Ihm folgte Gustav Adolf Ba-

ron von Gotter, „der Jupiter foudroyant" und der „Liebenswürdigste der Epikuräer", und diesem ein Herr von Bork. Nächstdem ein Agent Gräfe beim Reichshofrath.

2. Sachsen-Polen: Peter Robert Taparel, Graf von Lagnasco, gevollm. Min., seit 1721 vermählt mit der klugen und gelehrten Erbtochter des Oberstkämmerers unter Joseph I., Grafen Carl Ernst Waldstein, einer verwittweten Gräfin Thun. Ihm folgte: Bernhard, Baron Zech. Nächstdem: Gregor von Lautensack, accred. Hofrath und Minister, Gottfried von Schnurbein, Legationsrath und ein Agent von Kleibert.

3. Baiern: Franz Hannibal, Freih. von Mörmann, Ges. und ein Resident Küstler.

4. Pfalz: Barth. von Busch, Gesandter, Freih. von Seldern, Resident und Muneretti von Rothenfeld, Agent.

5. Hannover: Hans Wilh. Dietr. Diede zum Fürstenstein, auß. Ges. Ihm folgte Hartmann, Baron Erffa. (S. England.)

6. Mainz: Christian Heinrich von Kyau, Ges., Rath Schmidt und Agent Souffrein.

7. Cöln: Hugo Xaver edler Herr von Heunisch, accred. Resident, Souffrein, Agent des Domcapitels.

8. Trier: Dietrich Carl, Freih. von Ingelheim, Ges.

II. Gesandte der deutschen weltlichen Fürsten und Grafen und der Reichs-Ritterschaft.

1. Würtemberg: von Kleibert, Agent.
2. Baden-Baden: Zimmermann, Agent.
   " Durlach: von Braun, Agent.
3. Hessen-Cassel: 1727 Johann Curt Hilmar Baron von der Malsburg. Ein auß. Ges. holte 1732 die Lehen ein.
   Hessen-Darmstadt: von Braun und Schmidt, Agenten.
   Hessen-Homburg: Agent von Vogel.
   " Rheinfels: Agent Schlösser.
   " Philippsthal: Agent von Kleibert.
4. Braunschweig-Wolfenbüttel: Geo. Joachim von Brawe, Ges. und Agent von Kleibert.
   Braunschweig-Blankenburg: von Knorr, accred. Min. und Botterweck.
5. Anhalt: von Schwedler, Ges. des Gesammthauses und Agent Gräfe.
   Anhalt-Dessau: Agent Gräfe.
   " Bernburg: Bevollm. Fabricius und Agent Middelburg.
   Anhalt-Cöthen: Dörffel, accred. Hofrath.
   " Zerbst: von Funcken, accred. Hofrath.
6. Mecklenburg-Schwerin: Agent von Vogel.
   " Strelitz: Agent von Braun.
   Die Mecklenburgische Ritterschaft: Abgeordn. von Perckenthin und Agent von Braun.
7. Holstein-Gottorp (später Oldenburg): Ges. von Kettenburg und Agent von Braun.

Holstein=Plön: Agent Gay.

8. Nassau: Agent Souffrein.

9. Brandenburg=Baireuth: Baron von Gotter, accred. Ges. und die Agenten Gräfe, Mayer, Souffrein.

Brandenburg=Anspach: von Staudach, Ges. und die Agenten von Filzhoffen und Korneffer.

10. Sachsen=Weimar: Agent Korneffer.

" Gotha: Baron Gotter, auß. Ges., Leg.=Secr. Meyer. Gotter, Sachsen=Gothaischer Geheimer Rath, hatte als der „Liebenswürdigste der Epikuräer", wie ihn Friedrich der Große nannte, sein Glück in Wien gemacht, indem er einige östreichische junge Herren vom Adel bezauberte: sie führten ihn in die erste Gesellschaft Wiens ein. Carl VI. erhob den Roturier zum Reichsbaron. Später trat er in preußischen Dienst und machte im Namen Friedrich's des Großen 1740 die fatale Anfrage, wie es mit Schlesien gehalten werden solle.

Sachsen=Saalfeld (später Gotha): Agent Fabricius und Leg.=Secr. Cyprian.

Sachsen=Meiningen: Agent von Filzhoffen.

Sachsen=Hildburghausen: Agent Fabricius.

Sachsen=Weißenfels: Agent Souffrein.

" Merseburg: Agent von Kleibert.

11. Pfalz-Sulzbach: Agent Zimmermann.
„ Zweibrück: Agent von Schumm.
„ Birkenfeld: Agent von Braun.
12. Lothringen: Die Lehen empfing 1730 Baron von Sackemin als Ges. und Muneretti von Rothenfeld als Resident. 1736 war Baron Jaquemin beglaubigt.
13. Ostfriesland: von Brawe, Ges. und von Braun, Agent.
Die ostfriesischen Landstände: Agent Gräfe.
14. Hanau: Agent von Heunisch.
15. Schwarzburg: Panzer, des ges. Hauses Hofrath und Bevollm. Hofrath Bolisius, Deput. der Unterthanen von S.-Rudolstadt.
16. Waldeck: Agent von Kleibert.
17. Lippe: Abgeordn. von Dortmund.
18. Reuß: Agent von Vogel.
19. Die Wild- und Rheingrafen Salm: Agent Souffrein.
20. Schönburg: Agent von Braun.
21. Stolberg: Agent von Klerff.
22. Dietrichstein: Agent de l'Eau.
23. Schwarzenberg: Agent Souffrein.
24. Fürstenberg: Agent von Kleibert.
25. Taxis: von Bilskni, Hofrath und Bevollm. und Agent von Heunisch.
26. Löwenstein: Agent Souffrein.
27. Oettingen: Agent von Vogel.
28. Bentheim: Drei Agenten: Schlösser, von Heunisch und Zimmermann.

29. Montfort: Agent Zimmermann.

30. Die Ritterschaft in Schwaben: Agent von Heunisch.

" " " Franken: Agent von Vogel.

" " am Oberrhein: Abges. von Harprechtstein.

Der Rheinische Kreis: Abgeordneter von Großmüller und Agent von Heunisch.

III. Agenten der geistlichen Fürsten, Ritterorden, Domkapitel.

1. Bisthümer.

1) Würzburg: von Schlössern, fürstbischöflicher Rath und Agent.
von Heunisch, Agent des Domkapitels.
von Schumm, Agent der Universität.
2) Bamberg: von Schumm, Agent.
3) Eichstädt: von Heunisch, "
4) Münster: " " "
5) Paderborn: " " "
6) Osnabrück: " " "
7) Hildesheim: Zimmermann, Agent.
8) Lüttich: de l'Eau, Agent des Bischofs.
von Heunisch, Agent des Capitels.
9) Worms: von Heunisch, Agent.
10) Speier: Zimmermann, Agent des Bischofs.
von Schumm, Agent des Capitels.
11) Strasburg: Zimmermann, Agent des Bischofs.]

12) Basel: von Schumm, Agent.
13) Passau: Muneretti, Agent.
14) Regensburg: von Braun, Agent.
15) Freisingen: Graf von Königsfeld, Gesandter.
16) Augsburg: von Heunisch, Agent.
17) Chur: Muneretti, Agent.
18) Trident: " "
19) Lübeck: von Klerff, Agent des Bischofs, Herzogs von Holstein.
Dr. Classen, Agent des Capitels.

2. Orden:

1) Der deutsche Orden: von Heunisch und Joannelli, Agenten.
2) Der Johanniterorden: Neesen, Abgesandter.

3. Abteien:

1) Corvey: von Antesperger, Agent.
2) Fulda: von Großmüller, Abgeordneter und Agent von Heunisch.
3) Gandersheim: Agent Fabricius.
4) Kempten: Baron von Falckenstein, Gesandter.
5) Quedlinburg: von Kleibert, Agent.

IV. Agenten der deutschen Städte:

1) Aachen: von Heunisch und von Klerff.
2) Bremen: Dr. Mindemann und Agent von Kleibert.

3) Cöln: Say, Agent.
4) Frankfurt a. M.: Dr. Ochs, Gesandter und von Braun, Agent.
5) Hamburg: Fabricius, Agent.
6) Mühlhausen: Sander, Deputirter.
7) Nürnberg: von Braun, Agent.
8) Speyer: Gräfe, Agent.
9) Ulm: Dr. Güther, Abgesandter.

V. Die fremden Gesandten in Wien im Jahre 1732:

1. Von Italien:

1) Von Rom fungirte: Cardinal Hieronymo Grimaldi, päpstlicher Nuntius; ihm folgte Domenico Abbate Passionei.
2) Von Toscana: Marchese Bartholomei, Gesandter; Agent: von Heunisch. 1730 nahm der gevollmächtigte Gesandte Marchese de Malignano zu Mailand beim Gouverneur Grafen Daun die Reichslehen wegen Siena.
3) Von Modena: Sabbatini, Bischof von Apollonia, außerordentlicher Gesandter.
4) Von Lucca: Abbate Vanni, Gesandter.
5) Von Guastalla: Graf de Papinis, Gesandter.
6) Von Venedig fungirte 1736: Maria Foscarini.
7) Von Genua: Marchese Doria, Gesandter.
8) Von Sardinien: Marchese Solari di

Broglio, Min. plenip. und von Heunisch, gevollmächtigter Agent.

2. Von Spanien war beglaubigt 1724 und schloß 1725 den Frieden mit Oestreich, der zu Utrecht nicht zu Stande gekommen war: der Abenteurer und nachherige Duc de Ripperda. Vor Ausbruch des neuen Kriegs, 1733, waren beglaubigt: Jacobus Fitz-James, Herzog von Liria, Amb. extr., ein Sohn des Herzogs von Berwick, eines natürlichen Sohns König Jacob's II. von England und einer Schwester Lord Marlborough's, und Don Joseph de Viana é d'Esquiluz, spanischer Rath und Agent.

3. Von Portugal fungirte 1732: Don Juan Gomez de Sylva, Comte de Tarouca, Vater des Spezials von Carl VI., als Plenipot. und Baron Tinti als Resident.

4. Von England war 1732 beglaubigt: Sir Thomas Robinson, Envoyé extr. mit Dinant, Legations-Secretair. Robinson war der Nachfolger von Stepney, der im spanischen Erbfolgekriege fungirte, von Lord Peterborough, der nach ihm kam, von St. Saphorin, der in den zwanziger Jahren accreditirt war und von Lord Waldegrave, den er abgelöst hatte.

5. Von Holland fungirte noch: Hamel Bruyninx, außerordentlicher Gesandter.

6. Von Frankreich war 1725 der berühmte galante Duc de Richelieu beglaubigt, der 1727 die famose Begebenheit mit dem Magus hatte. Vor

Ausbruch des Kriegs, 1733, fungirten: M. de Bussy, Resident, und Abbé de St. Remy, Legations-Secretair, und 1737 Mr. du Theil als Ambassadeur.

7. Von Rußland fungirte noch 1732: Casimir Lanczin von Lanczynski, Kammerherr, Ministre plenipot.

8. Von Dänemark: Christian August von Perckenthin, Staatsrath und Kämmerer, Env. extr., von Franckenau, Legations-Secretair, und Agent Gräfe.

9. Von Schweden: Baron von Crassau, Env. extr., ihm folgte Graf Tessin.

10. Von der Pforte: Omer Aga, „logirt," heißt es im Wiener Staats- und Standescalender, „in der Leopoldstadt, im goldenen Lambel."

Der Wiener Hof hielt im Jahre 1732 folgende Gesandtschaften:

1. in Deutschland:

1) Prinzipal-Commissarius auf dem Regensburger Reichstag war Frobenius Ferdinand Fürst von Fürstenberg und Concommissar der niederöstreichische Regimentsrath Baron Philipp Heinrich von Jodoci (1724 baronisirt). Ferner fungirten in Regensburg als churböhmischer Gesandter Rudolf Joseph Graf Colloredo und als östreichische Gesandten Friedrich Christian Freiherr von Plettenberg und Carl Joseph Freiherr von Palm, der zugleich die burgundische Gesandschaft mit vertrat, früher in London und Lissabon.

2) In Berlin war 1724 Env. extr. Anton Ignaz Amadeus Graf de Bussy-Rabutin, Stiefbruder des Staatskanzlers Sinzendorf, der nachher nach Petersburg ging. 1724—1735 war beglaubigt: der bekannte Spezial Friedrich Wilhelm's I. Friedrich Heinrich Graf von Seckendorf und als Resident Franz Christoph Joseph von Demerath, geadelt 1724. 1735 folgte Seckendorf: Fürst Wenzel Liechtenstein.

3) In Dresden: Graf Wilhelm Leopold Waldstein, der später, 1734, Landeshauptmann in Schlesien ward; es folgte ihm Franz Carl Graf Wratislaw. Als Resident fungirte Franz Wilhelm Kinner von Scharpfenstein.

4) In Cöln war Resident Baron Binder.

5) In Frankfurt war Resident Baron Wetzel.

6) In Hamburg war Resident Baron Max Heinrich Kurzrock, gest. 1735. Theobald Joseph Baron Kurzrock folgte, wahrscheinlich sein Sohn, ward 1738 mit dem russischen Annenorden decorirt.

7) In Ulm und Augsburg fungirte als Resident: Jacob Emanuel von Garb, 1715 mit seinem Bruder Johann Carl, Geheimen Kammer-Juwelier, „wegen ihrer Vernunft und Geschicklichkeit" in den Reichsritterstand als Edle von Gilbelli erhoben.

2. außerhalb Deutschland.

Die wichtigsten Gesandtschaftsposten waren die der gevollmächtigten Minister bei den alliirten Seemächten:

1) In London fungirte als Resident 1727 Carl Joseph von Palm, der zugleich Resident in Lissabon war, 1729 baronisirt ward und nachher nach Regensburg kam. 1732 fungirte: Philipp Joseph Graf Kinsky, später böhmischer Kanzler und zuletzt Ministerial-Banco-Präsident unter Maria Theresia, neben dem 1735 auch sein Bruder, der Pariser Gesandte, fungirte. Nachher kam Ignaz von Wassenaer, früher in Paris.

2) Im Haag fungirte als Nachfolger von Carl Ferdinand Graf Königsegg-Erps: Franz Wenzel Graf Sinzendorf, dem 1734 Corfiz Anton Graf Uhlefeld folgte, der nachherige Staatskanzler.

3) In Paris fungirte als Ambassadeur 1718 Lothar Joseph Dominic Graf Königsegg, Generalfeldmarschall, Sohn des Reichsvicekanzlers Leopold, alsdann seit dem Jahre 1726 bis zum Ausbruch des polnischen Erbfolgekriegs, 1733, ebenfalls als Botschafter: Stephan Wilhelm Graf Kinsky, früher in Petersburg, der Bruder des Londoner Gesandten, der erster Fürst ward und der während des Kriegs nach London zu seinem Bruder ging. Als Legations-Secretair fungirte: Ignaz von Wassenaer und als Resident: Regierungsrath von Palm. Nach dem Wiener Frieden 1735 kam und blieb bis zum Ausbruch des östreichischen Erbfolgekriegs 1740 Generalfeldmarschall Fürst Wenzel Liechtenstein, zugleich fungirte als Minister 1736 Ignaz von Wassenaer und 1737 Herr von Schmerling,

aus einem Geschlechte, das in der Person des Hofkammerraths und Secretairs Anton Albert Schmerling 1707 geadelt worden war.

4) In Madrid fungirte wegen der noch dauernden Spannung der Höfe 1732 nur der Legations-Secretair Kirchner. Während der Ripperda'schen Unterhandlungen in den zwanziger Jahren hatte der Pariser Gesandte Lothar Joseph Dominic Graf Königsegg fungirt.

5) In Portugal stand 1732 als Resident von Albrecht, später kam Ignaz von Wassenaer aus Paris als gevollmächtigter Minister.

6) Für Italien war 1732 gevollmächtigter Minister: Graf Stampa.

7) In Rom war seit 1714 Gesandter der früher in London gestandene energische Graf Johann Wenzel Gallas. 1720 war Ambassadeur: Anton Rambald Graf Colalto und 1732 als Minister Plenipotentiar beglaubigt: Don Alvarez Cienfuegos, Cardinal.

8) In Venedig 1732: Graf Bolagno, dem Ludwig Prinz Pio folgte.

9) In Florenz war 1732 Graf Caimo Gesandter.

10) In Turin 1732: General Graf von Philippi, Env. extr.

11) In Genua war 1732 Joseph Friedrich Graf Guiccardi Gesandter.

12) Botschafter in der Schweiz war 1732 Graf Reichenstein, dem der Marquis de Prié

folgte, und gevollmächtigter Minister bei den Graubündnern: Graf Wolkenstein.

13) Internuntius und Resident bei der Pforte war 1732: Leopold von Tallmann, der 1735 baronisirt ward.

14) Außerordentlich bevollmächtigter Minister in Petersburg war noch unter Peter dem Großen: Graf Anton Ignaz Amadeus de Bussy-Rabutin, der 1727 in Petersburg starb. Peter der Große hatte ihm ein Palais in Petersburg geschenkt, Carl VI. kaufte es 1728 um 40,000 Gulden und bestimmte es zum Hôtel der östreichischen Gesandtschaft. Bussy-Rabutin folgte: Graf Stephan Wilhelm Kinsky, nachher Gesandter in Paris und dann bis 1732 Graf Franz Carl von Wratislaw. Ihm folgte der Reichshofrath Carl Heinrich, seit 1712 erster Graf von Ostein. Als Resident fungirte: Nicolaus Sebastian von Hochholz.

15) In Warschau war 1732 Ambass. extr. General Graf Heinrich Wilhelm Wilczeck, der frühere Gesandte in Rußland. Er war von Kaiser Carl VI. 1714 in den Reichsgrafenstand erhoben worden und starb, mit einer Gräfin St. Hilaire vermählt, 1739. Seine Familie blieb und blüht noch in Oestreich.

16) In Copenhagen war 1732 Gesandter Graf Freitag, dem der Reichshofrath Johann Joseph Graf Khevenhüller, der 1763 erster Fürst ward, folgte.

17) In Stockholm war 1732 nur ein Legations-Secretair Antivori; 1735 war Gesandter der

kaiserliche Kämmerer Ferdinand Graf Herberstein.

18) Endlich als Consul in Cadix fungirte 1732: Jacob von Vermolen.

Der erste östreichische Staatskalender erschien unter Carl VI., nach Schwarzkof etwa zwischen 1720 und 1730. 1736 kam er unter dem Titel: „Königlicher wie auch Erzherzoglicher und dero Residenz-Stadt Wien Staats-Calender. Mit einem Schematismo gezieret" auf 146 S. schmal 8. heraus.

11. Der Tod des letzten habsburgischen Kaisers Carl VI. und seine Familie.

Am 10. October 1740 kam Kaiser Carl VI. von einer seiner gewöhnlichen Vögeljagden am Neusiedlersee bei abscheulichem Wetter, halb Schnee halb Regen, nach Halbthurm zurück. Er hatte schon Kolik, aß in Oel gebratene Pilze und bekam in der Nacht Erbrechen. Man schaffte ihn nach Wien in den von ihm erbauten Sommerpalast, die neue Favorite in der Vorstadt Widen, das heutige Theresianum. Hier stellte sich ein heftiges Fieber ein. Bereits in der Nacht auf den 20. October starb er. Er hatte sich, wie er dem päpstlichen Nuntius Paolucci noch bei seiner Geburtstagsgratulation am 1. October gesagt hatte, schwer über den unglücklichen Türkenkrieg gekränkt. „Ich sterbe. Belgrad ist mein Tod! Die Schande bringt mich um! Wenn Eugen das erlebt hätte!" Ueber dem Großen vergaß der letzte Habsburger aber auch das Kleine nicht. Das Haus endete, wie es angefangen: wie Rudolf,

der die römische Königskrone trug, sein Wams zu flicken nicht verschmähte, so unterließ auch Carl VI. nicht für die kleinsten Angelegenheiten seines Haushalts zu sorgen. Noch vor seinem Tode hatte er genau seinen Leichenpomp und seine Todtenmessen bestimmt, für seine Lieblingsthiere und für seinen Hofzwerg gesorgt. Dieser Hofzwerg war der Baron Klein, das sogenannte „kleine Hansel," Carl VI. war der letzte Kaiser, der sich einen Narren in der Schellenkappe hielt. Die Kaiserin Elisabeth hatte ihren Herrn sechs Tage und sechs Nächte nicht verlassen. Seine letzten Stunden widmete Carl seinem Liebling. Dies war sein Schwiegersohn, der stattliche, martialische, pockennarbige, trotz aller Schicksalsschläge immer muntre, aber auch fast immer betrunkene und oft sehr brutale Herzog Carl. Carl war der Bruder Herzog Franzens von Lothringen und schon in seiner frühesten Jugend eine höchst originelle Personalität. Seine Großmutter, die Herzogin von Orleans, sah ihn 1722, als er zehn Jahre alt war und beschreibt ihn in ihrer drolligen Weise: „Prinz Carl ist, was J. G. S. unser Herr Vater pflegte zu sagen, ein wunderlicher Heiliger, das Maul geht ihm nicht zu und ist allezeit lustig, raisonnirt immer mit seinen Schwestern und recht possirlich, er ist weder hübsch noch häßlich." Er heirathete 1744 des Kaisers zweite Tochter Maria Anna, die kaum nach Jahresfrist schon starb. Er war Statthalter der Niederlande, Hoch- und Deutschmeister und Generalissimus aller kaiserlichen Truppen. Er war es, der in den schlesischen Kriegen und später im siebenjähri-

gen Kriege die östreichische Armee commandirte, mit der er lauter Niederlagen, zuletzt bei Prag 1757 und bei Leuthen in demselben Jahre erfuhr, worauf die obenerwähnte sprechende Hof-Carricatur kam. Nun ging Carl in seine Statthalterschaft nach Brüssel zurück und starb hier 1781, auch im Tode noch munter, denn er sagte seinen Aerzten den berühmt gewordenen Calembourg: „Allez Messieurs, Charles attend," worunter er die Charlatans verbarg. Zwei ganze Stunden lang sprach Carl VI. noch vor seinem Sterben mit Herzog Carl, seinem Liebling. Seine älteste Tochter Maria Theresia, die Erbin seiner Staaten, wollte der Kaiser durch den Anblick seines Sterbens nicht erschüttern, sie war eben im fünften Monat mit dem spätern Kaiser Joseph II. in gesegneter Hoffnung, er ließ sich nur im Bette aufheben und sprach nach dem Flügel der Favorite, den Theresia bewohnte, Heil und Segen über sie aus mit lauter Stimme und hochemporgehobenen Händen.

Sein ganzes Leben lang war diese älteste Tochter Maria Theresia der Gegenstand der zärtlichsten Sorgfalt Carl's VI. gewesen.

Das Haus Oestreich hatte 1711—16 wieder, wie schon einmal unter Leopold (1668—78), nur auf Carl's VI. zwei männlichen Augen gestanden. Der Jesuit Pater Tönnemann, der einflußreiche Beichtvater Carl's VI., war vor der Heirath desselben mit Elisabeth von Braunschweig sogleich nach seiner Ankunft am Hofe von Salzdahlen beflissen gewesen,

durch einen mitgebrachten Arzt sich zu überzeugen, daß nicht etwa der Gesundheitszustand der Prinzessin die Besorgniß künftiger Unfruchtbarkeit begründe — der Bericht war zur Zufriedenheit ausgefallen. Dennoch blieb die Ehe acht Jahre lang ohne Kinder: man ließ die Kaiserin starke Weine und Liqueure trinken, um sie fruchtbar zu machen, sie bekam davon ein hochroth glühendes Gesicht, das sie noch im spätesten Alter hatte. Erst 1716 ward ein Erzherzog Leopold geboren; er starb aber wieder, entweder weil, wie es damals in Wien hieß, die Aja die Amme durch empfindliche Worte öfters zum Zorne gereizt hatte und dadurch die Milch verdorben worden war, oder weil man den Prinzen, nach Lady Montague, unverständigerweise entwöhnte, schon nach einem halben Jahre. Darauf kamen 1717 und 1718 die beiden Prinzessinnen Maria Theresia und Maria Anna zur Welt. Vergebens war seitdem alle Sehnsucht Carl's nach einem anderweiten männlichen Erben. Zwar kam die Kaiserin wieder in gesegnete Umstände und um ihre Phantasie mit Vorstellungen von der Männlichkeit zu erfüllen, mußten sich die besten Maler abmühen, in den Schlafgemächern derselben, in der Burg, in der Favorite, in Laxenburg erotische Bilder zu malen, Carl VI. ließ sich sogar, weil in Böhmen die wunderliche Sage ging, nur ein gesalbter und gekrönter König könne männliche Erben erzeugen, in Prag salben und krönen, aber das Kind, welches die Kaiserin bei dieser Krönung unter dem Herzen trug, ward dennoch eine Erzherzogin

Amalie, geb. 1725, die fünf Jahre darauf wieder starb.*)

Unter diesen Umständen war es die stete und ängstliche treupflichtväterliche Hauptsorge Carl's VI. gewesen, seiner ältesten Tochter, der Erzherzogin Maria Theresia nach seinem Tode die ruhige Besitzergreifung der östreichischen Verlassenschaft zu sichern. Er arbeitete daher unabläßig daran, ein neues, unauflösliches Hausgesetz zu Stande zu bringen. Es war dies die schon 1713 erlassene, 1724 bekannt gemachte sogenannte östreichische pragmatische Sanction,

*) Nur in England lebten noch angeblich Habsburger vom Mannesstamm. Es waren die im Parlament sitzenden Viscounts Fielding, Grafen von Denbigh in England und von Desmond in Irland, angeblich Descendenten von Friedrich „Grafen von Habsburg, Lauffenburg und Rheinfelden in Germania:" dieser Ahnherr war, wie Johannes Müller und Hormayr schreiben, was aber nicht wahr ist, schon vor der Kaiserwahl seines Vetters Rudolf nach England geflohn und hatte hier von den Königen Heinrich III. und Eduard I. bereits um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts Land und Lehen erhalten. Die ganze Sache ist eine Fabel, wie die englischen Adelsfamilien, abstammend von normännischen Bastarden und nachgebornen Söhnen, einst nach England geführt, deren mehrere haben. Der englischen Fieldings Vorfahren waren ehrliche Bürgersleute. Der Dichter Henry Fielding, Verfasser des berühmten Tom Jones, gehört zu diesem Geschlechte und ein anderer, der s. g. Beau Fielding, den die Herzogin von Cleveland, König Carl's II. ehemalige Maitresse, auf ihre alten Tage noch heirathete, aber sich von ihm scheiden ließ, weil sich fand, daß er schon eine Frau hatte, und der 1712 starb.

über die weibliche Erbfolge, die Erstgeburt, die Einheit und Untheilbarkeit der Monarchie. Nach einer Depesche des Grafen Podewils an Friedrich den Großen vom 19. August 1747 soll Seilern zu der pragmatischen Sanction die erste Idee gegeben haben. Nachdem sie zu Stande gebracht worden, bemühte Carl sich, sie von sämmtlichen deutschen und europäischen Potentaten garantiren zu lassen. Hierzu that Bartenstein das Meiste. Carl hielt sich für die pragmatische Sanction an allen Höfen Europas geheime Agenten und Spione hinter seinen Ministern und außer seinen ordentlichen Gesandten, die ihm bedeutende Summen kosteten. In den Unterhandlungen über diese Haussache opferte Habsburg-Oestreich wiederum und diesmal auf das Empfindlichste des deutschen Reichs Interesse auf. Es überließ nach einem neuen Kriege mit Frankreich, der um die Succession in Polen 1733 entstanden war, in den im Jahre 1735 von Sinzendorf abgeschlossenen Präliminarien des Friedens zu Wien ein Reichsland: das Herzogthum Lothringen. *) Nach dem Besitze dieses Lothringen hatte die französische Politik schon seit Richelieu unabläßig getrachtet. Der Herzog von Lothringen, Franz Stephan, war der für Maria Theresia auserfehene Gemahl. Er trat sein Land an Frankreich ab und erhielt dafür das durch das Aussterben der Familie der Medizeer eben erledigte Großherzogthum Toscana in Italien, er heirathete hierauf die Erb-

*) Lothringen war das vorletzte Opfer, das letzte war das linke Rheinufer mit Mainz gegen Venedig 1797.

tochter Habsburgs am 12. Februar 1736. Aber die Mächte, die die pragmatische Sanction garantirten, brachen dennoch an Carl's VI. verlassener Tochter die feierlich eingegangenen Tractate, man wollte Oestreich theilen, wie man später Polen getheilt hat. Maria Theresia nannte man nur die Großherzogin von Toscana. Halb Europa stand gegen sie auf, nur die Londoner Damen eröffneten für ihre aufs Höchste bedrängte erlauchte Schwester eine Subscription; sie zeichneten den Verpflichtungen des Cabinets von S. James zuvoreilend anderthalb Millionen Gulden, die Herzogin von Marlborough allein 50,000 Pfund. Maria Theresia schlug die Gelder aus, auf die Hülfe, die der König und das Parlament ihr gewähren würden, hinweisend, die denn auch nicht ausblieb: Georg II., Friedrich's des Großen Schwager und Todfeind, war ein enthusiastischer Freund der letzten Habsburgerin, bis ihn Pitt andre Staatsraison vernehmen ließ.

Der alte Eugen hatte wohl gefürchtet, daß es so mit dem Bruch der Garantieen kommen werde. Kurz vor seinem Tode, acht Tage nach der Vermählung Maria Theresia's, hatte er am 20. Februar 1736 die Worte an den Grafen von Waldstein geschrieben: „Ich fühle, daß die Natur an meiner Erhaltung ein Mißvergnügen hat. An die Stelle der Arbeitslust tritt schon eine Art von Zwang ein, der mir lästiger ist, als die Arbeit selbst. Indessen scheint mir der Himmel noch gewogen zu sein, da er mir dieser Tage durch die Vermählung unserer ersten Erzherzogin noch die einzige wahre Freude verschafft hat, die ich

in meinem Leben genossen habe. Der 12. Febr. war derjenige Tag, wo ich doch einige Früchte meiner langen Verwendung gesehen habe — den Frieden mit Frankreich; — die Garantie der pragmatischen Sanktion fast von allen Mächten Europa's — und die Vereinigung des habsburgischen und lothringischen Hauses; — die Vorsehung wirkt in die Kette der menschlichen Begebenheiten. — Mit einem Worte: ich sah an einem und demselben Tage Lothringen in seinem Falle sich erhöhen. Diese Betrachtung allein stärkt mich, die Furcht wegen allen künftigen traurigen Begebenheiten ganz abzulegen. Der spanische Successionskrieg, die vielen Wendungen des Schicksals unter drei, ich darf sagen, allerdings mehr unglücklichen als glücklichen Regierungen und die täglich mehr zunehmende Realisirung der französischen Staatsplane sollte doch unsern Hof auf den ernstlichen Gedanken bringen, die militairische Macht des Hauses auf einen festeren Fuß zu setzen, und sich zu überzeugen, daß der Grund des Finanzsystems nur in der Vorsichtigkeit, Ordnung und Sparsamkeit bestehen könne. Wie viele Stunden habe ich mit dem Grafen Wratislaw zugebracht; aber weder ich noch Graf Sinzendorf waren so glücklich, eine Ueberzeugung zu bewirken — immer sehe ich mich noch mit Mansfeldern und Portia's umgeben, die dem Souverain Alles von der leichten oder vielmehr von der schiefen Seite darstellen, immer von seiner Größe sprechen, um das Kleine ihrer Unwissenheit und Unerfahrenheit zu ver-

bergen. Gott gebe, daß diesem erhabenen Ehepaare die Annehmlichkeit ihres gegenwärtigen Zustandes nicht durch frühzeitige Trübsale gestört werde. Die pragmatische Sanktion erhält nur dann ihre Wirkung, wenn der Staat sowohl die politische als militairische Kraft hat, sie zu handhaben. Die Vorsehung läßt uns immer einige frohe Augenblicke erleben, hingegen die Drangsale ganzer Jahrhunderte desto stärker fühlen, da im Grunde dennoch, wie bei einzelnen Menschen, alles Unglück immer von den Fehlern der Staatsverwaltung herrührt."

In demselben vorahnenden Geiste schrieb Eugen am 23. März 1736 an den Gesandten in Paris Baron von Wassenaer: „Ich wünsche dem Erzhause nur, daß es nicht durch neue Unglücksfälle in dem Genusse der Früchte meiner dreißigjährigen Arbeit gestört werde. Der feste Entschluß, seine dermalige Armee auf einen respektablen Fuß in Friedenszeit zu erhalten und Ordnung in den Finanzen einzuführen, sind die einzigen Mittel, wodurch unter göttlicher Obhut der Zweck der pragmatischen Sanktion kann erhalten werden. Aber, Sie kennen unsere schwankenden Verhältnisse rc. — man fragte mich, wo denn jetzt wohl noch ein Krieg so leicht sich ergeben könnte? Ich wußte aus Mitleid nichts anderes zu sagen, als: „in dem weiten Felde der pragmatischen Sanktion."

Ein Hauptplan Eugen's war es nach Hormayr's Zeugniß gewesen, die Tochter seines Kaisers Maria Theresia gerade mit dem nachherigen Tod-

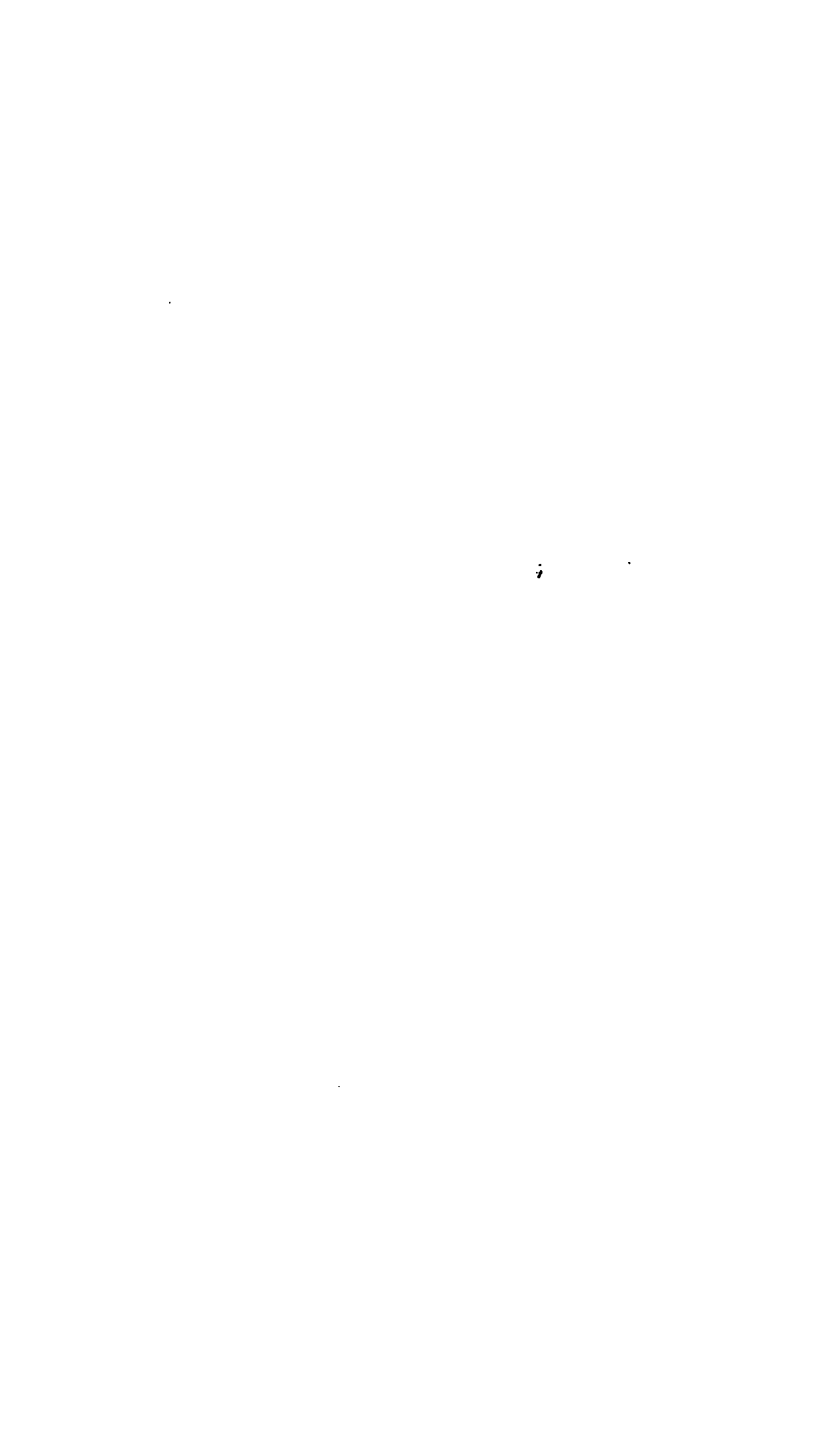
feind, mit dem nur fünf Jahre älteren Kronprinzen von Preußen, Friedrich dem Großen zu vermählen. „Dieses Heirathsproject scheiterte aber an den Familienzwistigkeiten, die von Berlin her laut wurden und am meisten durch die Gerüchte, die von den unheilbaren Rückwirkungen der jugendlichen Ausschweifungen Friedrich's auf seine Gesundheit und Manneskraft ausgesprengt wurden. Der Religionsunterschied wurde in Wien nicht als ein unübersteigliches Hinderniß angesehen, ja von einigen im Rathe des Kaisers sogar als eine Brücke betrachtet zur allmäligen Annäherung des katholischen und protestantischen Reichstheils und einer engeren Verbindung gegen Frankreich, mitunter auch gegen verschiedene unbequeme Pläne des englischen Cabinets. Maria Theresia selbst konnte Friedrich aber nicht ausstehen, bei einem späteren Gespräch über Schlesiens Verlust durch Friedrich rief sie aus: „Alles besser, als ihn heirathen!“



Der Hof

Maria Theresia's.

1740 — 1780.



Maria Theresia.

1740—1780.

---

1. Die beiden ersten schlesischen Kriege und der östreichische Erbfolgekrieg.

Als Carl VI. am 20. Octbr. 1740 die Augen schloß, war die östreichische Monarchie im allerschlechtesten Finanz- und Vertheidigungszustande. Es war ganz ebenso, wie vierzig Jahre vorher bei Erledigung der spanischen Erbschaft. In dem kaiserlichen Schatz fand Maria Theresia nur 87,000 Reichsthaler. Auf den Papieren des Hofkriegsraths und der Verpflegsbehörde stand zwar ein Kriegsetat von 135,000 Mann, aber nur 68,000 Mann befanden sich effectiv unter dem Gewehr. Davon waren 38,000 in den Niederlanden und in der Lombardei, die übrigen 30,000 lagen zerstreut von den Festungen Siebenbürgens bis zum vorderöstreichischen Breisgau, von Schlesien bis Tyrol herunter. In Schlesien lagen nur drei Bataillons und zwei Grenadier-Compagnieen, in Böhmen ein Bataillon und eine Grenadier-Compagnie.

Man verließ sich in Wien auf die Friedensliebe des neunzigjährigen französischen Ministers Fleury;

ohne Frankreich schien Baiern ohnmächtig; an den Hauptfeind, Friedrich von Preußen, der schon in der achten Woche nach Carl's Tode Schlesien überschwemmte, dachte man gar nicht. In der Hauptstadt selbst brachen unmittelbar nach des Kaisers Tode wegen hoher Theuerung und Mangel an Lebensmitteln Ende October und Anfangs November 1740 Tumulte aus, die durch Waffengewalt unterdrückt werden mußten. Darauf trat wieder die alte stumpfe Gleichgültigkeit bei dem Volke ein. Die ersten ganz friedlichen Verfügungen der Regierung Maria Theresia's erstreckten sich auf das Verbot der Maibäume, den Fasten-Kreuzweg, den Volksscherz des Eselritts in Hernals und einige Sanitätsvorschriften an der ungarischen Grenze. Noch am 21. November übertrug Maria Theresia ganz friedlich ihrem Gemahle Franz das Großmeisterthum des goldnen Vließes, die Mitregentschaft und die Führung der böhmischen Kurstimme.

Da auf einmal zuckte wie ein Blitz die Kunde in die Wiener Hofburg herein: die Preußen sind in Schlesien; zu gleicher Zeit erschien Baron Gotter in Wien und begehrte in seines Herrn Namen kraft aller Rechtstitel die vier schlesischen Fürstenthümer Liegnitz, Brieg, Wohlau und Jägerndorf, wogegen Friedrich ihr gegen alle ihre Feinde sein Heer und seinen Schatz und die Stimme zur Kaiserwahl für Franz bot. Bartenstein entgegnete auf dieses Begehren Gotter's: „Wie? der Vater mußte als Erzkämmerer dem Kaiser das Wasch-

becken reichen und der Sohn will jetzt des Kaisers Tochter Gesetze vorschreiben?" Da zeigte Gotter dem Großherzog Franz einen Brief seines Herrn, worin dieser schrieb: „Will sich der Großherzog zu Grunde richten, so mag er es thun!" Es schien das Eindruck auf Franz zu machen. Aber der böhmische Kanzler, Graf Kinsky, der stolzeste Mann des Hofs, richtete ihn mit den nachdrücklichsten Vorstellungen auf, wie schmachvoll Nachgiebigkeit für den Kaiserhof sein werde. Er drang mit seinen Vorstellungen durch, an denen übrigens, wie der preußische Gesandte Graf Podewils später in einer Depesche vom 24. Mai 1747 an Friedrich den Großen berichtete, die Furcht, einen Theil seiner Revenuen als Kanzler von Böhmen zu verlieren, eben so viel Antheil hatte, als die Ueberzeugung, daß sie dem Interesse seines Hofes gemäß seien. Alle Anträge Preußens wurden stolz verworfen. Damals schrieb Friedrich: „Die alte Zeit ist aus. Das System wendet sich. Der Stein ist losgegangen, der auf Daniel's Traumbild aus viererlei Metall abrollen und es zertrümmern wird."

Wilhelm Reinhard Graf von Neipperg erhielt das Commando gegen die Preußen, einer der vielen Hofgenerale, die der jungen Kaiserin schon lange zuvor, ehe sie den Thron bestiegen, ihre Dienstbeflissenheit zu erweisen gesucht hatten, der Großvater des Neipperg, der der Erbe des Ehebetts Napoleon's durch die zweite Heirath der Erzherzogin Maria Luise von Parma ward. Dieser Neipperg war

zeither als Vertrauensmann Maria Theresia's durch mannichfache Schicksale gegangen und hatte durch seine unerschütterliche Anhänglichkeit an die Monarchin sich in seiner Art so wohl verdient gemacht, daß ihm der Oberbefehl der Armee von ihr nicht vorenthalten werden konnte; auch ward Neipperg später, als er in diesem Oberbefehl sehr unglücklich war, in Wien Hofkriegsrathspräsident.

Neipperg hatte zeither nebst anderen Generalen, wie Succow, Graf Olivier Wallis und Graf Heinrich Seckendorf, demselben Seckendorf, der lange Zeit bei Friedrich Wilhelm I. von Preußen das östreichische Interesse glücklichst vertreten hatte, in dem in den letzten Jahren Carl's VI. gegen die Türken angezettelten Kriege höchst unglücklich gefochten. Kaum hatte Prinz Eugen 1736 seine Augen geschlossen, so hatte der übermüthige Bartenstein es nicht nur zu dem höchst unpolitischen, sondern auch höchst ungerechten Bruche mit den Türken gebracht: die vermeintliche Pflicht, den alliirten Russen zu helfen, mußte als Vorwand dienen, der eigentliche Grund war die ausschweifende Hoffnung, die Ungläubigen aus Europa verjagen zu können. 1737 hatte der Krieg begonnen und 1739 war er mit dem Belgrader Frieden wieder geendigt worden: in diesem Frieden gingen drei Jahre nach Eugen's Tode alle dessen schönsten Eroberungen im Passarowitzer Frieden 1718: Servien und ein Stück der Wallachei und Bosniens muthwillig wieder verloren, selbst der Schlüssel von Ungarn, der Donauhafen Belgrad. Joseph II. äußerte von diesem

diplomatischen Kunststück später: „Man hat kein Beispiel eines so geschlossenen Friedens."

Die Confusion, die bei der östreichischen Armeeführung sprichwörtlich war, war diesmal so arg gewesen, daß der souple, schwache Neipperg, der gewaltthätige, tückische Wallis und der tüchtige Graf Samuel Schmettau, der Berichterstatter über diesen Krieg, derselbe, der nachher als Grand Maître der Artillerie und Chef des Generalstabs in Friedrich's des Großen Armee eintrat, sich die Couriere auffingen und die Depeschen vorenthielten. Zuerst hatte Seckendorf das Commando gehabt: er hatte, wie schon oben erwähnt worden ist, mit dem Generallieferanten Harrucher gemeinschaftlichen Profit gemacht und die Armee an dem Allernöthigsten bitteren Mangel leiden lassen. Darauf hatte Wallis das Commando erhalten: er verlor dergestalt den Kopf, daß er, als der Kaiser ihn mit den Friedensverhandlungen betraute, den Türken über Hals und Kopf Belgrad mit rasirten Werken anbot. Darauf erhielt Neipperg den Auftrag, den eingeleiteten Frieden zum völligen Abschluß zu bringen: er wußte nichts von den Verwilligungen des Grafen Wallis, dieser verschwieg sie aus Tücke. Als nun Neipperg ins türkische Lager kam, sahen ihn die Türken geradezu für einen Spion an. Es kamen hier Scenen vor, wie sie früher vorgekommen waren: der Pascha von Bosnien spie Neipperg ins Gesicht und sagte ihm: „Du ungläubiger Hund, du sagst kein Wort von dem Hauptpunkt, welchen der Vezier Wallis geboten hat, du

wirst nach Constantinopel geschickt und bestraft werden, wie du es werth bist!" Während Neipperg auf dieser schmachvollen Friedensabschlußmission sich befand, hatte Schmettau unterdessen Belgrad dergestalt in tüchtigen Vertheidigungszustand gesetzt, daß es den Türken fast unmöglich war, es mit Gewalt zu nehmen. Davon wußte Neipperg wieder nichts und verwilligte, um seine Haut in Sicherheit zu bringen, wiederholt nun auch seiner Seits den Türken Belgrad. Zuletzt war er so vollständig compromittirt, daß es sich Ehren halber gar nicht anders thun ließ, als ihn auf die Festung Grätz zu setzen; Wallis kam gleichzeitig nach Glatz, Seckendorf auf den Spielberg. Der „respektable" Bartenstein, der hochmüthige Anzettler des verderblichen Kriegs, wüthete gegen Neipperg und meinte: „dieser Mann verdient gespießt und nur aus großmüthiger Begnadigung gehangen zu werden."

Der von den Muselmännern bespieene Feldherr, welcher nur seinen geheimen Instructionen nachgegangen war, die die Hauptperson in Oestreich, die Erbin der Monarchie, ihm zugestellt hatte, ward, sobald Maria Theresia den Thron bestiegen hatte, seines Gefängnisses entlassen und übernahm nun den Oberbefehl gegen Preußen, mit einem kaum 36,000 Mann zählenden Heere, wozu sechszehn Kanonen und 300,000 Gulden in die Operationscasse geliefert wurden.

Vorerst versuchte man in Wien den neuen Feind auf die kürzeste Manier heimlich auf die Seite zu schaffen. Friedrich der Große schrieb darüber unterm 11.

März 1741 an seinen Ministerresidenten Baron Danckelmann in Mainz: „Man hat zu Wien, ohne auf die Kriegsgesetze Acht zu haben, welche auch unter den wilden Völkern in Obacht genommen werden, zu den abscheulichsten Schändlichkeiten sich verleiten lassen, Kundschafter, Spione, Banditen ins Lager zu senden, um alle meine Unternehmungen auszuforschen, mich zu verrathen, den feindlichen Parteien zu überliefern und sogar nach meiner Person zu trachten. Das, was die Abscheulichkeiten noch am fürchterlichsten macht, ist das Bekenntniß eines Banditen, welcher genöthigt worden war, in Gegenwart des Herzogs von Lothringen in dem Hofkriegsrathe ausdrücklich dieser Sache halber einen Eid zu leisten, so ich aber kaum glauben kann. Ich gestehe, daß mir dasselbe aus Liebe zu dem Herzog von Lothringen nahe geht, weil ich niemals würde geglaubt haben, daß er dergleichen Unanständigkeiten, welche dem Wienerischen Hofe in der ganzen Welt Schande und Schaden zuziehen müssen, zu verstatten fähig gewesen wäre. Ich sehe mich, wiewohl ungern, genöthigt, so wenig anständige Sachen vor den Namen des östreichischen Hauses und den Urhebern eines so verdammlichen Vorhabens bekannt zu machen. Allein, da dieses zum Unglücke mehr als zu wahr und bewiesen ist, so habe ich Euch hiervon Nachricht geben wollen, damit Ihr solches an dem Orte, wo Ihr Euch aufhaltet, bekannt machen könnt." Baron Danckelmann publizirte hierauf ein besonderes Memorial in Mainz, der Wiener Hof beantwortete es.

Darauf ging der Banditen= und Federkrieg in den wirklichen Krieg über.

Neipperg verlor am 10. April 1741 die Schlacht bei Mollwitz und seine Armee löste sich auf in wilder Flucht nach Neiße. Das Land bis Wien lag nun dem Sieger offen, Friedrich's Parteigänger, Ziethen mit seinen Husaren, wagte sich bis Kornneuburg und Stockerau und überblickte von den kahlen Höhen des Bisambergs Wien. Auf die verblendete Sicherheit folgte ein panischer Schrecken in Wien. Alles floh nach Ungarn, nach der Steiermark, nach Klagenfurt in Kärnthen. Die Erzherzoginnen, der Schatz, die Archive kamen auf den Grätzer Schloßberg. Am 18. Mai 1741 schloß der französische General Belleisle die Nymphenburger Verträge mit Baiern. Sie lauteten: Die Großherzogin von Toscana erhält Ungarn und das Land unter der Enns nebst Wien, dazu ganz Inneröstreich — Baiern erhält die Kaiserkrone und Böhmen, das Land ob der Enns und Tyrol nebst dem Breisgau — Sachsen erhält Mähren mit Troppau, Jägerndorf, Teschen, dazu den erblichen Königstitel von Sachsen=Polen — dem König von Preußen bleibt Schlesien — Spanien nimmt die Lombardei, die Niederlande Frankreich. 2½ Monate nach Abschluß dieser Verträge erst, über neun Monate nach dem Tode Carl's VI. erst, am 31. Juli überrumpelten die Baiern Passau, den Schlüssel der Donau. Baierische und französische Dragoner streiften nun bis Siegshardskirchen und von den Höhen des Riederbergs sahen nun

auch sie die Thürme der Kaiserstadt, die man sogar durch einen bairischen Trompeter zur Uebergabe auffordern ließ. Am 14. September zog die bairisch-französische Heeresmacht in Linz ein, der Kurfürst Carl Albrecht von Baiern ward als Erzherzog von Oestreich ausgerufen, kraft des Ferdinandeischen Testaments, das auch den Frauen nach dem Abgange männlicher Leibeserben ihr Erbrecht sicherte. Der Kurfürst leitete sein Recht von seiner Ahnherrin Anna her, der ältesten Tochter Kaiser Ferdinand's I., die 1546 Gemahlin Albrechts V. von Baiern geworden war. Dieses Ferdinandeische Testament, das nach alter Sitte vor zwei Jahrhunderten gleichlautend von den Höfen Oestreich und Baiern gegeneinander ausgewechselt worden war, hatte man aber in Wien verfälscht. Als der Staatssecretair Bartenstein und der bairische Gesandte Graf la Peyrouse die Originale verglichen, hieß es im östreichischen zu aller anwesenden Minister Erstaunen statt „männliche" — „eheliche Leibeserben." Nach Hormayr's Mittheilung in den Anemonen haben Männer, die die Cabinetsgeheimnisse Carl's VI. und Maria Theresia's gar wohl kannten, behauptet, Bartenstein und Bessel, der große Abt von Göttweih, der gelehrte Verfasser des Chronicon Gottwicense, hätten dieses Werk der Verfälschung mit Zuziehung von vier gelehrten Benedictinern zu Mölk und S. Blasien, der Gebrüder Petz, Herrgott und Heer zu Stande gebracht.

Wien, obgleich schon von den Baiern zur Ueber-

gabe aufgefordert, ward aber dennoch gerettet, weil der Kurfürst von Baiern vor allen Dingen zum König von Böhmen gekrönt sein wollte: am 4. Novbr. zog er von Krems an der Donau, statt auf Wien loszugehn, nach Prag, das erobert ward. Am 7. Dec. wurde Carl Albrecht als böhmischer König ausgerufen. Am 11. Dec. kehrte Maria Theresia aus Ungarn nach Wien zurück.

In Ungarn bei ihren Magnaten hatte Maria Theresia in ihrer bittern Noth Trost und Hülfe gefunden. Am 11. Sept. 1741 war die denkwürdige Scene gewesen, wo die Königin, abermals in gesegneter Hoffnung, im Trauergewand, aber in ungarischer Tracht mit der h. Stephanskrone auf dem Haupte und mit dem königlichen Schwerte umgürtet, in Presburg vor den Reichstag hintrat, von „ihrem Rechte sprach, von der Treulosigkeit ihrer Widersacher, wie sie von Allen verlassen sei und wie sie gar keinen Schirm mehr habe, als in der Treue und Tapferkeit ihrer hochherzigen Ungarn, denen sie sich und ihre Kinder anvertraue." Bei dem Worte Kinder brach die Königin in Thränen aus und vermochte kaum ihre kurze Rede zu enden, sie schloß sie mit dem Aufruf, das Schwert zu ergreifen. Noch im October schrieb sie an ihre Schwiegermutter, die Herzogin von Orleans, Wittwe Leopold's von Lothringen, aus Presburg: „sie wisse nirgends einen sichern Zufluchtsort, ihre Wochen zu halten." Zwei Monate darauf war sie gerettet, es erhob sich für sie die ungarische Insurrection: 30,000 Mann Fußvolk und 15,000 Reiter,

überdies 20,000 Recruten für das regulaire Militair, mit den Freicorps von Trenck, Menzel u. s. w. gegen 100,000 Mann. Diese Insurrection der erst seit kaum dreißig Jahren nach den großen östreichischen Tyranneien unter Leopold durch den Szathmarer Frieden 1711 pacificirten Ungarn und der Widerstand Brünns, desselben Brünns, das schon 1645 einmal Wien gerettet hatte, rettete Maria Theresia, Wien und die Monarchie.

Schon am 9. Oct. 1741 hatte man mit Friedrich zu Oberschnellendorf im Fürstenthum Oppeln einen Vertrag abgeschlossen, der ihm Schlesien überließ, die Belagerung von Neisse und der kleine Krieg war seitdem nur Scheinwerk. Die östreichische Macht warf sich nun ganz auf die bairisch-französische in Böhmen und von der andern Seite ward Baiern überschwemmt. Die Truppen, mit denen Oestreich sich hauptsächlich furchtbar machte, waren gerade die von dem ungarischen Reichstag bewilligten Truppen, die Freicorps der Croaten, die von der Türkengrenze her verschriebenen furchtbaren Panduren namentlich, unter den Parteigängern Bärenklau, Menzel, Trips und ganz besonders Franz von der Trenck.

Franz Freiherr von der Trenck war eines der abentheuerlichsten Kraftgenies des daran so reichen achtzehnten Jahrhunderts. Er war ein Verwandter des von Friedrich II. neunzehn Jahre lang eingekerkerten Königsberger Friedrich von der Trenck. Er stammte aus einem alten pommerschen Geschlechte, von

dem schon im dreißigjährigen Kriege sich einer auf der Seite der Protestirenden als wackre Kriegsgurgel hervorthat: in dem nach der Schlacht auf dem weißen Berge erbeuteten Tagebuch des jungen Prinzen Anhalt heißt es kurz vor der Schlacht: „Le Conte de Mansfeld a envoyé ici (à Rockezan) de Pilsen le Colonel Trenck.“ Franz Trenck ward 1711 zu Reggio in Calabrien, wo sein Vater als östreichischer Oberstlieutenant stand, geboren. Als er aufwuchs, ward er gar bald ein Wunder von Schönheit und Riesenstärke, von unglaublicher Kühnheit und Geistesgegenwart, von Zornwuth, Habsucht und Wollust. Er redete fertig sieben Sprachen. Von den Jesuiten in Oedenburg erzogen, trat er, noch nicht siebzehn Jahre alt, in Ungarn in östreichische Dienste, hatte Händel über Händel und Liebesabentheuer über Liebesabentheuer, auch nachdem er zweiundzwanzigjährig sich mit einer Fräulein von Tellier verheirathet hatte. Er verlor sie und vier mit ihr erzeugte Kinder im Jahre 1737 und verheirathete sich nicht wieder. Wegen Beschimpfung einer der ersten Damen Wiens und ihres Champions, eines Gesandten, mußte er Oestreich verlassen. Er trat nun 1737, als der Krieg der Pforte mit Rußland und Oestreich ausgebrochen war, in russische Kriegsdienste unter dem Marschall Münnich, den er gleichfalls zu bezaubern wußte; wegen seiner Händel und Dienst-Excesse ward er aber auch in Rußland wieder cassirt und des Landes verwiesen. Als der Krieg mit den Feinden der pragmatischen Sanction 1740 ausbrach, erbot sich Trenck,

für Maria Theresia ein Regiment Panduren zu errichten, er befehligte es als Obrist bis 1746. Er bildete mit diesen wilden Panduren mit ihren Bärten und Zopfflechten, blutrothen Mänteln und rothen weiten Hosen, ihren Czakos und Topanken jederzeit die Avantgarde, warf Alles vor sich nieder und beging, in der Geographie gänzlich unbewandert, in der Gegend des befreundeten Prag und Linz eben solche Unmenschlichkeiten, wie in dem feindlichen Baiern. „Die Freicorps," berichtete Khevenhüller, „übten vielfältig Mordbrennerei aus bloßer Lust. Sie haben Unschuldige nach Belieben an die Stadthore oder an die nächsten Bäume gehangen, Kirchen beraubt und heilige Gefäße verunreinigt, zertrümmert und Gold und Silber und Edelsteine der Kirchen an Juden verschachert — sie haben die Bauern der bairischen Landfahnen mit abgeschnittenen Nasen und Ohren nach Hause geschickt, ehrbaren Frauen und Mädchen auf dem Rücken der gebundenen Hausväter Gewalt angethan und alsdann noch in die Flammen geschleudert, Säuglinge aufgespießt und den Hunden vorgeworfen." Diese in Wien angebrachten Klagen wirkten hier aber nicht, weil man Trenck für einen zu nothwendigen Mann hielt. Noch im Jahre 1744, als er sich bei einem Empfang bei Maria Thersia erbot, mit 20,000 Mann den Rhein am gefährlichsten Punkte zu überschreiten und sich so lange zu behaupten, bis die andern Truppen den Uebergang bewerkstelligt haben würden, sprach sich Maria Theresia's Erkenntlichkeit gegen so viel Widmung in den ehrendsten Ausdrücken gegen ihn aus.

Aber seine Raubsucht und sein Geldgeiz kannten keine Grenzen, obgleich er ein Vermögen von fast zwei Millionen besaß. Endlich mußte Maria Theresia den endlosen Klagen gegen den wilden Parteigänger Gehör geben und so ward ihm 1746, obgleich die Kaiserin lange Nichts davon wissen wollte, ein peinlicher Prozeß gemacht. Die Kaiserin ließ ihn zweimal niederschlagen. Nur Trenck's unsinniger Trotz erzwang die Reassumirung und das Urtheil auf Tod durch's Schwert und Confiscation des Vermögens. Maria Theresia verwandelte aber 1748 den Spruch in lebenslängliche Haft auf dem Spielberge bei Brünn. Hier bewohnte Trenck dieselben Zimmer, die der unbändige General Graf Bonneval früher bewohnte, der, einst Liebling, dann Verläumder Eugen's, als Achmed-Pascha von Caramanien gestorben war. Trenck erhielt täglich einen Ducaten, den Gebrauch eines Bedienten und Dinte und Feder zum Schreiben. Er starb als Kapuziner in der Kutte, umgeben von den Brüdern dieses Ordens, die er reich beschenkte. In der Gruft der Kapuziner ließ er sich begraben, damit, wie sein Testament sagt, „der Teufel um seine arme Seele betrogen sei, auf die er sich schon so sehr gefreut habe."

Ein zweiter furchtbarer Parteigänger des östreichischen Erbfolgekriegs war der Obrist Johann Daniel Menzel. Auch er soll durch Raub ein Vermögen von mehr als drei Millionen Gulden zusammengebracht haben; er starb zwar im Jahre 1744 den Soldatentod im Felde — aber einen ganz muthwilligen

n nutzlosen Tod. Nach einem Banquet, das Graf
irenklau dem Landgrafen von Darmstadt
Lager zu Stockstadt bei Darmstadt gab, begab sich
nzel auf die s. g. Maulbeer-Insel im Rhein, an
m gegenüberliegendem Ufer die Franzosen standen,
lte sich auf die Brustwehr der Schanze, brusquirte
Franzosen und erhielt von ihnen einen Kanonenschuß
den Unterleib, an dem er am folgenden Morgen
b. Er war der Sohn eines Leipziger Puderhänd-
, geboren 1698 und von unten auf bis zum Obri-
gestiegen. Er hatte erst unter August dem
arken von Polen-Sachsen, dann in Rußland un-
Münnich gedient und war zweimal an den be-
mten Schah Nadir nach Persien verschickt wor-
. Menzel bedauerte noch auf dem Todtenbette, daß
einen vor länger als zwei Jahren gefaßten Plan
t habe zur Ausführung bringen können, mit 1500
saren einen Streifzug bis Paris zu unternehmen,
von der Hauptstadt Frankreichs eine erkleckliche
ntribution zu erpressen.

Die Ueberschwemmung Baierns durch die unter
en Parteigängern stehenden wilden östreichischen
egsvölker hatte den Erfolg, daß Friedrich, er-
eckt über den hohen Ton, den Oestreich sogleich
der anstimmte, den Vertrag von Oberschnellendorf
ch, um dem unterdeß zum Kaiser erwählten Kur-
sten von Baiern zu Hülfe zu kommen. Er eröff-
den Krieg von Neuem. Sein Gesandter in Wien,
af Dohna, erhielt Befehl, Wien zu verlassen, er
eine Reise nach Stuttgard vor. Auf ausdrückliche

Anordnung des Königs gab Graf Dohna den kaiserlichen Ministern nur mündlich die Gründe des Bruchs an, unter denen der vornehmste war, „daß der König als einer der vornehmsten Kurfürsten des Reichs nicht zugeben könne, daß das Reichsoberhaupt mißachtet werde, der Wiener Hof verrechne sich, wenn er glaube, daß sein Herr, der König, gleichgültig zusehe, daß das Reichsoberhaupt seiner Erbstaaten beraubt werde." Friedrich nahm nun in Oberschlesien das wichtige Glatz, machte seinen Verbündeten, den Franzosen, in Böhmen Luft und ließ noch einmal seine Husaren im Angesicht Wiens streifen, er siegte zum zweiten Male bei Czaslau am zerstörten Grabe des blinden Hussitenfeldherrn Ziska, dessen mit seiner Haut überzogene Trommel, die alle Feinde schlagen, deren Wirbel sie wahnsinnig machen sollte, die Preußen damals nach Berlin schickten. In dieser Schlacht bei Czaslau am 17. Mai 1742 nahm Friedrich den schwer verwundeten öſtreichischen General Polland gefangen. Als Friedrich diesen besuchte, machte derselbe ihm die Entdeckung, daß er schändlich von Frankreich betrogen werde. Polland lieferte ihm davon die Beweise in einem vorgelegten Originalbrief Fleury's an Maria Theresia, worin er der Königin Frieden und Integrität aller ihrer Besitzthümer, auch die Garantie für Mähren und Schlesien anbot, wenn sie das verlorene Böhmen und das Land ob der Enns an Carl VII. von Baiern abtreten wolle; Sachsen solle für die Hoffnung auf einen Theil Mährens durch Magdeburg entschädigt werden. Hierfür sollten sich alle Streit-

kräfte, die französischen, östreichischen, sächsischen und bairisch-kaiserlichen wider den Preußenkönig kehren. Augenblicklich ertheilte Friedrich nun seinem Minister Graf Podewils Befehl, mit dem englischen Vermittler Lord Hyndford abzuschließen. Schon am 11. Juni 1742 kam der Breslauer Frieden zu Stande, welcher „dem bösen Manne" Schlesien und Glatz ließ.

Das östreichische Cabinet hoffte damals, als es diesen schlimmen Breslauer Frieden schloß, sich mit dem eroberten Baiern schadlos halten zu können, dem Lande, worauf Oestreich das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch unausgesetzt sein Absehen gerichtet hat.

Allerdings war der Kurfürst von Baiern und deutsche Kaiser Carl VII., der damals im Exil zu Frankfurt am Main lebte, in der peinvollsten Lage, in der schmählichsten Abhängigkeit von seinem Alliirten Frankreich: dieser schlimme Alliirte ließ ihn jetzt in der Noth im Stiche, Graf Seckendorf, der die bairischen Truppen commandirte, mußte capituliren und bei Wembdingen an der Grenze des Fürstenthums Anspach neutral stehen bleiben. *) Endlich entschloß

*) Friedrich Heinrich, seit 1719 erster Reichsgraf von Seckendorf, derselbe, der lange Zeit durch bei König Friedrich Wilhelm I. von Preußen als Gesandter gestanden hatte. Er stammte aus einem der ältesten Geschlechter Frankens, war ein Brudersohn des berühmten Verfassers der Historie des Lutherthums Veit Ludwig, und selbst Lutheraner. Er war ein unterrichteter, selbst von Prinz Eugen hochgeschätzter General, hatte zuerst Kö-

sich Friedrich der Große, zwei Jahre nach Abschluß des Breslauer Friedens, noch einmal sein Schwert für Baiern zu ziehen. Er alliirte sich mit Frankreich, besuchte Seckendorf in seinem Lager, um mit ihm die Mittel zu überlegen, seinen Herrn wieder in sein Erbland einzusetzen und brach dann im August 1744 zum dritten Male los, indem er mit 80,000 Mann in Böhmen einfiel, Seckendorf konnte Carl VII. wiederholt nach München zurückführen.

Aber schon am 20. Jan. 1745 starb Carl VII. und schon am 22. April schloß sein Nachfolger den Frieden zu Füßen mit Oestreich, wodurch das Haus Wittelsbach Baiern wieder erhielt. *) Friedrich, ob-

---

nig August dem Starken von Polen-Sachsen, dann Kaiser Carl VI. in Sicilien und nach seinem Rappell vor dem Berliner Gesandtschaftsposten im letzten Türkenkriege gedient, den der schlimme Belgrader Frieden schloß. Nach diesem Frieden hatte man ihm ohne Grund sein Feldmarschallsgehalt gestrichen und keine Antwort auf eine Bitte um Restitution seines auf 145,000 Gulden sich belaufenden Vorschusses im letzten Kriege gegeben: Seckendorf war geizig und deshalb legte er Maria Theresia seine Bestallung zu Füßen, Carl VII. nahm ihn mit offenen Armen auf und ward glücklich von ihm nach München zurückgeführt. Damals äußerte Friedrich der Große hocherfreut: „Assurement j'aime bien Seckendorf et s'il était ici, je lui donnerais un baiser, malgré sa grosse lèvre."

*) Seckendorf selbst hatte zu dem Frieden gerathen, Friedrich der Große aber war darüber höchlich erzürnt: er strafte den Küssenswerthen noch dreizehn Jahre später, indem er ihm im siebenjährigen Kriege im December 1758 ein eigens nach Franken entsandtes Streifcorps über den

wohl von Baiern im Stiche gelassen, siegte hierauf am 15. Dec. 1745 über die früher mit Preußen, jetzt mit Oestreich verbundenen Sachsen bei Kesselsdorf ohnfern Dresden: die Folge war der zweite Frieden mit Oestreich, der Drebner Frieden, den Friedrich bereits am 25. Dec. 1745 mit dem Grafen Friedrich Harrach, dem Urgroßvater der Fürstin Liegnitz, abschloß. Er lautete dem Breslauer gleich: Schlesien und Glatz blieben dem bösen Manne.

Drei Jahre noch dauerte darauf der Krieg um die östreichische Erbfolge mit Frankreich: 1748 schloß der nachherige Staatskanzler Kaunitz den Frieden zu Aachen mit Fraukreich, der Maria Theresia Alles ließ, bis auf einige Distriкte in der Lombardei, die an Sardinien fielen.

Der Plan Frankreichs, seinen alten Rival Oestreich zu zerstückeln, war vollständig vereitelt, alle Anstrengungen des bairisch-französischen Heers in Böhmen, das es erobert hatte und wo schon Carl VII. als König gehuldigt worden war, waren vergeblich gewesen.

2. Strafgericht über die böhmische Aristocratie.

Daß die Böhmen die Huldigung Carl's VII. hatten geschehen lassen, daß sie der Uebermacht der Baiern,

---

Hals schickte. Dieses Streifcorps hob den fünfundachtzigjährigen Greis in der Kirche seines Gutes Meuselwitz bei Altenburg während des Sonntagsgottesdienstes auf und brachte ihn nach Magdeburg. Hier mußte sich Seckendorf, obwohl er längst kein Combattant mehr war, wie ein Kriegsgefangener mit schwerem Gelde förmlich ranzioniren.

Franzosen, Preußen und Sachsen gegenüber, die die Eroberung des Landes bewirkt, passiven Gehorsam geleistet hatten, daß sie dem Inhalte des Ferdinandeischen Testamentes gemäß, dem neuen bairischen Erbkönig, wie schuldig zu dienen beflissen gewesen waren — das ließ Maria Theresia ihnen schwer fühlen, obgleich direct gegen sie sich kein einziger böhmischer Arm erhoben hatte.

Als am 26. November 1741 Prag von den Franzosen in Vereinigung mit den Sachsen und Baiern erobert worden war, verließen einige Landoffiziere die Stadt, sonst widersprach Niemand und am 19. Decbr. huldigten 400 Stände Carl VII. als König von Böhmen. Das Volk erklärte sich für ihn nicht, es verharrte in düsterm Schweigen. Nachdem im Juni 1742 Maria Theresia mit Friedrich den Frieden zu Breslau geschlossen hatte, rückten ihre Truppen in Böhmen ein und zwar keineswegs als Freunde, sondern, wie der furchtbare Trenck, mit Sengen und Brennen, Plündern und Rauben. Im December 1742 räumte hierauf der Marschall Belleisle Prag und am 26. December schloß Marschall Chevert mit dem Feldmarschall Fürst Lobkowitz die Capitulation von Prag ab, in der ausdrücklich Amnestie zugesagt wurde. Nichtsdestoweniger brach Maria Theresia diese feierlich stipulirte Amnestie, um ihrer Rache freien Lauf zu lassen. Es wurde eine Hofcommission niedergesetzt und wiewohl diese selbst eingestand: „daß keine Rebellion begangen, man weder einen Casus Rebellionis hier observirete und quo Jure über diese

Landes-Inwohner so unbarmherzige Executiones mit Sengen und Brennen, Plündern und Rauben vollzogen werden, nicht capiren können" — wurden dennoch die allerschärfsten Capital-Executionen vorgenommen wider diejenigen, welche ihrem Erbkönig und seinen Alliirten adhaeriret oder einige Dienste geleistet haben, „zu geschweigen von jenen, welche in denen Gefängnussen ihren Geist aufgegeben und sonsten verloren gegangen." Hormayr hat die Details der Rache Maria Theresia's, die sowohl alt- als neuböhmische Familien betraf und namentlich auch mehrere politische Damen, in den Anemonen aus einem von den vertriebenen Böhmen 1748 dem Aachner Friedenscongreß überreichten Memoire mitgetheilt. Es heißt in diesem Memoire unter andern: „Zur Verantwortung vor die Hof-Commission gezogen, sodann aus der Stadt sind abgeschafft worden: der Prager Erzbischof Fürst Manderscheid-Blankenheim [1]), der Dompropst und der Dombechant, der Fürst Mansfeld [2]), die Fürstin von Fürstenberg [3]), Gräfin von Kaiserstein, Gräfin von Paradeis und Baronin von Bossy, der Obrist-Landhofmeister und Obrist-Landkämmerer Ste-

---

[1]) Der Oheim des Letzten des Geschlechtes, das 1780 ausstarb.

[2]) Großneffe des ersten Fürsten und Vater des letzten Mansfeld, mit dem das Geschlecht 1780 ausstarb, vermählt mit einer Gräfin Thun: er entwich aus seinem Hausarreste.

[3]) Eine geborne Gräfin Waldstein.

Aber seine Raubsucht und sein Geldgeiz kannten keine Grenzen, obgleich er ein Vermögen von fast zwei Millionen besaß. Endlich mußte Maria Theresia den endlosen Klagen gegen den wilden Parteigänger Gehör geben und so ward ihm 1746, obgleich die Kaiserin lange Nichts davon wissen wollte, ein peinlicher Prozeß gemacht. Die Kaiserin ließ ihn zweimal niederschlagen. Nur Trenck's unsinniger Trotz erzwang die Reassumirung und das Urtheil auf Tod durch's Schwert und Confiscation des Vermögens. Maria Theresia verwandelte aber 1748 den Spruch in lebenslängliche Haft auf dem Spielberge bei Brünn. Hier bewohnte Trenck dieselben Zimmer, die der unbändige General Graf Bonneval früher bewohnte, der, einst Liebling, dann Verläumder Eugen's, als Achmed-Pascha von Caramanien gestorben war. Trenck erhielt täglich einen Ducaten, den Gebrauch eines Bedienten und Dinte und Feder zum Schreiben. Er starb als Kapuziner in der Kutte, umgeben von den Brüdern dieses Ordens, die er reich beschenkte. In der Gruft der Kapuziner ließ er sich begraben, damit, wie sein Testament sagt, „der Teufel um seine arme Seele betrogen sei, auf die er sich schon so sehr gefreut habe."

Ein zweiter furchtbarer Parteigänger des östreichischen Erbfolgekriegs war der Obrist Johann Daniel Menzel. Auch er soll durch Raub ein Vermögen von mehr als drei Millionen Gulden zusammengebracht haben; er starb zwar im Jahre 1744 den Soldatentod im Felde — aber einen ganz muthwilligen

und nutzlosen Tod. Nach einem Banquet, das Graf Bärenklau dem Landgrafen von Darmstadt im Lager zu Stockstadt bei Darmstadt gab, begab sich Menzel auf die s. g. Maulbeer-Insel im Rhein, an dessen gegenüberliegendem Ufer die Franzosen standen, stellte sich auf die Brustwehr der Schanze, brusquirte die Franzosen und erhielt von ihnen einen Kanonenschuß in den Unterleib, an dem er am folgenden Morgen starb. Er war der Sohn eines Leipziger Puderhändlers, geboren 1698 und von unten auf bis zum Obristen gestiegen. Er hatte erst unter August dem Starken von Polen-Sachsen, dann in Rußland unter Münnich gedient und war zweimal an den berühmten Schah Nadir nach Persien verschickt worden. Menzel bedauerte noch auf dem Todtenbette, daß er seinen vor länger als zwei Jahren gefaßten Plan nicht habe zur Ausführung bringen können, mit 1500 Husaren einen Streifzug bis Paris zu unternehmen, um von der Hauptstadt Frankreichs eine erkleckliche Contribution zu erpressen.

Die Ueberschwemmung Baierns durch die unter diesen Parteigängern stehenden wilden östreichischen Kriegsvölker hatte den Erfolg, daß Friedrich, erschreckt über den hohen Ton, den Oestreich sogleich wieder anstimmte, den Vertrag von Oberschnellendorf brach, um dem unterdeß zum Kaiser erwählten Kurfürsten von Baiern zu Hülfe zu kommen. Er eröffnete den Krieg von Neuem. Sein Gesandter in Wien, Graf Dohna, erhielt Befehl, Wien zu verlassen, er gab eine Reise nach Stuttgard vor. Auf ausdrückliche

Anordnung des Königs gab Graf Dohna den kaiserlichen Ministern nur mündlich die Gründe des Bruchs an, unter denen der vornehmste war, „daß der König als einer der vornehmsten Kurfürsten des Reichs nicht zugeben könne, daß das Reichsoberhaupt mißachtet werde, der Wiener Hof verrechne sich, wenn er glaube, daß sein Herr, der König, gleichgültig zusehe, daß das Reichsoberhaupt seiner Erbstaaten beraubt werde." Friedrich nahm nun in Oberschlesien das wichtige Glatz, machte seinen Verbündeten, den Franzosen, in Böhmen Luft und ließ noch einmal seine Husaren im Angesicht Wiens streifen, er siegte zum zweiten Male bei Czaslau am zerstörten Grabe des blinden Hussitenfeldherrn Ziska, dessen mit seiner Haut überzogene Trommel, die alle Feinde schlagen, deren Wirbel sie wahnsinnig machen sollte, die Preußen damals nach Berlin schickten. In dieser Schlacht bei Czaslau am 17. Mai 1742 nahm Friedrich den schwer verwundeten östreichischen General Polland gefangen. Als Friedrich diesen besuchte, machte derselbe ihm die Entdeckung, daß er schändlich von Frankreich betrogen werde. Polland lieferte ihm davon die Beweise in einem vorgelegten Originalbrief Fleury's an Maria Theresia, worin er der Königin Frieden und Integrität aller ihrer Besitzthümer, auch die Garantie für Mähren und Schlesien anbot, wenn sie das verlorene Böhmen und das Land ob der Enns an Carl VII. von Baiern abtreten wolle; Sachsen solle für die Hoffnung auf einen Theil Mährens durch Magdeburg entschädigt werden. Hierfür sollten sich alle Streit-

kräfte, die französischen, östreichischen, sächsischen und bairisch-kaiserlichen wider den Preußenkönig kehren. Augenblicklich ertheilte Friedrich nun seinem Minister Graf Podewils Befehl, mit dem englischen Vermittler Lord Hyndford abzuschließen. Schon am 11. Juni 1742 kam der Breslauer Frieden zu Stande, welcher „dem bösen Manne" Schlesien und Glatz ließ.

Das östreichische Cabinet hoffte damals, als es diesen schlimmen Breslauer Frieden schloß, sich mit dem eroberten Baiern schadlos halten zu können, dem Lande, worauf Oestreich das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch unausgesetzt sein Absehen gerichtet hat.

Allerdings war der Kurfürst von Baiern und deutsche Kaiser Carl VII., der damals im Exil zu Frankfurt am Main lebte, in der peinvollsten Lage, in der schmählichsten Abhängigkeit von seinem Alliirten Frankreich: dieser schlimme Alliirte ließ ihn jetzt in der Noth im Stiche, Graf Seckendorf, der die bairischen Truppen commandirte, mußte capituliren und bei Wembdingen an der Grenze des Fürstenthums Anspach neutral stehen bleiben. *) Endlich entschloß

*) Friedrich Heinrich, seit 1719 erster Reichsgraf von Seckendorf, derselbe, der lange Zeit durch bei König Friedrich Wilhelm I. von Preußen als Gesandter gestanden hatte. Er stammte aus einem der ältesten Geschlechter Frankens, war ein Brudersohn des berühmten Verfassers der Historie des Lutherthums Veit Ludwig, und selbst Lutheraner. Er war ein unterrichteter, selbst von Prinz Eugen hochgeschätzter General, hatte zuerst Kö-

sich Friedrich der Große, zwei Jahre nach Abschluß des Breslauer Friedens, noch einmal sein Schwert für Baiern zu ziehen. Er alliirte sich mit Frankreich, besuchte Seckendorf in seinem Lager, um mit ihm die Mittel zu überlegen, seinen Herrn wieder in sein Erbland einzusetzen und brach dann im August 1744 zum dritten Male los, indem er mit 80,000 Mann in Böhmen einfiel, Seckendorf konnte Carl VII. wiederholt nach München zurückführen.

Aber schon am 20. Jan. 1745 starb Carl VII. und schon am 22. April schloß sein Nachfolger den Frieden zu Füßen mit Oestreich, wodurch das Haus Wittelsbach Baiern wieder erhielt. *) Friedrich, ob-

---

nig August dem Starken von Polen-Sachsen, dann Kaiser Carl VI. in Sicilien und nach seinem Rappell vor dem Berliner Gesandtschaftsposten im letzten Türkenkriege gedient, den der schlimme Belgrader Frieden schloß. Nach diesem Frieden hatte man ihm ohne Grund sein Feldmarschallsgehalt gestrichen und keine Antwort auf eine Bitte um Restitution seines auf 145,000 Gulden sich belaufenden Vorschusses im letzten Kriege gegeben: Seckendorf war geizig und deshalb legte er Maria Theresia seine Bestallung zu Füßen, Carl VII. nahm ihn mit offenen Armen auf und ward glücklich von ihm nach München zurückgeführt. Damals äußerte Friedrich der Große hocherfreut: „Assurement j'aime bien Seckendorf et s'il était ici, je lui donnerais un baiser, malgré sa grosse lèvre."

*) Seckendorf selbst hatte zu dem Frieden gerathen, Friedrich der Große aber war darüber höchlich erzürnt: er strafte den Küssenswerthen noch dreizehn Jahre später, indem er ihm im siebenjährigen Kriege im December 1758 ein eigens nach Franken entsandtes Streifcorps über den

wohl von Baiern im Stiche gelassen, siegte hierauf am 15. Dec. 1745 über die früher mit Preußen, jetzt mit Oestreich verbundenen Sachsen bei Kesselsdorf ohnfern Dresden: die Folge war der zweite Frieden mit Oestreich, der Dresdner Frieden, den Friedrich bereits am 25. Dec. 1745 mit dem Grafen Friedrich Harrach, dem Urgroßvater der Fürstin Liegnitz, abschloß. Er lautete dem Breslauer gleich: Schlesien und Glatz blieben dem bösen Manne.

Drei Jahre noch dauerte darauf der Krieg um die östreichische Erbfolge mit Frankreich: 1748 schloß der nachherige Staatskanzler Kaunitz den Frieden zu Aachen mit Frankreich, der Maria Theresia Alles ließ, bis auf einige Districte in der Lombardei, die an Sardinien fielen.

Der Plan Frankreichs, seinen alten Rival Oestreich zu zerstückeln, war vollständig vereitelt, alle Anstrengungen des bairisch-französischen Heers in Böhmen, das es erobert hatte und wo schon Carl VII. als König gehuldigt worden war, waren vergeblich gewesen.

2. Strafgericht über die böhmische Aristocratie.

Daß die Böhmen die Huldigung Carl's VII. hatten geschehen lassen, daß sie der Uebermacht der Baiern,

---

Hals schickte. Dieses Streifcorps hob den fünfundachtzigjährigen Greis in der Kirche seines Gutes Meuselwitz bei Altenburg während des Sonntagsgottesdienstes auf und brachte ihn nach Magdeburg. Hier mußte sich Seckendorf, obwohl er längst kein Combattant mehr war, wie ein Kriegsgefangener mit schwerem Gelde förmlich ranzioniren.

sich Friedrich der Große, zwei Jahre nach Abschluß des Breslauer Friedens, noch einmal sein Schwert für Baiern zu ziehen. Er allürte sich mit Frankreich, besuchte Seckendorf in seinem Lager, um mit ihm die Mittel zu überlegen, seinen Herrn wieder in sein Erbland einzusetzen und brach dann im August 1744 zum dritten Male los, indem er mit 80,000 Mann in Böhmen einfiel, Seckendorf konnte Carl VII. wiederholt nach München zurückführen.

Aber schon am 20. Jan. 1745 starb Carl VII. und schon am 22. April schloß sein Nachfolger den Frieden zu Füßen mit Oestreich, wodurch das Haus Wittelsbach Baiern wieder erhielt. *) Friedrich, ob-

---

nig August dem Starken von Polen-Sachsen, dann Kaiser Carl VI. in Sicilien und nach seinem Rappell vor dem Berliner Gesandtschaftsposten im letzten Türkenkriege gedient, den der schlimme Belgrader Frieden schloß. Nach diesem Frieden hatte man ihm ohne Grund sein Feldmarschallsgehalt gestrichen und keine Antwort auf eine Bitte um Restitution seines auf 145,000 Gulden sich belaufenden Vorschusses im letzten Kriege gegeben: Seckendorf war geizig und deshalb legte er Maria Theresia seine Bestallung zu Füßen, Carl VII. nahm ihn mit offenen Armen auf und ward glücklich von ihm nach München zurückgeführt. Damals äußerte Friedrich der Große hocherfreut: „Assurement j'aime bien Seckendorf et s'il était ici, je lui donnerais un baiser, malgré sa grosse lèvre."

*) Seckendorf selbst hatte zu dem Frieden gerathen, Friedrich der Große aber war darüber höchlich erzürnt: er strafte den Küssenswerthen noch dreizehn Jahre später, indem er ihm im siebenjährigen Kriege im December 1758 ein eigens nach Franken entsandtes Streifcorps über den

wohl von Baiern im Stiche gelassen, siegte hierauf am 15. Dec. 1745 über die früher mit Preußen, jetzt mit Oestreich verbundenen Sachsen bei Kesselsdorf ohnfern Dresden: die Folge war der zweite Frieden mit Oestreich, der Dredner Frieden, den Friedrich bereits am 25. Dec. 1745 mit dem Grafen Friedrich Harrach, dem Urgroßvater der Fürstin Liegnitz, abschloß. Er lautete dem Breslauer gleich: Schlesien und Glatz blieben dem bösen Manne.

Drei Jahre noch dauerte darauf der Krieg um die östreichische Erbfolge mit Frankreich: 1748 schloß der nachherige Staatskanzler Kaunitz den Frieden zu Aachen mit Frankreich, der Maria Theresia Alles ließ, bis auf einige Districte in der Lombardei, die an Sardinien fielen.

Der Plan Frankreichs, seinen alten Rival Oestreich zu zerstückeln, war vollständig vereitelt, alle Anstrengungen des bairisch-französischen Heers in Böhmen, das es erobert hatte und wo schon Carl VII. als König gehuldigt worden war, waren vergeblich gewesen.

2. Strafgericht über die böhmische Aristocratie.

Daß die Böhmen die Huldigung Carl's VII. hatten geschehen lassen, daß sie der Uebermacht der Baiern,

---

Hals schickte. Dieses Streifcorps hob den fünfundachtzigjährigen Greis in der Kirche seines Gutes Meuselwitz bei Altenburg während des Sonntagsgottesdienstes auf und brachte ihn nach Magdeburg. Hier mußte sich Seckendorf, obwohl er längst kein Combattant mehr war, wie ein Kriegsgefangener mit schwerem Gelde förmlich ranzioniren.

Franzosen, Preußen und Sachsen gegenüber, die die Eroberung des Landes bewirkt, passiven Gehorsam geleistet hatten, daß sie dem Inhalte des Ferdinandeischen Testamentes gemäß, dem neuen bairischen Erbkönig, wie schuldig zu dienen beflissen gewesen waren — das ließ Maria Theresia ihnen schwer fühlen, obgleich direct gegen sie sich kein einziger böhmischer Arm erhoben hatte.

Als am 26. November 1741 Prag von den Franzosen in Vereinigung mit den Sachsen und Baiern erobert worden war, verließen einige Landoffiziere die Stadt, sonst widersprach Niemand und am 19. Decbr. huldigten 400 Stände Carl VII. als König von Böhmen. Das Volk erklärte sich für ihn nicht, es verharrte in düsterm Schweigen. Nachdem im Juni 1742 Maria Theresia mit Friedrich den Frieden zu Breslau geschlossen hatte, rückten ihre Truppen in Böhmen ein und zwar keineswegs als Freunde, sondern, wie der furchtbare Trenck, mit Sengen und Brennen, Plündern und Rauben. Im December 1742 räumte hierauf der Marschall Belleisle Prag und am 26. December schloß Marschall Chevert mit dem Feldmarschall Fürst Lobkowitz die Capitulation von Prag ab, in der ausdrücklich Amnestie zugesagt wurde. Nichtsdestoweniger brach Maria Theresia diese feierlich stipulirte Amnestie, um ihrer Rache freien Lauf zu lassen. Es wurde eine Hofcommission niedergesetzt und wiewohl diese selbst eingestand: „daß keine Rebellion begangen, man weder einen Casus Rebellionis hier observirete und quo Jure über diese

Landes-Inwohner so unbarmherzige Executiones mit Sengen und Brennen, Plündern und Rauben vollzogen werden, nicht capiren können" — wurden dennoch die allerschärfsten Capital-Executionen vorgenommen wider diejenigen, welche ihrem Erbkönig und seinen Alliirten adhaeriret oder einige Dienste geleistet haben, „zu geschweigen von jenen, welche in denen Gefängnussen ihren Geist aufgegeben und sonsten verloren gegangen." Hormayr hat die Details der Rache Maria Theresia's, die sowohl alt- als neuböhmische Familien betraf und namentlich auch mehrere politische Damen, in den Anemonen aus einem von den vertriebenen Böhmen 1748 dem Aachner Friedenscongreß überreichten Memoire mitgetheilt. Es heißt in diesem Memoire unter andern: „Zur Verantwortung vor die Hof-Commission gezogen, sodann aus der Stadt sind abgeschafft worden: der Prager Erzbischof Fürst Manderscheid-Blankenheim [1]), der Dompropst und der Dombechant, der Fürst Mansfeld [2]), die Fürstin von Fürstenberg [3]), Gräfin von Kaiserstein, Gräfin von Paradeis und Baronin von Bossy, der Obrist-Landhofmeister und Obrist-Landkämmerer Ste-

[1]) Der Oheim des Letzten des Geschlechtes, das 1780 ausstarb.

[2]) Großneffe des ersten Fürsten und Vater des letzten Mansfeld, mit dem das Geschlecht 1780 ausstarb, vermählt mit einer Gräfin Thun: er entwich aus seinem Hausarreste.

[3]) Eine geborne Gräfin Waldstein.

phan Kinsky [1]), der Obrist-Land-Richter Graf Würben [2]), der Obrist-Lehn-Richter Graf Gallas, Herzog von Lucera [3]), der Appellations-Präsident Graf Kokorzowa, Kammer-Präsident Graf Sternberg [4]), die vier Statthalter Graf Rudolf Chotek [5]), Graf Philipp Kollowrat [6]), Graf Franz Bucquoy und Wenzel Dohalski von Dohalitz, Carl Baron von Deym, der zu Temeswar im Arrest gestorben, Johann Graf Wrtby, Graf Carl Morzin, Carl Baron von Perglas, die Grafen und Herren von Bubna, Laczansky-Bukowa, Andritzky und Andre mehr; — von ihren einträglichen Diensten theils suspendirt, theils abgesetzt sind worden: der Prager Erzbischof a primatura Regni et Cancellariatu

---

[1]) Er ward begnadigt und später 1797 erster Fürst seines Geschlechts.

[2]) Joseph Franz, von der Linie Fulneck, gest. 1755, als ein Herr von achtzig Jahren.

[3]) Einer der letzten dieses durch den bekannten General des dreißigjährigen Kriegs aufgekommenen Geschlechts, das 1757 ausstarb.

[4]) Franz Leopold, Schwiegersohn des Fürsten Schwarzenberg, † 1745.

[5]) Er ward begnadigt und nachmals hochbetrauter Minister.

[6]) Wahrscheinlich ein Krakowsky, auf Horzelitz und zwar war er der eine Hauptverbrecher, den Carl VII. an die Spitze der böhmischen Landesverwaltung gestellt hatte. Sein Sohn, Graf Leopold, ward später erster Staatsminister in inländischen Geschäften.

perpetuo, Obrist-Landrichter Graf Würben, Statthalter Dohalski, Graf Paradeis (gewesener Stadthauptmann), Maximilian Bechinie von Laschan und Baron Raschin von Riesenburg, Groß-Landrechts-Beisitzere, Franz Ignaz Freiherr von Wunschwitz, Stadthauptmann Franz Carl Graf Desours, Hermann Graf Czernin von Chudeniz, Franz Graf Wieschnick, Johann Graf Wrtby und Dr. Neuberg, Appellations-Räthe, Dr. Therer von Therenheim, Advocatus Regni, Dr. Felix, Cancellarius, Rector Universitatis, Decani Facultatum, Heinrich Kostolezki von Schladowa, drei Secretarii, drei Concipisten und andre mehr Unbekannte ꝛc. Einige von besagten Inquisiten seynd zu dem empfindlichsten Tode [1]), andere zu der Tortur und Degradation verurtheilt, einige in opere publico öffentlich die Gassen butzen müssen, andere im Spinn-Hauß zu täglicher schwerer Arbeit mit ordinari Prügeln condemniret, andere wirklich torquiret, ausgepeitschet und in ewige Gefängnuß gewor-

[1]) Einundzwanzig Köpfe, die die Geschichte nicht nennt, sollen gefallen sein. Darunter befanden sich wahrscheinlich die letzten Grafen Wrtby, von einem der ältesten und sonst auch mächtigsten böhmischen Geschlechter, welches seit der Catastrophe in den vierziger Jahren verschwunden ist. Man weiß das, weil es das Erbschatzmeisteramt besaß, das von ihnen auf die Fürsten Lobkowitz übertragen wurde, die auch die Wrtby'schen Güter Konopischt u. s. w. gegenwärtig inne haben.

fen worden. Aus denen Erb-Ländern mit Zurücklassung ihrer Vermögen, Weib und Kinder theils gegen einen Jurament de non revertendo theils ohne Jurament seynd folgende verwiesen worden: die verwittibte Obrist-Cantzlerin Gräfin Kinskin, gebohrne Gräfin Palfin, Johann Wentzl, Graf von Kayserstein [1]), Graf Paradeis, Martin Michna, Freiherr von Weitzenau, Wentzl und Johann Gebrüdern Grafen Laczanski, Casimir und Frantz Gebrüdern Grafen von Bubna, Frantz Novohradzky, Graf von Kollowrath, Carl Baron von Wunschwitz, Wentzl Baron von Bossy, Dr. Therer von Therenheimb, Balthasar und Heinrich Kostelezki von Sladowa rc., und nun folgen noch gegen vierzig Namen, Raths-Verwandte, Handelsleute, Professionisten und Bürger — welche scharfe Inquisition immerfort gedauert, bis daß die Preußen in Böhmen eingerücket (1744), denen übrigen Arrestanten heraus geholffen und die Inquisition aufgehoben. — — Ingleichen haben auch die Exulanten selbst durch Geistlichkeit, Gesandte und andere Wege, ihre Begnadigung gesucht; wie denn zur Zeit der Krönung in Prag als Ihre Majestät die Königin in der Residenz ausgegangen, hat ein gewisser Priester mehr als funfzig kleine Kinder und schwangere Weiber derer jenigen, die da in die Kerker von dieser Hof-Commission eingesetzet worden,

[1]) Das war der zweite Hauptverbrecher, den Carl VII. die Direction der Geschäfte der böhmischen Kanzlei übertragen hatte.

aufgeführet, welche mit Heulen und Weinen, durch die Barmherzigkeit Gottes, durch die Allerhöchst angebohrne Clemenz und Gemüths-Mäßigung um Gnade ihrer Vätter gebetten, daß vielen Umstehenden vor Herzen-Leid über diese zu Füßen liegende unschuldige Kinder und Weiber die Augen übergangen, als ihnen die Gnade abgeschlagen worden."

3. Maria Theresia's Regierungssystem: Germanisirung der ungarischen Aristocratie. Beugung der erbländischen durch die Büreaukratie. Erstes stehendes Heer und stehende Steuern. Vollzug der inneren Reformen durch Haugwitz, Chotek und Hatzfeld.

Während der acht Friedensjahre 1748—1756, die den acht Kriegsjahren 1740—1748 folgten, suchte Maria Theresia das im Innern ihrer Staaten wieder zu gewinnen, was sie an Schlesien verloren hatte.

Eine östreichische Monarchie, einen Gesammtstaat Oestreich gab es vor Maria Theresia nicht, es gab nur einen östreichischen Staatenbund. Sie erst brachte eine Art von Einheit in das Reich.

Maria Theresia war entschieden absolutistisch, aber sie war es anders, als später ihr Sohn Joseph. Sie beging keine Härte, sie machte kein Aufsehen, sie ging nur immer mit der steigenden Aufklärung Schritt vor Schritt vor. Sie meinte gewiß nie contra, höchstens hie und da praeter legem zu handeln. Im Großen waren ihre Maaßregeln gegen die Verfassung, ja sie waren zuweilen gegen die Nationalfreiheiten. Aber gegen die Individuen, gegen die einzelnen Familien bezeugte sie sich wahrhaft mütterlich, als gütigste und liebevollste Vertreterin ihrer Bedürfnisse und Wünsche.

Der König von Frankreich, dessen warmer, ehrlicher Wunsch es war, daß jedweder Bauer in seinem Reiche zum wenigsten des Sonntags ein Huhn im Topfe haben möge, hatte nach Beendigung des Kriegs mit der Ligue und dem Frieden mit Spanien zu Vervins 1598 an seinen hohen und niedern Adel einen Befehl ausgehen lassen, daß er sich auf seine Güter begeben, seine Länder bebauen und ein jeglicher den Frieden in seinen Gegenden zu erhalten suchen möge. Eben so weiß man von dem Erben der großen Elisabeth, daß er es in der Gewohnheit gehabt habe, den englischen Landedelleuten ernstlich zu rathen, die Hofstatt in London zu verlassen und auf ihre Güter zurückzukehren. Er pflegte zu sagen, schreibt Baco: „Meine Herren, in London sind Sie Flußschiffe auf der See, die nach nichts aussehen; in Ihren Dörfern sind Sie Seeschiffe auf einem Flusse, die ungeheuer groß aussehen!" Die letzten Herren des Hauses Habsburg dachten anders als diese Herren von Frankreich und England und auch die letzte große Frau des Hauses dachte anders. Sie liebte den Adel in Wien am Hofe — aber sie haßte ihn in der Provinz, auf seinen Herrschaften und Schlössern. Sie zog ihn daher auf alle Weise an die Hofstatt und es gelang ihr. Namentlich gelang es ihr mit dem ungarischen Adel, ihn von seinen Schlössern in die Städte zu locken, die alte Nationalität, namentlich die rauhe, wilde Selbstbewaffnung bei ihm zu verwischen, deutschen Ton und deutsche Sitte durch Heirathen möglichst zu fördern,

Erziehungsanstalt des Theresianums zur Ausbelzung

der nationalen Selbstständigkeit schon in recht früher Jugend zu benutzen.

„Maria Theresia's Absolutismus, sagt Hormayr, war idyllisch-absolutistisch, der Joseph's doctrinär-marcaurelisch."

Was frühere Könige — Männer — nicht wagen durften oder theuer bezahlen mußten, führte sie, die liebenswürdige Frau, mit freundlichem Lächeln fast ungestört aus. Die Aristokraten, die die Aufklärung ehrenhalber öffentlich respektiren mußten, jubelten selbst mit, wenn ein Riß nach dem andern in die Selbstständigkeit geschah — eine Furcht, wohin das am Ende führen müßte, kam nicht auf.

Gemäß der großen östreichischen Regierungsmaxime: „Theile und herrsche" blieben die Nationalitäten streng von einander geschieden, der Deutsche, der Ungar, der Böhme, der Wälsche verstanden sich nicht, liebten sich daher auch nicht und ließen sich von der Regierung mit Freuden einer gegen den andern gebrauchen. Gemäß dem ungarischen Krönungseide, die Avulsen wieder zur Krone zurückzubringen, hätten die 1772 in der ersten polnischen Theilung erworbenen Provinzen Galizien und Lodomirien, die als Halicz und Wladimir in Titel und Wappen figurirten, incorporirt werden müssen, es ward aber ein eignes Königreich daraus gemacht. Eben so bekam das slavische Illyrien, bekam die Militairgrenze unter dem Ban von Croatien seine eigene Verwaltung. Auch Siebenbürgen ward ein eignes Großfürstenthum. Während in Illyrien slavische Sprache und Sitte sehr

aufgemuntert wurde — man hielt damit Ungarn im Schach — ward dieselbe slavische Sprache in Böhmen sehr erschwert und verfolgt. Ungarn sollte durchaus germanisirt werden. Alle Erinnerungen an nationale Namen in Ungarn waren hart verpönt: Maria Theresia machte da gar nicht viel Umstände, nach Kufstein, Spielberg oder Munkats zu schicken. Noch zu Kaiser Leopold's Zeiten hatte einer aus dem lothringischen Geschlecht Aspermont, das 1819 ausstarb, der General Ferdinand Gobert von Aspermont, die bei Munkats gefangene, nachher ins Urselinerinnen-Kloster zu Wien eingesperrte Tochter des älteren Franz Ragoczy auf eine merkwürdige Weise geheirathet. Der General hatte eben 1690 Belgrad an die Türken verloren, er befand sich in Wien, wo man ihm einen Prozeß deshalb machte, in Arrest, zuletzt erlaubte man ihm ohne Degen auszugehen. Er besuchte die Prinzessin häufig in ihrem Kloster und sein Kammerdiener fand Gelegenheit, das Sprachzimmer durch einen Nachschlüssel zu öffnen, so daß die Unterhaltung bequemer geführt werden konnte. Einst kam der Fürst-Bischof Trautson von Wien zu einer solchen Unterredung und da er beide wohl kannte, scherzte er mit ihnen, daß er zwei Verliebte an einem so heiligen Orte treffe, es fehle nichts als sein priesterlicher Segen. Aspermont und die Prinzessin hielten ihn beim Wort und erbaten sich seine Benediction, als die sie jederzeit gegen das bevorstehende Unglück bewährt erfunden hätten. Trautson ertheilte sie mit einem großen Kreuze förmlich. Noch in derselben Nacht entführte

Aspermont die Prinzessin durch das Sprachzimmer und vollzog mit ihr die Ehe. Der Kaiser war höchlich aufgebracht, mußte aber doch die Sache, die nicht mehr zu ändern war, gelten lassen. Ein Sohn dieses Generals Aspermont lebte unter Maria Theresia. Er blieb einst bei dem aus den Ragoczy'schen Tagen hochberühmten Onod mit seinem schweren Reisewagen im Kothe stecken. Alle Anstrengungen, sich herauszuarbeiten, waren vergeblich. Zahlreich jagten die vom Markte heimkehrenden Bauern ohnfern vorüber, der Hülferufe des Deutschen hohnlachend. Da steigt Aspermont auf seinen Kutschenbock und donnert ihnen zu: „Wie? Ihr laßt den Enkel des Ragoczy im Koth ersticken?" Augenblicklich spannen die Bauern ihre Pferde aus, leisten hülfreiche Hand und führen den Grafen im Triumph nach Onod hinein. — Der Vorfall ward nach Wien einberichtet. — Als Aspermont das nächstemal bei Hofe erschien, trat ihm Theresia mit flammenrothem Angesicht entgegen und sagte: „Aspermont, höre Er! — Ich verlange gewiß nicht, daß Er im Kothe ersticken soll, aber die Possen mit dem Ragoczy lasse Er bleiben, sonst lasse ich Ihn einsperren!"

Als der Palatinus Ludwig Batthiany gestorben war 1765, ging diese althergebrachte, nationale hohe Stelle eines Vermittlers zwischen Krone und Volk ein, denn Maria Theresia ließ keinen Palatinus wieder machen. Eben so war in den letzten sechszehn Jahren ihrer Regierung kein Reichstag, denn Maria Theresia ließ keinen wieder halten. Von einem

ungarischen Reichstag wollte sie gar nichts mehr hören, nur „Landtag" sollte er bei ihr genannt werden, etwa wie in Krain und Kärnthen und in der Steiermark — „damit alle ihre geliebten Völker gleich seien und keines glauben könne, stiefmütterlich von ihr, der treueifrigen Landesmutter, behandelt zu werden."

Als Gegenleistung gegen diese Vorenthaltungen trug der dermaleinstige Erbe der Krone schon als Knabe ungarische Beinkleider, lernte die ungarische Sprache, ward von Carl Batthiany, dem Bruder des Palatinus, erzogen — ja selbst die Erzherzoginnen wußten verschiedene magyarische Grüße und Redensarten auswendig. Dazu hielt Theresia's Lieblingstochter Christine mit dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen, ihrem Gemahl, einen glänzenden Hof in dem nahen Presburg, der Vorstadt von Wien und sie, die Kaiserin, besuchte die geliebten Kinder häufig. Nirgends war die gnadenreiche Frau gnadenreicher als in Presburg: sie nahm an allen Familienangelegenheiten ihrer geliebten ungarischen Magnaten Theil, war unermüdlich, Söhne und Töchter dieser hohen Häuser zu beschenken, zu versorgen, zu befördern. „Auf der Stelle, sagt Hormayr, fand man, daß es gut sei, um die wahre und eigentliche Hauptstadt Ungarns Hütten zu bauen, zwar nicht dem Heiland, oder dem Moses und dem Elias, wohl aber den Palffy's in Kiralyfalva und der Bibersburg auf hohem Hügel des Karpathengebirges, den Zichy's an dem einst Ragoczy'schen Garten von Cziffer, den Erdödy's im Waldschloß Szomolan und in dem Magyar Bel

des Primas Joseph Batthiany, der aus seinem Tirnau, dem ungarischen Rom, seiner Residenz, die vier Thürme des Presburger Schlosses noch immer nicht nahe genug vor sich hatte." Die Palffy's, die Zichy's, die Erdödy's, die Batthiany's, die Kohary's, die Karoly's, die Forgatsch, die Zschacky's — alles Familien, die zwar nicht Millionen wie die Esterhazy's, aber doch Hunderttausende Jahresrenten genossen, wurden Hauptanhänger Oestreichs.

Was bisher mit den Ungarn durchaus nicht hatte glücken wollen, glückte Maria Theresia vollständig, sie zu germanisiren und an die Hofstatt zu fesseln. Das gelang bei den minder mächtigen und reichen Familien durch Donation heimgefallener Güter, geistliche Pfründen, Beförderungen in der Armee und im Staatsdienst, reiche Partieen der Söhne und Töchter, Stiftsdamenstellen, Erziehung der Kinder in Wien und andre Gnadenbezeugungen; — bei den mächtigsten und reichsten Familien gelang es durch feinere Hofauszeichnungen — Titel und Aemtersucht sind, wie ein Ungar Graf Mailath selbst bezeugt, die Erbsünde der Ungarn — sie gleichen in dieser Eitelkeit ganz den Franzosen.

Wie weit die durch die Kaiserin so glücklich angebahnte Germanisirung der Ungarn diese geführt hat, erweist sich aus der merkwürdigen Aeußerung, welche ein „eben so gebildeter, als liebenswürdiger Ungar" im Jahre 1850, also dreißig Jahre nach dem Anfang der neueren Bestrebungen die magyarische Literatur zu heben, dem Touristen Neigebaur that: „Wir lesen

Deutsch, wir schreiben Deutsch, wir denken so
Deutsch und — Deutsch spricht die ungarische D
besser, als die Wienerin (man sagt aus Eitelkeit,
mit man sie für zum Hof gehörig halte). Die un
rischen Schriftsteller erkennen selbst an, daß ihre La
leute lieber Bücher in fremden Sprachen als in
vaterländischen lesen. Der gelehrte Graf Jos
Kemmeny schrieb seine Forschungen über die un
rische Geschichte in deutscher Sprache."

„Nichts war einnehmender, berichtet der engli
Legationssecretair Dutens in Turin, der Herausg
der Werke von Leibnitz, der mit seinem Zögl
Lord Algernon Percy 1769 und 1770 über
Jahr lang am Hofe von Wien sich aufhielt, als
Anmuth, mit der die Kaiserin sich jährlich bei
Großen ihres Hofs, die sie liebte, auf den Landsi
derselben oder in den Palästen in der Stadt, s
zum Besuch einlud. Geschah dies auf dem Lande,
verfügte sie sich, von ihrer Leibwache begleitet, da
die sie aber an der Thüre verließ. Sie blieb alsd
nur durch ihre Unterthanen bewacht, sie konnte sie
wahren Freunde nennen. So habe ich sie oftmals
dem Fürsten Esterhazy und bei dem Gra
Palffy in Ungarn gesehen." Die ungarischen M
naten ihrerseits empfingen Maria Theresia mit
vollen Pompe ihres Reichthums. „Ich bin, sch
Dutens, bei dem Fürsten Esterhazy in Ung
gewesen. Er hatte vor seinem Schlosse ein L
von 200 Mann Leibwache, einen Gardecapitain,
mit ihm an der Tafel saß. Nach dem Diner sp

eine Kapelle von trefflichen Musikanten, während man Kaffee trank." — Der berühmte gemüthliche Haydn war bekanntlich Capellmeister bei Esterhazy. — „Der Fürst besoldete jährlich zwei Schauspielergesellschaften, eine italienische und eine deutsche. Ich habe keinen einzigen Unterthan in ganz Europa einen solchen Staat führen gesehen. Der Fürst Esterhazy, der Fürst Liechtenstein, sind größere Unterthanen, als irgend ein Unterthan der Könige von Frankreich, England oder Spanien; sie haben eben so beträchtliche Einkünfte, als die Reichsten, die jene Länder aufweisen können und genießen noch weit größere Privilegien."

Der Tourist Moore sah Schloß Esterhazy im Jahre 1775. Der Urgroßvater des heutigen Fürsten Paul, des langjährigen Gesandten in London, der Fürst Nicolaus, hatte es kurz zuvor, unmittelbar nach dem Hubertsburger Frieden, mit verschwenderischer Pracht bauen lassen und der gemüthliche Haydn mußte, trotz der gemüthlichen Abschiedssymphonie, eben wegen dieser verschwenderischen Pracht, welche den Fürsten seinen Hofstaat endlich einzuschränken nöthigte, damals entlassen werden. Dem Engländer fiel in den weitläuftigen Gärten des Schlosses Esterhazy, die er — mit ihren Hainen, Alleen, Lauben, Fontainen, Gehölzen, Hügeln und Thälern — unbeschreiblich schön fand, besonders ein ambulantes, auf Rädern erbautes Haus auf. Es enthielt ein Zimmer mit einer Tafel, Stühlen, Kamin, Feuerheerd und Spiegel, Cabinette und andere nöthige Bequemlichkeiten. Der Fürst

Esterhazy bewirthete hier zuweilen zwölf Personen: das Haus, von sechs bis acht Pferden gezogen, machte dabei eine Spazierfahrt längs den Alleen des Gartens und durch mehrere Theile der Thiergärten, die so eben, wie ein grüner Kegelplatz waren.

Noch stärker und nachhaltiger, als die ungarische Aristocratie durch die von Maria Theresia mit größter weiblicher Feinheit ihr nahegebrachte Germanisirung in ihrer Stellung zum Hofe verändert wurde, veränderte sich die Stellung des erbländischen Adels durch die Büreaukratie, durch die neuen Behörden, die Maria Theresia in die Provinzen setzte und die endlich der zeither fast absoluten Herrschaft des Adels über seine Unterthanen ein Ende machten, indem sie sich als Schützer zwischen beide eindrängten und so beide im Schach hielten und beherrschten. Auch diese große innere Reform ward von der Kaiserin mit größter weiblicher Feinheit ganz still und geräuschlos durchgeführt: die in den zwei schlesischen Kriegen mit Preußen bitter gefühlte Finanznoth drängte dazu, man mußte dahin trachten zu Gelde zu kommen und durch das Geld zu Soldaten, zu einer respectabeln, stehenden Armee.

Preußen selbst ward zum Vorbilde genommen: der Angriff der Umformung im administrativen Systeme in den östreichischen Erbländern erfolgte auf ganz ähnliche Weise zum Nachtheile und auf Kosten der Adelsaristokratie und zum Vortheil der Souverainität, wie sie in Preußen schon durch König Friedrich Wilhelm I. war ins Werk gesetzt worden. Dessen

Hauptbehörde, das Generaldirectorium, ward zum Muster genommen: im Jahre 1754 erfolgte die Trennung von Justiz und Verwaltung, die Gründung einer obersten Justizstelle und eines s. g. Directorium in publicis et cameralibus als oberster Verwaltungsbehörde, von der die neugestifteten Verwaltungsbehörden in den Provinzen ressortirten.

Die große innere Reform in den östreichischen Erbstaaten ließ Maria Theresia durch drei Männer vollziehen, die nächst dem Staatskanzler Kaunitz ihres höchsten Vertrauens genossen: durch Haugwitz, einen schlesischen Uebergewanderten und Convertiten, durch Choteck, einen altslavischen Aristocraten, einen Böhmen und durch noch einen Schlesier, den Grafen Hatzfeld, den Bruder des schlesischen Fürsten Hatzfeld auf Trachenberg, den Friedrich der Große nach der Eroberung Schlesiens zuerst gefürstet hatte, um sein souveraines Recht auszuüben. Alle diese drei Männer waren Nicht-Oestreicher: seit Maria Theresia datirt die große — wie sie es einmal selbst ausgedrückt hat — „Wirksamkeit" der bereits seit einem Jahrhundert hauptsächlich in der Diplomatie verwandten und im Ausland vielfach eingeschulten Slaven in der Administration. Auch Kaunitz, der größte Minister, den Oestreich gehabt hat, größer, als der Rheinländer Metternich, war von diesem Blute der Slaven.

Graf Friedrich Wilhelm von Haugwitz war ein geborner Schlesier, gebürtig aus einer alten slavisch-meißnischen Familie; der letzte Bischof, den das Hochstift Meißen im sechszehnten Jahrhundert hatte,

war ein Haugwitz und im siebzehnten Jahrhundert war ein anderer Haugwitz, der mit einer östreichischen protestantischen Gräfin Dietrichstein vermählt war, als Oberhofmarschall Kurfürst Johann Georg's III., der Wien mit entsetzen half, erste Person am sächsischen Hofe, seine Tochter war wieder einem östreichischen protestantischen Grafen, Otto Heinrich Sinzendorf vermählt, dem Bruder des Oberhofmeisters Kaiser Carl's VI., der in dieser Branche Sinzendorf sich zuerst convertirte.

Der Vater des Ministers Maria Theresia's, von dem die Rede ist, hieß Georg Carl und diente unter König August dem Starken von Polen-Sachsen als General; er ward reich in diesem Dienste und begüterte sich in Niederschlesien mit dem in Sachsen erworbenen Gelde, um sich damit sicher zu stellen, wie das mehrere sächsische Minister und Generale damals thaten, z. B. Graf Hoym, der frühere Gemahl der Gräfin Cosel, welcher die durch Heirath an das Haus Hohenlohe gekommene Herrschaft Schlawentschitz kaufte und später Renard, der Oheim der Gräfin Orselska. Derselbe Vater des Ministers wurde auch im Jahre 1732 der erste Graf des Geschlechts Haugwitz.

Die Laufbahn des Ministers begann in Schlesien ganz von unten auf, in der Breslauer Amtsstube, wo er als Assessor angestellt wurde, er ward dann in derselben Eigenschaft in das schlesische Oberamt versetzt. Schon damals aber ward Haugwitz als ein Meerwun-

der angestaunt und von allen Seiten zu Rathe gezogen, weil er selbst arbeitete und nicht wie andere Adelsgenossen nur die Arbeiten der bürgerlichen Secretaire mit seiner Namensunterschrift versah. Als Kaiser Carl VI. starb und der östreichische Erbfolgekrieg ausbrach, war ihm die Direction des für Schlesien beabsichtigten neuen Contributionssystems anvertraut.

Als Schlesien preußisch ward, convertirte sich Haugwitz und begab sich nach Wien, wo er eben als Convertit und zumal als Convertit aus dem unvergeßlichen Schlesien mit Sicherheit sein Glück zu machen hoffen konnte. Auch in Wien begann seine Carriere ganz aus dem Kleinen: er lebte ein paar Jahre hindurch von dem geringen Darlehn eines Freundes von 200 Ducaten. Nach dem Breslauer Frieden ward er zum Präsidenten des östreichisch gebliebenen Schlesiens ernannt. Er kam dann bald empor durch seine Heirath mit der schlesischen Gräfin Frankenberg, die ihn in Verwandtschaft mit den Fürsten Piccolomini und den Grafen Nostitz brachte und durch einen überaus glücklichen Gutskauf. Dieser Gutskauf betraf die gräflich Solms'sche Herrschaft Bielitz in östreichisch Schlesien, welche Haugwitz im Jahre 1753 auf eine merkwürdige Weise acquirirte: die Unterthanen derselben hatten die Regierung gebeten, sie kaufen zu dürfen, Haugwitz ward von derselben hingesandt, um sich an Ort und Stelle zu unterrichten, wie sie das auszuführen gedächten. Als er sah, daß die Sache gar wohl ausführbar sei, kaufte er selbst das Gut um 280,000 Gulden, welche ihm

der Cabinatssecretair der Kaiserin, Koch, und andere Personen zu 5 p. C. Zinsen vorstreckten: gar nicht lange darauf fand der Wiederverkauf statt an den Fürsten Sulkowsky um 600,000 Gulden.

Haugwitz ward nun zum obersten Kanzler der durch ihn vereinigten östreichischen und böhmischen Hofkanzlei ernannt: als solcher war er eigentlich der Minister des Innern und der Finanzminister in Einer Person. Er wurde der erste Organisator und Reformator in der zeither bodenlos schlechten Wirthschaft und Verschwendung des östreichischen Staatswesens, er zuerst that ihr wenigstens einigermaaßen Einhalt.

Haugwitz bewohnte in Wien seinen prächtigen Palast, die böhmische Kanzlei, worauf seine gnädige Kaiserin wenigstens 250,000 Gulden verwendet hatte; sie schenkte ihm auch einen schönen Garten in der Josephsstadt, worauf er selbst unermeßliche Summen verwandte. Seinen Gehalt berechnete man auf 75,000 Gulden. Er kaufte für eine halbe Million Gulden die Herrschaft Namjest bei Ollmütz in Mähren, worauf er ein Majorat stiftete, er kaufte die Herrschaft Krappitz in Niederschlesien, worauf ein zweites Majorat gegründet wurde. Er und seine Gemahlin lebten in Wien und auf ihren Schlössern im größten Train, hielten eine wahrhaft fürstliche Dienerschaft und speisten auf der prächtigsten Silber-Vaisselle; „doch ließe sich, schreibt der spätere preußische Großkanzler Baron Fürst in dem im Jahre 1754 bei Gelegenheit einer Mission nach Wien an seinen König erstatteten Wiener Hofberichte, nicht sagen, daß man mit dem allen bei

ihnen gut speiste, oder gut bedient worden wäre."
Haugwitz war für seine Person keineswegs ein guter und strenger Wirth: ohne Glanz und Repräsentation, ohne steten Zusammenfluß von Einheimischen und Fremden in seinem Wiener Palaste, namentlich ohne die nicht genug zu genießenden Freuden der großen Jagd und des Marstalls auf seinen Schlössern konnte er sich gar nicht sehen. Er hielt sich eine wahre Unzahl von Jägern, Pferden und Hunden. Seine eigenen beträchtlichen Güter genügten ihm nicht: er pachtete noch die Jagd zu Petronell von einem Grafen Traun um 3000 Gulden. Sein großer Marstall auf seinem Garten in der Josephsstadt in Wien kostete 30,000 Gulden.

Die äußere Erscheinung des einflußreichen Mannes war keineswegs imponirend oder gewinnend, sagt Hormayr. „Von mittelmäßiger, gedrungener, ja vierschrötiger Statur, scharfem, aber kurzem und reizbarem Gesichte, unaufhörlich mit den Augen zwinkernd, den Kopf schüttelnd und die Achseln zuckend, dazwischen häufig hüstelnd und nießend, war Haugwitz in der That Carricatur." „Er sieht mehr einem Narren gleich, als einem großen Manne; wenn er spricht, macht er die Augen zu", setzt Fürst in seinem Hofberichte zu. „Aber doch, fährt Hormayr fort, hatte Haugwitz ein Recht zu sagen: „mögen sie mich hassen, mögen sie mich auslachen — nach Belieben — wenn sie mich nur fürchten!" — und so geschah auch. Er war allgemein verhaßt, bei seiner eignen Kaste am meisten — selbst die eignen Verwandten und Creatu-

ren intriguirten gegen ihn — unterstützten aber scheinbar, ja übertrieben noch sein System, um ihn immer verhaßter zu machen und endlich zu stürzen. — Wo wären auch strenge Ordnung und Evidenz jemals willkommen gewesen? — Aber die Resultate waren für ihn und so starb er im höchsten Vertrauen der Monarchin — 1765 kurz nach Kaiser Franz." Da sein einziger Sohn vor ihm starb, kamen die Güter an seine Vettern: das niederschlesische Majorat Krappitz erhielt des preußischen bekannten Cabinetsministers Haugwitz Vater und das mährische Namjest dessen Bruder.

Es war, wie schon gesagt, die Bureaukratie, welche Haugwitz den übermächtigen Aristocraten Oestreichs und ihrer fast absoluten Herrschaft in den Provinzen substituirte. Er wand ihnen durch die neuen Behörden, die er anstellte, die lange besessene Gewalt aus den Händen. Der Hofabsolutismus machte jetzt sein Bündniß mit der Democratie, um die aristocratische Mittelmacht zu beugen, wenn auch nicht zu brechen — das lag gar nicht in Haugwitz' Zwecke, denn er wollte die Aristocratie, aber nur geschwächt, gedämpft, noch fernerweit brauchen.

Die Organe, durch welche die große Operation ganz friedlich vollzogen wurde, waren die neuen Behörden: die Landesgubernien in den Provinzialhauptstädten und unter ihnen die Kreisämter. Sie sollten die natürlichen, amtlichen Schutz- und Schirmvoigte der Unterthanen gegen die Gutsherren werden. Das eigentliche Volk, die Bauern, wollte man damit

an den Thron knüpfen. Die Kluft zwischen Unterthanen und ihren Herren mußte immer mehr und mehr erweitert und den Bauern recht zum Bewußtsein gebracht werden, daß sie eben ihren Herren als natürliche Feinde gegenüberständen. Es war ein einfacher juristischer Kunstgriff, womit man diese große Operation durchsetzte. Statt daß früher in Eigenthums- oder Dienstbarkeitsstreitigkeiten durchgehends Seiten der Regierung festgehalten worden war, daß die Präsumtion für den Gutsherrn streite, daß das in Frage gestellte Recht ihm zugebühre und daß deshalb die Beweislast den Unterthanen aufzubürden sei — statt dessen hielt die Regierung nun das Princip fest: jeder geringste possessorische Act, den ein Unterthan für sich anziehen kann, um darzuthun, daß er — sei es durch guten Willen des vorigen oder Nachlässigkeit des jetzigen Grundherrn, oder auch durch Beamtengunst — ein Grundstück, eine Hutung, einen Holzschlag einige Zeit hindurch benutzt habe, spricht vor der Hand für sein Recht und so lange nicht Gutsherr das Gegentheil in petitorio ausführt, ist Bauer in seinem Rechte zu schützen. Damit ward auf die großartigste Weise der ganzen Lehre vom Besitz und dem historischen Boden, dem Rechtsboden, eine wächserne Nase gedreht und es zeigte sich in einem recht umfänglichen erspiegelnden Exempel, daß Recht identisch mit Macht sei.

Die Gutsherren wurden aber nur mit dem gestraft, womit sie selbst einst gesündigt hatten. Sie hatten den Bauern eine noch ganz andere wächserne

Nase gedreht. Es war die Nase gewesen, die Kaiser Joseph II. später mit den berühmten Worten ihnen vorhielt: „Ist es nicht Unsinn zu glauben, daß die Obrigkeiten das Land besessen, bevor noch Unterthanen waren und daß sie das Ihrige unter gewissen Bedingungen an die letzteren, die Unterthanen, abgetreten hätten? Müßten sie nicht auf der Stelle vor Hunger davonlaufen, wenn Niemand den Grund bearbeitete?" — —

Die neuen Behörden, die die amtlichen Schutzvoigte der Unterthanen sein sollten, erhielten nächst der Einschärfung, dieser ihrer Amtspflicht stracklichst nachzugehen, beinebens noch einen Auftrag, der allerdings für die Regierung sehr wichtig war, ja der eigentlich Hauptveranlassung gewesen war, daß die Regierung ein Einsehen nahm, die aristocratischen Gutsherren zu überwachen, daß sie nicht die Unterthanen gar arm und geringe machten. Dieser Nebenauftrag war der: das neue Abgabensystem ausführen zu helfen, die sogenannte Contribution zu fixiren.

Das Regiment in Oestreich unterscheidet sich wesentlich von dem in Preußen: während die preußischen Landesherren dafür gesorgt haben, ihre Souveränität durch ansehnliche Domainen zu steifen, waren und sind in Oestreich die Domainen der geringste Theil der Einkünfte der Krone; der Adel und die Geistlichkeit besaß hier die großen Güter und die Landesherren mußten sich an den Adel und die Geistlichkeit wenden, wenn sie Geld und Soldaten bedurften.

Haugwitz wollte, wie gesagt, keineswegs die Aristocraten verderben, er wollte sie nur mürbe machen und schwächen. Er wagte gar nicht, alles Bestehende umzustoßen. Man unterhandelte im Jahre 1747 auf das Gewandteste mit den Ständen, die das alte Steuerbewilligungsrecht urkundlich in den Händen hatten. Es handelte sich darum, sämmtliche Naturalleistungen, Rationen, Fourage, Remontepferde, Transportverpflichtung rc. zu Geldsummen anzuschlagen und zu fixiren. Das geschah. Die Kaiserin sagte den Ständen darauf ausdrücklich zu: „binnen des nächsten Jahrzehends sollten die Steuern nicht erhöht, doch sollte jetzt aversionaliter mehr als bisher bezahlt werden." Das hielt man aber keineswegs. Das Ende war, daß man, was man bezweckt hatte, die Steuern allmählig immer höher und höher hinauftrieb und sie dann fixirte. Früher hatten die Stände alljährlich bewilligt und die Steuern selbst aufgebracht — jetzt wurden sie auf immerwährenden Fuß gesetzt und die Regierung trieb sie selbst ein. — Das war — während die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Einführung des Urbars und die gemäßigte Unterthänigkeit allerdings höchst erfolgreiche Maaßregeln und für die Bauern sehr wohlthätige Maaßregeln waren — für die Regierung die erfolgreichste und wohlthätigste Maaßregel. In Böhmen, in Oestreich, in der Steiermark wurden die Steuern verdoppelt und verdreifacht; selbst Ungarn, das früher gar keine stabile Contribution kannte, zahlte im Todesjahre Maria Theresia's 4½ Millionen Gulden.

Indem nun so die Abgaben in die Höhe stiegen,

merkte der Bauer wohl, daß er statt eines Herrn deren gegenwärtig mehrere habe, aus denen der Landesherr weit unersättlicher wurde, als der Grundherr jemals gewesen. „Die späteren Bauernaufstände, sagt Hormayr, drehten sich daher nur um die evangelische Wahrheit, daß niemand zweien Herren dienen könne. Der Landesherr machte dabei wie natürlich immer die Löwentheilung: der erste Theil gehört mein, weil ich der Löwe bin, der zweite, weil ich der Stärkste bin. Wer auf den dritten gerechtere Ansprüche haben solle, kann ich nicht einsehen, und sehen will ich, wer es wagen wird, mir den vierten Theil zu entreißen."

„Nicht allein beklagte man sich, schreibt Baron Fürst, vor allem in den östreichischen Ländern über die Erhöhung der Auflagen, sondern man beschwerte sich auch außerdem über die Ungleichheit ihrer Vertheilung." Eine sogenannte Rectifications-Commission wurde deshalb in jeder Provinz ernannt, um eine Ausgleichung hervorzubringen. Sie durchreiste die Provinz, um abzuschätzen. Die Contribution betrug beim Adel die Centesima, den hundertsten Gulden, beim Bauern die Quinquagesima, den funfzigsten Gulden des abgeschätzten Ertrags des Guts. Niemand war von der Contribution ausgeschlossen, es zahlte sie der Geistliche, wie der Laie, der Gutsherr, wie der Bauer. „Obgleich aber, schreibt Fürst weiter, der Commission verboten ist, von den Parteien irgend etwas zu nehmen oder bei ihnen zu essen, so habe ich sie doch an der Tafel des Grafen Wilzek zu Sebern sehr gut diniren sehen. Die Schätzungs-Commissaire waren ge-

wöhnlich Leute, die in ihren Geschäften Banquerout gemacht hatten."

Wie Oestreich unter Maria Theresia die stehenden Steuern erhielt, so erhielt es auch damals das stehende Heer. Für dessen Unterhaltung war die Contribution als die verläßlichste und höchste Steuer ausdrücklich reservirt und bestimmt. Das stehende Heer war eine anderweite schwere Last für den Bauer, er mußte sich aber fügen. Im Jahre 1772 ward die militärische Conscription in allen Erblanden eingeführt — mit Ausnahme von Ungarn, Tyrol, den Niederlanden und der Lombardei, die sich dagegen sträubten und wo man nicht die Macht und den Zwang zu brauchen wagte.

Der zweite Vertrauensmann der Kaiserin, der mit Haugwitz an der Spitze der inneren Verwaltung stand, war Rudolf Graf Chotek, ein Böhme, geb. 1707, Großoheim des populären Oberstburggrafen zu Prag, Carl, unserer Tage. Das Haus Chotek, dessen verfallene Stammburg Chotek im Rakonitzer Kreise liegt, war, wie so viele andre, in Folge der Prager Schlacht am weißen Berge vernichtet, gegen Carl Chotek der Confiscationsprozeß verhangen worden. Die Wiedererhebung erfolgte durch Wenzel Chotek, der unter Carl VI. Statthalter in Prag war: er trat aber, als der östreichische Erbfolgekrieg ausbrach, wegen Alter und Gebrechlichkeit ab, 1745 erhob ihn Franz in den Reichsgrafenstand. Rudolf Chotek, sein Sohn, damals vierunddreißigjährig, folgte ihm 1741 in der Statthalterwürde, er war in Paris erzogen und aufgewach-

sen, zuerst Kammerherr des Großherzogs Franz, dann Appellationsrath gewesen. Seit 1737 war er mit einer Schwester des nachherigen ersten Fürsten Kinsky, Wittwe eines Grafen Wrbna, vermählt. Chotek hatte — Böhmens alter Größe und seines tiefen Falls wohl eingedenk — die bairische Partei gehalten. „Er nahm nur deshalb, sagt Baron Fürst, wie man sagt, kein Amt an, weil Carl VII. schlecht genug berathen war, die Direction der Geschäfte in Böhmen nicht ihm, sondern dem Grafen Kaiserstein anzuvertrauen.“ Da Chotek die bairisch-französische Wirthschaft, den Neid und die Feindschaft der Alliirten sah, lenkte er klüglich zu Maria Theresia zurück. In dem über ihn verhängten Hochverrathsprozesse ward er für unschuldig erklärt, es hieß: „er sei nur der Uebermacht der Umstände für den Augenblick gewichen, sonst immer treu und standhaft gewesen — er habe die Feinde vielfach überlistet und der Sache der Königin glänzend gedient.“ Er ging vorerst als Gesandter nach München bis 1746, wo er wieder nach Wien kam.

In Wien wurde das Verdienst Chotek's durch das vorleuchtende Beispiel der „Wirksamkeit“ des Grafen Haugwitz hervorgezogen: dieses Beispiel feuerte alle andere hohe Beamte an, in ihren Branchen auch für Erhöhung der Einkünfte des Staats zu sorgen. Was Haugwitz für die directen Abgaben that, that Choteck für die indirecten.

Von Choteck und seinem Untermann, von Refzern, wurde das Mauthsystem Oestreichs geschaffen,

ein System, womit er eben so verhaßt wurde, wie Haugwitz durch seine Reformen. Zuerst, im Jahre 1753, kam der Tarif für Böhmen, Mähren und Schlesien; darauf folgte 1754 der für Ungarn und zuletzt, 1755, ein Jahr vor Ausbruch des siebenjährigen Kriegs, der für Oestreich. Eximirt von der Leistung wurden nur sehr wenige Personen, namentlich die Mitglieder des Reichshofraths und die fremden Gesandten, dazu einige alte, hochprivilegirte Familien, wie die Starhemberge, die ihr Privilegium schon im Jahre 1415 erhalten hatten, und die Traun, aber nur für ihren eignen Bedarf. Der Eingangszoll für Böhmen betrug für die ausländischen Artikel dreißig pro Cent, für die inländischen fünf pro Cent — in Ungarn zwanzig pro Cent für jene und ebenfalls fünf pro Cent für diese. In Oestreich wurde ein Unterschied gemacht: dreißig pro Cent zahlten die ausländischen Waaren, deren man ganz entbehren zu können glaubte, zwanzig bis zehn pro Cent diejenigen, die man sich noch nicht getraute, durch die inländische Manufactur ersetzen zu können; endlich fünf bis anderthalb pro Cent alle solche, die man noch immer absolut nöthig brauchte. Zu Rathe gezogen bei Regulirung dieser Tarifsätze ward ein geschickter Kaufmann aus Brüssel, Brolé, Associé von Urbain Arnold in Triest.

Wie die Contribution für Erhaltung des stehenden Heers bestimmt ward, wurden auf die Mauth- und einige andere indirecte Abgaben, welche nach Fürst im Jahre 1754 nahe neun Millionen Gulden betru-

gen, die Zinsen des Wiener Stadtbanko, die Zinsen für die in den bisherigen Kriegen gemachten Anleihen angewiesen.

Choteck, der Chef der indirecten Abgaben, lag mit Haugwitz, dem Chef der indirecten, in fast immerwährender Reibung und Widerspruch. Die Rivalität dieser beiden großen Geldbeschaffer der Kaiserin ging so weit, daß man Choteck, wie Fürst bezeugt, geradezu beschuldigte, die Mauth nur deshalb so erfinderisch hoch angelegt zu haben, um die Unterthanen so weit auszumergeln, bis sie die Contribution nicht mehr zu erschwingen fähig seien und Haugwitz so zu stürzen.

Bei der Kaiserin Maria Theresia aber stand Choteck und erhielt sich auch so in Gnaden wie Haugwitz. Er war unter ihr Bankopräsident und genoß als solcher den größten Credit, er war Chef der Mauth und der meisten Gefälle, Chef des Handels und der öffentlichen Arbeiten, höchst einflußreich in Berg- und Münzwesen und in der gesammten Finanzverwaltung. Fürst taxirte sein Gehalt auf 40,000 Gulden. „Er versäumte," berichtet dieser, „nichts, um sich in der Gunst zu behaupten. Er unterstützte nach Kräften die Unternehmungen des Kaisers Franz in Handel und Fabrikwesen auf dessen eigne Rechnung, aber nicht, wie Fürst zu verstehen giebt, auf dessen eigne Kosten. Choteck fehlte selten bei den Jagdpartien des Kaisers, spielte mit ihm hohes Spiel, machte jedesmal vollständig den Aufenthalt in Laxenburg mit: jeden Augenblick der Unterhaltung mit der Kaiserin und dem Kaiser wußte er zu benutzen. Man muß ihm

aber die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er einer der geschicktesten Minister ist: er hat Welt und mehr als ein anderer Minister die Absicht, höflich zu erscheinen, wiewohl man immer einen gewissen Hochmuth durchfühlt. Er ist halsstarrig, opfert alles dem Zwecke, den er sich einmal vorgesetzt hat und hört über eine einmal gefaßte Entschließung Niemanden an."

Nach Haugwitz' Tode 1765 fungirte Choteck zuletzt als dessen Nachfolger, als böhmischer und östreichischer Hofkanzler. Er starb 1771, wie Haugwitz, ohne Söhne: seine einzige Tochter brachte ihrem Gemahl, dem Grafen Taaffe, Mißliboreziz zu, Weltrus mit dem herrlichen Parke blieb der Familie Choteck.

Der dritte Vertrauensmann der Kaiserin für die innere Verwaltung war der Graf Carl Friedrich Hatzfeld, ein Schlesier, wie Haugwitz, aber ein geborner Katholik. Er stammte aus jenem alten hessischen Dynastengeschlechte, welches im dreißigjährigen Kriege in der Person Melchior's von Hatzfeld Kaiser Ferdinand II. einen Feldmarschall seiner Armee gegeben hatte: dieser verlieh ihm zum Danke nach der Hinrichtung Johann Ulrich Schaffgotsch's zu Regensburg im Jahre 1635 dessen schlesische Herrschaft Trachenberg und erhob ihn in den Reichsgrafenstand. Melchior's Bruder Franz war Bischof zu Bamberg und Würzburg, aus deren Besitz er zeitweilig durch den Herzog Bernhard von Weimar vertrieben wurde. Die reichen Güter des Hauses vererbten durch einen dritten Bruder: dessen Urenkel war Carl Friedrich, der Minister Maria

Theresia's; er war ein Cadet seines Hauses, der ältere Bruder war der preußische Fürst Hatzfeld-Trachenberg.

Graf Carl Friedrich Hatzfeld fungirte zuerst als Hofkammerpräsident in Wien, als Nachfolger des 1745 verstorbenen uneigennützigen Gundacker Starhemberg und zwar als ein eben so uneigennütziger Hofkammerpräsident; später ward er dirigirender Staatsminister in inländischen Geschäften. Er durchlebte die ganze Regierung Maria Theresia's und die ganze Regierung Joseph's II. Schon nach dem Tode von Haugwitz und Choteck war er unter der Kaiserin neben Kaunitz und dem Reichsvicekanzler Colloredo der erste Mann im Staate; bei dem allen krummen Gängen und Griffen gründlich abholden Joseph stand er hoch in Gnaden: er rühmte ihn einmal in einem Briefe an Choiseul vor allen seinen Dienern neben Kaunitz.

Auch Hatzfeld hinterließ wie Haugwitz und Choteck keinen Sohn, er hatte von seiner Gemahlin, einer Gräfin Ostein, gar keine Kinder. Die Herrschaft Trachenberg erbte er ein Jahr vor seinem Tode, der 1794 erfolgte: sie fiel an die Vettern; seine böhmischen Herrschaften und das Allodialvermögen vererbten durch Testament an die Grafen Schönborn.

Zum Schluß nenne ich noch vier Namen von Männern, die sich um staatsöconomische Verbesserungen in Ackerbau, Handel und Industrie Oestreichs, im Administrationsfache während Maria Theresia's Regierung groß verdient gemacht haben: Carl Graf von

Firmian, Hofcommissar und Großkanzler in der Lombardei in den Jahren 1759 bis 1782, durch den die Lombardei eine der besten Communalverfassungen erhielt, die im Wesentlichen der Napoleonischen in Frankreich und Italien zum Muster diente — die beiden letzten Brüder des berühmten, so lange protestantisch gebliebenen Zinzendorf'schen Geschlechts, das, nachdem sie sich beide convertirt hatten, mit ihnen ausstarb: Ludwig, der Rechnungskammerpräsident, convertirt 1739, der im Jahre 1780 und Carl, der Staatsminister in inländischen Geschäften, convertirt 1764, der im Jahre 1811 mit Tode abging — endlich der Staatsrath Friedrich Freiherr von Eger.

Man darf übrigens keineswegs denken, daß die Reform der inneren Verwaltung Oestreichs, wie sie Maria Theresia in's Werk richten ließ, nur einigermaßen gründlich sich habe durchsetzen lassen. Im Gegentheil geschah nur so viel Abhülfe, als die Noth dringend gebot: das Gestrüppe und Geflechte in den Finanzgängen war zu dicht uud wild verwachsen und die Unordnung ward noch in mehr als einem Bezuge methodisch festgehalten. Die Aristocratie setzte die widerhaarigste Opposition entgegen. Der böhmische Kanzler Graf Harrach, einer der respectabelsten Aristocraten, sprach, wie sich der preußische Gesandte Graf Podewils in einer Depesche vom 15. Juni 1748 ausdrückt, mit solcher Vehemenz zur Kaiserin, daß diese ihm sagen mußte, „daß er offenbar nicht daran denke, daß er zu seiner Souve-

rainin spreche." Derselbe preußische Gesandte schreibt über die Adels-Widerhaarigkeiten ausführlich in einer Depesche vom 18. Januar 1747 an Friedrich den Großen:

„L'ambition de l'Impératrice-Reine lui fait souhaiter de gouverner par elle même. Elle y rèussit mieux que la plupart de ses ancêtres; mais l'interêt que ses ministres et les personnes qui l'environnent ont à lui dérober une connoissance exacte de ses affaires et à empêcher qu'elle n'abolisse des abus où eux et leurs familles trouvent trop d'avantage, rendent ses efforts si non inutiles du moins infructieux en grande partie. Elle apperçoit l'illusion qu'on lui fait sans avoir la force de la dissiper. Elle en témoigne souvent de l'impatience et a dit plus d'unefois que tout ce qu'elle demandoit le plus ardemment à Dieu, c'étoit de lui ouvrir les yeux sur les affaires. Elle n'a pas laissé cependant d'abolir bien des abus et de rétrancher des dépenses inutiles. Elle médite de faire encore beaucoup de changements tant dans les finances que par rapport au militaire, et sur l'un et l'autre objet elle propose ordinairement à ses ministres le sistème de Votre Majesté pour exemple. Elle leur parle quelquefois de la différence notable des revenus que V. M. tire de la Silésie et de ce que cette province a rapporté à elle et à ses ancêtres, et elle ne se persuade pas des raisons qu'ils lui donnent que le pays étoit foulé. Elle se propose

aussi de regler un jour l'état militaire et sur tout pour la paye sur le pied de celui de V. M. Il y a cependant peu d'apparence qu'elle y réussisse jamais. Les généraux et les ministres ont trop d'interêt de s'opposer à ce changement póur n'y pas apporter des obstacles et des difficultés insurmontables. Il n'y a que les officiers qui n'ont point d'appui, qui y profiteroient, en recevant plus regulièrement leur paye. Mais ceux qui ont du crédit en cour, soit par eux mêmes, soit par leurs parents trouvent beaucoup mieux leur compte dans le désordre qui y regne aujourd'hui. Pour obvier même de loin à cette réforme les ministres et les généraux font naître mille difficultés pour les moindres changements que l'Impératrice-Reine veut introduire. Je sais qu'un jour ayant passé en revue un régiment, elle témoigna en être satisfaite, mais qu'elle trouvoit que les habits étoient trop longs et devoient incommoder le soldat, lorsqu'il étoit obligé de marcher, soit dans les grandes chaleurs, soit par les pluies et qu'il falloit les réformer sur le modèle des prussiens. On lui représenta que ces longs habits étoient nécessaires pour couvrir le soldat la nuit, que les troupes de V. M. n'en avoient pas besoin, puisque chaque chambrée avoit une couverte. Elle ordonna qu'on en donna aussi aux siennes. On lui présenta le lendemain l'état de ce que cela contenoit. On avoit si fort exageré la dépense soit des couvertes mêmes soit des chevaux de bat pour les porter

et des gens pour pancer ceux-ci, que le montant alloit à une somme excessive et qu'on n'eut point de peine à y faire renoncer l'Impératrice."

4. Fürst Kaunitz. Die östreichische Diplomatie und die Post-Interceptionen. Das Bündniß mit Frankreich. Der siebenjährige Krieg und die Theilung Polens.

Der größte Mann in Wien zu Maria Theresia's Zeit war der Fürst Kaunitz. Er wurde der Richelieu Oestreichs in seiner Art, die friedlicher war, als die Art des Mordcardinals. Er machte Alles mit der Diplomatie und war das Orakel der intriguanten Diplomatie des achtzehnten Jahrhunderts vom siebenjährigen bis zum französischen Revolutionskrieg. Man nannte ihn nur den europäischen Kutscher. Und doch hat dieser Minister des Aeußern fast noch mehr im Innern von Oestreich geleistet. Er war, wie die beiden Minister des Innern Haugwitz und Choteck, seiner Abstammung nach ein Slave, er stammte aus einem altslavischen Geschlechte in Mähren. Kaunitz, das Stammschloß der Grafen Kaunitz, liegt zwei Meilen von Brünn. Die Perle des frühern Landbesitzes des Geschlechts war Nikolsburg in Mähren, das König Ottokar an die Liechtensteine gab und das jetzt den Dietrichsteinen gehört. Für Nikolsburg sollen die Kaunitze damals von Ottokar Austerlitz erhalten haben. Ihr Wappen zeigt Nesselstengeln und Rosen. Für das Haus Oestreich waren sie lange Unkraut, der Fürst aber ward die angenehmste Rose, die der Dynastie unter dem Blumenwalde ihrer Aristocratie jemalen aufgewachsen ist.

Die Vorfahren des Fürsten waren Nesseln, sie waren eifrige Protestanten. Wie viele Adelsgeschlechter in Oestreich, namentlich die Roggendorfe, die Jörger, die Starhemberge, die Kufstein u. s. w. die schwärmerische flacianische Secte hegten und pflegten, wie die Liechtenstein in Mähren auf der Nikolsburg die Wiedertäufer hegten und pflegten, hegten und pflegten auch die Kaunitze die Schwärmer: Austerlitz wurde der Sitz von nicht weniger als vierzehn verschiedenen Sekten. Ulrich von Kaunitz, der ein Jahr vor Ausbruch des dreißigjährigen Kriegs starb, war gewissermaßen der Mittelpunkt der Opposition in Mähren gegen Oestreich. In seinem Hause am großen Platze zu Brünn, das ein Hauptberathungsort für die Conföderation der Malcontenten Mährens mit den Malcontenten Böhmens war, ward gegen Ferdinand II. der böhmische Winterkönig feierlich auch als Herr von Mähren ausgerufen. Nach der unglücklichen Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag wurden Ulrich's Söhne dem allgemeinen Blut- und Rauburtheil mit unterworfen; Friedrich, der eine, war zum Schwerte verurtheilt, wurde aber begnadigt. Dessen Sohn Rudolf heirathete des Friedländers einzige Tochter Elisabeth. Dieses Rudolf's Oheim Leo Wilhelm erhob 1642 Kaiser Ferdinand III. zum Reichsgrafen. Dessen Sohn Dominic Andreas war des Staatskanzlers Großvater und schon ein ausgezeichneter Diplomat: als Gesandter in München bestimmte er den Kurfürsten Max Emanuel zu dem thätigen Antheil am Tür-

kenkriege, der den Entsatz von Wien und die Eroberung Belgrads zur Folge hatte; er war dann 1688 Wahlcommissar des Kaisers in Cöln, wo er sich der Wahl des von Ludwig XIV. vorgeschobenen Cardinals Fürstenberg entgegensetzte; 1694 war er Minister im Haag und in Brüssel; 1697 schloß er den Frieden von Ryswick und starb 1705 als erster Minister des Reichs, als Reichsvicekanzler. Durch das von ihm gestiftete Familienfideicommiß machte er das Kleeblatt der mächtigsten Herren in Mähren voll, das der Liechtensteine, Dietrichsteine und Kaunitze. Dominic's, des Reichsvicekanzlers Sohn, des Staatskanzlers Vater Max Ulrich, war Gesandter an mehreren Kurhöfen, in Madrid, wo sieben Kaunitze Botschafter gewesen sind und Schule gemacht haben, dann war er Gesandter in Rom und starb 1746 als Landeshauptmann in Mähren. Seine Gemahlin, des Staatskanzlers Mutter, war eine Gräfin Rittberg, die 1699 diese westphälische Reichsgrafschaft — deren Besitz jedoch das Haus Liechtenstein bestritt — an das Haus Kaunitz brachte, wo sie zuletzt unter preußischer Landeshoheit bis 1823 blieb, in welchem Jahre der bürgerliche Gutsbesitzer Tenge im Fürstenthum Lippe diese hochreichsgräfliche Besitzung käuflich an sich gebracht hat.

Wenzel Anton Fürst von Kaunitz wurde am 2. Febr. 1711 zu Wien noch während der Dauer des Kriegs um das spanische Erbe geboren. Als einer der jüngeren Söhne von nicht weniger als zwanzig Kindern ward er zum geistlichen Stande

bestimmt: er wurde nach dem bequemen Versorgungsbrauche des damaligen Reichsadels fast noch in der Wiege Domherr zu Münster. Als mehrere Söhne starben, änderte sich sein Loos und er wurde nun, indem ihn die Mutter bis in's Lächerliche aus Aengstlichkeit für sein Leben verzärtelte, zum Staatsdienste erzogen. Er studirte erst in Wien, dann bezog er die Universität Leipzig und zuletzt die von Leiden. Er bereiste sodann die Niederlande, England, Frankreich und Italien. Zurückgekehrt von der europäischen Tour vermählte er sich 1736 mit der Gräfin Marie Ernestine von Starhemberg, einer Enkelin Ernst Rüdiger's, des Retters von Wien in der großen Türkenbelagerung und des Finanzministers Gundacker: sie starb schon nach dreizehnjähriger Ehe 1749 und der englische Tourist Swinburne berichtet, daß sie eine Messalina gewesen sein soll.

Kaunitz machte die gewöhnliche Diplomatencarriere der östreichischen Cavaliere. Sechsundzwanzigjährig ward er zuerst 1737 Reichshofrath und darauf 1739 zweiter Concommissar auf dem Reichstage zu Regensburg. Als der östreichische Erbfolgekrieg ausbrach, übernahm er, von Maria Theresia frühzeitig bemerkt und hervorgezogen, den Auftrag, die italienischen Höfe ihr geneigt zu machen und Toscana gegen eine französisch-spanische Landung, die man befürchtete, in Sicherheit zu setzen. Von Florenz begab sich Kaunitz nach Rom und von da nach Turin. Nachdem er die Aufträge seiner Monarchin in Italien nach Wunsch ausgerichtet hatte, begab er sich nach dem Hof von

Brüssel zu Theresia's Schwester, der Statthalterin Maria Anna. Kurz vor dem Aachener Frieden, der dem Krieg um das östreichische Erbe ein Ende machte, vom December 1747 bis zum Februar 1748, stand Kaunitz als Gesandter in London. Er war es, der den Aachener Frieden für Oestreich abschloß. Darauf war er 1751—53 zwei Jahre lang Gesandter in Paris.

Schon die erste Depesche, die Kaunitz aus Turin nach Wien abgeschickt hatte, war so meisterhaft gefaßt gewesen, daß der Minister Uhlefeld sie der Kaiserin mit den prophetischen Worten auf den Tisch gelegt hatte: „Hier ist der erste Minister!" 1753 ward Kaunitz von Paris nach Wien zurückberufen und kurz darauf ward er wirklich erster Minister, er war damals zweiundvierzig Jahre alt. 1756 brachte er die berühmte Allianz mit Frankreich zum siebenjährigen Kriege zu Stande, 1764, ein Jahr nach dem Hubertsburger Frieden, ward er in den Fürstenstand erhoben.

Kaunitz war einer der eigenthümlichsten Menschen, die jemals gelebt haben. In Oestreich ging dieser Herr altslavischen Stammes wie ein Meteor auf: so, wie er, war noch kein einziger Machthaber aufgetreten. Höchstens der böhmische Lobkowitz hatte einigermaßen das vorgebildet, was bei ihm in vollendetem Glanze sich darstellte. Kaunitz war es, in dem die ganz eigenthümliche und höchst originelle Verschmelzung und Vermählung des schwerfälligen, aber gründlichen und soliden Oestreichisch-Deutschthums mit dem fran-

zösischen Wesen zur Erscheinung kam. Es war eine ganz gerechte Gunst des Schicksals, daß einem Manne, dem es durch die eifrigste Beflissenheit gelungen war, seine slavisch-östreichisch-deutsche Natur so glücklich durch und durch mit Franzosenthum zu verquicken, auch die Allianz zwischen Oestreich und Frankreich zu Stande zu bringen glückte. Das Wunder der diplomatischen Kunst des Fürsten war kein größeres, als die Kunst, seiner Natur eine solche Allianz anzuschulen.

Kaunitz war das wunderbarste Gemisch von großen und kleinen Eigenschaften. Die kleinen traten hervor in seiner bis zum höchsten Grade emporgegipfelten Galanterie und Eitelkeit, die großen in einer sehr soliden Menschenkenntniß und in einem sehr sichern Tacte, sie zu behandeln und auf sie zu wirken. Wie er die Schwächen der Galanterie und Eitelkeit in einem fast fabelhaften Umfange besaß, besaß er auch den Geschäftstact und die diplomatische Kunst, wie sie gerade damals für die Welt paßte, in der er lebte, in einer staunenswerthen Stärke. Ihm glückte das Größte, was in Oestreich glücken konnte: seinen Hof zur Allianz mit dem ein Jahrhundert lang auf den Tod gehaßten und bekämpften Frankreich zu alliiren — und die Jesuiten zu stürzen. Die Hauptleidenschaft, die zwischen den Eigenschaften, die seine Schwäche und die seine Stärke ausmachten, vermittelte, war der Ehrgeiz.

In seinen Jugendjahren war Kaunitz in einem wahren Lustmeer von französischen Galanterieen und Eitelkeiten herumgeschwommen. Er hatte in Brüssel der famosen Courtisane Proli, er hatte in Paris

der berühmten Sängerin Gabrieli und einem Schweife renommirter Grisetten der Weltstadt gecourt. Die deutschgründliche Emsigkeit, mit der er seinen Hof machte und die deutschgutmüthige Illusion, die er sich über die Treue dieser Courtisanen machte, war den besser weltvertrauten Franzosen lächerlich erschienen. Des Fürsten Liebesschwärmerei und seine etwas steife, mit der leichtfüßigen Pariser feinen Welt nicht ganz Linie haltende Galanterie war sogar sowohl in Brüssel als Paris Gegenstand einiger sehr witzigen Vaudevilles und Spottbilder geworden. Kaunitz aber ließ sich nicht beirren und setzte sich auf eine Manier in Avantage, die bei den Franzosen alle Anerkennung fand. Er pflegte nämlich gegen alle Witzworte und Witzbilder mit einer gewissen, ihm ganz eigenthümlichen granitnen Heiterkeit hervorzutreten und über die Wolke aller Carricaturpfeile mit allerlei ganz specifisch gefrornem und durchpfeffertem Witze sich scherzend herbeizulassen, dergestalt, daß den verwettertsten und unverschämtesten Franzosen der Mund geradezu offen stehen blieb. Von der Proli hatte Kaunitz einen natürlichen Sohn, welcher in der Revolution später als Jacobiner beim Cultus der Vernunftgöttin in Paris sich besonders hervorthat. Die Gabrieli, die Foliazzi und andere italienische Sängerinnen, Tänzerinnen und Schauspielerinnen lebten noch später in Wien unmittelbar unter dem Schutze des Fürsten und wurden von ihm unterhalten — trotzdem, daß in Maria Theresia die Landesmutter der Keuschheits-Commissionen auf dem Thron saß. Es war mit Kaunitz und Maria The-

resia ganz so, wie später mit Metternich und Kaiser Franz. Der englische Tourist Wraxall erzählt sogar, daß der Fürst sich so wenig Zwang in dieser Hinsicht angethan habe, daß er seine Maitresse im Wagen bis zum Burgthor mitnahm, wenn er, um der Kaiserin aufzuwarten, zu ihr fuhr; er ließ sie im Wagen warten und kehrte, wenn er seine Geschäfte mit der Kaiserin abgemacht hatte, unmittelbar von der Gegenwart der Majestät zu ihr zurück. Henry Swinburne schreibt sogar, daß der Fürst, als ihm Maria Theresia einmal über seine Aufführung Vorstellung gemacht, ihr die sehr expressive Erwiederung gegeben habe: „Madame, je suis venu ici pour parler des affaires de votre Majesté, non des miennes." Bei den Damen aus der hohen Aristocratie in Wien hatte Kaunitz nicht immer Glück, wie der Kanzler Fürst in seinem Hofbericht über Wien vom Jahre 1754 berichtet: „es fehlte Kaunitz, schreibt er, an der Anhänglichkeit, er fliegt von einer zur andern. Am längsten hat ihn die junge Fürstin Kinsky*) für sich seufzen sehen, aber vergeblich. Prinzessin Françoise folgte ihr nach, aber auch da scheint es ihm nicht gelingen zu wollen. Keine der hübschen Frauen, die Kaunitz auszeichnet, beweist dem Hause so viele Anhänglichkeit, als die Gräfin

*) Eine geborne Hohenzollern, Gemahlin des 1792 gestorbenen Generalfeldmarschalls, des ersten Fürsten der jüngeren Linie, die 1752 der älteren succedirte: sie gehörte später zu den fünf Damen der Gesellschaft Kaiser Joseph's II.

Luzan." In seinem späteren Alter scheute der Fürst alle sinnliche Genüsse, als der Gesundheit, die ihm, je älter er ward, je lieber ward, nachtheilig und als zu sehr zerstreuend. Nur im Aeußern behielt er noch die galanten Manieren Frankreichs bei.

Eigentlich zerstreuen, von seinen Plänen abhalten, hatte Kaunitz niemals in seinem Leben sich lassen. Dazu war er zu deutsch-gründlich und vor allem viel zu gescheit. Sein Hauptabsehen ging vielmehr dahin, inmitten aller Galanterien, die er mit den französischen Herren und Damen trieb, ihnen gewisse Insinuationen zu machen und dadurch sich nach und nach Terrain zu verschaffen. Der festgetretene Boden mußte aufgelockert werden: Kaunitz begoß ihn mit diplomatischen Odeurs, die den Franzmännern gar wohl in die Sinne fielen. Von der ersten Zeit seines diplomatischen Auftretens an bezeugten alle seine Aufmerksamkeiten, Reden und Handlungen, daß es ihm ernstlicher Wunsch sei, sich mit Frankreich einzuverstehen. Ungesucht, aber mit Gewandtheit, keine günstige Gelegenheit vorbeilassend, unaufhörlich mit gleicher Verbindlichkeit, immer in einer neuen Art und Wendung, wies Kaunitz darauf hin, wie es doch eigentlich für Oestreich und Frankreich nichts weiter, als nur eine so hergebrachte Gewohnheit, gleichsam nur eine alte Unart sei, sich immer einander in den Haaren zu liegen, sich beständig entgegen zu wirken, Krieg mit einander zu führen und sich dadurch gegenseitig abzuschwächen, statt daß, wenn man die Sache nur beim rechten Lichte betrachte, es das Klügste jedenfalls sei, sich zu verbinden und da-

durch in Europa zu herrschen. Die kleinen Mächte frohlockten nur über den Zank unter den großen, sie, die sonst sich nicht rühren durften, sie, die sonst unbedingt gehorchen mußten. Kurz Kaunitz entwickelte mit einem sehr feinen und richtigen Instincte die ersten Züge zu einer Allianz der beiden Hauptmächte des Continents Europas, mit dem sie ihm Gesetze vorzuschreiben vermöchten. Es war dieselbe Idee, die, nachdem der große Bruch dieser Allianz durch die französische Revolution gekommen und Napoleon fast der Dictator Europas als Erbe derselben geworden war, zu seiner Besiegung wieder Metternich, Kaunitz' Nachfolger, mit noch klarerem Bewußtsein und noch weiterem Umfange den großen Souverainen plausibel machte und woraus bekanntlich die heilige Allianz der vier großen Continentalmächte hervorging.

Was im neunzehnten Jahrhundert Napoleon war, dafür sah man im achtzehnten Jahrhundert Friedrich von Preußen an. Gegen ihn ward auch zunächst die Allianz Oestreichs und Frankreichs gerichtet. Kaunitz wußte wohl, daß Frankreich trotzdem, daß es mit Preußen alliirt war, dem neu aufgekommenen König, der ein protestantischer König war, nicht wohl wollte. Schon im ersten französischen Kriege, ehe der Breslauer Friede so plötzlich zu Stande kam, hatte Frankreich Preußen betrügen wollen. Kaunitz insinuirte sehr geschickt, wie der König in seinen beiden Kriegen um Schlesien zu Werke gegangen sei, wie er ganz heimlich 1741 den Vertrag zu Oberschnellendorf abgeschlossen und den Krieg gegen Oestreich

nur scheinbar habe fortsetzen lassen, wie er dann rasch wieder den Breslauer Frieden und zuletzt eben so rasch nach seinem Sieg bei Kesselsdorf den Dresdner Frieden abgeschlossen habe. Friedrich habe Frankreich nur benutzt, um hinter dem Rücken der Franzosen sein Schäfchen ins Trockne zu bringen.

Solchergestalt äußerte sich Kaunitz gegen den französischen Botschafter Grafen von St. Severin schon auf dem Aachner Congresse 1748. Solchergestalt äußerte er sich später in Wien gegen den französischen Chargé d'affaires Blondel, den er durch allerlei Kleinigkeiten, die der Selbstgefälligkeit des Franzosen schmeichelten, zu gewinnen suchte: er veranstaltete es, daß Blondel zu den kleinen Comödien geladen wurde, die die Erzherzoginnen im engen Kreise spielten; der sehr Geschmeichelte verfehlte nicht an seinen Hof einzuberichten, daß zu diesem engen Kreise nur der päpstliche Nuntius und die Gesandten der Seemächte und Venedigs gehörten. Blondel mußte sogar nach Versailles schreiben, daß die Kaiserin, damals guter Hoffnung, den König von Frankreich zum Taufpathen erbitten werde, falls ein Erzherzog geboren würde. Solchergestalt äußerte Kaunitz endlich sich zwei Jahre hindurch auf seinem Gesandtschaftsposten zu Paris. Er machte der allmächtigen Pompadour fleißig seinen Hof, er gab glänzende Feste in Versailles, sie war von ihm bezaubert. Sie und der König waren die einzigen Personen, um deren Gunst Kaunitz sich Mühe gab. In Paris lebte er zurückgezogen von der großen Welt, wie ein einfacher Privatmann, nur

mit einigen Frauen, die er unterhielt. Marmontel, den er sehr gern sah, warf ihm einst vor, daß er, der Gesandte der ersten Macht in Europa, der in den prächtigen Salons des Palais Bourbon seine Wohnung aufgeschlagen habe, so gar keine Feste, Banquete und Bälle darin gebe. Kaunitz erwiederte ihm: „ich bin nur zweier Dinge wegen in Paris, für die Geschäfte der Kaiserin: ich verrichte sie gut — und für mein Vergnügen: darüber habe ich nur mich zu befragen. Das Repräsentiren würde mir Langeweile machen und mir Zwang auferlegen. Mit den zwei einzigen Personen, deren Gunst ich bedarf, stehe ich gut."

Kaunitz war ganz französisch gesinnt, ihm erschien Frankreich als das erste Land Europas, nach dessen Allianz man sich mit allem Fleiße umsehen müsse. Die mit dem Kaiserhofe weit über ein halbes Jahrhundert her alliirten Seemächte, namentlich England, waren ihm im Grund zuwider. Die Stimmung seiner Monarchin kam ihm zu Statten. Auch ihr war Niemand so zuwider, wie „der böse Mann" Friedrich. Um ihn zu demüthigen, ließ sie sich von Kaunitz bewegen, es mit Frankreich zu wagen.

Es war allerdings keine Kleinigkeit für Kaunitz gewesen, auf dem glatten Pariser Parquete Posto zu fassen. Wie wenig ein deutscher Botschafter früher am Versailler Hofe hatte ausrichten können, ist oben bei Auseinandersetzung der diplomatischen Verhältnisse Oestreichs unter Leopold vorgekommen. Die Wahl des ersten Friedensbotschafters nach dem spanischen Erbfolgekriege, nach einer seit dem Sturze des zuletzt

in Oestreich bestimmt französisch gesinnt gewesenen Fürsten Lobkowitz fast funfzigjähriger Todfeindschaft zwischen Ludwig XIV. und den Kaiser Leopold I. und Joseph I. — diese Wahl war höchst auffallend gewesen. Auserwählt wurde der Reichshofrath und niederländische Rath Christoph Pentenrieder, später seit dem Jahre 1719 Freiherr von Adelshausen. Dieser östreichische Diplomat erschien in Paris, wie das rarste Exemplar einer Menagerie, er ließ sich aber gar nicht zur bête noire gebrauchen. Pentenrieder war ein ganz absonderliches Männchen, höchst lebhaft, und vor lauter Lebhaftigkeit immer tänzelnd und gestikulirend, klein, verwachsen und auf dem einen Auge staarblind. Aber dieses kleine Männchen war so scharfsinnig, wie Aesop, höchst resolut und höchst keck. Er war lange auf den Residentenposten im Haag und in London gewesen, hatte an allen Anschlägen gegen Frankreich eifrig Theil genommen, besaß aber gerade im Französischen nicht große Gewandtheit im Ausdruck. Die auch inmitten des französischen Hofes patriotisch deutsch gesinnt gebliebene Pfälzer Herzogin von Orleans hielt große Stücke auf diesen Landsmann. „Ich finde, schrieb sie einmal ironisch unterm 21. Decbr. 1719, den Herrn Pentenrieder zwar gar unglaublich groß, aber er hat nichts Fürchterliches an sich. Ich habe ihn vor zwanzig Jahren hier gesehen, da war er zwanzig Jahr alt, aber nur von mittelmäßiger Länge, ist seitdem so gewachsen, das ist noch am meisten zu verwundern: dieser Mann hat Verstand und was mir noch an ihm gefällt, ist, daß er gar nicht östrei-

chisch spricht, sondern recht gut deutsch.“ Pentenrieder kam nach Paris in einer außerordentlichen Sendung zwischen dem Utrechter Separatfrieden, den England mit Frankreich 1713 schloß und dem Rastadt-Badner Frieden Oestreichs, zu der Zeit, als Eugen ihn in Rastadt bei sich hatte, als er mit dem Marschall Villars über die Präliminarien unterhandelte. Bei der Antrittsaudienz, die Pentenrieder bei dem alten, fast achtzigjährigen Ludwig hatte, wollte dieser den östreichischen Diplomaten in Verlegenheit bringen. Pentenrieder übergab sein Creditiv und begann mit der üblichen Formel: „Sire, l’empereur, mon mâitre“..... „Plus haut, Mr. le ministre!“ fiel ihm der König vom Throne herab in die Rede. Pentenrieder fing darauf mit dem festen Blick und Ton eines freien Weltmanns die Anrede nochmals an: „Sire, l’empereur, mon mâitre“... „Plus haut, Mr. le ministre!“ fiel Ludwig zum zweitenmale barsch ein. Da erhob Pentenrieder seine Stimme und begann zum drittenmale seine Rede: „L’empereur, mon mâitre, Sire!“ zum nicht geringen Entsetzen der Hofschranzen und zur Betroffenheit Ludwig’s selbst, der nun den Gesandten Oestreichs, der immer in seinen Schranken blieb, bis zu Ende anhören mußte. Aber von einer wirklichen Annäherung Frankreichs an Oestreich, so sehr sie namentlich Eugen wünschte, um den übermüthigen Engländern einigermaaßen ein Gegengewicht zu halten, war keine Rede.

Nach dem Badner Frieden 1714 erschien und zwar zum erstenmale mit dem vollen Glanze eines Am-

bassadeur der Geheime Rath, Kämmerer und General, Lothar Joseph Dominic, Reichsgraf von Königsegg, ein Sohn des Reichsvicekanzlers und Tabacksmonopolpächters. Das war einer der stattlichsten Seigneurs, welchen das Haus Oestreich zu stellen gewußt hatte, General, Staats- und Hofmann in einer Person, ein Mann des imperturbabelsten Phlegma in Glück und Unglück, derselbe, der später Hofkriegsrathspräsident und Commandant en chef im polnischen Successionskriege in Italien wurde, wo ihm, wie schon erwähnt, seine Soldaten nur „den General Rasttag" zu nennen pflegten. Er starb als Generalfeldmarschall, Oberfthofmeister und ältester Minister Maria Theresia's, 1751, achtundsiebzig Jahre alt. Königsegg war ein hoher, vollkommen schön gewachsener Mann mit einem langen Gesicht, blauen geistvollen Augen und schwarzen Brauen darüber, einer Adlernase und einem hübschen Munde, von nobler Haltung, leichten und gefälligen Manieren und großer Redefertigkeit. Er war früher in Dresden als Gesandter gewesen und hatte dort viele Liebe und Reputation sich erworben. Er war ein besonderer Liebling des starken August gewesen und in den Debauchen, zu denen ihn dieser veranlaßt hatte, hatte er seine Gesundheit ruinirt, er litt später bedeutend an der Gicht. Von Dresden war Königsegg als Gouverneur in die neu erworbenen Niederlande gegangen, und hier hatte er sich eben mit einer Gräfin Lannoy vermählt, aus dem erlauchten niederländischen Hause, das den Franzosen fatal war, da ein Herr desselben, der Vice-

König von Neapel und Generalissimus Kaiser Carl's V. es gewesen war, der König Franz I. bei Pavia gefangen und in seine einjährige Haft nach Spanien übergeführt hatte. Der Mercure galant im Septemberheft 1716 kündigte die Gräfin Lannoy, neuvermählte Königsegg, mit folgenden Witzcouplets der Welthauptstadt an:

„Une beauté, qu'on peut dire Divine
Pour ses attraits ou pour son origine
Car je ne sçay, mafoy, lequel vaut mieux
Estre aussi belle ou descendre des Dieux
Or dans Paris en pompeux equipages
Elle viendra, sûre de nos suffrages etc.
C'est Madame de Kinigseg
Qui mettra Phoebus à sec
S'il entreprenoit de déduire
Tout ce qu'en elle on voit reluire.
Son époux, digne Ambassadeur
Representera l'Empereur
Que Madame l'Ambassadrice,
Representant l'Imperatrice,
Mette au monde un petit jouflu
Avant que l'on soit revolu
Mon Parallele sera juste
Et je dirai que le Poupon
Represente le rejetton
De l'Empereur toujours Auguste."

Während Königsegg in Paris als Gesandter fungirte, blieb Oestreich noch mit dem auf den spanischen Thron gepflanzten französischen Zweige Anjou über zehn Jahre lang im Kriegszustande, bis endlich die beiden französischen Dynastien sich wegen Zurücksendung der spanischen Infantin entzweiten: Ripperda schloß darauf den

Wiener Frieden zwischen Spanien und Oestreich. Königsegg ward nun durch den Geheimen Rath Grafen, später ersten Fürsten Stephan Wilhelm Kinsky ersetzt: dieser blieb in Paris vom Jahre 1726 bis zum neuen Ausbruch des Kriegs zwischen Oestreich und Frankreich in Folge der polnischen Königswahl nach dem Tode August's des Starken 1733. Nach dem Wiener Frieden 1735 endlich kam der Generalfeldmarschall Fürst Wenzel Liechtenstein als Ambassadeur Oestreichs nach Paris.

„Königsegg, Kinsky und Liechtenstein machten, wie Hormayr sagt, die Pariser Jahre lang reden von der Pracht ihres Einzugs und ihrer Auffahrt, von ihren zottigen Husaren, weißen Mohren, riesigen Heyducken von der Theiß und lustigen Tischräthen aus Tyrol." Königsegg hatte sich fast ruinirt und konnte, trotz der hohen und einträglichen Stellen, die er später bekleidete, sich nur mit Mühe wieder erholen; Wenzel Liechtenstein behauptete, er habe in Paris nicht weniger als $2^1/_2$ Millionen Gulden ausgegeben. Aber alle diese stattlichen Ambassadeurs fanden das Terrain dergestalt ungünstig, dergestalt voll Wolfsgruben und Wolfsangeln, daß sie fast immer auf Urlaub waren. Der Platz ward von abgeriebenen Legationssecretairen und Geschäftsträgern (wie Baron Waßner, Gesandter später in London) versehen, staubigen Haarbeuteln aus der Reichshofrathspraxis. Bei dem besten Willen und bei vielem positiven Wissen vermochten diese Leute nichts zu leisten, weil ihnen die Pariser wohl in der Menagerie oder höchstens im An-

tiquarium, aber in keinem Salon einen Platz vergönnt haben würden und das Lächerliche bei den Franzosen von jeher allmächtig war. Unmittelbar nach dem Abschluß der Aachener Präliminarien, unmittelbar vor Kaunitzens Antritt war als Geschäftsträger Maréchal, ein alter Biedermann, nach Paris vorausgesendet, ein unermüdeter Lobpreiser alles dessen, was zu Wien geschah, geschehen war und noch geschehen konnte.

In den zwei Jahren seiner französischen Botschaft 1751—53 leistete Kaunitz Außerordentliches. Er endlich gewann festen Boden. Rastlos, unter dem Scheine der größten Ruhe und Ertrunkenheit in Kleinlichkeiten der Mode, der chronique scandaleuse, des dolce far niente, kühn und durch Hindernisse und Widerwärtigkeiten nur immer noch zäher, unter der halb angenommenen, halb wahren Maske der Zerstreutheit, der Geckenhaftigkeit, verbarg er sein großes Vorhaben Freunden und Feinden und umschiffte mit bewundernswürdiger Kunst die gar nicht geringe Klippe, Oestreich des alten Beistandes der Seemächte zu berauben, ohne diesen sogleich auch durch die Intimität Frankreichs aufzuwiegen. Er that in Versailles Alles, um den großen Friedrich scheuen und hassen zu lassen, Friedrich selbst beförderte dieses Ziel, indem er mit aristophanischem Spotte Ludwig, seine Geliebten, seine Günstlinge, seine Lebensweise und Frankreichs Stellung durchgeißelte.

Beim Aachener Frieden, der 1748 den östreichischen Erbfolgekrieg beendigt hatte, hatte schon der Wiener Hof Brabant und Flandern dem Versailler Hofe

angeboten — gegen ein Schutz- und Trutzbündniß und gegen feierliche Garantie der Wiedereroberung Schlesiens. Aber der französische Hof hielt die mit Preußen geschlossene Allianz, die bis zum Jahre 1756 ging. Kaunitz erlangte von Frankreich das umsonst, was es in Aachen gegen ein so lockendes Anerbieten, freilich aus der Nothwendigkeit nur, die eingegangenen Verträge nicht zu brechen, ausgeschlagen hatte. Vergebens bot Friedrich den Franzosen die Erneuerung der Allianz an, Kaunitz hatte ihn unterminirt.

Er ließ es auch keineswegs dabei bewenden, den Versailler Hof aufzustacheln, er that dasselbe beim Hofe von St. James bei Georg II., Friedrich's Oheim, dasselbe beim Petersburger Hofe, bei der Kaiserin Elisabeth, zwei Souverainen, die Friedrich nicht minder mit aristophanischem, aber sehr unpolitischem Spotte aufgereizt hatte. Kaunitz benutzte die gereizte Stimmung dieser Machthaber und führte ihnen die behufigsten Insinuationen zu, die sie immer stärker in Allarm setzten. Unausgesetzt wurden in London und Petersburg auf Kaunitzens Antrieb durch das östreichische Cabinet Depeschen vorgelegt, die den Nachweis führen sollten, mit welchen ehrgeizigen Entwürfen Preußen zum Schaden Englangs und Rußlands umgehe. Zu eben diesen Intriguen benutzte man sogar preußische Depeschen selbst, preußische Depeschen, die man auf den Reichsposten aufgegriffen hatte.

Die Taxisschen Posten im Reiche waren seit langer Zeit eine unschätzbare Bei- und Aushülfe für alle Intriguen und Machinationen der östreichischen Diplomatie.

Die Taxisschen Posten waren dem Kaiserhofe werther, als großentheils sein gesammtes diplomatisches Corps. Gerade die Hauptsachen erfuhr dieser Hof nicht durch seine Gesandten, sondern durch die Intercepte.

Die derartige Benutzung der Reichsposten datirt schon von den Tagen des ersten Kaisers Max zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts. Schon damals wurde das Postgeheimniß vom Reichsoberhaupte verletzt, um hinter die Pläne der deutschen Fürsten, hinter die Anschläge der Flamänder und Mailänder zu kommen. Carl V. war auf diesem Wege stets über alle Praktiken der dissentirenden, protestantischen Reichsfürsten unterrichtet. Der in diesem Betracht höchst unkluge Landgraf Philipp von Hessen war durch die Intercepte seiner Unterhandlungen mit den Städten schwer compromittirt und büßte seine Auslassungen gegen Kaiserliche Majestät hart genug im niederländischen Kerker. Weit klüger war Kurfürst Moritz von Sachsen, der seinen Anschlag in das dunkelste Geheimniß verhüllte; dennoch transpirirten gewisse Dinge, so daß Carl im Stande war, aus seiner Spelunke zu Innsbruck noch bei rechter Zeit zu entweichen. Als nach der mit dem Aussterben der Jagellonen erfolgten Erledigung des polnischen Throns Kaiser Max II. sich um diese Krone bewarb und der Papst den Cardinal Moroni als Gesandten nach Polen schickte, ließ Herr Wolzogen „als kaiserlicher Postmeister" im Jahre 1576 denselben niederwerfen und fand bei ihm „allerlei Sachen, was unter dem Schafspelz verborgen steckte, nämlich, es sei an ihm, wie an allen

Welschen, nichts Gutes." So berichtete Herr Wolzogen selbst dem Gesandten in Constantinopel David Ungnad *). Zur Zeit Kaiser Rudolf's II. 1582 klagte selbst ein dem Kaiserhofe hochbetrauter Türken-Feldherr Lazarus Schwendi den Tarisschen Postdirector Viechhausen an, „daß er ihm Correspondenzen vorbehalten und aufgemacht habe." Es hatte seinen ganz guten geheimen Grund, daß der Friedländer nichts Schriftliches von sich gab. Seit den Tagen Leopold's I. wurde die Methode des Kaiserhofs, die Postintercepte zu nutzen, systematisch ausgebeutet. Der Kaiserhof machte auf diesem heimlichen Wege die wichtigsten Funde über eine Masse von deutschen, französischen, ungarischen und anderweiten Intriguen, man orientirte sich bestens über die Machinationen der Cabinete, die sich auf die Succession in Spanien, auf die polnischen und schwedischen Königswahlen bezogen. Kam man sehr gefährlichen Dingen auf die Fährte, so erfolgte dann plötzlich ein Hauptschlag.

Sogenannte Postlogen befanden sich in allen Central- und Influenzpunkten der verschiedenen Straßenzüge. Ueberall hatte man vertraute bewährte Leute, gewöhnlich vererbten sich die Postmeisterstellen vom Vater auf den Sohn Jahrhunderte durch. So war z. B. auf der Nordstraße von Wien aus auf der Station Stockerau an der Donau eine Familie von Eberl schon seit den Zeiten Kaiser Rudolf's II. stationirt: Lucas II. Eberl hatte sich durch seine verschiedenen als Courier glücklich

*) Gerlach, türkisches Tagebuch, S. 251.

beendigten Aufträge so ausgezeichnet, daß ihm die Postmeisterstelle zu Theil ward, dazu adelte ihn Matthias 1612; alle nachfolgenden Kaiser bis auf Joseph II. herab bestätigten den Descendenten dieses Eberl diese Stelle. Einer seiner Enkel Franz, Rittmeister bei den Cuirassieren, führte im Jahre 1683 die dem Herzog von Lothringen zuziehenden polnischen und Reichstruppen durch den Wiener Wald über den Kahlenberg bis vor Wien. Noch 1790 fungirte ein Michael von Eberl als Postmeister zu Stockerau.*) Hauptplätze für die Postintercepte waren im Reiche: Eisenach, Frankfurt, Nürnberg, Augsburg und Regensburg, der Sitz des Reichstags — ferner die Hansestädte, namentlich Hamburg und Bremen — endlich die geistlichen Hauptstädte, namentlich Mainz. Ueberall in diesen verschiedenen Postlogen arbeiteten die Leute, wie die Falschmünzer, für das allerhöchste Interesse des Hauses Habsburg-Oestreich. Diese Leute waren hochbetraut und es bildete sich aus ihnen eine ganz besondere Gattung der kleinen östreichischen Aristocratie. Eine ganze Reihe von Familien, die den Taxisschen Postdienst versahen, parvenirten von da in den östreichischen Staatsdienst, kamen in die diplomatische Carriere und wurden nobilitirt und baronisirt, einige sogar

*) Eine ganze Reihe von Postmeistern ward geadelt, so z. B. Bihn, Oberpostamtsverwalter in Wien 1764, Eggerdes, Oberpostverwalter zu Prag 1761, Appelmann und Pollau, Postverwalter zu Brünn und Grätz, schon 1732 und 1736 und noch 1793 Athanasius Guggenberger, Postmeister in Tyrol, sehr vieler anderer nicht zu erwähnen.

gegraft. Zu dieser Menschengattung gehörten unter andern die Prinz zu Treuenfeld, die von Glied zu Glied die Reichspostdirection in Bremen besaßen und die Lilien, Westphälinger, unter denen besonders der Taxis'sche Geheime Rath, Präsident und General-Intendant der Posten Franz Michael Florentin Baron von Lilien hervorragte, der in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Postwagen, die s. g. Diligencen einführte: Baron Fürst nennt ihn in seinem Wiener Hofberichte von 1754 „den routinirtesten Menschen, den es im Postzweige geben mag." Er ward 1747 baronisirt. Ferner: die 1707 baronisirten und 1819 gegraften Kurzrock, von denen einer schon unter Kaiser Leopold Resident zu Hamburg war, die Westerhold, die Wunsch und die famose, 1788 baronisirte Familie Leykam, die namentlich in der Reichskanzlei ihr Wesen trieb, Staatsgaunerei im höchsten Style. Sie brachte Leute, wie den Baron Franz Georg von Leykam, hervor, von denen, wie Graf Friedrich Stadion schrieb, „geradezu das gute oder böse Wetter im Reiche abhing" und die Joseph II. nicht einmal eliminiren konnte, weil Leykam's große Connexionen ihm für die geheime Polizei unentbehrlich waren. Bekanntlich wählte der Staatskanzler Metternich aus dieser Glücksritterfamilie, auf die ich noch ein paarmal kommen werde, seine zweite Frau.

Man darf übrigens keineswegs glauben, daß die Methode des Kaiserhofs, die Postlogen als stets bereite furchtbare Fundgruben zu gebrauchen, um hinter die Anschläge und Pläne deutscher und auswärtiger Ca-

binete zu kommen, eine exclusiv-kaiserliche gewesen sei. Die deutschen Fürsten ahmten bald nach, namentlich Sachsen schon unter August dem Starken, und besonders unter dessen Sohn, wo unter Brühl ein furchtbares Chiffercabinet bestand, das die preußischen Depeschen intercipirte, worauf Friedrich der Große die bekannte Repressalie mit dem Cabinetskanzlisten Menzel gebrauchte. Was der kaiserliche Hof that, thaten alle anderen Höfe. „Ich glaube, sagt Lang in seinen Memoiren, daß dieselbe Manipulation, die mit der Brieferöffnung in Baiern vorgenommen ward, so ziemlich auch in andern Ländern statt gefunden hat und erkläre mir daraus die Verbindung, warum meistens aus Diplomaten Generalpostmeister oder umgekehrt aus Generalpostmeistern Diplomaten geworden sind." Nur die unglaubliche Gutmüthigkeit und höchst blöde Treuherzigkeit der treugehorsamsten Unterthanen des heiligen römischen Reichs suchte lange, lange Zeit die Quelle von Verrath überall, außer gerade da, wo sie so ganz nahe lag.

Nach zweijährigem wohlvernutzten Aufenthalte auf seinem Gesandtschaftsposten in Paris, ward Kaunitz nach Wien zurückberufen. Es sollte nun hier die Frage im Conferenzrathe zu ihrer Erledigung kommen, die schon lange angeregt worden war — die Frage, ob das seit siebzig Jahren, seit den Tagen der höchsten Gefahr vor Ludwig XIV. und seinen Alliirten, den Türken, den Tagen der Wegnahme Strasburgs und der Belagerung Wiens festgehaltene politische System der Allianz mit den Seemächten und Savoyen oder die

neue Verbindung mit dem 300 Jahre lang feindlich, seit Richelieu todtfeindlich gewesenen Frankreich vorzuziehen sei?

Es hatte jederzeit am Wiener Hofe eine Partei gegeben, die die Abhängigkeit Oestreichs von den Seemächten — den Geldbeschaffern — drückend gefunden hatte. Schon der Großvater von Kaunitz, der alte Graf Dominic, der 1697 den Ryswicker Frieden für Oestreich geschlossen hatte, war gegen den französischen Ambassadeur Marschall Villars in Wien, als England und Holland die s. g. Partagetractate der auf der Erledigung stehenden spanischen Monarchie hervorbrachten, in höchster Entrüstung mit der Auslassung herausgefahren: „Was, sollen die Holländer Kronen vergeben?" Namentlich England, das seit dem Utrechter Frieden meerdominirende England, lastete recht schwer mit seiner theuern Freundschaft. Kaunitz hatte, als er vor dem Aachner Frieden in London war, die sich auf ihre Ritterlichkeit gegen die Damen stets und noch bis auf die Tage des Damenauspeitschers Haynau herab piquirenden Herren Old England's höflichst bitten müssen „doch nicht das zarte Geschlecht der Kaiserin Königin durch hochfahrendes Wesen so unritterlich verletzen zu wollen." Und Maria Theresia selbst hatte einmal ziemlich laut zu dem bekannten englischen Beißteufel Sir Charles Williams geäußert: „Bin ich nicht Frau in den Niederlanden, so gut als hier in Wien? Sind sie etwa ein Geschenk, ein bloßes Pfand Ihres Königs und der Hochmögenden?" Die gute Freundschaft Englands und Hollands ging

ganz eng Hand in Hand mit der englisch-holländischen Handelstyrannei, der Schelde- und Rheinsperre, dem Barrierentract und andern Knebeln und Fesseln, mit denen die klugen Seeratten die erst spanische, dann östreichische Landratte in Belgien so fest gemacht hatten, daß sie sich kaum zu regen vermochte. Trotz dem aber bedurfte man des ketzerischen Defensor fidei und der ketzerischen Hochmögenden sehr wegen dem fatalen Geldpunkte. Die östreichische Aristocratie lief Gefahr, wenn die Seemächte ihre Hand von Oestreich abzogen, gewisser Vortheile verlustig zu gehen, die sie zeither ruhig gezogen hatte, geschützt durch das famose Privilegium der Machthaber, daß es kaiserlicher Würde nicht anständig sei, die Rechnungen in der Hofkammer einzusehen. Die Gelder, die zeither ungestört aus den Beuteln der Unterhanen in die ihrigen geflossen waren, konnten einen anderen Weg nehmen müssen, wenn diesen andern Weg das sonst anders nicht zu behauptende Staatswohl gebieterisch erheischte. Der Geldpunkt war ein höchst wichtiger Punkt, der bei der epinösen Frage über das alte politische System in Erwägung kam, so weit es die Seemächte betraf.

Mit Savoyen stand die Frage leichter. Man bedurfte Savoyens als Wächters der Lombardei, wie man die Seemächte als Wächter der Niederlande bedurfte. Aber auch Savoyens Freundschaft war gar nicht wohlfeil erkauft worden. Der pfiffige Victor Amadeus hatte geradezu erklärt: „Die Lombardei ist mein. Ich will sie aber nur Stück für Stück, wie eine Artischocke, aufspeisen.“ Wirklich hatte ihm für

seine Allianz eine Landschaft nach der andern überlassen werden müssen. Als er im Jahre 1730 abdankte, folgte ihm sein Sohn Victor Emanuel. Für diesen war Maria Theresia leidenschaftlich eingenommen. Sie pries ihn und seine stets guten Dienste, die hinwiederum 1735 im Wiener Frieden mit Novara und Tortona und 1743 in der Wormser Allianz mit dem Pavese bis zum Tessin weit besser bezahlt wurden, einst im Staatsrath. Kaunitz hörte aber kaum darauf, so daß die lebhafte Theresia fast außer sich kam. Endlich erwiederte Kaunitz mit seiner habituellen gefrornen Heiterkeit: „Meines geringen Orts bin ich durchaus einverstanden, der König von Sardinien habe alle erdenkliche Eigenschaften und — wäre nur die verwünschte Geographie nicht — so wäre er sogar noch obendrein ein ehrlicher Mann.“ Alliirte man sich mit Frankreich, wie Kaunitz wollte, so war dem Italiener die Lust der Artischockenspeisung gewehrt.

Als die epinöse Frage wegen der alten oder neuen Allianz definitiv im Conferenzrathe zur Sprache kam, traf Kaunitzen als den jüngsten Conferenzminister das Votum zuletzt. Vorher gaben der Kaiserin, welche präsidirte, ihre Stimmen ab: der Nachfolger des Obristhofkanzlers Sinzendorf, Graf Corfitz Uhlefeld, „le bon homme,“ wie ihn Maria Theresia zu nennen pflegte, von seiner rechten Hand, dem zeitherigen Factotum Bartenstein, wiederholt in seinem weitschweifigen, breitspurigen und holprigen Vortrage nachgeholfen und verbessert — sodann der im Scharfsinn etwas Neues plausibel zu finden, nicht gerade ausge-

ete Graf Ferdinand Harrach, ein jüngerer
s des jüngeren der beiden berühmten spanischen
ndten, früher Gesandter im Haag, jetzt Reichs-
thspräsident — und der Reichsvicekanzler Graf,
r 1763 erster Fürst Rudolf Joseph Col-
do. Colloredo war, wie die beiden preußischen
ndten Graf Podewils und Baron Fürst in
Depeschen ihn zeichnen, ein schöner, hoher, statt-
Mann, der in den öffentlichen Functionen eine
würdige Figur und eines der größten Häuser in
n machte. Früher war er Gesandter an mehreren
en deutschen Höfen gewesen; im Jahre 1727 hatte
ie Tochter des Finanzministers Grafen Gund-
r Starhemberg geheirathet, dieselbe, mit der
her der Kaiser Franz eine Liaison hatte. Durch
Credit seines Schwiegervaters und auf die Empfeh-
des Kurfürsten von Mainz erhielt er die An-
schaft auf den Reichsvicekanzlerposten und rückte
dem Tode des Grafen Metsch ein. Nach dem
e des Kaisers Carl VI. verkaufte er dem Gra-
Königsfeld diesen Posten um 50,000 Gulden
dieser trat ihn um denselben Preis wieder ab, als
nz Kaiser wurde. Er war weder geschickt zu den
häften, noch befaßte er sich damit. Sein Facto-
war der Baron Knorr, der oben geschilderte
wiegersohn Bartenstein's. Seine beiden Secre-
Mohr und Gundel faßten ihm die Reden ab,
er bei den Belehnungen der Reichsfürsten vorzutra-
hatte. Wenn ihm die Geschäftspunkte von den
ferenzen zugeschickt wurden, las er sie oft gar nicht,

sondern öffnete nur das Paquet und versiegelte es dann wieder mit seinem Petschaft; in den Conferenzen conformirte er sich dann dem Votum der Collegen. Seine Geschäfte waren die Lustbarkeiten, Weiber, Jagd und Spiel. Er war einer der galantesten Seigneurs Wiens, piquirte sich den Weibern gefährlich zu sein und hatte mehrere Intriguen, die Eclat machten. Seine Galanterien entzogen ihm die Gnade der Kaiserin, aber der Kaiser liebte ihn sehr. Er zog sich jederzeit mit unendlicher Sorgfalt und mit einer recherchirten Nettigkeit an. Der Reichsvicekanzlerposten brachte ihm nahe an 100,000 Gulden ein, außerdem besaß er sehr große Herrschaften, eine derselben in Böhmen trug ihm 80,000 Gulden. Demohngeachtet stack er tief in Schulden. Er machte die größte Figur in Wien und einen ungemeinen Aufwand, die Weiber und das Spiel kosteten ihm sehr viel. Dabei war er ein sehr übler Haushalter, und seine Frau trug nicht wenig dazu bei, ihn zu derangiren. Er erzeugte mit ihr neun Söhne und neun Töchter, feierte mit ihr die goldne Hochzeit, erlebte noch die Regierung Joseph's II. und starb 1788, zweiundachtzig Jahre alt. Fürst schreibt: „man muß gestehen, daß Colloredo von allen Geschäften im Allgemeinen Kenntniß nimmt und die Gabe hat leicht aufzufassen, was ihm vorgetragen wird, er ist leicht zugänglich und human." Podewils beschränkt letzteren Ruhm auf seines Gleichen und setzt hinzu, daß er ziemlich hochmüthig gegen seine Untergebenen sich bezeigt haben solle. Im Allgemeinen war Colloredo ein Seigneur wie Sinzendorf und Uhle-

selb, der zwar etwas hartnäckig war und sich viel mit dem Parvenu Bartenstein stritt, aber, da er die drei Dinge, die der Erzketzer Luther gelobt hatte, mehr liebte als die Geschäfte, immer und immer wieder dessen Ansichten sich conformiren mußte.

Harrach sowohl als Colloredo legten männlich und fest ihr treugehorsamstes Votum ab: es lautete ganz gleich mit dem des respectabeln Bartenstein, gegen welchen in irgend etwas Widerspruch zu erheben, ihnen doch nie etwas geholfen hatte, wie sie recht wohl aus der Erfahrung belehrt waren. Sodann votirte noch der Oberhofmeister der Kaiserin, der Graf und später erste Fürst Johann Joseph Khevenhüller, ein kleines, angenehmes, vollendetes Hofherrchen, sehr beliebt bei Kaiser und Kaiserin und immer um ihre Personen, Gemahl der reichen Erb-Gräfin Metsch, von deren Vermögen er bedeutende Summen dem Hofe vorgeschossen hatte, früher Reichshofrath und Gesandter bei der Kaiserwahl Franzens, in den Geschäften aber ohne Einfluß, in Allem Bartenstein nachredend, eine reine Null im Staatsrath. Und endlich votirte der Ajo des Coronae princeps von Ungarn, Joseph's II., Graf Carl Batthiany, der schönen Lorel Sohn, Eugen's Codizill, den der Schematismus ebenfalls noch als hochansehnliches Glied der Geheimen Staats-Conferenz aufführte, von dem aber weder vom Geist Eugen's noch vom Geist seiner Mutter viel zu sehen war, er war nur ein Mann von ehrenwerthen Grundsätzen und eine tapfere Kriegsgurgel, ohne Kenntniß in den Geschäften und Wissenschaften.

Alle diese sechs Herren stimmten für Fortsetzung des alten Bundes mit den Seemächten, den Geldverschaffern. Und sie unterstützten ihre Abstimmungen mit starker Lebhaftigkeit aus öffentlichen, hellen und klaren und geheimen, dunkeln und trüben Gründen.

Während sie gestimmt hatten, hatte Kaunitz nicht den entferntesten Antheil zu nehmen geschienen. Er hatte sich indeß beschäftigt, Federn zu schneiden, Bleistifte zu spitzen, kleine Orangements in seinem Anzuge mit ächt französischer Sorgfalt, sich zierlich bürstend und jedes Stäubchen zart wegblasend, zu verbessern, dazu unterweilen auch seine Uhr repetiren zu lassen. Die lebhafte Kaiserin, die über die Kaunitzische Versteinerung, die er jedesmal bei den Abstimmungen seiner geistlosen Collegen bewies, so manchesmal außer sich gewesen, so manchesmal darüber in mühsam unterdrückten Unwillen gerathen war, sie saß diesmal ganz ruhig. „Wenn, sagt Hormayr, der alte Fürst in seinen spätern Tagen sehr redselig geworden, im Kreise seiner Vorleser und Geheimschreiber seiner Zunge freien Lauf ließ, so rühmte er es immer, wie die Kaiserin mit seinem Systemwechsel schon lange einverstanden gewesen sei, wie klug und fest sie aber das Geheimniß vor den andern Ministern, selbst vor Bartenstein, ihrem Liebling, von dem der englische Gesandte Robinson einmal bekannt hatte: „he is french mad,“ ja selbst vor ihrem Gemahle bewahrt habe. Hatte sie doch die Rolle so gut gespielt, daß sie dem englischen Gesandten mehrmals gute Worte gegeben hatte, er möchte sie doch gegen den rechthaberischen Bartenstein

vertreten, daß die Geschäfte fließender gingen und daß sie unausgesetzt in des ganz englisch gesinnten Ministers Waßner in London Philippiken gegen Frankreich gründlich einzugehen schien.“

Als die Collegen mit ihren Votirungen endlich fertig waren, ergriff Kaunitz, der bis dahin anscheinend ganz Interesselose, das Wort. Er ergriff es mit einer Bestimmtheit und Sicherheit, wiederholte und widerlegte dabei zugleich auch die Gründe der Collegen aus seinen neuesten Erfahrungen mit einer solchen, wenn schon immer granit-kaltblütigen, doch zugleich schwungvoll siegenden Beredtsamkeit, daß seine Ansicht und sein System auf der Stelle durchdrang. Die Kaiserin erklärte sich jetzt laut und öffentlich dafür und allerhuldreichst: sie reichte Kaunitz die Hand zum Kusse und entließ den verblüfften Conferenzrath. Drei Wochen darauf ward das Ministerium geändert: Uhlefeld ward Obersthofmeister, Bartenstein ward als Vicekanzler in die böhmisch-östreichische Hofkanzlei versetzt. Kaunitz ward als Geheimer Haus-, Hof- und Staatskanzler Premier.

Es zeigte sich später, daß der gescheite Kaunitz auch den wichtigen Geldpunkt in der neuen Allianz nicht unberücksichtigt ließ. Die Subsidien, die Frankreich zahlte, waren ungeheuer: sie betrugen nach dem in der Revolution 1793 publizirten Livre rouge in den zwölf Jahren von 1757 bis 1769 nicht weniger als 82,652,479 Livres.

Wie in den Friedensjahren seit 1748 durch Haugwitz die inneren Angelegenheiten Oestreichs centralisirt

worden waren, so centralisirte nun Kaunitz die auswärtigen und stellte auch von dieser Seite die Einheit der Monarchie her, wie sie dort von jener Seite angebahnt worden war.

Früher waren alle auswärtigen Verhältnisse des Kaiserhofs meistens durch die Reichskanzlei deutscher und lateinischer Expedition und durch den Reichshofrath besorgt worden. Die adeligen Reichshofräthe waren es, aus denen man gewöhnlich in Oestreich die Gesandten auswählte. Jedes Nebenreich behandelte seine auswärtigen Anliegen in vollkommener provinzieller Ausschließlichkeit. So tractirte Ungarn seine Geschäfte mit Polen und mit Venedig; Böhmen die seinigen mit Sachsen und der Oberpfalz; Tyrol und Vorderöstreich die ihrigen mit Venedig, den evangelischen Cantonen der Schweiz und mit dem katholischen Graubünden. Die meisten östreichischen Gesandten, namentlich auch die bei den beiden befreundeten Seemächten England und Holland, waren bis zum Utrechter Frieden nur Ministerresidenten und für einzelne bestimmte Angelegenheiten außerordentlich beglaubigte Botschafter.

So ging im dreißigjährigen Kriege in der Pfälzer Angelegenheit der schon oben bei der projectirten Hanseerneuerung, den ersten Marineplänen Oestreichs, beiläufig genannte Graf Georg Ludwig von Schwarzenberg nach London zu König Jacob I. Stuart, dem Schwiegervater des pfälzischen Böhmenkönigs. Nach der Restauration der Stuart's und seit dem mit Ludwig XIV. 1673 ausgebrochenen ersten Franzosen-

kriege, den der Frieden von Nymwegen 1679 beendigte, gingen in drei berühmt gewordenen außerordentlichen Ambassaden 1677, 1694 und 1700 nach England: Graf Carl von Wallenstein, Graf Leopold von Auersperg und Graf Johann Wenzel Wratislaw: durch sie ward die Allianz mit England, die siebenzig Jahre lang Basis des östreichischen politischen Systems ward, eingeleitet und befestigt. Während des spanischen Erbfolgekriegs vertrat in wiederholten außerordentlichen Sendungen Graf Johann Wenzel Gallas, ein Enkel des Generals des dreißigjährigen Kriegs, sehr kräftig das kaiserliche Interesse in London. Immer aber fungirte neben diesen außerordentlichen Gesandten noch ein Resident, der stehend in London blieb, um immer im Laufenden sich zu erhalten. 1704, als Kaiser Leopold I. damit umging, Lord Marlborough das Reichsfürstenthum Mindelheim zu verleihen, war Resident in London: Philipp Hoffmann. Ihn und Gallas traf noch 1712 Eugen, als er nach dem Sturze Marlborough's ebenfalls in einer außerordentlichen Mission an den englischen Hof ging, die bekanntlich erfolglos war und nicht verhindern konnte, daß England 1713 seinen Separatfrieden mit Frankreich schloß.

Nach der im westphälischen Frieden erfolgten Anerkennung der Republik Holland hielt der Kaiserhof auch öffentlich beglaubigte Residenten im Haag, wie Baron Kramprich t, der im Jahre des Abschlusses des wichtigen Haager Concerts 1683 fungirte, welches die Basis der östreichischen Allianz mit den Seemäch-

ten wurde. Nach Abschluß dieses Haager Concerts gingen wiederholt nach dem Haag außerordentliche Gesandte. Dominic Andreas Graf Kaunitz, des Staatskanzlers Großvater, schloß 1697 den Frieden von Ryswick, Graf Gees 1701 die Allianz mit den Generalstaaten zum spanischen Erbfolgekriege. Während des spanischen Erbfolgekriegs war lange Zeit der Staatskanzler Graf Philipp Ludwig Sinzendorf außerordentlicher Gesandter im Haag zu den Friedenstractaten. Auch im Haag aber blieb neben den außerordentlichen, von Zeit zu Zeit wechselnden Gesandten ein stehender Resident, wie in London. Als Resident fungirte während Sinzendorf's Ambassade im Haag: Baron Heems.

Nach dem Utrechter und Badner Frieden aber ernannte der Kaiser ordentliche stehende Gesandte in London und im Haag, wie in Paris. Graf Conrad Sigismund Anton Starhemberg, der Neffe des Finanzministers und des Feldmarschalls, der Vater des ersten Fürsten Starhemberg — der in London geboren ward — und nach dessen Tode 1727 Graf Philipp Joseph Kinsky, jüngerer Bruder des französischen Gesandten und ersten Fürsten Kinsky, wurden englische Gesandte, während Graf Leopold Johann Victorin Windischgrätz, der Urgroßvater des jetzt lebenden Fürsten, und nach ihm Graf Ferdinand Harrach, der Sohn und beziehentlich Enkel der beiden berühmten spanischen Gesandten zur Zeit des Erlöschens des spanischen Hauses Habsburg zu holländischen Gesandten ernannt wurden.

Eine der wichtigsten Gesandtschaften war bis zu
ugen's Zeiten, der Oestreich endlich nach Osten Luft
achte und auch noch später, die an der Pforte.
Mit der Pforte gingen die Verhandlungen nicht durch
en Reichshofrath, sondern durch den vom Jahre 1592,
aus der Zeit Kaiser Rudolf's II., datirenden Hofkriegsrath. In der ersten Hälfte des sechszehnten
Jahrhunderts war der gelehrte Niederländer Busbecq,
der Lehrer des Kaisers Matthias, sieben Jahre lang
Gesandter am Hofe des großen Sultan Suleiman
und durch seine berühmte Relation von diesem Hofe
lernte man erst den Diwan ordentlich kennen, eben so
kennen, wie den Hof des Zaaren durch Herberstein's
gleichzeitiges Reisewerk. Bis zu Leopold's Zeiten besorgten die laufenden Angelegenheiten auch in Constantinopel nur Residenten, wie Reninger, Hofkriegsrath, der sechszehn Jahre, 1650—1666, als solcher
fungirte und nach Montecuculi's Sieg bei S.
Gotthard 1664 den fatalen Vasvarer Frieden in des
Großherrn Gezelt schloß. Von Zeit zu Zeit gingen
außerordentliche Gesandtschaften nach Constantinopel,
die berühmtesten waren die des Mörders Wallenstein's
Grafen Walther Leslie im Jahre nach dem Sieg
bei S. Gotthard und des Grafen Oettingen im
Jahre nach dem Carlowitzer Frieden, den er 1699 geschlossen hatte. Neben jenen Residenten und diesen außerordentlichen Botschaftern erscheinen seit 1678 die
Internuntien. Sie wurden seit dem Carlowitzer Frieden die stehenden Vertreter des kaiserlichen Interesse
beim Diwan. So fungirte Graf Corfiz Uhlefeld,

ehe er 1742 Sinzendorf als Staatskanzler folgte, als Internuntius in Constantinopel.

Stehende Botschafter, und zwar Botschafter ersten Ranges, hielt von langer Zeit her der Kaiserhof nur in Rom beim Papste und bei dem ältern Familienhofe Habsburg's in Madrid. Zu Ferdinand's II. Zeiten während des dreißigjährigen Kriegs fungirten in Rom als „Ordinar-Gesandte" Italiener, ein Duca Savelli und ein Duca Gonzaga. Unter Leopold I. erscheinen Böhmen, wie Graf Martinitz, der dem Papst Innocenz XII. so fatal war, daß er das „Mai un Boëme" ausließ. Später ward Sitte, ausgezeichnete Cardinäle mit der Gesandtschaft in Rom zu betrauen: so fungirten unter Leopold noch der berühmte Cardinalbischof von Gurk Baron de Goes und unter Carl VI. der Cardinal Don Alvarez Cienfuegos als Minister-Plenipotentiare des Kaisers in Rom. Gewiegte Männer zumeist waren es, die nach Madrid geschickt wurden: es zählen unter diese unter der Regierung Philipp's II.: Adam Dietrichstein, der Freund Max' II., unter der Regierung Philipp's III. und IV. die beiden Khevenhüller, Oheim und Neffe, von denen jener sechsunddreißig Jahre lang, dieser vierzehn Jahre lang in Madrid Residenz machte, endlich unter dem letzten spanischen Habsburger Carl II. die beiden Grafen Harrach, die bei dem wichtigen Geschäfte der Erledigung der spanischen Succession gebraucht wurden.

Nach Rußland waren bis zu Zaar Peter's

Besuch in Wien 1697 nur von Zeit zu Zeit außerordentliche Botschafter gegangen, um Allianzen gegen Polen, Schweden und die Pforte zu schließen. Berühmt vor allen waren die beiden Gesandtschaften des gelehrten Sigismund von Herberstein unter Kaiser Max I. 1517 und unter Carl V. 1526, worauf 1549 zu Wien und 1551 zu Basel und dann noch in mehreren Ausgaben und Uebersetzungen ein Foliant, lateinisch geschrieben, über Rußland von der Hand des berühmten Diplomaten erschien. Unter Ferdinand II. während des dreißigjährigen Kriegs ging nach Rußland der Deutschordens-Commenthur Hans Cobenzl, unter Leopold I. Baron Blomberg 1684 zur Zeit des Türkenkriegs und Baron Guerient 1699 zur Zeit des Carlowitzer Friedens: Guarient edirte wieder ein Buch über Rußland, Peter ließ es, wie ich oben erwähnte, verbrennen.

Mit Polen war in älterer Zeit häufiger gesandtschaftlicher Verkehr, aber ebenfalls nur durch Extraordinair-Gesandte: die Türkenkriege und die Kosackenhülfe waren der Anlaß. Während des dreißigjährigen Kriegs fungirten in Polen zwei Schwiegersöhne Fürst Eggenberg's, die Grafen Althann und Mörsburg. Nach Abgang des Hauses Wasa ging der große Diplomat Christoph Leopold Graf Schaffgotsch, der bei den Jesuiten erzogene Sohn des 1635 zu Regensburg decapitirten Hans Ulrich und der galanten Prinzessin von Liegnitz, an den polnischen Hof, er war bei der neuen Königswahl, aus der ein Piast Michael Wisniowitzky 1669 hervorging,

der das Jahr darauf Kaiser Leopold's Schwager wurde. Mit Johann Sobiesky schloß 1683 Graf Carl Waldstein die wichtige Triple-Allianz gegen die Türken.

Seit dem dreißigjährigen Kriege waren der kaiserliche Resident in Stockholm und der schwedische in Wien wichtige Leute geworden. An Carl XII., um mit ihm wegen der Protestanten in Schlesien zu tractiren, schickte Leopold noch einen seiner besten Diplomaten, den Grafen Wenzel Wratislaw ab. Seit der Catastrophe von Pultawa ward aber die Gesandtschaft in Rußland bei weitem die wichtigste im Norden.

Auf diese althergebrachte Weise hatten seit Kaiser Leopold Graf Strattmann, Graf Kinsky und Graf Harrach und seit Joseph I. Graf Sinzendorf und Prinz Eugen als Obersthofkanzler und erste Minister den auswärtigen Verhältnissen vorgestanden. Sinzendorf starb 1742, eben zu der Zeit des ersten schlesischen Kriegs, als sich wieder das Glück Marien Theresien zukehrte.

Der eigentlich einflußreichste Mann in der Wiener Hofkanzlei war noch immer der Staatsreferendair Bartenstein. Wie die Depesche des preußischen Gesandten Grafen Podewils vom 19. August 1747 bezeugt, hatte man nach dem Tode des Kaisers Carl VI. seine Ungnade als gewiß angesehen. Das Volk, auf's Aeußerste gegen ihn erbittert, hatte ihn öffentlich insultirt, ihn mit Koth und Steinen beworfen. Da aber Niemand da war, der eine genaue Kenntniß der

Geschäfte und Interessen des östreichischen Hofes hatte, mußte man ihn aus Noth beibehalten. Doch beschränkte sich sein Einfluß auf sein Departement und sein Credit war so weit vermindert, daß kein Conferenzminister und Keiner von der ersten Gesellschaft in Wien ihm mehr den Hof machte und wenn Leute vom ersten Adel und Gesandte noch seine Assembléen besuchten, so thaten sie es nur verstohlen und suchten es sorgfältig geheim zu halten.

Als Sinzendorf gestorben war, ward durch Bartenstein der Kaiserin Sinzendorf's Neffe Graf Corfiz Anton von Uhlefeld als der Nachfolger aufgestellt — wie er sich ihn wünschte. Die Concurrenten Uhlefeld's waren Graf Philipp Joseph Kinsky, Gundacker Starhemberg's Nachfolger als Finanzminister, und ganz besonders Graf Friedrich Harrach, der ältere Sohn des jüngern der beiden berühmten spanischen Gesandten zur Zeit der Erledigung der spanischen Erbfolge, früher Gesandter in Turin und Regensburg, dann Premierminister, Obristkämmerer und Hofmarschall in Brüssel bei der Gouvernante der Niederlande, der Erzherzogin Marie Elisabeth, Tochter Kaiser Leopold's, jetzt böhmischer Kanzler, derselbe, der mit Friedrich dem Großen 1745 den Dresdner Frieden schloß, Schwiegersohn des Fürsten Anton Florian Liechtenstein und der Urgroßvater der Fürstin Liegnitz, gestorben 1749. Graf Podewils nannte ihn in einer Depesche vom 24. Mai 1747 „sans contredit le ministre le plus éclairé de tous ceux qu'il y a à la cour de Vienne,“

obwohl er selbst in einer spätern Depesche vom 15. Juni 1748 die nicht gerade sehr erleuchtete, aber ächt aristocratische Opposition Harrach's gegen Einführung des neuen Abgaben- und Militairsystems Maria Theresia's, deren oben Erwähnung geschehen ist, einberichtet. Harrach war nicht gerade reich, aber wohlarrangirt, hielt sich von dem unnöthigen Geldverschwenden seiner Collegen fern, deshalb war er unabhängig, aber wieder gerade deshalb ließ ihn der intriguante Parvenu Bartenstein nicht aufkommen. Bartenstein machte bei der Kaiserin vorstellig: „Harrach sei durch Vermögen, Geist, Erfahrung und Festigkeit, wo nicht Starrheit des Charakters unabhängiger und selbstständiger, als eigentlich einem Unterthanen gezieme. Die Monarchin werde Mühe haben, Etwas im Staatsrath gegen ihn durchzusetzen und geradezu befehlen wolle man in Staatssachen doch auch nicht immer. Dagegen sei der Uhlefeld ein angenehmer, lenksamer, gewiß jedem Winke seiner Gebieterin aufrichtig und freudig gehorsamer Herr. Dabei sei er immer sehr kurz bei Gelde, daher als vergnügungslustiger Weltmann jederzeit wie der Käfer am Faden festzuhalten." Der verschlagene Staatsreferendar schien aus reinster, treueifrigster Unterthanenpflicht für die Kaiserin zu sprechen, er sprach aber ganz aus egoistischem Interesse für sich selbst: durch Uhlefeld hoffte er der Allmächtige zu werden und er ward es — bis ihn und seinen Promotus der Deus ex machina, Kaunitz eines schönen Morgens auf die Seite schob — zu seiner, Bartenstein's, nicht geringer Verblüffung.

vertreten, daß die Geschäfte fließender gingen und daß sie unausgesetzt in des ganz englisch gesinnten Ministers Waßner in London Philippiken gegen Frankreich gründlich einzugehen schien."

Als die Collegen mit ihren Votirungen endlich fertig waren, ergriff Kaunitz, der bis dahin anscheinend ganz Interesselose, das Wort. Er ergriff es mit einer Bestimmtheit und Sicherheit, wiederholte und widerlegte dabei zugleich auch die Gründe der Collegen aus seinen neuesten Erfahrungen mit einer solchen, wenn schon immer granit-kaltblütigen, doch zugleich schwungvoll siegenden Beredtsamkeit, daß seine Ansicht und sein System auf der Stelle durchdrang. Die Kaiserin erklärte sich jetzt laut und öffentlich dafür und allerhuldreichst: sie reichte Kaunitz die Hand zum Kusse und entließ den verblüfften Conferenzrath. Drei Wochen darauf ward das Ministerium geändert: Uhlefeld ward Obersthofmeister, Bartenstein ward als Vicekanzler in die böhmisch-östreichische Hofkanzlei versetzt. Kaunitz ward als Geheimer Haus-, Hof- und Staatskanzler Premier.

Es zeigte sich später, daß der gescheite Kaunitz auch den wichtigen Geldpunkt in der neuen Allianz nicht unberücksichtigt ließ. Die Subsidien, die Frankreich zahlte, waren ungeheuer: sie betrugen nach dem in der Revolution 1793 publizirten Livre rouge in den zwölf Jahren von 1757 bis 1769 nicht weniger als 82,652,479 Livres.

Wie in den Friedensjahren seit 1748 durch Haugwitz die inneren Angelegenheiten Oestreichs centralisirt

Sympathie mit ihm hervorgebracht, daß sie jederzeit empfand, was mit ihm, auch in der größten Entfernung, vorging. Sie widerlegte daher jederzeit die ungegründeten Gerüchte von seinem Tode und als er wirklich starb, brachte sie an demselben Tage dem Könige zu Copenhagen die Nachricht von seinem Tode, die genau zutraf. Der Sohn dieses merkwürdig sympathisirenden, obgleich getrennt lebenden Ehepaars, Leo Uhlefeld, diente als kaiserlicher General, hatte unter Montecuculi in Siebenbürgen gedient, wo ihm Anna Marie Sinzendorf, Schwester des Oberhofmeisters Sigmund Rudolf Sinzendorf, den Corfiz Anton gebar, und war dann mit Carl VI. nach Spanien gegangen, dem er hier einen Hauptdienst zu leisten Gelegenheit fand. Bei der Belagerung von Barcellona war der gesammte Kriegsrath der Ansicht, daß man den Kaiser durch die französische Flotte führen müsse, was nur mit äußerster Gefahr durchzusetzen war. General Uhlefeld war der Einzige, der die Gegenmeinung hielt und mit seinem Kopfe versprach, Barcellona noch einige Tage zu halten. Man befolgte seinen Rath und das hatte zur Folge, daß die Flotte der Alliirten Zeit bekam, Hülfstruppen landen und den Kaiser retten zu lassen. Der Kaiser vergaß diesen großen Dienst Uhlefeld nie, und erstreckte die Dankbarkeit gegen den Vater auch auf den Sohn. Der Vater ward Vicekönig in Catalonien und nach der Abtretung Spaniens als Hauptmann der Hatschier-Garde in Wien angestellt. Den jungen Corfiz Anton aber ließ der Kaiser studiren und reisen. Er hatte

seine Carriere als Soldat in Spanien angefangen, ward aber nun in diplomatischem Dienst verwendet: er ging als Gesandter des Kaisers nach Regensburg, nach Turin, nach dem Haag und zuletzt 1740 ward er Internuntius in Constantinopel. Hier war es, wo er bedeutend von seinem Vermögen zusetzte; von hier aus kam er aber nach des Obristhofkanzlers Sinzendorf Tod 1742 nach Wien und Bartenstein setzte durch, daß er dessen Nachfolger wurde. Uhlefeld hatte seine erste 1730 geheirathete reiche Gemahlin Gräfin Virmond schon 1731 wieder verloren, er vermählte sich jetzt zum zweiten Male 1743 mit der Schwester des Fürsten Lobkowitz. Uhlefeld war ein Seigneur in der ächtesten Bedeutung dieses Worts im achtzehnten Jahrhundert: er stack über und über voller Schulden. Uebrigens war er ein ehrlicher Mann und es fehlte ihm gar nicht an Muth des Blutes. Es fehlte ihm aber an Muth des Geistes und das nicht ohne Grund, denn er hatte gar keine Vorbildung zu seinem Fache. Er war gründlich unwissend und nahm nun den Schein an, um seine Würde zu behaupten, als verberge er der Welt alles das, was er selber nicht wußte, seiner hohen Wichtigkeit halber. In den Geschäften mit den fremden Gesandten drückte er sich immer dunkel und unbestimmt aus: er war Meister in der Kunst des „vaguen östreichischen Stylus," wie Friedrich der Große einmal das Ding in einer Cabinetsordre nannte. Er war geheimnißkrämerisch und kleinlich mißtrauisch und argwöhnisch. Ueberdem war er gar nicht mit der Gabe des Ausdrucks bedacht, stot-

erte, war weitschweifig, verwickelte sich leicht im Periodenbau und war deshalb sehr leicht in Verlegenheit zu setzen. Oft entschlüpften ihm bei solchen Gelegenheiten Dinge, die er sehr bereute, gesagt zu haben. Um zu blenden, war er so splendid und prachtliebend, wie Sinzendorf, aber wie dieser zerrüttete er sein Vermögen und ward ganz abhängig von denen, die ihm halfen. Was Bartenstein klüglichst vorhergewußt hatte, als er ihn so dringlich der Monarchin empfahl, traf ein, er ward sein Factotum. Maria Theresia nahm ihn als Premierminister, aber er besaß ihr Vertrauen nicht, sie nannte ihn, wie schon erwähnt, nur immer „le bon homme." In Wien liebte man ihn nicht, er hatte sogar viele heimliche Feinde, namentlich seinen Rivalen, den böhmischen Kanzler Harrach und den Finanzminister Kinsky. „Harrach, der klügste Mann am Hofe," schreibt Graf Podewils einmal in einer Depesche, „lacht sich immer in's Fäustchen, wenn er sieht, daß Uhlefeld wieder einen dummen Streich macht." Auch die sehr einflußreiche Oberhofmeisterin der Kaiserin Gräfin Fuchs war Uhlefeld's geheime Widersacherin.

In den elf Jahren des Uhlefeld'schen Ministeriums ward der dünkelhafte Staatsreferendar dergestalt von dem Wonnegefühl seiner Unentbehrlichkeit durchdrungen, daß er, als die neuste Ministerialveränderung, die 1753 Kaunitz Uhlefeld substituirte, Stadtgespräch geworden war, den fremden Gesandten laut erklärte: „Im Wesentlichen bleibe Alles im Alten, er, als Staatssecretair, werde niemals dulden, daß der neue Minister seine

Arbeiten hofmeistre." Das geschah auch wirklich nicht, nur in einem ganz andern Sinne und Verstande, als Bartenstein, der noch nicht seine Verweisung in die innere Verwaltung empfangen hatte, es sich dachte. Kaunitz ignorirte Bartenstein völlig und das ängstigte diesen zuletzt doch. Er schrieb an Kaunitz, daß er heute und gestern dreimal bei ihm gewesen sei, seine Ergebenheit zu bezeigen. Kaunitz erwiederte gar nichts, aber das Decret der Kaiserin kam an, das ihn in die böhmisch-östreichische Hofkanzlei wies. Und damit war Bartenstein's ein ganzes Vierteljahrhundert hindurch unter Carl VI. und Maria Theresia als ein Mann, der mächtiger als alle Minister und Generale gewesen war, gespielte Rolle zu Ende.

Kaunitz befragte keine Collegen mehr. Er stellte sich als Premier, wie es seit des Fürsten Lobkowitz Zeiten keinen in Oestreich gegeben hatte, an der Staatskanzlei Spitze. Sie ward von ihm ganz neu gegründet, er übernahm zugleich alle niederländischen und lombardischen Geschäfte aus den Händen ihrer zeitherigen administrativen Vorstände: die politische Regierung verdrängte die administrative. Kaunitz stellte auch die 1752 neugegründete orientalische Akademie der Staatskanzlei unter: sie ward ein Hauptressort, um der Pforte auf den Nacken sich zu setzen, die er von jetzt an hauptsächlich durch Diplomatie zu überwachen beschloß; der einflußreiche Jesuiten-Pater Franz, der Lehrer Joseph's II., ward ihr erster Director und in ihr erhielt Thugut, der nachmalige Nachfolger von Kaunitz als Staatskanzler, seine

Bildung. Kaunitz machte die Staatskanzlei zugleich zur Hauskanzlei: er untergab ihr das von dem kenntnißreichen Rosenthal aus den Archiven aller Provinzen neugegründete Geheime Staats-, Hof- und Haus-Archiv, von dessen Direction sich aber Bartenstein nicht ausdrängen ließ; nur seine Archivsordnung ward nicht angenommen. Maria Theresia schrieb unter den Entwurf derselben, der meisterlich bezielte, daß außer Bartenstein und nach Bartenstein Niemand sich zurecht finden konnte: „Wer nicht selber ein lebendiges Archiv ist, wie der respektable Bartenstein'sche Kopf allerdings dafür zu halten, der wird schwerlich einen dergleichen Vorschlag machen, vielweniger was dabei ausstellen können. Wir leben aber nicht ewig, müssen auch an „unsre anichel" (Enkel) denken." Bartenstein erlebte noch den ganzen siebenjährigen Krieg, er starb erst 1767, zwei Jahre später starb als der Letzte seines Geschlechts, sein ehemaliger Promotus Graf Uhlefeld.

Kaunitz brachte in die von ihm von Grund aus neu geschaffne Staatskanzlei auch eine ganz neue Welt von Beamten. Es waren fast lauter Rheinländer und Schwaben; einige von ihnen waren ohne alle Herkunft und Mittel, als Schreibemeister, als Maurergesellen und dergleichen nach Wien eingekommen. Diese s. g. „Fremden" wurden von den Inländern, den s. g. „Wiener Früchtchen", deren Aussichten dadurch schwer verkümmert wurden, mit sehr scheelen Augen angesehen. Unter diesen Fremden befand sich auch der Mann, den Kaunitz mit Bartenstein's Stelle betraute, der Ge-

heime Staatsreferendar Friedrich Binder, welcher 1759 als Baron Binder von Kriegelstein baronisirt ward. Binder war ein Westphälinger, er war 1708 zu Wetzlar geboren, studirte zu Gießen und begab sich dann nach Wien, um den Reichshofrathsprozeß zu studiren. Er trat in kaiserliche Dienste und begleitete den Grafen Plettenberg auf seiner Mission nach Rom als Legationssecretair. Dann ward er Legationssecretair bei Kaunitz, begleitete diesen nach Brüssel, Aachen, Paris und folgte ihm 1753 auch nach Wien. Er war nach und nach des Fürsten intimer Freund geworden. Er hatte sich zuerst in mehreren Familienstreitigkeiten des Hauses Kaunitz, namentlich in dem berühmten Streite um das Erbe Rittberg mit dem Hause Liechtenstein, welcher bis ins neunzehnte Jahrhundert gedauert hat, das ungetrübte Vertrauen des nicht leicht zu befriedigenden Fürsten erworben, darauf stand er ihm einen großen Theil seiner Ministerlaufbahn durch als Staatsreferendar zur Seite. Binder war eine edle Natur, attische Ruhe und Gleichmuth schwebten über seinem Wesen. Weitläuftig im Ausdruck, fehlten ihm doch nicht Kraft und Analyse. Er starb zwölf Jahre vor dem Fürsten, 1782, vierundsiebzig Jahre alt.

Binder's Nachfolger als Geheimer Staats-Referendar war Anton Baron Spielmann, ein Parvenu, ein geborner Schusterjunge aus Wien, welcher 1791 baronisirt ward. Spielmann war ein biedrer, gutmüthiger Mann, unterrichtet und rastlos fleißig, aber kein schneller und leichter Arbeiter. Gaben hatte

er wenig, und diese verlangte der Fürst auch nicht. Er pflegte von Geschäftsmännern, die eigene Ansichten hatten, zu sagen: „Man muß nichts vervielfältigen und verwickeln. Den Kampf mit dem Geschäft nehme ich auf mich, aber ich will keinen zweiten Kampf mit dem Geschäftsmann."

Als Hofräthe und Geheime Staats-Offiziale arbeiteten noch ein paar bedeutende Gelehrte neben Binder und Spielmann in der Staatskanzlei: der durch seine Tyroler Bergwerksgeschichte bekannte, classisch gebildete, lange in Italien auch im Geschmack für die bildenden Künste eingeschulte Tyroler Baron Joseph Sperges, Referendar für die italienischen Geschäfte und Franz Ferdinand Edler von Schrötter, der gelehrte Gründer des östreichischen Staatsrechts, dem aber dieses Staatsrecht einen tragischen Tod brachte. Als er, als Hofpublizist, bei der Erledigung der bairischen Erbschaft alle erdenkliche gerechte und ungerechte Titel auf diese Erbschaft zusammengebracht hatte, behandelte ihn Maria Theresia als Anzettler eines ihre letzten Tage — sie starb ein Jahr nach dem Teschner Frieden — quälenden Streits dergestalt ungnädig, daß der arme Hofpublizist seine beste Ueberzeugung, alles für Oestreich erlaubt zu halten, mit dem Tode aus Alteration bezahlen mußte: er starb 1780, erst fünfundvierzig Jahre alt.

Unter den Secretairen, die unter Kaunitz in der Staatskanzlei arbeiteten, ist Heinrich Gabriel Collenbach, der später als Hofrath und Geheimer Staatsoffizial 1763 mit Herzberg den Hubertsburger

Frieden schloß, zu nennen: Maria Theresia baronisirte ihn in diesem Jahre.

Die fremden Gesandten verspürten recht bald, daß sich die alten guten Zeiten des respectabeln Bartenstein seit Kaunitz' Eintritt gewaltig geändert hatten: der diplomatische Weizen wollte namentlich gar nicht mehr durch das alte, bewährte Düngungsmittel gedeihen. Im Jahre 1754 befand sich der nachherige preußische Großkanzler Baron Fürst auf einer Sendung seines Hofs in schlesischen Ausgleichungsangelegenheiten in Wien und berichtet also: „Bei dem vorigen Obersthofkanzler hatten die fremden Gesandten die Woche zweimal Gehör; Graf Kaunitz hat sie auf Einen Tag, den Dienstag (wo auch Maria Theresia den Ministern Audienz gab) beschränkt. Er steht spät auf, vor elf Uhr ist er nicht sichtbar. Um zwei Uhr geht Jedermann zu Tisch; da die Botschafter den Vortritt haben und die übrigen Gesandten und Geschäftsträger nach der Reihe, in der sie gekommen sind, vorgelassen werden, so trifft es sich häufig, daß man ein paar Stunden wartet, ohne den Minister sprechen zu können. Ich habe mich immer besser vorgesehen. Aber den Gesandten von Holland und von Sachsen ist es eines Tags begegnet, daß sie bis zwei Uhr gewartet hatten, und dann von einem Pagen des Grafen entlassen wurden, ohne daß dieser selbst, was seine Pflicht erfordert hätte, erschienen wäre, um sich zu entschuldigen &c. Es ist gewiß, daß Graf Kaunitz mehr Geist, Feinheit des Betragens und Kenntnisse hat, als sein Vorgänger, Graf Uhlefeld. Nur

waren die Gesandten damals besser daran. Der Staatssecretair Bartenstein machte die Geschäfte: es war leichter die Geheimnisse zu erfahren. Auch hatte man mancherlei andere Wege, zum Ziele zu kommen. Aber der Graf Kaunitz ist nicht allein selbst unbestechlich und viel zu umsichtig, um sich zu verrathen; auch seine Subalternen sind beinahe unzugänglich: ich habe sie ein einzigesmal auf einem Diner bei Baron Bekers (dem bairischen Minister) zu Gesichte bekommen."

Im Jahre 1753, drei Jahre vor dem Ausbruch des siebenjährigen Kriegs, an die Spitze der Geschäfte gekommen, suchte nun Kaunitz auch in Wien wie zeither in Paris alle Einleitungen zu einer unmittelbaren Unterhandlung mit der Hauptperson in Frankreich, der Madame de Pompadour, über das Bündniß zwischen Oestreich und Frankreich zu treffen. Von seinem Abgang von Paris her war er mit der Pompadour in beständiger Correspondenz geblieben. Auf sein Anrathen ließ sich Maria Theresia, die Tochter der Cäsaren, so weit herunter, an die am französischen Hofe allmächtige Favoritin zu schreiben, sie selbst „Madame ma chère soeur et cousine“ zu betiteln. Die Pompadour erwiederte in einem zärtlich scherzhaften Briefe „chère reine.“ Als das Franz, Maria Theresia's Gemahl erfuhr, warf er sich mit wüthendem Gelächter auf ein paar Stühle und zerbrach sie. Maria Theresia aber meinte: „Nun, was ist da zu lachen? Ich habe doch auch an Farinelli geschrieben." Farinelli, der berühmte italienische Sänger, am spanischen Hofe

allmächtig, war wirklich vor dem Aachner Frieden 1748 durch die Kaiserin bestimmt worden, Spanien von dem französischen Bündniß abzulösen, was den Frieden nicht wenig beschleunigt hatte. Im Septbr. 1755 stürzte die Pompadour das Ministerium in Frankreich. Ihr Günstling, der Abbé Bernis, Gesandter in Venedig, war ganz insgeheim im Laufe des Jahres 1754 nach Wien berufen, dann 1755 von Venedig nach Paris rappellirt worden und trat ins Conseil ein. Das große Werk Richelieu's ward im Boudoir von Babiole, dem Landhaus der Pompadour bei S. Cloud, zerstört. Frankreich, seit 300 Jahren Rival, seit Richelieu der erbittertste Feind Oestreichs, verband sich mit ihm. Wie aus den hinterlassenen Papieren des Duc de Choiseul neuerlich bekannt geworden ist, war der Hauptgrund, der den König Ludwig XIV. bestimmte, der Allianz gegen Preußen beizutreten, ein religiöser: der Protestantismus, als dessen Hauptstütze Friedrich auf dem Continent aufgetreten war, sollte unterdrückt werden. Am 5. Mai 1756 kam das Bündniß zwischen dem östreichischen Botschafter in Paris Grafen Georg Starhemberg und dem Abbé Bernis zu Stande. Die beiden katholischen Hauptmächte Oestreich und Frankreich traten jetzt zum erstenmal gegen die beiden protestantischen England und Preußen, die sich am 16. Januar 1756 zu Westminster verbündet hatten.

Als das Versailler Bündniß bekannt ward, staunte alle Welt. Schon im Staatsrath, als die Sache durch-

ging, hatte Franz auf den Tisch geschlagen und ausgerufen: „Eine solche Allianz ist gegen alle Natur, sie kann nicht stattfinden" und damit hatte er den Saal verlassen. Auch der junge Erzherzog Joseph II. hatte seine Mutter gefragt, „ob sie sich denn auch mit Sicherheit Frankreich anvertrauen möge?" worauf ihm ein dürr-mütterlicher Verweis zugegangen war.

Der dritte, siebenjährige Krieg um Schlesien brach jetzt aus.

Der Generalissimus des östreichischen Heers, der Schwager Maria Theresia's, Herzog Carl von Lothringen, trat im siebenjährigen Kriege wieder so unglücklich auf, wie er in den ersten schlesischen Kriegen abgetreten war. Er verlor die Schlacht bei Prag 1757. Wien war jetzt in derselben Gefahr, wie 1742, die preußischen Husaren hätten sich wie damals zeigen und Friedrich mit seiner ganzen Kriegsmacht nachbrechen können. Der große König wagte das damals nicht. Da rettete Leopold Graf von Daun die Monarchie durch einen Hauptschlag, den ersten großen Sieg über den zeither nie besiegten großen König bei Collin, 1757, worauf Maria Theresia in ihrer großen Freude den Maria-Theresia-Orden stiftete. Daun war der Cadet seiner Familie, die ursprünglich aus dem Trierschen stammte und 1655 gegraft worden war; sein Vater hatte sich im spanischen Erbfolgekriege durch die heldenmüthige Vertheidigung von Turin ausgezeichnet, die Eugen Zeit ließ, die siegreiche Entsatzschlacht zu liefern, er hatte darauf Neapel erobert und war zum Fürsten von Thiano, das die Herzoge

von Medina Sidonia verwirkt hatten, erhoben worden. Den Sieg Daun's bei Collin in Böhmen wog aber Friedrich bald wieder durch seinen Sieg bei Leuthen in Schlesien über Lothringen auf: dieser Sieg war der größte des ganzen Kriegs, insofern, als darin 21,000 Oestreicher gefangen wurden, ⅔ des Bestands der preußischen Armee, die die Herren Oestreicher „die Berliner Wachtparade" genannt hatten; noch mehrere Gefangene hätten gemacht werden können, man mußte sie aber laufen lassen, man konnte sie nicht escortiren.

Der französischen Armee war es schon vor diesem größten Siege in Schlesien bei Roßbach in Thüringen sehr übel ergangen: die Franzosen verloren hier ihren ganzen, lange in Deutschland gehabten Kriegsruhm, und die Reichsarmee, mit der sie damals vereint gefochten hatten, erhielt den Namen Reißausarmee.

Der französische Minister Bernis erkannte bald den großen Fehler, Preußen zu bekämpfen, um das mächtige Oestreich zu heben. Er war für den Frieden. Da schrieb Kaunitz an die Pompadour: sie ließ Bernis fallen und Choiseul, zeither Gesandter in Wien, trat an seine Stelle.

Nach dem großen Siege bei Collin gelang es Daun nur noch einmal, Friedrich einen Hauptschlag beizubringen 1758, bei Hochkirch in der Lausitz: zu diesem Ueberfall ward aber Daun durch Loudon fast gezwungen. Daun, der Fabius des siebenjährigen Kriegs, war zu bedächtig und besonnen, immer zurück-

halten und zaudernd, er hatte, wie Hormayr einmal sich ausdrückt, „allzuviel Schwefeläther des bas empire im Leibe." Dazu war er mit seinen Operationen an den Hofkriegsrath gebunden, dessen Präsident, der bei Mollwitz besiegte Graf Neipperg, ihm nicht zugethan war. Daun war zu sehr Hofgeneral, um etwas auf eigne Hand zu wagen. „Die dicke Excellenz", wie sein großer Gegner ihn zu nennen pflegte, verlor 1760 die entscheidende Schlacht bei Torgau in Sachsen, die die preußische Monarchie rettete. Daun starb kurz nach dem Kriege im Jahre 1766. Seine Gemahlin war Josepha, Gräfin Fuchs, verwittwet gewesene Gräfin Nostiz, die Tochter der allmächtigen Erzieherin der Kaiserin.

Größere Lorbeeren als Daun erfocht „der geniale Natursohn mit dem Adlerauge und der Adlerschnelligkeit" Gideon, Freiherr von Loudon. Loudon stammte aus einem alten schottischen Geschlechte, das ursprünglich aus der Normandie in England eingewandert und von da nach Schottland gekommen war. Wie die Keith's in Preußen und Lascy, der Spezial Kaiser Joseph's II., gehörte er zu den Familien, die emigrirt waren; schon gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts war der Zweig der Familie, dem Loudon angehörte, nach Liefland ausgewandert. Gideon Loudon war geboren in Liefland, also ursprünglich russischer Unterthan, er trat auch funfzehnjährig als Cadet in russische Dienste, focht unter Münnich gegen die Türken und stieg bis zum Oberlieutenant. Nach dem Frieden wandte er sich aber aus Rußland, wo es ihm

t behagte, nach Berlin, wohin das Gestirn des
ßen Friedrich ihn zog. Aber wie Ludwig XIV.
Prinzen Eugen, so verschmähte Friedrich Loudon
nicht viel weniger als Caprice, weil ihm sein un-
nehmes Gesicht und seine rothen Haare mißfielen.
don mußte lange warten, bis er Audienz bei Friedrich
elt, kümmerlich nährte er sich in Berlin mit Ab-
iben. Bei der Audienz, die ihm endlich verwilligt
d, sah ihn der König einen Augenblick scharf an,
te ihm dann den Rücken und sagte zu seiner Um-
ng: „La physiognomie de cet homme ne me
ent pas!" Auch das gehörte zu dem miraculösen
cke Oestreichs, daß zwei Helden, wie Eugen und
don waren, durch den Eigensinn seiner beiden
ten Feinde ihm zugetrieben wurden, zwei Helden, die
er waren, als sie jemalen der eingeborne Adel
reichs erzeugt hat. Von Loudon kam, wie schon
hnt ist, der Plan zum Ueberfall Friedrich's bei
hkirch 1758 und 1759 schlug er selbst mit dem
sen Soltikoff den großen König bei Kunners-
in der Nähe von dem Oder-Frankfurt bis zur
nichtung. Nur die geheimen Befehle, die Solti-
hatte und die er in den Worten „je n'ai ni ordre,
nvie d'écraser le roi" ausdrückte, retteten Friedrich
sicheren Verderben. 1760 eroberte Loudon die
meßlich wichtige Grenzfestung Glatz und 1761
eine fast wunderbare Weise, ohne alle Belagerung,
h Escalade in einer dunkeln Nacht, die Haupt-
ng Schlesiens Schweidnitz. Jetzt zum erstenmale

konnten die Oestreicher ihre Winterquartiere in Schlesien neben Friedrich nehmen.

Nicht wenig that Kaunitz sich darauf zu Gute, das Genie Loudon's entdeckt zu haben. Als ihn Friedrich nicht in seiner Armee hatte anstellen wollen, war Loudon im Laufe des ersten schlesischen Kriegs nach Wien gekommen. Hier ging's gar langsam mit seinem Steigen. Sein erster Beförderer war ein Unbekannter in der Antichambre zu Schönbrunn, der ihn ansprach und ihm seine Verwendung anbot: es war dieser Unbekannte Kaiser Franz, durch ihn ward Loudon Hauptmann beim Pandurencorps Trenck's. Nach dem Aachner Frieden erhielt er eine Majorstelle in der Grenze. Hier studirte er fünf Jahre Kriegswissenschaften und heirathete eine Slavonierin: sie war weder schön, noch reich, noch gebildet, noch gebar sie ihm Kinder, aber sie setzte dem Helden nach seinem Tode ein Grabmonument mit den Worten, die sehr charakteristisch für Oestreich sind: „Nec Caesar, nec patria, sed uxor posuit." Als der siebenjährige Krieg ausbrach, sollte er gar nicht mit verwendet werden, er ging nach Wien, um sich zu beschweren. Es war nahe daran, daß er mit einem derben Verweis wegen Insubordination in die Grenze zurückgeschickt wurde, als er durch Elias von Hochstetten, mit dem er von Petersburg her bekannt war, an Binder und durch diesen an Kaunitz vorgestellt ward. Von dem Dachstübchen in der Ungergasse, wo er bei einem Schneider wohnte, aus, kam er als Obristlieutenant unter Browne zu stehen, hier stieg er sehr bald zum Obrist und 1757

bereits zum General: das Patent zu dieser Ernennung fingen die preußischen Husaren bei dem Courier auf, Friedrich der Große schickte es an Loudon mit einem verbindlichen Schreiben. Nach dem Sieg bei Kunnersdorf ward er zum Feldzeugmeister ernannt. Jeder neue Sieg des von Kaunitz Hervorgezognen war ein neuer Triumph der Eitelkeit des Staatskanzlers. Der „bescheidne, ernsthafte, schweigsame, halb traurige Loudon", wie ihn Gellert einmal mit dem Zusatze „fast so wie ich" beschreibt, ward kein Hofgeneral, wie seine Collegen es zum großen Theile, die „dicke Excellenz" an der Spitze, waren, er blieb, was er war, Natursohn, und zog sich nach dem Kriege aus Wien, wo seine ernste magre Figur gar nicht für die große Gesellschaft paßte, seitwärts der Residenz in den Hadersdorf-Park, der ihm gehörte, zurück. Selbst der große Joseph war — und zu seinem größten Schaden — kleinlich eifersüchtig auf den unscheinbaren Helden, der aber nach dem Schaden von Lugosch die Fahne Oestreichs wieder auf Belgrad flattern machte, wie dereinst Prinz Eugen.

Alle kriegerische Erfolge Loudon's vermochten aber nichts gegen die Hauptnoth, die den Kaiserhof in der letzten Zeit des siebenjährigen Kriegs drängte, die Finanznoth. Friedrich siegte nur, indem er, wie er selbst sagte, den letzten Thaler in der Tasche behielt. Die Geldklemme war ungeheuer in Wien, die prompten Zahler England und Holland ließen sich jetzt schmerzlich vermissen. Alles in Oestreich war erschöpft: eine schwere Vermögenssteuer, Abzüge von

Civil und Militair, Abzapfung selbst des Clerus, Staatsschuldscheineausgabe sogar — das erste Papiergeld, die Bancozettel, wurden damals ausgegeben — alles half nicht aus. Der Hubertsburger Friede, 1763, mußte zum drittenmal Schlesien, das liebe Schlesien, das der Kaiserin gar nicht aus dem Sinne kam, dem bösen Manne belassen.

Die Verbindung Oestreichs mit Frankreich dauerte noch bis zu dem herben Bruche in der Revolution fort: der französische Gesandte Breteuil war nächst Kaunitz der einflußreichste Mann in Wien.

Die zweite große Hauptthat, die Kaunitz neben dem Abschluß der miraculosen Allianz mit Frankreich verrichtete und die für Oestreich noch als größeres Mirakel gelten konnte, war die Abschaffung der Leute, die seit Jahrhunderten die geheimen Hauptlenker der Politik des Kaiserhofes gewesen waren, der spanischen Priester. Dem Fürsten gelang es, die so lange allmächtig gewesenen „Patres Jesu“ zu verdrängen, die freilich zuletzt so verhaßt, wie einst der Tempelorden geworden waren. Die Aufhebung der Jesuitengesellschaft in Oestreich erfolgte im Jahre 1772. Lange, lange wollte die Kaiserin nicht daran, diese gefürchteten Leute auszustoßen. Sie meinte immer und immer, wenn der Fürst sie drängte, doch endlich ihre Einwilligung zu geben: „die Jesuiten seien die Vormauer aller Auctoritäten.“ Auf die wiederholten gewichtigsten Vorstellungen des Staatskanzlers, die sie nicht widerlegen konnte, hatte sie nur Thränen zur Antwort. Endlich behändigte Kaunitz Marien

Theresien eine Generalbeichte von ihr, die sie früher ihrem Jesuitenpater Hambacher abgelegt und die derselbe an den Jesuitengeneral Ricci abgesandt hatte. Als Ricci in der Engelsburg gefangen gesetzt ward, hatte man sie unter seinen Papieren gefunden und sie war dem Fürsten aus Rom vom Papst Ganganelli zugekommen. Geraume Zeit vorher schon hatte Kaunitz noch andre Jesuiten-Arcana von dem Apostaten Joseph Monsperger, einem Jesuiten vierten Grades und Gelübdes erhalten: Monsperger hatte sie in einem zufällig entdeckten Wandschranke in der Geheimen Kanzlei der Provinz Oestreich im Profeßhause zu Wien (dem zuerst in Deuschland gestifteten) gefunden und dem Fürsten durch dessen Geheimschreiber Harrer, Monsperger's Schulfreund, zustellen lassen. Kaunitz hatte sie zurückgelegt und noch mehrere Jahre geschwiegen, weil Manches ihm noch nicht zum Sturze der Gesellschaft reif schien. Kaunitz unterbreitete jetzt auch diese Papiere seiner Monarchin. Da unterschrieb Maria Theresia endlich.

Kaunitz schreibt man mit Recht die allgemeine Unterdrückung der Jesuiten in Europa zu: Pombal, Aranda und Choiseul, die drei Minister, die sie in Portugal, Spanien und Frankreich aufhoben, waren zuvor Botschafter ihrer Höfe in Wien gewesen und hatten von hier ihre Richtung erhalten. In Rom nannte man Kaunitz nur „il ministero eretico“. Der große Ketzer Voltaire und der Autor des Tartüffe waren auch seine Lieblingsschriftsteller.

Fürst Metternich kehrte unter gewissen Modi-

ficationen, was die Jesuiten und die Vormauer der Auctoritäten betrifft, später doch wieder zu der Maxime Maria Theresia's zurück.

Die Aufhebung der Jesuiten fiel in ein Jahr mit der Theilung Polens und auch an diesen Schritt war Maria Theresia so schwer zu bringen, wie an jenen.

Wie Kaunitz das politische System Oestreichs im Westen durch die französische Allianz geändert hatte, so kam durch ihn auch die große Aenderung des Systems im Norden und Osten, die Aenderung, durch die die Präponderanz hier unter der Kaiserin Catharina an Rußland gelangte. Kaunitz war der mittelbare Urheber der für Oestreich so gefährlichen, aber in dieser Gefährlichkeit erst sehr spät erkannten Theilung von Polen.

Das Signal dazu gab die Reclamation der vor Jahrhunderten unter Kaiser Sigismund Seiten Ungarns an Polen verpfändeten Zipser Städte. Maria Theresia war instinctiv immer gegen die Nachbarschaft Rußlands gewesen. Schon im Jahre 1756 hatte sie in einem wichtigen Staatsschreiben an die russische Kaiserin Elisabeth so unterzeichnet: „Meiner allerliebsten Frauen Schwöster allergethreyeste Freindin aber mit meinem Willen niemals Nachbarin Marie Theresia." Im Jahre 1770, bei der zweiten Zusammenkunft Joseph's mit Friedrich II. in Mährisch-Neustadt, wo Kaunitz den Kaiser begleitete, ward dieser von dem König von Preußen gewonnen. Friedrich der Große, der wohl wußte, daß

er ohne des allmächtigen Ministers Zustimmung die Scrupel Maria Theresia's nicht würde beseitigen können, strengte seine ganze Geschicklichkeit an, den Fürsten auf seine Seite zu bringen. Der Kaiser hatte von Wien eine italienische Oper und Noverre fürs Ballet mit nach Neustadt gebracht. Bei den Vorstellungen wußte es Friedrich mit vollendeter Geschicklichkeit immer so anzustellen, daß Kaunitz zwischen dem Kaiser und ihm in die Mitte zu sitzen kam. Er erzeigte ihm tausend Aufmerksamkeiten, schnupfte sogar aus der Dose des Fürsten und legte die ausgezeichnetste Hochachtung für ihn an den Tag. Die Eitelkeit Kaunitzens konnte nicht widerstehen, er ging auf Friedrich's Theilungsplan ein. 1772 mußte Maria Theresia die, wie gewöhnlich, „im Namen der heiligen „untheilbaren" Dreieinigkeit" ausgefertigte „Theilungsacte" Polens unterschreiben. Sie that es mit den neben die gewöhnliche offizielle Erledigung des von Kaunitz eingereichten Foliovortragsbogen geschriebenen denkwürdigen Worten: „Placet, weil so viel große und gelehrte Männer es wollen; wenn ich aber schon längst todt bin, wird man erfahren, was aus dieser Verletzung **an allem, was bisher heilig und gerecht war**, hervorgehen wird." In dem Kaunitzischen Folio-Vortragsbogen lag ein Handbillet in Quart, mehrmals mit unbedeutenden Varianten angefangen und geschrieben, des Wortslauts:

„Als alle Meine Länder angefochten wurden und gar nit mehr wußte, wo ruhig niederkommen sollte,

stelffete ich mich auf mein gutes Recht und den beistand Gottes! — Aber in dieser Sach, wo nit allein das offenbare Recht himmelschreient wider Uns, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider Uns ist, mueß bekhennen, daß so zeitlebens nit so beängstiget mich befunden und mich sehen zu lassen schäme. — Bedenk der Fürst, was wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein ellendes stuk von Pollen oder von der Moldau und Wallachey unnser ehr und reputation in die Schanz schlagen? — Ich merkh woll, daß ich allein bin und nit mehr en vigeur, darum lasse ich die sachen, jedoch nit ohne meinen größten Gram, ihren Weg gehen."

In dem geheimen Vertrag zwischen Rußland und Preußen war allerdings ein Hauptpunct gewesen: Krieg gegen Oestreich, wenn es die Theilung nicht zugeben will. Aber Maria Theresia weinte mit der heroischen polnischen Gräfin Wielopolska, die sich hernach selbst das Leben nahm, als die polnischen Patrioten in alle Welt fliehen mußten.

Kaunitz, der Lenker der Geschicke Oestreichs, war ein ziemlich groẞer, wohlgebauter, musculöser und hagerer Mann; er hatte ganz weißen Teint, blonde Haare und blaue, schöne, sehr ruhige Augen, aus denen Adlerblicke kamen. Die Stirn war wenig gewölbt, die Nase gebogen, das Kinn war etwas hervorstehend, der Mund in einem edlen Verhältniß. Kaunitz trug eine merkwürdige Perücke von einer Masse von Locken, die, um jede Stirnfalte zu ver-

decken, in einem Zickzack über dieselbe hinliefen. Um jede Seite dieser Perücke gleichmäßig schön gepudert erscheinen zu lassen, pflegte er in einem mit Puderstaub gefüllten Zimmer durch eine Reihe von Dienern einigemal auf und nieder zu gehen, die ihm mit großen Fächern eine Wolke von Puder zuführten. Derlei sonderbare Kaunitz-Perücke ahmte man Kaunitz sofort nach. „Der junge Graf Perkes, schreibt Baron Fürst, gab sich soviel augenscheinliche Mühe, Kaunitz nachzuahmen, daß man ihn allenthalben „den kleinen Kaunitz" nannte. Seine Wagen, die Art, die Pferde anzuschirren, selbst seine Perücken hat man ihm nachgemacht und die Mode ohne Weiteres mit seinem Namen bezeichnet." „Gleich im Anfang seiner Gewalt, schreibt Baron Fürst weiter, wollte Kaunitz sich auch über die Hofetikette hinwegsetzen. Mit der spanischen Tracht vereinigte er (statt rother) weiße Strümpfe: er erschien mit Haarbeutel und einem gewaltigen Muff. Obwohl man ihm gesagt hatte, er möge sich besser in das Herkommen fügen, so that er es doch nicht immer. Allenthalben begleitete ihn eine große Dogge, und nur nach Hofe nahm er sie nicht mit."

Kaunitz' Kleidung war stets geschmackvoll, bei besonderer Gelegenheit selbst prächtig, doch nie reich oder gestickt. En grande parure mit Degen erschien er selbst bei Hof nicht. Er ging in der letzten Zeit immer im schwarzen Beinkleid, schwarzen Strümpfen und schwarzen Schuhen mit goldnen Schnallen.

Auf der Brust trug er den Toisonorden mit Brillanten und zwar, wie der englische Tourist Wraxall

berichtet, stets. Er hatte von der Kaiserin auch den St. Stephansorden erhalten und zwar mit dem besonderen Privilegium, ihn in Diamanten zu tragen, was jedem andern Unterthan nach den bestehenden Aufwandsgesetzen nicht erlaubt war. Wraxall theilt das Handbillet der Kaiserin mit, womit sie ihm den Orden im April 1766 bei Gelegenheit der Vermählung der Erzherzogin Christine mit dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen überschickte. Es zeigt, wie hoch Kaunitz bei der Kaiserin in Gunst stand: „Ce n'est pas seulement par dispense de Grand Maître mais par distinction, que vous pouvez porter la croix de l'ordre de St. Etienne, en diamans. Vous avez tant contribué à l'illustrer, que je saisis avec avidité cette occasion si chère a mon coeur de vous témoigner ma reconnaisance, qui vous est due depuis long temps et qui ne finira qu'avec ma vie. Marie Therese."

Der Tourist Wraxall erzählt, daß Kaunitz nicht den Eindruck einer eleganten oder graziösen Erscheinung gemacht habe. Seine Manieren seien steif gewesen, aber in ihnen habe etwas Charakteristisches und Eigenthümliches gelegen, das, weil es Aufmerksamkeit abgenöthigt, keineswegs abstoßend oder unangenehm sich dargestellt habe.

Die Toilette blieb Lebenslang eine Hauptsache für den Fürsten. Selbst an dem Morgen, als er wußte, daß seine Monarchin im Sterben liege, ließ er sich nicht abhalten, die gewohnte hohe Sorgfalt ihr zu

widmen; er ließ sie in aller Ruhe, namentlich die Coiffure seiner Haare, aufs Sorgfältigste sich machen.

Eben so sorgfältig und ordentlich war er in allen seinen Sachen. Bei Anfang und Schluß jeden Tages stellte er auf seinem Schreibtische die strengste Symmetrie her, legte Federn und Bleistift Stück für Stück parallel; oft stäubte er während des Diktirens Staub von den Vasen, Rahmen und Kästen in seinem Zimmer. Am Vorabend jeden Tages schrieb er auf einen Zettel alle seine Agenda.

Der Fürst wohnte in der Staatskanzlei, die mit der Burg durch eine Galerie verbunden war, und während des Sommers in seinem Gartenpalais zu Mariahilf, das reizend und mit der höchsten Eleganz von ihm selbst angelegt worden war, oder in Laxenburg, wo er sich ein elegantes Haus in den siebziger Jahren hatte bauen lassen.

Alle Morgen wachte er um neun Uhr auf und begann zwischen elf und zwölf Uhr, im Bett liegen bleibend, denn sein großes Arbeitszimmer war zugleich sein Schlafzimmer, mit seinen Secretairen zu arbeiten. Manchmal kam selbst Joseph zu ihm vor's Bett als Kaiser. Selten las Kaunitz oder schrieb selbst etwas, sondern ließ sich Alles vorlesen und diktirte Alles. Dabei saß er ganz steif und unbeweglich. So ganz steif und starr aufrecht war auch sein Gang und das noch im achtzigsten Jahre. Charakteristisch war auch sein Gruß: er grüßte fast nur durch ein Kopfnicken, die Freunde erhielten dabei ein väterliches Lächeln, alle Andern die Miene des Protectors. Was er sprach, sprach er

ebenfalls höchst bedächtig und langsam. Er sah dabei, wie Kaiser Carl V., unbeweglich vor sich hin oder in die Höhe. Selbst wenn ihn etwas bewegte, reizte, angriff, war weder Gang noch Rede geschwinder, als sonst. Er war ganz von der tiefgefühlten Ueberzeugung durchdrungen, daß ihm vor Allem unverrückbarer Gleichmuth und unbesiegbare Standhaftigkeit gezieme. Er bewies diesen Gleichmuth und diese Standhaftigkeit bis zur Versteinerung. Nichts verrieth eine innere Bewegung bei ihm. Viele, die Jahre lang um ihn waren, haben ihn, wie Ludwig XIV., nie lachen gesehen.

Kaunitz hielt die französischen Manieren, die er sich angeeignet hatte, so fest, daß, wie Baron Fürst bezeugt, „er den Petitmaître vom ersten Range in so weit machte, daß er sogar seine Muttersprache absichtlich radebrechte.“ Das machte ihn, der so schon viele Neider hatte, den alten Oestreichern unerträglich. Alles, was um ihn war, mußte französisch sein; sowohl Kleider, als Wäsche, Geräthe, Bijouterieen, Nippsachen, Uhren ließ er aus Paris kommen.

Aber zu dieser äußerlich affichirten französischen Zierlichkeit und Galanterie kam bei diesem wunderbaren Manne ein sehr tüchtiges Theil deutscher Gründlichkeit und Solidität. Kaunitz haßte in den Geschäften die Oberflächlichkeit, er war ernster, tiefer und durchdringender Anstrengungen fähig, sein ganzes Leben war unausgesetztes Nachdenken und stete ernste Arbeit.

Um sich zu diesem unausgesetzten Nachdenken und zu dieser steten ernsten Arbeit den nöthigen Gleichmuth zu verschaffen, darauf war seine ganze Hauseinrichtung,

seine Diät und seine allerdings ins Wunderbare sich verlierende Sorge für seine Gesundheit berechnet.

Kaunitz machte ein Haus und zwar ein großes stattliches Haus in Wien, aber die Gesellschaft, die er bei sich sah, durfte ihn in keiner Weise geniren. Regelmäßig war bei ihm alle Tage offne Tafel, früher zu zwölf, später zu sechszehn bis achtzehn Couverts. Weil er aber die Einladungen gewöhnlich erst an demselben Tage und sehr spät zwischen zehn und elf Uhr, wo man sich schon anderweit versprochen hatte, zu schicken pflegte, traf es sich wohl zuweilen, wie Baron Fürst schreibt, daß nur wenige Couverts besetzt wurden. Die Zeit des Diners in Kaunitz' Hause war um vier, fünf, sechs, ja sogar erst um sieben Uhr. Die Tafel war mit den größten Delikatessen besetzt, namentlich rühmt der englische Tourist Wraxall, der wiederholt bei dem Fürsten speiste, die köstlichen Trüffeln, welche er aus Turin kommen ließ. Ein anderer englischer Tourist Swinburne erzählt, daß besonders das Desert an des Fürsten Tafel ganz vorzüglich gewesen sei, daß aber der Fürst diese zum Nachtisch bestimmten Süßigkeiten, Backwerk und dergleichen für sich besonders habe hinstellen lassen, ihm, dem Touristen sei eine förmliche Warnung zugegangen, nichts davon zu nehmen, er habe das Verbot aber nicht beachtet und der Fürst habe ihn dafür mehrere Tage ganz ernstlich boudirt.

Die Honneurs im Hause Kaunitz machte die Schwester des Fürsten, die Gräfin Questenberg, die bei den Wiener Damen gar nicht beliebt war.

Nach ihrem Tode besorgte sie die junge verwittwete Gräfin Clary, eine Dame, die mit funfzehn Jahren einen Mann von fünfundsiebzig geheirathet und ihn bald nach der Hochzeit durch den Tod verloren hatte: im Hause des Fürsten hieß sie nur „la petite veuve“ und Swinburne giebt ihr das Zeugniß, daß sie von gutem Teperament zu sein scheine und vollkommen englisch verstehe, was, wie er hinzusetzt, in der That bei den meisten Damen der ersten Gesellschaft in Deutschland der Fall ist.

Des Fürsten Diät war außerordentlich einfach. Sein Frühstück mußte gewogen werden, sowohl Kaffee als Zucker. Um ein Uhr nahm er eine Tasse Chocolade. Beim Diner aß er nur wenige Schüsseln, zuletzt regelmäßig nur ein Hühnchen in Reis und später bis zu Bettgehen nichts weiter.

Wie er regelmäßig alle Tage offne Tafel in seinem Hause hatte, sah er auch regelmäßig alle Abende Gesellschaft bei sich. Es ward da Conversation gemacht und Karten gespielt. Er selbst spielte gewöhnlich Billard, Karten nie. Er war zwar immer guten Humors, repräsentirte aber in seinen Soiréen gar nicht, empfing nicht einmal seine Gäste und ließ ihnen dagegen wieder volle Freiheit. Regelmäßig um elf Uhr, selbst wenn der Kaiser Joseph da war, entfernte sich Kaunitz, um schlafen zu gehen.

Wenn der Fürst eine Einladung zur Tafel außer Hause annahm, mußte jeder auch noch so hochgestellte Mann sich gefallen lassen, daß sein Koch ihm die Hauptspeisen schickte, ja der Fürst ging so weit, sogar

Wein, Brot und sogar das Wasser aus seinem Hause sich schicken zu lassen. Jedermann unterwarf sich diesen Bedingungen, denn sonst kam Kaunitz gar nicht: es hing das, wenn auch nicht allemal gerade mit einer ängstlichen Furcht vor Vergiftung, doch mit seiner ängstlichen Sorge für seine Gesundheit zusammen, er wollte sich nicht den Magen verderben.

Jedesmal nach Tisch, der Fürst mochte zu Hause oder auswärts speisen, war er gewohnt seinen famosen Mundreinigungsapparat aus der Tasche zu ziehen und mit demselben vor den Augen der ganzen Gesellschaft in aller Gemüthlichkeit wenigstens eine Viertelstunde lang, allerhand Geräusch machend, zu operiren. Dieser Apparat bestand, wie Swinburne erzählt, in größter Reichhaltigkeit aus einer vollständigen Reihe zweckdienlicher Instrumente, aus mehreren kleinen Spiegeln, um die Zähne von vorn und von hinten zu besehen, aus diversen Läppchen von Leinwand und dergleichen mehr. Als Kaunitz die Operation auch einmal bei dem französischen Botschafter, Baron Breteuil, ins Werk zu setzen sich anschickte, stand derselbe auf und sagte zu seinen Gästen: „Levons nous, le Prince veut être seul.“ Darauf applicirte der Fürst in der Einsamkeit seine Instrumente, speiste aber von dem Tage an nie wieder auswärts.

An Festen erschien Kaunitz nur sehr selten, Höflichkeitsbesuche machte er gar nicht. In früheren Jahren liebte er sehr das französische Theater: Graf Durazzo, der Directeur des spectacles, war sein liebster und vertrautester Freund. Obwohl er später sehr

selten zum Theater kam, nahm er es doch Joseph sehr übel, als dieser, indem er nach seines Vaters Tode das Pharaospiel im Theatergebäude verbot, wodurch das Theater sich bisher erhalten hatte, dasselbe eingehen ließ. Der Tourist Wraxall sah den Fürsten einmal auch von s. g. ombres chinoises sehr erlustigt, welche man vor einer auserlesenen Gesellschaft in einem Privathause gab. Musik war eine Lieblingssache von Kaunitz. Merkwürdig ist noch, daß er die Messe nur in seinem eignen Hause hörte, des Sonntags, und sie dauerte jedesmal nur zehn Minuten.

Freie Luft hat Kaunitz nie genossen, ja er konnte sie gar nicht vertragen. Seine Kutschen waren hermetisch verschlossen. Wenn er auch an einigen Sommertagen bei der drückendsten Hitze, wenn kein Lüftchen sich regte, in dem an die Staatskanzlei anstoßenden Gärtchen auf der Bastei in seinem Armstuhle saß, oder wenn er die wenigen Schritte von da aus eiligst in die Burg ging, verhielt er sich jederzeit sorgfältigst den Mund mit einem Tuche. Sobald er zu Maria Theresia kam, die immerwährend ein oder mehrere Fenster offen hatte und im größten Zuge ohnbeschadet ihrer Gesundheit sitzen konnte, wurden auf das Wort: „der Fürst kommt,“ sogleich alle Fenster verschlossen. „Der Fürst“ oder schlechtweg „unser alter Fürst“ hieß Kaunitz nicht nur bei der Kaiserin, sondern in der ganzen östreichischen Monarchie. Uebrigens aber nannte Maria Theresia ihn noch, wie alle ihre Leute bis zu ihrem Kammerdiener herunter: „Er.“ Kaunitzens einzige Bewegung war das Billardspiel, das er sehr

liebte, und das Reiten; er ritt jeden Nachmittag, bevor er speiste, drei Pferde, jedes eine gleiche Minutenzahl, in der Reitschule; im Winter war die Bahn mit vielen Lampen beleuchtet. Er hielt sich Pferde aus allen Ländern Europas. Nur in der allerwärmsten Witterung wagte er den Ritt in einem Bosquet seines Gartenpalais zu Mariahilf zu machen. Immer bediente sich Kaunitz verschiedener, den Temperaturen angemessener Kleidungen, um sich nicht zu erkälten. Caroline Pichler erzählt in ihren Denkwürdigkeiten, daß er sich, um diesen Zweck ganz sicher zu erreichen, mit einer Mehr- oder Minderzahl von schwarzseidenen Mänteln bis zur Zahl neun umhangen habe: sie wurden nach Bedarf addirt oder subtrahirt. In allen Zimmern seiner Wohnung hingen Thermometer, darnach wurde geheizt. Kein Wunder, daß sein Teint wegen dieses gänzlichen Mangels an frischer Luft sehr weiß war. Aber Kaunitz war nie krank und erreichte ein Alter von vierundachtzig Jahren. Von den Unpäßlichkeiten, die ihn überfielen, curirte er sich mit einer Latwerge, die er aus Paris mitgebracht hatte und die er fast mit jedem Courier sich von Neuem wieder kommen ließ.

Niemand hatte mehr als Kaunitz über das nachgedacht, was zum angenehmen Leben gehört; Niemand verstand sich besser darauf, es zu genießen und Andere es genießen zu lassen. Er pflegte zu sagen: „Wenn man zwanzig Jahre alt ist, jagt man das Vergnügen zu Tode, in den dreißigen genießt man es, in den vierzigen gebraucht man es

mit Maaße, in den funfzigen sucht man es und in den sechzigen vermißt man es mit Bedauern (on le regrette!). Kaum konnte aber auch Jemand mehr für das Leben besorgt sein, als Kaunitz. Alles, was nur entfernt an's Sterben erinnerte, war durchaus bei ihm beseitigt. Allen seinen Umgebungen war verboten, zwei Worte in seiner Gegenwart zu gebrauchen: „Tod" und „Blattern." Die Blattern hatte er selbst nicht gehabt und sie waren ihm durch den Eindruck so verhaßt geworden, den Maria Theresia's Krankheit auf ihn gemacht hatte. Selbst seine Vorleser beschwor Kaunitz in einer eigenhändigen schriftlichen Anweisung, sich des Gebrauchs jener beiden schlimmen Worte zu enthalten. Selbst von „Inoculation" der Bäume durfte nicht gesprochen werden, weil das an die Inoculation der Blattern erinnerte, man mußte „äugeln" oder „einimpfen" sagen. Der Tourist Wraxall bezeugt, daß allen Fremden, sobald sie nach Wien kamen, Weisungen zugingen, sich hierin dem Willen des Fürsten gemäß zu bezeigen. Auch seinen Geburtstag zu erwähnen war verboten. Als der Staatsreferendar von Binder, sein funfzigjähriger Freund, gestorben war, drückte sich der Vorleser Xaver Raidt so aus: „Baron Binder ist nicht mehr anzutreffen gewesen." Der Fürst schwieg einen Augenblick, dann sagte er: „Est-il mort? Il était cependant assez vieux." Binder war anderthalb Jahre jünger als Kaunitz. Zu einem andern Vorleser, seinem Secretair Harrer, sagte er, als er in den Sechzigen stand: „Mais comment est-il possible,

que de jeunes gens, comme vous, oublient des choses pareilles?“ Den Tod Friedrich's des Großen erfuhr Kaunitz dergestalt, daß der Vorleser Lambert Hurez scheinbar ganz gedankenlos erzählte, der eben aus Berlin über Peterswalde beim preußischen Gesandten eingetroffene und von dieser Grenzstation wie gewöhnlich surveillirte Courier habe die Notificationen des Königs Friedrich Wilhelm mitgebracht. Kaunitz blieb lange Zeit steif und starr in seinem Lehnstuhle sitzen, gab kein Zeichen, als wenn er es verstanden, endlich erhob er sich, machte seinen langsamen steifen Gang durch den Saal, setzte sich dann wieder, hob die Arme gen Himmel und rief: „Ach, wann wird denn ein solcher König das Diadem wieder adeln?!“ Als Kaiser Joseph II. starb, gab der Kammerdiener eine Schrift, die der Kaiser unterzeichnen sollte, an Kaunitz mit den Worten zurück: „der Kaiser unterzeichnet nimmer.“

Den Tod seiner Schwester, der Gräfin Questenberg, die seinen zweiten Sohn Dominik zum Universalerben einsetzte, erfuhr Kaunitz nicht eher, als bis er seine Familie in Trauer erblickte. Eben so erfuhr er nicht eher die Reconvalescenz eines seiner Söhne, als bis er ihn in seinem Palaste wiedersah, niemals hatte er ihn in seiner Krankheit besucht. Einer alten Tante schickte er einmal ein Lieblingsgericht von seinem Tische — vier Jahre nach ihrem Tode.

In den achtziger Jahren, wo der englische Tourist Swinburne in Wien war, hatte Kaunitz fünf Söhne am Leben. „Die beiden ältesten,“ schreibt

Swinburne, „sind bornirte, aber artige, würdige Leute, der dritte und vierte absolute Nullen, der fünfte ein schlimmer Roué.“ Diesen jüngsten geliebtesten, wie Hormayr schreibt, hoffnungsvollen Sohn Joseph, der Hofrath in der Staatskanzlei war, ließ der Fürst um eines geringen Fehltritts willen nicht vor sein Angesicht, als derselbe auf den fernen Gesandtschaftsposten in Petersburg ging. Er mußte dann auf einen anderen fernen Posten als Botschafter in Madrid gehn, wo er seinen Bruder Dominik ablöste. Mehrmals verlangte dieser jüngste Sohn des Fürsten seine Zurückberufung, denn der Wurm des Todes nagte an dem noch kräftigen Manne. Der Vater aber hielt dies Alles für Ausflucht, für Heimweh, für Abneigung gegen den ihm übertragenen Posten. Als er sehr spät sich von der Wahrheit des Beweggrundes überzeugt hatte, erließ er endlich den Rappell. Aber es war bereits zu spät. Der Sohn starb bei der Einschiffung nach Marseille im Hafen von Alicante am 13. Febr. 1785 nach kürzlich vollendetem neununddreißigsten Jahre. Unvorbereitet erhielt der Staatskanzler den Bericht des Geschäftsträgers in Madrid, der sich nicht enthalten hatte können, in vorwurfähnliche Klagen über diesen Verlust auszubrechen. Versteinerten Angesichts und Blickes diktirte Kaunitz dem Vorleser Raidt einige auf den Todesfall bezügliche Befehle, winkte ihm darauf etwas erschöpft, fortzugehen, zu warten und keine Seele vorzulassen. Nach etwa einer halben Stunde läutete der Fürst; als Raidt wiederkam, fand er ihn zu seinem Schrecken

todtenbleich und todesmatt. Es schien, er habe bitterlich geweint. Aber er machte wieder die gewohnte olympische Jupitersbewegung mit der rechten Hand, zu schweigen und sich zu setzen und diktirte sodann eine lange Depesche an den Botschafter in Paris Grafen Mercy. Darauf entschuldigte er sich zur Tafel und legte sich zu Bett.

Von den drei Söhnen, die der Fürst bei seinem Tode hinterließ, war der älteste, Ernst, Gesandter in Neapel und Rom und dann Oberhofmarschall, der zweite, Dominik, erst Gesandter in Turin und Spanien, dann Oberstallmeister, der dritte, Franz, Feldzeugmeister. Von ihnen allen lebte zuletzt nur ein Enkel, ein Sohn Dominik's, der Fürst Alois, vermählt mit einer Gräfin Ungnad von Weissenwolff, der 1848 in Paris starb und mit dem des Fürsten Geschlecht erloschen ist. Er hinterließ nur drei in die Häuser Starhemberg, Palffy und Caroly-verheirathete Töchter.

Der Ehrgeiz, des Fürsten Hauptleidenschaft, war mit einer nicht geringen Dosis Eitelkeit und Selbstgefälligkeit und zwar bis auf sehr große Kleinigkeiten herunter versetzt. Er hielt sich geradezu für ein Orakel und orakulisirte und hofmeisterte Alles. „Er ist," schreibt Swinburne, „der größte Tyrann und Pascha, den ich je sah." Kaunitz war so auf seinen Werth eingebildet, daß er sagte: „hundert Jahre braucht der Himmel, um einen großen Geist für die Wiederherstellung einer Monarchie zu bilden, dann ruht er hundert Jahre, dies macht mich zittern für die östrei-

chische Monarchie nach meinem Tode." Wollte er über Alles erheben, so bediente er sich der Phrase: „Das hätte ich selbst nicht besser machen können." Zu einem Russen, den ihm der Fürst von Ligne vorstellte, hörte dieser ihn sagen: „Ich rathe Ihnen, mein Herr, sich mein Portrait zu kaufen, denn man wird in Ihrem Lande froh sein, das Abbild eines der berühmtesten Männer kennen zu lernen, eines Mannes, der am besten zu Pferde sitzt, der als der beste Minister seit funfzehn Jahren diese Monarchie regiert, der Alles kennt, Alles weiß, sich auf Alles versteht." Wie der Cardinal Richelieu sich am Meisten auf seine bombastischen Trauerspiele zu Gute that, so setzte Kaunitz seinen Stolz darein, der beste Reiter zu sein. Schlosser schreibt in einem Briefe aus Wien vom Jahre 1783: „Nach Tische fuhren wir in das Palais des Fürsten Kaunitz zu Mariahilf, wo wir ihn reiten sahen. Der Fürst ist etliche und siebenzig Jahre alt. Er reitet aber noch alle Tage auf seiner Bahn und giebt sich dabei die lächerlichsten airs. Er dementirt sich auf dem Pferde wie ein Besessener. Wenn er rechts oder links drehen will, zieht er die Zügel mit vollem Arm herüber und wenn er passirt, legt er sich ganz zurück. Doch sagte er uns voll Selbstgefühl: „Voilà comme il faut faire, on ne doit jamais voir, comment le cheval est gouverné. Qui le voit faire doit croire que c'est par un ressort interieur qu'il fait les tours." Eben so exquisit wie auf's Reiten glaubte Kaunitz sich auf den Anzug zu verstehen. Er liebte

es, mit dem Schneider über den besten Kleiderschnitt, mit dem Schuhmacher über die besten Schuhe zu streiten. Für gutgefertigte Handwerkerarbeiten hatte er eine wahre Passion, solche Leute standen sehr gut bei ihm. Eigentlich glaubte er so ziemlich Alles und Jedes selbst am Besten zu machen: bei Tische pflegte er auch den Sallat selbst zu machen, Oel und Essig mischte er zu diesem Behufe in einer Bouteille in Spiralform, zerbrach diese aber einmal und überschüttete seine beiden Nachbarinnen mit der Mischung. Ebenso lief ihm einmal in Aermel und Weste der Wein einer Champagnerbouteille, als er der Gesellschaft anzugeben beflissen war, wie man sie nach seinem Sinne richtig nach der Kunst schütteln und entkorksen müsse. Die Bauwuth besaß er in hohem Grade. Fortwährend hatte er in seinen Häusern und auf seinen Gütern Etwas einzureißen, ausbessern oder wieder bauen zu lassen. Er baute sich seinen Sommerpalast zu Mariahilf, wo er auch seine schöne Bildergalerie hatte, er baute sich sein Sommerhaus in Laxenburg, er baute sich ein ganz neues Schloß mit einem neuen Garten auf seiner Herrschaft Austerlitz bei Brünn in Mähren, dem Ort, der nachher durch die Dreikaiserschlacht berühmt geworden ist. Der Garten zu Austerlitz war namentlich durch die ungemein schönen bedeckten Arkadengänge berühmt: sie waren nach dem Vorbild von Marly angelegt. Selbst mit dem Ziegelbrenner konnte der Fürst bei seinen Bauten über die beste Form der Ziegel sich streiten. „Gegenüber," schreibt der Tourist Swinburne, „vom Palais in Schönbrunn ist

ein Hügel mit einer Art langem Porticus-Gebäude darauf stehend, so häßlich wie möglich: das ist Fürst Kaunitz' Meisterstück, auf das er sich am Meisten zu Gute thut. 50,000 Pfund Sterling wenigstens sind ausgegeben worden, um diesen Hügel (den Gloriettenhügel) umzuändern und nach dem Modelle zu Stande zu bringen." Im Bildersammeln, was auch zu seinen Passionen gehörte, war der Fürst auch nicht in dem Maaße Kenner, wie er es zu sein glaubte. „Er befragte mich einst," schreibt Swinburne, „um meine Meinung über Bilder, die ihm der Kupferstecher Michel von Basel zur Approbation eingeschickt hatte. Michel dupirt ihn, die Bilder sind geradezu Sudeleien. Unter andern befand sich darunter ein Papst, nach meiner und des Nuntius Meinung von der Sorte, wie man sie in Rom auf der Ara de Massimi im Preis zu sechszehn Paoli ausstellt."

Kaunitz gab zuerst dem stolzen und doch so ungebildeten Adel Oestreichs eine sehr scharfe Lection, wie die Leute von Geburt und ohne Bildung anzusehen und zu behandeln seien. Er war der Erste, der nach Eugen den rohen Ton in Oestreich brach, mit dem zeither Gelehrte und Künstler behandelt worden waren. Kaunitz behandelte sie mit Zuvorkommenheit, ja mit Auszeichnung: er zog sie nicht nur an seine Tafel, sondern setzte sie neben Grafen und Fürsten und zeichnete sie sichtbar vor diesen aus. Gluck speiste oft bei ihm und der Fürst sprach mit ihm auf die schmeichelhafteste Weise, ohne den ersten Adel neben sich auch nur zu beachten. Dagegen mußte der Ritter dem Für-

ften freilich auch einmal bei einer andern Gelegenheit einen absonderlichen Liebes- und Ehrendienst thun. „Als der Erzherzog Leopold II.," erzählt Swinburne, „im Jahre 1764 sich zu Innsbruck mit der spanischen Infantin vermählte, reiste Kaunitz voraus, um nachzusehen, daß Alles in Ordnung für die Festlichkeiten sei. Vor Allem reizte die Oper seine Aufmerksamkeit und er befragte Gluck deshalb. Der Componist versicherte ihm, daß die Schauspieler, Sänger und Decorationen alles in der Vollkommenheit seien. „Gut," meinte der Fürst, „lassen Sie die Oper gleich einmal aufführen!" „Wie!" rief Gluck aus, „ohne Auditorium?" „Monsieur Gluck," erwiederte Kaunitz, „sachez que la qualité vaut bien la quantité, je suis moi seul une audience." Es geschah, wie er es begehrt hatte und ich hörte es von ihm selbst mit großem Triumphe erzählen." Selbst auf Noverre, den französischen Tanzgott, ließ Kaunitz einmal mit einem Diner warten. Den Tag zuvor hatte er anrichten lassen, obgleich ein eingeladener Gesandter sich noch nicht eingefunden hatte. Auch ließ der Fürst es gar nicht blos bei Tafeleinladungen bewenden, sondern kam auch sonst den Wünschen der Gelehrten und Künstler reell entgegen. Auswärtige Gelehrte, wie Robertson bei seiner Geschichte Kaiser Carl's V., wurden von ihm bereitwillig unterstützt. Franzosen und französisch Gebildete zog er, wie Friedrich der Große freilich ganz entschieden, den Deutschen vor. Er sprach französisch, italienisch und deutsch mit gleicher Geläufigkeit. In der Regel ward aber nur wie

bei Friedrich französisch gesprochen. Nur Italiener redete Kaunitz italienisch an, wenn er wußte, daß sie des Französischen nicht mächtig waren. Die Gegenstände, über die das Gespräch während der Tafel roulirte, waren Pferde und Wagen, mechanische Gegenstände; sehr gern sprach Kaunitz über Architektur. Ueber Politik ward sehr selten gesprochen; wenn es die Gelegenheit gab, über historische Thatsachen. Kaunitz liebte an der Tafel ungemein eine belebte, freie, unbefangene Unterhaltung. Als eines Tags die geladenen Gäste aus allzugroßer Devotion und Submission gar nicht sprachen, sagte der dadurch höchst gelangweilte Fürst zu der ihm die Einladungen besorgenden Gräfin Clary bei der Zähnestocher-Operation in völliger Vergessenheit der Dehors laut: „Aber was haben Sie mir denn heute für eine dumme Gesellschaft gebeten?!" —

Die Freimüthigkeit in den Auslassungen des Fürsten überschritt manchmal gar weit das Maaß der Galanterie, auch gegen Damen. Solche, die Odeurs brauchten, die er gründlich haßte und sich zu ihm setzen wollten, verscheuchte er ohne Weiteres mit den Worten: „Allez-vous-en, Madame, vous puez!" In seiner großen Selbstverläßlichkeit, die sein Geist und namentlich seine Stellung ihm gaben, liebte er es, alle Welt zu schrauben. Damit kam er aber manchmal an die unrechten Leute, von denen er starke Repartien einstecken mußte. Zu einer Zeit, wo er gar nicht mehr den energischen Gebrauch seiner Geisteskräfte wegen Altersschwäche einsetzen konnte, machte er sich einmal

an den preußischen Gesandten Marquis Lucchesini und versuchte auch diesen geriebenen Weltmann zu schrauben. Er fragte denselben einmal: „Mr. le Marquis dites moi à quoi sert la mathematique?“ Der Marquis replicirte auf der Stelle, das Capital der Sottise mit Wucherzinsen restituirend: „Pour mesurer les hauteurs, Votre Altesse!“ Selbst von dem famosen Abentheurer und Glücksritter Graf Casanova, der sehr gern gesehn und sein beständiger Tischgast war, mußte der Fürst einmal eine sehr starke Pille hinnehmen. Er fragte denselben einmal bei Tafel über Rubens, „den vortrefflichen Maler Rubens,“ von dem Khevenhüller in den Annalen Ferdinand's berichtet, „daß er, als er auch in allerlei negotien universal und dem König von England angenehm gewesen, den Frieden zwischen den beiden Kronen Spanien und England zu tractiren dahin geschickt worden sei.“ Auf die Frage des Fürsten: „Rubens war also ein Diplomat, der sich mit der Malerkunst amüsirte?“ replicirte der Italiener: „Nein, Durchlaucht, er war ein Maler, der sich den Diplomaten zu machen amüsirte.“

Baron Fürst sowohl als der englische Tourist Wraxall bezeugen, daß Kaunitz in seinem Hause Jedermann mit größter Nachlässigkeit behandelt habe, den höchsten Adel Wiens, und zwar Damen wie Herren, die fremden Gesandten, selbst Kaiser und Kaiserin nicht ausgeschlossen. Höchstens mit dem französischen Gesandten Herrn von Breteuil habe er eine Ausnahme gemacht. Nicht selten habe er seinen Gästen, weit davon entfernt, sie beim Eintritt in seine Salons begrüßend

zu empfangen oder wenn sie zu ihm an's Billard herantraten, wenigstens zu bemerken, den Rücken in dem Momente zugekehrt, wo sie ihm ihr Compliment machen oder das Wort an ihn richten wollten. Auch in dieser Beziehung überschritt seine Ungenirtheit das Maaß der Galanterie. Von den Damen, die den stehenden Kreis in Kaunitz' Hause bildeten, nennt Fürst in den funfziger Jahren außer der Hauptfavoritin, der jungen verwittweten Gräfin Clary, die junge Fürstin Kinsky, die seine Bewerbungen gar nicht und die Gräfin Luzan, die sie am bereitwilligsten erhörte, obschon sie auch dem galanten jungen englischen Minister Ritter Keith erlaubte, für sie zu glühen, ferner die Fürstinnen Liechtenstein und Lubomirsky. Später in den siebenziger Jahren traf Wraxall's Landsmann Dutens noch die beiden geistreichsten Damen von Wien, auf die ich zurückkomme, die Gräfinnen Thun und Pergen, und von Männern den englischen Gesandten Mylord Stormont und den von Pombal aus seinem Vaterlande vertriebenen Herzog von Braganza als diejenigen, welche die Grundlage der Gesellschaft bei dem Fürsten bildeten.

Trotz aller seiner Eitelkeit, Todesfurcht, Eiskälte und Selbstvergötterung war Kaunitz dennoch für Oestreich der unentbehrliche Mann, der sich über vierzig Jahre lang unter zwei so sehr verschiedenen Regierungen, wie die Maria Theresia's und Joseph's II. waren, im höchsten Ansehen zu behaupten wußte. Er allerdings hat die Größe der neuen lothringisch-östreichischen Monarchie gegründet und wie gesagt, nicht

bloß nach Außen, noch mehr im Innern. „Wie dem Herzog von Sully, erzählt Dutens, waren Kaunitz die Zügel der Regierung in schweren Zeiten unmittelbar nach einem langen und kostspieligen Kriege (dem östreichischischen Erbfolgekriege) anvertraut worden. Er hat, wie Sully, die größte Ordnung in die verfallenen östreichischen Finanzen gebracht, die Staatsschulden bezahlt und den öffentlichen Credit so völlig hergestellt, daß, als ich mich in Wien aufhielt (1769 und 1770), der Zinsfuß schon 1 Procent unter pari stand. *) Aus Mäßigung gab er dieses Departement einem Andern (Graf Hatzfeld). Der Hofbanquier Baron Fries hat mir selbst gesagt: er habe mehrmals nur auf ein paar Worte des Fürsten die größten Contracte abgeschlossen; so sehr rechnete man auf die Sicherheit der stets zum Ziele treffenden Maaßregeln, die der Fürst in Allem, was er that, nahm. Es wurde in solchen Fällen nur zu dem Baron geschickt. Der Fürst sagte ihm: „Wir brauchen so und so viel Millionen, die in so und so viel Zeit wieder einkommen werden." Mehr verlangte der Banquier nicht. Er schrieb an Madame Nettine in Brüssel, an Herrn de la Borde und anderwärts hin. Die Anleihe kam zu Stande und es fehlte nie, daß die Fonds auf den vorher bestimmten Termin wieder zurückgezahlt wurden."

*) 1764/1765 wurden die Staatspapierzinsen von sechs auf fünf Procent herabgesetzt und der gewöhnliche Zinsfuß auf vier Procent bei Strafe der Confiscation. 1777 ward der Staatspapierzinsfuß auf $3^1/_2$ Procent herabgesetzt.

Die auswärtige Politik lenkte Kaunitz mit derselben Sicherheit. Es war, sagt Hormayr, Politik bei Kaunitz, die in Wien accreditirten fremden Gesandten durch Heirathen, Liebschaften, Besitzthum und Zahlung ihrer Schulden möglichst zu vindobonisiren, um stets bereite und beredte Vertheidiger und Entschuldiger seiner Pläne an den respektiven Höfen zu haben. So waren von den ersten sechziger bis neunziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts Fürst Demetrius Gallizin und seit den ersten neunziger Jahren Graf Andreas Rasumowsky, Sohn des Liebhabers der Kaiserin Elisabeth, Jahrzehnde hindurch Botschafter in Wien. Gallizin, der die s. g. Gloriette, ein Casino am Ende der Hauptallee rechter Hand im Prater anlegte, steht noch als reizender Berg, Rasumowsky noch als blühender Stromgarten am Donauarm in der Vorstadt Erdberg bei Wien. Rasumowsky heirathete 1788 die schöne Elisabeth, Gräfin Thun aus dem Hause Klösterle, eine Enkelin des Staatskanzlers Uhlefeld und verließ Wien erst im Jahre 1807, nachdem seine Gemahlin das Jahr zuvor gestorben war, dann kam er wieder und starb 1837 als Privatmann in Wien. Auch der sächsische Gesandte Graf Schönfeld heirathete in demselben Jahre, wie Rasumowsky eine Wienerin, die Tochter des gegraften Banquiers Fries: und war dann noch zwanzig Jahre lang sächsischer Gesandter in Wien bis zum Jahre 1808, ja seine Familie blieb ganz in Oestreich.

Mit den östreichischischen Legationen im Ausland beobachtete Kaunitz ein dreifach verschiedenes Verfahren.

Er schickte nach Petersburg, nach Paris, nach London, in die italienische und in die pyrenäische Halbinsel Gesandte, die geeignet waren, in allen auch noch so üppigen und verwegenen Intriguen ihren Mann zu stellen. Diese Gesandten erhielten jedoch dabei strenge Instruction, das Gesindel gewisser Art, nämlich thätige oder verunglückte Literaten, brodwerbende Künstler, Gaukler und Bummler aller Art, in achtungsvoller Entfernung von den östreichischen Legationen zu halten: man wollte nicht, daß sie ihre Kreise berührten und sie in ihre manchmal unerbaulichen Händel mit hineinzögen. Ganz anders war es auf deutscher Erde, wo diese Leute mit Absicht nahe herangezogen wurden und durch ihre Rapporte der polizeiliche Weizen aufs Ueppigste blühte: Kaunitz hielt das für die Spitze der Staatskunst. Wien und Regensburg wimmelten von solchen Leuten, die die Staats- und Reichskanzlei fortwährend bezahlte und die sie im Laufenden erhielten. Nur Berlin ward von allen solchen diplomatischen Afterbeigaben aus Wien völlig frei gehalten und Oestreichs Gesandtschaft aufs Würdigste besetzt, mit Männern, die theils Söhne von berühmten Gelehrten, theils selbst Gelehrte waren und mit Männern hoher Abkunft, die nachher in Oestreich den ersten Staatsposten bekleideten. Auf einen Swieten, den Sohn des berühmten Leibarzts, folgte der gelehrte Linguist Rewitzky, ein Ungar, auf diesen Graf Cobenzl, der nachher Staatskanzler ward. Ja sogar zwei Reichsfürsten evangelischen Bekenntnisses, die Fürsten Reuß aus dem Hause Greiz, Heinrich XIII., der später 1800 zur Regierung gelangte und sein Bruder Hein-

rich XIV. gingen nach einander als Gesandte nach Berlin, Heinrich XIV. starb 1799 daselbst als Gemahl der berühmten s. g. Prinzessin von Eybenberg, die Gentz ins östreichischische Cabinet zog.

Ein Hauptaugenmerk für Kaunitz blieben die Depeschen aus Berlin für die preußischen Gesandten in Wien. „Die preußischen Chiffern (deutsche und französische) waren längst aufgelöst. Die preußischen Cabinetscouriere, bis auf zwei, waren schon unter der Oberleitung des hierin Joseph's vollstes Vertrauen (selbst pecuniär) genießenden Hofraths, Polizeidirectors der Residenz, Joseph von Beer, auf Lebenslang versorgt, verführt und bestochen. Auf der Einbruchsstation bei Pirna in Sachsen war ein eignes, nach allen möglichen Rücksichten neu erbautes Häuschen, eine nur den Postbeamten zugängliche Filiale des von Kaunitz gegründeten Wiener Chiffrecabinets, von mehreren Beamten desselben bewohnt, die sogleich den längst mit Ungeduld erwarteten Berliner Courier und sein Felleisen in Beschlag, letzteres darauf schleunigst mit ihm in ihre Postchaise nahmen und im raschesten Fahren, auch sehr kurzen Zwischenräumen Ruhe, es operirten, lustrirten, copirten. Diese Künste alle waren auf dem Gipfel des scharfsinnigsten und ruhigsten Raffinements. So ging es fort bis in ein ditto geheimnißvolles sogenanntes Mauthhäuschen außerhalb der letzten Poststation vor Wien — Langenzersdorf, — wo das unkenntlich geschlossene Felleisen dem Courier zurückgegeben wurde. In der dritten Stunde darauf empfingen die preußischen Gesandten die Depeschen

aus den Händen des Couriers im Gesandtschaftshôtel in der Wollzeile, eben so bona fide und quasi de re optime gesta, wie in gleicher Stunde lächelnd und hochwiegend Spielmann und Kaunitz am Ballhausplatze in der Staatskanzlei." So berichtet Hormayr im Fragmente „Metternich."

Auch im Reiche blieb Kaunitz fortwährend der preußischen Diplomatie auf der Fährde: 1772 fiel der ganze Verkehr zwischen Berlin und Petersburg wegen Polen und im Türkenkriege der Postloge zu Mainz in die Hände, worüber es durch den preußischen Residenten, den heftigen Herrn von Dietz, zu einem nicht geringen Eclat kam.

Kaunitz hatte großen Weltverstand. Sein Urtheil war langsam, aber desto reifer und sein endlicher Ausspruch fast allemal richtig. Er pflegte zu sagen: „Wenn ich unterhandle, denke ich mich immer genau in die Lage der Personen, mit denen ich es zu thun habe und darnach verfahre ich mit ihnen oder gegen sie." Sein Wahlspruch war: „Alors comme alors," kommt Zeit, kommt Rath. Im entscheidenden Moment wußte er zu handeln. Die Worte eines der größten Geschichtsschreiber schrieb er einmal an die Spitze einer Depesche: „Viel wird nicht gewagt, weil es schwer scheint, vieles scheint nur darum schwer, weil es nicht gewagt wird." Wie es ihm an Kühnheit nicht fehlte, da zu handeln, wo er glaubte, daß er handeln könne, fehlte es ihm auch nicht an Bedächtigkeit, da zurückzuhalten, wo er sah, daß nicht durchzukommen sein

werde. Als Joseph II. die Holländer nöthigen wollte, die Sperrung der Schelde aufzugeben, warnte ihn Kaunitz. Joseph sagte ihm: „Mein lieber Fürst, die Holländer werden nicht feuern." Als der Erfolg zeigte, daß Kaunitz nur zu wohl vorgesehen habe, schrieb er dem Kaiser einen Brief, worin bloß die Worte standen: „Sire, die Holländer haben gefeuert." Kaunitz kannte die Menschen seiner Zeit, er wußte sie zu behandeln. Statt, daß Friedrich II. in der ersten Hälfte seiner Regierung die Cotillons an den Höfen von Frankreich und Rußland verspottete, flattirte sie Kaunitz und verstand sie für seine Zwecke trefflichst zu benutzen.

Fürst Kaunitz war durch diese und andre diplomatische Künste wirklich Herr des Kriegs und Friedens am Wiener Hofe. Er regierte „als europäischer Kutscher" das verweichlichte Europa ganz einfach und systematisch mit zwei Hauptmaximen, mit denen vom Hause Oestreich in den unwissenden Jahrhunderten mit allerdings miraculösem Glücke immer und immer regiert worden war, einmal: „Man muß nie selbst etwas thun, was man durch Andere thun lassen kann" und dann: „In der Politik muß man nichts für unmöglich halten, indem ein gewandter Mann Alles durchsetzen kann."

Dagegen war Kaunitz gescheit genug, daß er ein entschiedener Feind der Lüge war, er hielt sie für ein Auskunftsmittel der Dummheit. Dutens erzählt, daß er in einer Assemblée einst lange Zeit von dem Fürsten, der vor ihm stand, im Gespräch festgehalten worden

sei, ohne daß er ihm etwas Besonderes zu sagen gehabt habe. Als Dutens Miene machte, sich zu beurlauben, bat der Fürst ihn zu bleiben. „Sehen Sie nicht, sagte er, ich sehe dort den Fürsten von **, der nur darauf lauert, mich frei zu sehen, um mit mir zu reden; aber es ist ein Lügner; mir ist nicht wohl bei ihm, daher will ich ihn nicht sprechen." Das bestätigt auch ein anderer Engländer, der Tourist Swinburne. „In Geschäften, sagt er, ist der Fürst intelligent und über kleinliche Ausflüchte und Lügen erhaben. Er schweigt allezeit, wenn er seine wahre Meinung nicht äußern will."

Es wimmelte in Kaunitzens Kopfe von Plänen und Entwürfen. Er war erfüllt von der Wichtigkeit Deutschlands für Oestreich und hat darüber zu gelegenen Stunden seinen geheimen Vorlesern und Secretairen Harrer, Tassara, Hurez, Raidt, Ribini, Malter Einfälle und Maximen dictirt, wovon früher oder später, sagt Hormayr, zur Ehre des östreichischen Nestors Manches ans Licht treten dürfte. Kaunitz wollte Polen unter einem Erbkönig aus dem Hause Sachsen wieder herstellen. Er wollte auch das alte mächtige Ungarn vom adriatischen bis zum schwarzen Meere herstellen, Ungarn sollte die Freiheit der Donau und der Meere haben, es war dies schon ein Lieblingsplan Eugen's gewesen.

Des Fürsten Hauptintention war darauf gerichtet: Oestreich mit Baiern abzurunden und mit dem schwäbischen Vorderöstreich zu verbinden. Zweimal, einmal beim Erlöschen der bairischen Kurlinie 1777 und dann

noch einmal im Jahre 1784 nahm er diesen Plan auf. Das erstemal wehrte Friedrich der Große, indem er sich in seinem hohen Alter zu dem ihm sehr unbequemen bairischen Erbfolgekriege entschloß, und das zweitemal war es, wo er den deutschen Fürstenbund dem östreichischen Plane entgegenstellte.

Die Gelegenheit im Jahre 1784 war allerdings ungemein günstig. Carl Theodor, der Pfälzer Kurfürst, der Baiern geerbt hatte, hatte eine tiefe persönliche Abneigung gegen Baiern, sein Herz hing an der Pfalz und am Rheine; dazu war er sechzig Jahre alt und kinderlos, der muthmaßliche Erbe war der damals neunjährige Sohn des Herzogs Carl von Pfalz-Zweibrück und der sächsischen Prinzessin Amalie. Kaunitz setzte sich in Einvernehmen mit dem russischen Gesandten Grafen Romanzow in München und ließ durch den östreichischen Gesandten in München Grafen Ludwig Lehrbach die Unterhandlungen eröffnen, denselben Lehrbach, welcher später der höchst wahrscheinliche Anstifter des Mords der französischen Gesandten auf dem Rastadter Friedenscongresse war. Man bot Carl Theodor statt Baiern die den alten pfälzischen Besitzungen Jülich und Berg nahegelegenen Niederlande unter dem Namen und dem Titel eines Königreichs Burgund an. Die Unterhandlungen wurden ganz im Geheimen geführt und wiederum trat nun, wie dereinst bei der spanischen Erbschaft, ein ganz unerwarteter Todesfall ein. Wie im Jahre 1699 der sechsjährige zur spanischen Erbschaft bestimmte bairische Kurprinz Joseph Ferdi-

nand ganz plötzlich gestorben war, starb auch jetzt wieder ganz plötzlich der junge, für die bairische Erbschaft bestimmte Erbprinz Carl August Friedrich von Zweibrück am 21. August 1784. Von einem Ende Baierns bis zum andern Ende nannte das Volk den Grafen Lehrbach und den Prinzen Christian von Waldeck, als die im Liebedienst des östreichischen Interesses dasselbe vollbracht hätten, was dereinst der Fürst von Mansfeld, der östreichische Gesandte in Madrid, um die Hindernisse für die spanische Erbschaft wegzuräumen. Nach dem Tode dieses jungen zweibrückischen Prinzen standen nur noch vier Augen im Wege, die der beiden Brüder Carl von Zweibrück, der den Erben verloren hatte und Maximilian von Birkenfeld, des späteren Kurfürsten und ersten Königs von Baiern, der damals noch nicht vermählt und dem noch kein Erbe geboren war, der Kronprinz Ludwig ward erst 1786 geboren. Dem Herzog Carl von Zweibrück ward eine Million, Maximilian von Birkenfeld eine halbe für den Verzicht auf Baiern geboten. Aber trotz aller Einschüchterungsversuche, welche Romanzow gegen den Herzog von Zweibrück versuchte, verweigerte dieser die Einwilligung und wandte sich jetzt nach Berlin. Dadurch transpirirte die Sache, es war in den ersten Tagen des Jahres 1785. Darauf säumte Friedrich der Große nicht, dem östreichischen Tauschprojecte in dem deutschen Fürstenbunde einen mächtigen Damm entgegenzustellen.

Eben so, wie mit Kurfürst Carl Theodor wegen Ueberlassung von Baiern, unterhandelte Kaunitz

auch mit Herzog Carl von Würtemberg wegen Ueberlassung von Würtemberg gegen Modena an Oestreich. 1771 ward deshalb ein geheimer Vertrag abgeschlossen. Kaunitz wollte durch Würtemberg Vorderöstreich (Freiburg und den Breisgau) mit Tyrol, und den Rhein mit dem Inn in Verbindung bringen. Wiederum aber wachte dagegen der große Friedrich.

Der schlimme Mann war es endlich auch, der einen recht gefährlichen Plan zu Wasser machte, den die blöd bigotte Kaiserin im Interesse des römischen Stuhls verfolgte und der der eigentlich geheimste Schlüssel zum Räthsel der Allianz mit Frankreich ist, wie schon oben beiläufig angedeutet wurde, den Plan, Deutschland wieder in die Einigkeit der allein selig machenden Mutter Kirche zurückzuführen — nicht wie im dreißigjährigen Kriege mißglückt war, mit Gewalt, sondern ganz heimlich, nach und nach, unter der Hand. Die Fäden dieses geheimen Planes, der letzten großen Anstrengung der katholischen Kirche im achtzehnten Jahrhundert, verlaufen sich zurück bis aufs Jahr 1697, wo durch die berüchtigte Clausel des vierten Artikels des Ryswicker Friedens mit Frankreich, abgeschlossen Seiten Oestreichs vom Großvater des Fürsten Kaunitz, 1922 Orte in der Pfalz, in denen Ludwig XIV. durch seine berüchtigten Reunionen die katholische Religion wieder hergestellt hatte und die ans Reich wieder abgetreten mußten, katholisch blieben: Oestreich glaubte bei diesem Handel ganz im Rechte zu sein und bedauerte nur, nicht mehr erlangt zu haben. „Graf Auersperg (der Gesandte des Kaisers in London),

schreibt der englische Staatssecretair Blathwait an den Gesandten in Wien, Lord Lexington, aus dem Haag unterm 8. November 1697, sagte mir ganz offen, daß sie nicht halb so viel Kirchen durch diesen Frieden erhielten, als wir durch den von Münster." Das Jahr 1697 war zugleich das Jahr, wo der Kurfürst von Sachsen, um die Polenkrone tragen zu können, wieder zum Katholizismus übertrat. Seit diesem für Rom so glücklichen Jahre wurde unablässig daran im Geheimen gearbeitet, dem Katholizismus nach und nach wieder Terrain in Deutschland zu gewinnen. Das Netz ward über ganz Deutschland ausgeworfen. Es kamen die berüchtigten Religionsbedrückungen in der calvinischen Pfalz, die seit 1685 an die convertirte Linie Neuburg übergegangen war, aus der Leopold I. 1676 und der letzte Habsburger in Spanien 1690 nach Vergiftung seiner französischen Gemahlin sich ihre Gemahlinnen wählten. Die beiden letzten Kaiser des Hauses Habsburg hatten Gemahlinnen aus dem Hause des convertirten Hauses Braunschweig: Joseph I. vermählte sich 1699 mit Amalie von Hannover, Carl VI. 1708 mit Elisabeth von Braunschweig. Nur das Aussterben dieser convertirten Branchen im Hause der Welfen und vor Allem die Succession der protestantischen Hannover-Dynastie in England rettete den Fortbestand der protestantischen Religion. Auf die Religionsbedrückungen in der Pfalz, die die Massenauswanderungen der armen Pfälzer nach England und Pennsylvanien veranlaßten, folgten ähnliche Religionsbedrückun-

gen in den Hohenlohe'schen Herrschaften und im Jahre 1732 kam die große Salzburger Emigration. Würtemberg war in der Person des Herzogs Carl Alexander, der 1733 zur Succession kam, wieder mit einem katholischen Oberhaupte versehen; einen geheimen Plan, das Land wieder katholisch zu machen, zu dem der Reichsvicekanzler in Wien, Graf Schönborn, Bischof von Würzburg, die Hand bereitwillig bot, vereitelte nur Alexanders plötzlicher Tod 1737. Sein katholischer Sohn Herzog Carl, der bekannte Stifter der Carlsschule und Gemahl der Gräfin von Hohenheim succedirte. Endlich ward auch der Erbprinz von Hessen-Cassel hinter dem Rücken seines Vaters 1749 zum heimlichen Uebertritt verleitet. Daß in Würtemberg nach vierundsechzig Jahren wieder ein protestantischer Herzog succedirte und daß in Hessen-Cassel 1785 ebenfalls wieder ein protestantischer Landgraf die Regierung überkam, war nur dem gewaltigen Arm und dem gewaltigen Geiste des großen Friedrichs zu danken, der trotz der Allianz Oestreichs und Frankreichs zur Exstirpirung des Protestantismus im siebenjährigen Kriege über alle seine Feinde, die wie Wallfische an ihn setzten, sich im Wasser erhielt — der Plan Oestreichs ward zu Wasser: die sehr klugen katholischen Wallfische waren endlich an einen noch Klügeren gekommen.

Kaunitz war der Politiker der Gegenwart: für sie war er der ganz geeignete Kutscher. Die Zukunft begriff er nicht und hatte sehr schlechte Vorahnung in dieselbe. An die Unzerstörbarkeit der social gänzlich

unterwühlten und verfaulten Lilien-Monarchie hatte er einen wahren Köhlerglauben und eben solchen Köhlerglauben an die Unauflöslichkeit der gothischen Monstre-Ruine des deutschen Reichs. Gefahr für die Zukunft ahnte der auf die Allgewalt französischer Bildung und deutscher Solidität zählende Fürst allein von dem zweiten Adlerneste, das sich in der nördlichen Ecke des ehrwürdigen heiligen Römischen Reichs deutscher Nation so fest und so glänzend eingenistet hatte. Preußen allein fürchtete er, weil es immer und immer in der nächsten Gegenwart ihn genirte. Groß und weit war der Horizont des Fürsten nicht. Von der ungeheuren Gefährlichkeit des dritten Adlernestes, das noch weiter hinauf im Norden seinen Horst genommen hatte, hatte Kaunitz auch nicht eine Spur der Vorahnung, ohnerachtet er die staunenswerthe Laufbahn der Semiramis des Nordens bis zwei Jahre vor ihrem Tode durchlebte, denn Kaunitz that den für Deutschland unermeßlich schädlichen Schritt, das Cabinet von Petersburg als Garant des Teschner Friedens und zugleich der bis zum Westphälischen Frieden zurück geschlossenen Frieden aufzurufen. Dieser Schritt, der nur eine Demonstration gegen Preußen involvirte, der nur geschah, um Rußland, den Alliirten Preußens, zu flattiren, war durch und durch unpolitisch, weil er ganz unnöthig war. Nicht ein Vierteljahrhundert verging, so lernte man die Noth, die die Eismacht machen könne, fühlen: im Reichsdeputationshauptschlusse 1803 verfügte Rußland mit

Frankreich kraft der übernommenen Garantie über die Geschicke Deutschlands.

Nachdem das überraschende Factum des gräulichen Zusammensturzes der für unzerstörbar von dem Fürsten gehaltenen französischen Monarchie krachend eingetreten war, bezeigte Kaunitz wieder den allerrichtigsten Tact, dem Schaden der französischen Revolution beizukommen. Der Fürst, der das ganze Ungewitter, den Blitzstrahl, der auf das Haupt des Königs und das der Erzherzogin Marie Antoniette fiel, mit inbegriffen noch erlebte — er starb erst 1794, vierundachtzig Jahre alt — rieth sehr weislich: „die Materia peccans einzusperren, das wildempörte Frankreich wie einen Crater in sich selbst verglühen zu lassen.“ Als Kaunitz das rieth, war sein Credit vorbei, man überhörte seinen Rath.

Eine ganz vorzügliche Eigenschaft noch besaß der Fürst und diese war es, die ihn auch bei Kaiser Joseph nicht nur in seiner ganz unveränderten Stellung im Amte erhielt, sondern auch im höchsten Respekte — seine Unbestechlichkeit. Eine merkwürdige Geschichte ist bekannt geworden, welche Beleg ist, wie fest Kaunitz im Geldpunkte war.

Bestechlichkeit herrschte rings um ihn, in allen Schichten der Hofgesellschaft, in der Bureaukratie, in der Armee. Namentlich waren es die Lieferungen, wo ganz unglaubliche Geschäfte sich machen ließen. Bei einem dieser Lieferungsgeschäfte sprach Kaunitz sehr nachdrücklich gegen ein Individuum, für das alle Minister im Staatsrath sich lebhaft verwandten und für

das auch Joseph sich erklärte, weil ihm die von dem Manne gestellten Bedingungen höchst annehmlich erschienen, im Vergleich gegen andere ihm früher bekannt gewordne. Das Individuum war ein sehr anschläglicher Kopf. Er entschloß sich den Versuch zu machen, beim Staatskanzler vorzukommen und zwar in seiner Privatwohnung vorzukommen, ohnerachtet bekannt war, daß hier der Fürst Niemanden in Geschäften empfing. Der Mann erschien in der Wohnung des Fürsten und machte sofort dem Kammerdiener die Eröffnung, daß er eine ansehnliche Geldsumme in Empfang und zwar sofort nehmen könne, wenn er beim Fürsten — für den er eine weit ansehnlichere Summe, die er namhaft machte, zu berichtigen abgeschickt sei — vorkommen und nur ein Wort, ein einziges Wort, ihm sagen dürfe.

Der Fürst, welchen die seltsame Neuigkeit dieses Anverlangens doch reizte, verwilligte die Audienz, machte aber nun auch seinerseits strengste Beobachtung des „einzigen Worts" zur Bedingung. Das Individuum wird vorgelassen, tritt ins Cabinet des Fürsten und schweigt. Der Fürst wartet eine Weile, dann fragt er den Mann, was er von ihm wünsche. Sofort nähert sich ihm dieser mit feierlichen Schritten, bleibt dicht vor ihm stehen, legt den Finger auf den Mund und sagt: „Schweigen!" Der Fürst entläßt ihn. Er fährt darauf in den Conferenzrath, wo gerade am heutigen Tage die Entscheidung über das Lieferungsgeschäft gefaßt werden sollte. Alle Minister äußerten sich, wie sie sich früher geäußert hatten, mit Wärme

für das fragliche Individuum; auch Joseph äußerte sich so. Kaunitz schwieg. Endlich fragte ihn Joseph, warum er denn heute gar nicht spreche, da er doch früher so stark gegen das Individuum gesprochen habe. Darauf erwiederte Kaunitz: „Mir ist so und so viel versprochen worden, daß ich schweigen soll — was müssen erst die Herren erhalten haben, die hier reden!" Der kluge Mann erhielt das Lieferungsgeschäft.

„Fürst Kaunitz, sagt Wraxall, galt nicht für reich. Es ist schwer zu entscheiden, ob diese Unaufmerksamkeit zumeist von einer aufrichtigen Uneigennützigkeit, von natürlicher Unbekümmertheit oder von einem hohen Streben nach Unabhängigkeit herrührt — vielleicht von einer Verbindung aller dieser drei Eigenschaften. Die Personen, die am strengsten urtheilen oder sein Regierungssystem tadeln — und es giebt deren viele in Wien — einigen sich darin, daß der Fürst über die gemeine Sucht sich zu bereichern erhaben ist. Seine Jahreseinnahme, die Tafelgelder eingeschlossen, übersteigt nicht 40,000 Gulden." Swinburne dagegen schreibt: „Seine Renten von der von seiner Mutter ererbten Grafschaft Rietberg betragen etwa 3000 Pfund Sterling, die von seinem väterlichen Vermögen 4000 Pfund. Er hat ungeheure Schulden, erhält aber von der Kaiserin jährlich 10,000 Pfund und ist gar nicht von ihr auf Ziel und Maaß gesetzt. Seine Ausgaben für Liebhabereien und Kleinigkeiten sind unglaublich." Der vielleicht am Besten unterrichtete Baron Fürst giebt die Einnahme des Für-

sten, als Staatskanzler, wie Swinburne, auf 78,000 Gulden an. Und hier waren die außerordentlichen geheimen diplomatischen Einnahmen nicht mit inbegriffen. Kaunitz fand es nicht nur ganz in der Ordnung, daß die Höfe ihm Cadeaux in Weinen, Pferden, Gemälden und andern seinem Geschmack entsprechenden Artikeln machten, sondern er zog auch und sehr ansehnliche diplomatische Geschenke an Gelde. Wie das in der Revolution 1793 bekannt gemachte Livre rouge aufgeklärt hat, zog unter andern Kaunitz wie seine Monarchin Maria Theresia bedeutende Subsidiengelder von Frankreich, welche sich in den 82,652,479 Livres mit innen befanden, die in den Jahren 1757 bis 1769 nach Wien flossen. Mit Namen ist Kaunitz im Livre rouge freilich nur einmal aufgeführt: 1759 den 8. Januar mit: „100,000 Livres Subside à Ms. le Comte de Kanit."

5. Personalien der Kaiserin Maria Theresia. Die Hofverschwendungen und Hoffeste.

Maria Theresia war von ihrem Vater mit spartanischer Einfachheit und Strenge erzogen worden. In dieser Beziehung war ihr Schicksal fast dem ihres großen Widersachers gleich. Wie Friedrich dem Großen war ihr von ihrem Vater der Kaffee streng entzogen: die vielgeliebten, schwer verpönten Bohnen konnte ihr, und zwar auch noch, als sie schon vermählt war, die vertraute Kammerfrau nur zuschmuggeln in Haubenschachteln, im Gebetbüchersacke oder im Reitzeuge ihres Gemahls, des Herzogs Franz.

Auch in geistiger Beziehung war ihre Erziehung eine sehr beschränkte gewesen. Ihre allgemeine Bildung war deshalb sehr untergeordnet; ihr historisches und geographisches Wissen beschränkte sich auf ein elendes Jesuitencompendium; bis an ihr Ende schrieb sie alle Sprachen sehr unorthographisch und ungrammatikalisch, und gesprochen wurden sie von ihr alle nur mit häufig sehr komischen Germanismen. Ihre Resolutionen, Billets und sonstige Zettel, deren so viele sich im Wiener Hausarchive noch vorfinden, sind öfters, wenn der Raum des Papiers nicht gereicht hatte, an allen vier Rändern beschrieben, und wenn auch diese voll waren und die Kaiserin gar keinen Platz mehr vorfand, pflegte sie entweder einen Zettel anzufügen oder sie brach auf die originellste Art die Sätze ab, so daß der Empfänger sich noch Vieles hinzudenken mußte. Natürlichen Verstand aber hatte Maria Theresia in ausgezeichnetem Maße. Versuchsweise brachte einst Carl VI. die erst sechszehnjährige Prinzessin zu den Staatsberathungen über die polnische Wahlsache nach dem Tode August's des Starken und Alles erstaunte, und nicht blos aus Unterthanenpflicht, über den Scharfsinn der Fragen Maria Theresia's und über die schlagende Richtigkeit ihrer Urtheile. Der „respektable“ Bartenstein merkte sich schon damals, was er gehört hatte, ein für allemal.

Den stärksten Beweis, daß Maria Theresia mit dem Pfunde natürlichen Verstandes bedacht war und daß sie das Richelieu'sche „Dissimuler c'est regner“ frühzeitig begreifen gelernt hat, liefert ihre Entwick-

lungsgeschichte nach der Thronbesteigung, wie sie die neulich herausgekommenen Depeschen des Grafen Podewils darstellen. Der Graf schreibt unter'm 18. Januar 1747:

„En montant sur le trône, elle trouva le secret de se faire aimer et admirer de tout le monde. Son sexe, sa beauté, ses malheurs, ne contribuèrent pas peu à faire recevoir favorablement les louanges que les gazettiers aux gages de cette cour en prodiguoient. Elle s'observa et ne se fit voir que du bon coté, affable, pieuse, liberale, populaire, charitable, courageuse et magnanime, elle gagna bientôt le coeur de ses sujets, qui s'imputèrent comme un crime les mouvemens d'affection qu'ils avaient sentis d'abord pour feu l'Empereur Charles VII., alors Electeur de Bavière. Elle donna audience à un chacun, lut elle même les requêtes, prit soin de l'administration de la justice, s'appliqua aux affaires, paya l'un de bonnes paroles, l'autre d'un sourire ou d'un compliment gracieux, assaisonna ses refus, fit des promesses magnifiques, affecta une devotion extrême, disant souvent qu'elle mettoit toute sa confiance en Dieu, honora le clergé, témoigna beaucoup de respect pour la religion, soulagea les pauvres avec ostentation, fonda des hospitaux, distribua de l'argent aux soldats, donna dans le faste, fit représenter des spectacles, harangua elle même dans l'assemblée des états, faisant un étalage pompeux et touchant de sa situation, se

plaignant du malheur où ses ennemis la reduisoient, se dit inconsolable (terme favori) d'être obligée malgré elle de partager ses adversités avec ses fidèles sujets, promit de reconnaître dans l'occasion le zèle d'un chacun, assura les Hongrois de rétablir et confirmer leurs anciens privilèges et de remédier à leurs anciens griefs, affecta une grande force d'esprit, se roidit contre ses malheurs et tâcha par son courage à en inspirer à ses sujets."

„On n'entendit que des éloges de cette princesse. Chacun l'éleva aux nues. Tout le monde se crut heureux. Les États contribuèrent à ses besoins tout ce qui leur étoit possible. Le peuple souffrit les impots sans murmurer. Les grands avancèrent de l'argent souvent sans attendre qu'on leur en demendât. Les Hongrois s'empressèrent de combattre pour elle, l'officier servit avec plaisir à demipaye. Ses Alliés persuadés qu'il ne dépendoit pas d'elle de ne leur plus être à charge, l'assistèrent avec zèle. Chacun courut se sacrifier pour la meilleure des Princesses. On l'idolâtra. Tout le monde voulut avoir son portrait. Jamais elle ne parut en public que le peuple ne la reçût avec acclamation."

„Un caractère emprunté est difficile à soutenir. Peut-être seroit-il besoin de moins d'efforts pour se le rendre propre qu'il n'en faut pour l'affecter. La Reine ne put se contraindre long-temps. Le malheur rend le plaisir d'être aimé plus vif et en fait mieux sentir le besoin. Les adversités

qu'elle essaya au commencement de son règne la mirent dans ces dispositions. Les succès de ses affaires après la paix de Breslau les firent évanouir. Elle rentra peu à peu dans son naturel. Ses soins de cacher son ambition sous le voile de ses malheurs se rallentirent."

„On commenca à s'appercevoir que moins touchée des calamités de ses peuples que de l'idée de s'aggrandir, elle continuoit la guerre sans repugnance. Les éloges que tout le monde lui avoit prodigués et beaucoup d'amour propre naturel, lui donnèrent la plus haute idée de sa capacité et la rendirent impérieuse. Elle n'écouta qu'avec peine les avis, ne souffrit point de contradiction, chercha à se faire craindre plus qu'à se faire aimer, ne montra pas moins de fierté que ses ancêtres, traita avec hauteur tout le monde, se fit voir vindicative et irréconciliable, écouta avec impatience les plaintes qu'on lui portoit, chercha à empiéter sur les privilèges des Hongrois, pressa les protestans et ne remedia à presqu'aucun de de leurs griefs, donna mauvaise idée de sa pieté en temoignant peu de respect pour la religion au point d'aller un jour à cheval à l'église, ce qui choqua fortement le clergé et lui attira des censures politiques."

„Un si grand changement n'en produisit pas un moins considérable dans les dispositions de ses sujets, qui commencèrent à murmurer des impôts qu'on leur faisoit payer et à témoigner à tous

égards un grand mécontentement. On ne s'empressa plus de la voir passer dans les rues ni d'avoir son portrait. Presque tout le monde crut avoir des sujets de plainte."

„Il faut pourtant dire que ce qui contribua beaucoup à ce mécontentement général, étoit l'impossibilité où la Reine se trouvoit de contenter tout le monde, de satisfaire aux promesses qu'elle avoit faites, et répondre en tout à la haute idée qu'elle avoit d'abord donnée de son caractère et de sa bonté. Plus que chacun se promettoit sous son règne un bonheur complète, plus il croyoit avoir sujet de se plaindre d'être trompé dans son attente."

„On ne sauroit disconvenir non plus, que si elle ne possède pas toutes les qualités qu'elle à d'abord tâché de faire paroître, et dans ce degré éminent qui lui acquit l'admiration de tout le monde, elle n'en ait pourtant dignes d'éloge. Il semble même qu'elle ait reconnu le tort qu'elle s'est fait et qu'elle cherche à le réparer, mais je doute fort qu'elle parvienne jamais à se faire aimer au point qu'elle l'a été."

Maria Theresia genoß unzweifelhaft einer hohen Popularität: sie gewann die gutmüthigen Oestreicher durch ihre Gutmüthigkeit und durch ihre seltene Lebhaftigkeit und Munterkeit. Als einen Beweis ihrer Gutmüthigkeit sahen ihre guten Oestreicher es allgemein dankbarlichst an, daß sie ihnen allen Audienz gab: früher erhielt man diese Audienzen ohne alle Schwierigkeit, später mußte ein Billet des Obristkämmerers

beigebracht werden, unterzeichnet von dem Minister, zu dessen Ressort die vorzutragende Sache gehörte. Bittschriften nahm die Kaiserin alle Morgen an, zehn Uhr, wo sie dem dienstthuenden Kammerherrn oder dem Hauptmann der Trabanten im Vorzimmer übergeben werden konnten. Wie weit im Speziellen die Gutmüthigkeit der Kaiserin ging, davon giebt ein Zug, den der jüngere Moser mittheilt, Zeugniß. Wegen einiger freien Reden ließ die Kaiserin einst dem General Fürst Christian von Löwenstein den Hof verbieten. Nichtsdestoweniger erschien der Fürst am folgenden Tage nach wie vor bei Hofe. Als die Kaiserin ihn erblickte, ließ sie ihn zur Rede stellen. Sie bekam die Antwort: „In Berlin wird nur einmal befohlen, in Wien muß man's aber einem dreimal sagen, ehe man's thut.“ Maria Theresia schmälte mit verbissenem Lachen über den bösen Mund des Fürsten, das Verbot aber war beseitigt.

Die Gutmüthigkeit, Lebhaftigkeit und Munterkeit Maria Theresia's machte, verbunden mit ihrer Schönheit, einen gewissermaßen magischen Eindruck auf Völker, denen zeither nur chinesischer Stolz als von der Majestät unzertrennliche Eigenschaft wie ein Medusenhaupt entgegengetreten war. Maria Theresia redete sogar wieder öffentlich mit ihren Völkern und zwar auf die zutraulichste Weise. Nach dem Tode ihres Gemahls (1765) war Maria Theresia lange Zeit nicht im Theater erschienen. Als am 12. Februar 1768 ihrem zweiten Sohne, dem nachmaligen Kaiser Leopold II., der

dazumal Großherzog von Toscana war, der erste Sohn, der nachmalige Kaiser Franz II. geboren worden war, erhielt sie eines Abends die Nachricht, in ihrem Cabinete arbeitend. Sofort stürzte sie im Nachtkleid durch's Antichambre, die Vorzimmer, die Gänge in's Burgtheater und rief hier, sich weit hinaus über die Logenbrüstung biegend, in's Parterre hinab in ihrer Mutterfreude: „Der Poldel (Leopold) hat an Buabe (einen Buben) und grad zum Bindband auf meinen Hochzeitstag — der ist galant!" Das Parterre und die Logen waren elektrisirt.

Ihre Lebhaftigkeit und Munterkeit zeigte sich in ihrer Jugend in ihrer Passion für den Tanz und insbesondere für Maskeraden. Hier konnte sie die ausbündigsten Späße anstellen. Sie hatte einst mit Franz gewettet, sie wolle sich von einer Maske auf den Ball führen lassen, die er gewiß nicht erkennen werde, obgleich er darin einen ungemeinen Scharfsinn hatte. Sie wählte dazu den Münzdirector Duval, welchen Franz einst noch in Lothringen im Walde vor Lüneville über Karten und Büchern unter einer alten Eiche betroffen und sich seiner angenommen hatte und der als ein Sonderling am Wiener Hofe lebte. Maria Theresia ließ ihn durch ihre Kammerfrau, die Guttenberg, berufen. Als Duval eingetreten, ward er von den Kammerfräuleins in Beschlag genommen, trotz allen Verzweifelns und flehentlichsten Vorbittens als ein s. g. „Kalender" angezogen und mit seiner Bestimmung bekannt gemacht. Die Kaiserin sagte: „Nun, Duval das ist Ihm doch eine Ehre? — daß Er sich ja mit

Nichts dem Kaiser verräth! Er wird doch eine Menuet mit mir tanzen?" Duval erwiderte: „Ach, du mein Gott, in meinem Walde habe ich nur Purzelbäume machen gelernt!" — „Die schenke ich ihm," versetzte die Kaiserin. „Lasse Er's nur gut sein! Ich will Ihm schon sagen, was er zu thun hat!" Im Redoutensaal eingetreten, verlor der Kaiser das sonderbare Paar nicht aus den Augen, aber er verlor zu seinem großen Aerger die ansehnliche Wette. — Graf Podewils berichtet in einer Depesche vom Jahre 1747, daß gegenwärtig die Kaiserin nicht mehr so viel Leidenschaft für Bälle und Maskeraden habe, wie früher, dagegen aber liebe sie hoch zu spielen und ganz besonders waghalsig zu reiten. „Elle aime le gros jeu et joue d'une manière noble, cependant on entrevoit qu'elle est sensible à la perte. Elle a perdu pendant un temps plus de 100,000 ducats. On prétend que le S. Robinson (l'ambassadeur anglais) lui en a même parlé par ordre de sa cour. Quoi-qu'elle joue du clavecin, qu'elle chante fort bien et qu'elle entende assez la musique, elle ne s'en soucie pas beaucoup. Un de ses plaisirs favoris est la promenade et surtout à cheval. Elle y court à faire trembler. L'Empereur et plusieurs autres ont vainement tâché de l'en détourner. Elle va tantôt à une campagne tantôt à l'autre et y déjeune ou prend du café chez des particuliers. Elle se promène aussi beaucoup à pied et quelquefois trois ou quatre heures de suite."

Maria Theresia wandte, als sie noch jung und

schön war und so lange sie ihren über Alles geliebten Franz besaß, viele Sorgfalt auf ihre Toilette, namentlich auf ihre Coiffure. Viele Noth dabei stand aus ihre Kammerfrau Caroline von Hieronymus, vermählte Greiner, die Mutter der bekannten Schriftstellerin Caroline Pichler.

Eitel war Maria Theresia aber in ungleich geringerem Grade als ihre beiden großen Rivalinnen in der Geschichte, die gestorbene Elisabeth von England und die mit und nach ihr lebende Catharine von Rußland. Catharine war die Frau, die sie als Frau so wenig leiden mochte, wie Friedrich den Großen als Mann, wegen ihrer Antecedentien, wegen der Art und Weise namentlich, wie sie sich ihres Gemahls entledigt hatte. Sie pflegte sie nur „cette femme“ zu nennen und bekam jedesmal Krämpfe, wenn sie einen Brief an sie hatte schreiben müssen. Eine Eitelkeit hatte die Kaiserin, aber keine weibliche, sie bestand vielmehr darin, daß sie sich piquirte, so viel als möglich vom Männlichen sich anzueignen.

„Elle cherche généralement,“ schreibt der Graf Podewils in seiner Depesche vom 18. Jan. 1747, „à s'éloigner des faiblesses de son sexe et ambitionne des vertus qui lui sont les moins propres et qui en fort rarement l'appanage. Il semble qu'elle soit fachée d'être née femme. Elle a nul soin de sa beauté, s'expose sans ménagement aux intempéries de l'air, se promène souvent plusieurs heures au fort du soleil et dans le froid le plus vif qu'elle supporte beaucoup mieux que le

chaud. Elle ne donne pas plus d'attention à sa parure et les jours de galla exceptés elle et à son exemple toute la cour se met fort simplement. Elle a dit plusieurs fois que ce n'étoit que par le métier des armes qu'on pourroit faire fortune sous son règne. Elle fait manger à sa table les officiers qui sont de garde chez elle, sans avoir égard à leur naissance ce qui déplait fort à la grande noblesse qui n'est pas moins choquée de ce que l'Impératrice a aboli plusieurs anciennes étiquettes qu'elle hait en général beaucoup. Elle cherche à s'attacher les soldats par des largesses, leur fait distribuer souvent de l'argent et passe rarement devant des corps de garde sans leur jetter quelques ducats. Aussi est-elle fort aimée des troupes, dont d'ailleurs elle s'est acquis l'estime par le courage qu'elle a affecté dans les plus cruels revers. Il est certain que dans un temps elle a été sérieusement intentionnée d'aller commander elle même ses armées."

In ihren späteren Jahren wurde die Kaiserin in Folge ihres Embonpoints und der häufigen Kindbetten sehr dick und seit ihrem funfzigsten Jahre, zwei Jahre nach dem Tode ihres Gemahls, 1767, ward sie auch gar sehr durch die Blattern entstellt. Sie bekam die Blattern am Sterbelager ihrer Schwiegertochter, der bairischen Josephe; ihr Retter ward ihr großer berühmter erster Leibarzt Baron Gerard von Swieten, der schon die Kaiserin-Mutter Elisabeth vom Tode gerettet hatte und der im Rufe stand, besonders alte

Leute glücklich zu curiren. Swieten war ein Liebling der Kaiserin und ein sehr wichtiger Mann in Wien, er war zugleich Präses der obersten Censurbehörde und Bibliothekspräfekt. Er war ein Schüler von Börhave, Gründer der Wiener medicinischen Schule und starb 1772. Der Tag der Wiederherstellung Maria Theresia's war ein Freudentaumel für Wien gewesen. Später wurde die Kaiserin noch viel mehr im Gesicht durch einen Wagensturz entstellt. Sie pflegte wie Friedrich der Große sturmschnell zu fahren und dabei mußten die Gardisten neben dem Wagen herreiten. Auf einem ihrer häufigen Besuche bei ihrer Lieblingstochter Christine auf dem Presburger Schlosse stürzte der Wagen, sie zerschlug sich das Gesicht und nur mit Mühe wurden ihr die Augen erhalten.

Die Kaiserin, die eine so vollendete Meisterin in der Verstellungskunst war, zeigte nur eine Schwäche, aber das war eine sehr große: die Bigotterie. Diese hatte zwei ungemein üble Folgen. Die eine war die gewaltthäthige, mit streng katholischem Eifer betriebene Proselitenmacherei. Es bestand in Oestreich seit vielen Jahren eine fromme Stiftung von 600,000 Gulden, die zu Pensionen für Convertiten bestimmt war. Diese Menschenclasse machte unter Maria Theresia besonderes Glück: die Nichtkatholischen wurden zwar geduldet, aber man sah sie mit scheelen Augen an. Die Kaiserin ließ sogar, sich auf das Reformationsrecht berufend, Anhänger des Lutherthums, die in Oberöstreich, Steiermark und Kärnthen noch ziemlich zahlreich waren, nach Siebenbürgen, wo die

sächsische Nation das freie Religionsexercitium genoß, und in den Banat transportiren: sie nannte diese Transportirungen Transplantationen, als wenn sie Bäume versetzte. Daß die armen Leute ihre Güter nur sehr gering verkaufen konnten und in Siebenbürgen wenig zu kaufen fanden, deshalb sich aufzuessen und im Elend zu schmachten genöthigt wurden, beirrte die Landesmutter in majorem Dei gloriam nicht. Die in den Provinzen bestehenden Religionscommissionen überwachten die Protestanten sehr streng: man nahm ihnen die Erbauungsbücher, behinderte sie, den Kindern den erforderlichen Religionsunterricht ertheilen zu lassen. „Bei alle dem," schreibt der Großkanzler Fürst, „soll es noch eine Unzahl geheimer Protestanten geben, welche nur äußerlich die katholischen Gebräuche mitmachen."

Die zweite üble Folge der Bigotterie der Kaiserin war: ihre nicht minder gewaltthätige Fürsorge für Seelenheil und Moralität ihrer Unterthanen. Sie stand gar nicht an, namentlich reiche protestantische Erbtöchter ihren ketzerischen Eltern geradezu zu entführen, sie in Klöstern zu verbergen und dann an gut katholische Hofleute zu verheirathen. So ließ sie die Gräfin Banffy, Schwester des nachherigen Gouverneurs von Siebenbürgen (eines Convertiten), mit diesem Bruder das einzige noch übrige Glied des mächtigsten Zweigs der in Siebenbürgen weitverbreiteten Familie Banffy, die in der helvetischen Confession bei einer Verwandtin in Siebenbürgen erzogen wurde, durch Militair aufheben, nach Wien bringen und katholisch erziehen: sie ward Hofdame und heirathete 1778 den

Grafen Johann Esterhazy von Siebenbürgen (gest. 1831). Die Kaiserin schloß eine Menge gezwungener Ehen, die zum Theil lächerlich, zum Theil peinlich, zum Theil verderblich ausfielen. So verheirathete sie, um nur ein Beispiel von den wunderlichen Consequenzen zu geben, die die Ehestiftungswuth der Kaiserin manchmal hatte, einen gutherzigen Grafen Franz Esterhazy, einen ihrer Schützlinge von Kindheit an, mit einer zwar schönen, aber bitterbösen Starhemberg. Diese entführte sehr bald ein höchst interessanter Schulenburg nach der Schweiz. Der Entführer ward durch den östreichischen Geschäftsträger von Nagler reclamirt, ausgeliefert und nun als Entführer und Ehebrecher zum Tode verurtheilt. Der von seiner bösen Ehehälfte befreite Esterhazy bat ihn aber los und überschüttete ihn noch dazu mit endlosem Danke. Regelmäßig alle Jahre schickte Maria Theresia eine Partie öffentlicher Mädchen in den Banat und nach Slavonien. Ihre Hauptstiftung, die sie zum Zweck der Moralität und noch für einen Nebenzweck, auf den ich sogleich zurückkomme, gründete, waren die s. g. Keuschheits-Commissionen. Fünfhundert Keuschheitscommissarien waren, wie Casanova in seinen Memoiren erzählt, zu allen Stunden des Tags in den Straßen Wiens thätig, um alleingehende Frauenzimmer zur Haft zu bringen, auch wenn es auf die anständigste Art geschah, um Arbeit zu holen oder wegzutragen und sich damit den nöthigen Lebensunterhalt zu beschaffen. Frei nur war und durfte nicht angetastet werden, wer mit einem Rosenkranz in der Hand an-

scheinend zur Messe in die Kirche [illegible]. [illegible] Wüstlinge schritt Maria [illegible] mit [illegible] Strafen ein. Sie [illegible] 1752 [illegible] Leute, die unter dem [illegible] alle Arten von [illegible] lungsort zu [illegible]. [illegible] befanden sich auch [illegible] Bürgermeisterstöchter. [illegible] unerbittlich aber [illegible] die Kaiserin [illegible] Prangerstehn verbüßen. [illegible] benzweck, weshalb die Kaiserin [illegible] heit bei ihren Völkern [illegible] pesche des Grafen [illegible] 1747 belehrt, der [illegible]

„Il est constant qu'elle [illegible] époux et qu'elle [illegible] empêcher qu'il ne [illegible]. Elle a fait fort mauvais visage à [illegible] à qui l'Empereur [illegible]. [illegible] voudroit par le même [illegible] toute galanterie de sa cour. Elle marque beaucoup de mépris pour les femmes qui ont des intrigues et en [illegible] pour les hommes, qui les recherchent. [illegible] elle a parlé fort vivement au comte d'Esterhazy surnommé Quinquin*, pour [illegible]

---

*) Bruder des Grafen Nicolaus Esterhazy [illegible] lis, des famosen Diplomaten mit [illegible] Christ, dessen Personalien [illegible] diplomatischen [illegible] folgen.

Grafen Johann Esterhazy von Siebenbürgen (gest. 1831). Die Kaiserin schloß eine Menge gezwungener Ehen, die zum Theil lächerlich, zum Theil peinlich, zum Theil verderblich ausfielen. So verheirathete sie, um nur ein Beispiel von den wunderlichen Consequenzen zu geben, die die Ehestiftungswuth der Kaiserin manchmal hatte, einen gutherzigen Grafen Franz Esterhazy, einen ihrer Schützlinge von Kindheit an, mit einer zwar schönen, aber bitterbösen Starhemberg. Diese entführte sehr bald ein höchst interessanter Schulenburg nach der Schweiz. Der Entführer ward durch den östreichischen Geschäftsträger von Nagler reclamirt, ausgeliefert und nun als Entführer und Ehebrecher zum Tode verurtheilt. Der von seiner bösen Ehehälfte befreite Esterhazy bat ihn aber los und überschüttete ihn noch dazu mit endlosem Danke. Regelmäßig alle Jahre schickte Maria Theresia eine Partie öffentlicher Mädchen in den Banat und nach Slavonien. Ihre Hauptstiftung, die sie zum Zweck der Moralität und noch für einen Nebenzweck, auf den ich sogleich zurückkomme, gründete, waren die s. g. Keuschheits-Commissionen. Fünfhundert Keuschheitscommissarien waren, wie Casanova in seinen Memoiren erzählt, zu allen Stunden des Tags in den Straßen Wiens thätig, um alleingehende Frauenzimmer zur Haft zu bringen, auch wenn es auf die anständigste Art geschah, um Arbeit zu holen oder wegzutragen und sich damit den nöthigen Lebensunterhalt zu beschaffen. Frei nur war und durfte nicht angetastet werden, wer mit einem Rosenkranz in der Hand an-

scheinend zur Messe in die Kirche ging. Gegen junge Wüstlinge schritt Maria Theresia mit den härtesten Strafen ein. So ward 1752 eine Gesellschaft junger Leute, die unter dem Namen der Feigenbrüdergesellschaft alle Arten von Liederlichkeit trieb, in ihrem Versammlungsort zu Nußdorf bei Wien arretirt. Unter ihnen befanden sich auch zwei junge Rutenberg, Danziger Bürgermeistersöhne. Ihr Vater bot Geld über Geld, unerbittlich aber ließ sie die Kaiserin ihren Frevel durch Prangerstehn verbüßen. Ueber den angedeuteten Nebenzweck, weshalb die Kaiserin so viel für die Keuschheit bei ihren Völkern that, werden wir durch die Depesche des Grafen Podewils vom 18. Januar 1747 belehrt, der darüber also berichtet:

„Il est constant qu'elle est fort jalouse de son époux et qu'elle fait tout au monde pour empêcher qu'il ne prenne quelque attachement. Elle a fait fort mauvais visage à quelques dames à qui l'Empereur commençoit à en conter. Elle voudroit par le même principe bannir toute galanterie de sa cour. Elle marque beaucoup de mépris pour les femmes qui ont des intrigues et en témoigne presqu'autant pour les hommes, qui les recherchent. Je sais qu'un jour elle a parlé fort vivement au comte d'Esterhazy surnommé Quinquin*), pour lequel elle

*) Bruder des Grafen Nicolaus Esterhazy-Totts, des famosen Diplomaten und Gemahls der Anna Christ, dessen Personalien unten beim diplomatischen Corps folgen.

a d'ailleurs beaucoup d'amitié et qui est de toutes ses parties de jeu, au sujet d'une intrigue qu'il a publiquement avec la femme du comte d'Althann. Elle cherche à éloigner de l'Empereur tous ceux qui donnent dans la galanterie et l'on prétend que le comte de Colloredo (der Reichsvicekanzler) qui en fait profession, ne parviendra jamais à être bien dans son esprit. Il a même été pendant un temps dans une espèce de disgrace pour avoir fait quelques parties de plaisir avec le Prince. La même chose est arrivée encore à plusieurs autres. Elle voudroit faire un ménage bourgeois."

Maria Theresia entschuldigte, als sie es nicht ändern konnte, endlich ihren flatterhaften Gemahl — mit dem Müßiggang und sagte einmal zu ihrer Kammerfrau Greiner: „Laß dich warnen und heirathe nie einen Mann, der nichts zu thun hat!"

Aufs Gewandteste benutzte Kaunitz die Vorliebe der Kaiserin zu den Keuschheitscommissionen, um unter der Decke derselben gelegentlich seine so berüchtigt gewordene geheime Polizei emporzubringen. Er führte sie nach dem Muster der Pariser ein und correspondirte deshalb mit Sartines.

Der Schmeichelei, der sonst Frauen so leicht zugänglich sind, war Maria Theresia nicht zugänglich und das beweist, welcher Fond von edler Selbstständigkeit in ihr war. Desto häufiger aber ward sie durch Tartüffe betrogen. Es ward stehende Rubrik, die Oratorien und Betstunden der Kaiserin auszuspähen, sich dorthin zu postiren, und der gottseligen Mo-

narchin Augenmerk auf sich zu ziehen durch heißes Gebet, auf dem Angesicht liegend, oder mit ausgespannten Armen, unter langen Andachtsseufzern; eben so konnte man durch Abfassung und Uebersetzung von Gebetbüchern und Tractätchen sein Glück bei der Kaiserin machen. Kammerdienerinnen und Leiblakaien, zuweilen selbst dupirt, zuweilen reichlichen Vortheil dabei ziehend, leisteten zu diesen Gaukeleien hülfreiche Hand, welche aber selbst die Höchsten in der Camarilla nicht verschmähten, um für sich selbst oder für ihre Schützlinge zum Zwecke zu kommen.

Von dem alten, allerdings maaßlosen habsburgisch-östreichischen Stolze „der olympischen Abkunft" war Maria Theresia keineswegs frei. Als 1742 der tapfre französische General Belleisle sich erbot, Prag zu übergeben, antwortete sie: „Sein Degen genügt mir nicht, ich will den Kopf des Mordbrenners!" Als der alte kindisch gewordne französische Minister-Cardinal Fleury ihr Friedensbriefe schrieb, erklärte sie: „Ich habe mich erniedrigt, an den Herrn Cardinal Schreiben zu richten, die einen Stein hätten erweichen können. Er verschmähte meine Bitten. Jetzt habe ich auch kein Wort für ihn." Sie ließ die Briefe unbeantwortet, aber sie ließ sie drucken. An die armen Völker, die die Kriegswuth ihrer Herrin weit ärger drückte, als die, an denen sie Rache nehmen wollte, dachte die Kaiserin in ihrer olympischen Unbefangenheit gar nicht. Als sie 1743, noch im Laufe des östreichischen Erbfolgekrieges in Italien, das Marquisat Finale, das die Genueser gekauft hatten und auf das

ihr gar kein Recht zustand, ohne dieses Recht an Sardinien überließ, verlangte sie, die Genueser sollten es sofort gutwillig räumen. Als sie es nicht thaten, ließ sie die Stadt von ihren Truppen besetzen. Der Doge und sechs Senatoren sollten nach Wien kommen, um um Gnade zu bitten: in ihrer olympischen Naivität sah sie wieder die Beherrscher der Republik Genua für östreichische Unterthanen an. Hierauf warf ein allgemeiner Aufstand der Genueser die Oestreicher schimpflich aus der Stadt heraus. Nun aber athmeten die Proclamationen der römisch-kaiserlich-apostolischen Majestät fast einen Unsinn von Rache, Wuth und Rechtsverwirrung, sie sprachen von Hochverräthern, so daß Doge und Senatoren beinahe den körperlichen Züchtigungen jedes ungarischen Hauptmanns verfallen schienen. Die Genueser aber spotteten aller dieser türkischen Drohungen und erhielten im Aachner Frieden 1748 ihr Marquisat Finale ausdrücklich zurück. Im östreichischen Erbfolgekriege waren die Truppen sowohl in Italien als in den Niederlanden, für welche England an Maria Theresia Subsidien zahlte, kaum zur Hälfte von ihrer Regierung gestellt worden. England verlangte nun, daß ins Künftige die Subsidien halb am 1. Januar und halb nach erfolgter Musterung der englischen Commissarien erst berichtigt werden sollten. Beharrlich aber, 3½ Jahre lang, verweigerte die Kaiserin diese ihren Stolz aufs Aeußerste verletzende englische Controle und erst im letzten Kriegsjahre, im Frühjahr 1748, verstand sie sich dazu. Beharrlich verweigerte auch Maria Theresia und ganz reichsgesetz-

widrig, die Anerkennung Carls VII. von Baiern, des ganz rechtmäßig gewählten Kaisers, der Reichsregierung und des Reichstags unter ihm. Eben so reichsgesetzwidrig übertrug sie auch ihrem Gemahl die Stimme der Kur Böhmen, in der olympischen Machtvollkommenheit nicht einmal vom notorisch in Deutschland geltenden salischen Gesetze Notiz nehmend, das ihr eine Kur-Function gar nicht zu übertragen erlaubte.

In Maria Theresia lebte ein sehr hohes Gefühl für Ehre. Es war damals die Zeit, wo Schlözer in Göttingen in seinen Staatsanzeigen zum erstenmal die Thorheiten und Gebrechen, die bei den deutschen Regierungen vorkamen, rügte. Maria Theresia sagte jedesmal, wenn ein neues Gesetz eingeführt werden sollte, dessen sie sich schämte: „Was würde Schlözer dazu sagen?" Der Kaiserin Ehrgefühl bewirkte sogar, daß sie mit der seit dem bösen Manne in Deutschland aufgekommenen Aufklärung in Religionssachen so viel möglich Schritt hielt. Wenigstens der Fanatismus ward von ihr im Zaum gehalten. Es ist oben erwähnt worden, wie es noch im Jahre 1730 der Gemahlin des preußischen Gesandten von Brand erging, weil sie unterlassen hatte, bei Begegnung des Hochwürdigen auf der Straße aus ihrem Wagen zu steigen und sich auf die Knie niederzuwerfen, wie dies alle gute Katholiken seit dem Befehle Kaiser Ferdinand's III. vom Jahre 1652 bei Leib- und Gut-Strafe zu thun eingeschult worden waren. Unter Maria Theresia ward diese Prosternation auf die Fußgänger beschränkt: „noch alle Tage, schreibt der Großkanzler Fürst, trägt man das

Hochwürdige durch die Straßen und Jedermann muß sich auf die Kniee werfen; aber wenn man zu Wagen ist, reicht es vollkommen hin, den Hut abzunehmen und eine Verbeugung zu machen, wie man Jemand begegnet. Gute Katholiken jedoch, selbst Damen, steigen aus, um ihre Kniebeugung zu vollziehen. Glücklicher Weise giebt das Glöckchen, das der Procession vorausgeht, Gelegenheit auszuweichen." Auch mit den großen Processionen hatte die Kaiserin ein Einsehn, den Unterschied zwischen Wagensitzern und Fußgehenden zu beachten. „Processionen sind noch immer häufig, besonders die Wallfahrten nach Mariazell, aber nur das gemeine Volk macht sie zu Fuß, Vornehmere bequem zu Wagen; es ist eine Sache, die man kurz und leicht abthut!" Geradehin abbestellt wurden die auffallenden Dinge. „Man darf in Wien sich nicht mehr öffentlich geißeln oder während der Fasten das Kreuz durch die Straßen schleppen. Kraft der Bulle des Papstes vom 1. September 1753 sind eine Menge Feste abgeschafft." Auf diese Festtagsabschaffung, die eine Arbeitsvermehrung in sich schloß, hielt die kaiserliche Polizei streng, konnte sie aber doch nicht durchsetzen. „Das Volk, so zu Wien, wie auf dem platten Lande, murrt wider die Neuerungen (das Murren auf dem Lande erklärten die Frohndienste), der Clerus sucht es in seinem blinden Eifer zu bestärken. Da sich kein Mensch der Freiheit an gewissen Tagen zu arbeiten bedienen wollte, griff die Regierung ziemlich gewaltsam ein: sie forderte als eine Pflicht, was die Bulle nur als eine Freiheit gestattete. Man ließ an

den öffentlichen Bauten, z. B. am Burgtheater, arbeiten, die Polizei sah darauf, daß die Läden geöffnet wurden. Man hat damit seinen Zweck jedoch nicht erreicht: die Läden öffneten sich, doch stellte sich kein Verkehr ein, und die Verkäufer haben das zuweilen sogar dadurch gehindert, daß sie zu hohe Preise bestimmten. Allmälig ist die Regierung ermüdet und übt keine so genaue Aufsicht mehr. Mit dem Sonntage ist es das Nämliche: die Regierung hat ernstlich verboten, an diesem Tage zu arbeiten; da aber die Polizei noch immer duldet, daß man Sonntags Küchenmarkt hält, was an den Festtagen der Jungfrau Maria nicht geschieht, so wird es schwer sein, eine Regel durchzusetzen, von der es so auffallende Ausnahmen giebt."

Um nicht hinter andern Regierungen so sehr zurückzubleiben, that Maria Theresia, was irgend mit ihren Religionsbegriffen zu vereinigen war, für Verbesserung ihres Reichs, für Gesetzgebung, Aufnahme der Wissenschaften und Künste und Aufklärung in jedem Betrachte. Die philanthropischen Ideen, die von Frankreich her kamen, ließen auch in Oestreich ihre Spuren zurück, sie wirkten auf verschiedene Lebenskreise in Staat, Kirche und socialer Bildung und Sitte. Drei wichtige Männer wirkten unter Maria Theresia für diese Aufklärungszwecke: der schon genannte Holländer, Leibarzt Swieten, als Präses der Obercensurbehörde, Paul Joseph von Riegger in Kirchensachen und Joseph, Freiherr von Sonnenfels im Justizfach. Sonnenfels ward von der Kaiserin aus der untersten Reihe emporgehoben. Er

stammte aus einer Berliner Judenfamilie: der Großvater Rabbi Michael war Stadt- und Landrabbiner in Berlin gewesen, der Vater war nach Oestreich gezogen und hatte sich taufen lassen. Joseph von Sonnenfels war geboren in dem Dietrichsteinschen Nikolsburg in Mähren, ging unter die Soldaten, ward Fourier im Regiment Deutschmeister, studirte dann in Wien, ward jüdischer Interpres-Adjunct bei der niederöstreichischen Regierung, 1763 Professor an der Universität, gab seit 1764 verschiedne Wochenblätter heraus und ward endlich durch Maria Theresia 1779 Hofrath. Oestreich verdankt ihm die Aufhebung der Tortur 1776 und eine Menge andrer Wohlthaten. Er starb erst 1817, vierundachtzig Jahre alt zu Wien als Vicepräsident der Gesetzgebungscommission. Sonnenfels wurde wegen der Freimüthigkeit in seinen Schriften der Kaiserin wiederholt als ein Religionsspötter und Staatsaufrührer dargestellt. Nach Hormayr hat die Vorleserin Maria Theresia's, die Mutter der Pichler, wenn die Censur dem Sonnenfels ganze Seiten gestrichen hatte, ihn der Kaiserin durch die ihm wohlwollende, muthvolle Erzherzogin Caroline, nachherige Königin von Neapel, melden lassen, auch wenn diese schon an dem gewohnten Abendspieltische gesessen. Da sei denn Maria Theresia rasch, wie sie noch in ihrem Alter war, zum Sonnenfels herausgetreten, mit der Hand Haube und Haare aus dem Gesichte streichend und habe hastig ihre Karten drehend gesagt: „Was ists? sekkiren sie Ihn schon wieder? Was wollen sie Ihm denn? Hat Er etwas gegen Uns

geschrieben? Das ist Ihm von Herzen verziehen. Ein rechter Patriot muß wohl manchmal ungeduldig werden. Ich weiß aber schon, wie Er's meint. Oder gegen die Religion? Er ist ja kein Narr! Oder gegen die guten Sitten? Das glaub' ich nicht. Er ist ja kein Saumagen.*) Aber wenn Er etwas gegen die Minister geschrieben hat, ja, mein lieber Sonnenfels, da muß Er sich selbst heraushauen, da kann ich Ihm nicht helfen. Ich habe Ihn oft genug gewarnt." Nach diesem Bescheide sei denn die Kaiserin wieder an ihren Spieltisch zurückgeeilt.

Maria Theresia brauchte viel Geld, obgleich sie spartanisch einfach erzogen worden war. Kaum war im östreichischen Erbfolgekriege Wien von der Gefahr einer Belagerung befreit, als am Hofe morgenländisch schimmernde Bälle, Redouten in der Burg zu 2000 Personen, Ballete, Caroussels, Opern, Spektakel und Feste aller Art einander überholten, so daß die Engländer mehreremale laut äußerten: „dazu seien ihre Subsidien wahrlich nicht verwilligt." Und doch hatte die junge Monarchin bei dem allem den richtigsten Takt: ihre Politik dabei war, ihr festestes Vertrauen auf das endliche Gelingen ihrer, wie sie aufs Bestimmteste überzeugt war, durchaus guter Sache damit aufs Einleuchtendste an den Tag zu legen. Nach den schlesischen Kriegen ward sie vorsichtiger, „trug, wie Horace Walpole 1756 schreibt, große Sparsamkeit

*) Ein obscöner Lustigmacher am sächsischen Hofe.

und Ordnung in ihren Finanzen zur Schau — aber das Geld, das, um der Genügsamkeit zur Folie zu dienen, den Unterthanen ausgepreßt wurde, ging in Bauten, Ceremonien und Schaugepränge auf."

Im Jahre 1770 sah Dutens ein Maskenball-Fest auf dem jetzt dem Hofe gehörigen ehemaligen Besitzthum Eugen's Schloßhof bei Wien im glänzendsten orientalischen Style. Ohngeachtet das Schloß sehr groß war, wurde doch noch ein 400 Fuß langer Saal an die Façade gebaut und diese war mit mehr als 100,000 Lampen erleuchtet. „Ich habe, sagt der Tourist, nach der Illumination der Peterskirche in Rom nie eine prachtvollere gesehen. In den Zimmern brannten mehr als 18,000 Wachskerzen. Es befanden sich auf dem Balle gegen 6000 Personen und der Festintendant sagte mir, man habe sich für ein Souper von 10,000 vorgesehen. Es war für alles so gut gesorgt, daß auf einen eintretenden Unglücksfall Betten, Aerzte, Wundärzte, sogar Hebammen in Bereitschaft waren."

Fünf Jahre darauf sah Moore eine große Maskerade zu Schönbrunn. 4000 Billets waren ausgetheilt. Eine zahlreiche Partie Dragoner hielt längs der Straße vor Wien aus die Kutschen in der Ordnung. In drei großen Sälen des Erdgeschosses des Schlosses zu Schönbrunn waren Tafeln mit kalten Collationen von Geflügel, Schinken, Confect, Ananas und allen andern Früchten bedeckt. Mit diesen Speisen und altem Rheinwein, Champagner und andern Weinen wurden im Ueberflusse und augenblicklich alle bedient, die ir-

gend etwas verlangten. Am Ende des großen Speisesaals war ein erhabener Sitz für die Kaiserin und einige Damen ihrer Umgebung. Hier tanzten einige der Erzherzoge und Erzherzoginnen nebst einigen vom höchsten Adel, zusammen vierundzwanzig Personen, ein prächtiges Ballet: alle waren in weißseidne Masken gekleidet, die mit nelkenfarbigen Bändern und einer Unzahl von Diamanten besetzt waren. Der Kaiser Joseph mischte sich ohne Umstände oder Unterscheidung mit unter die Gesellschaft und sah seines Theils blos mit zu. Die Kaiserin schien heiter und höchst vergnügt zu sein. Im Garten, den Fenstern des Schlosses gegenüber, brannte die ganze Nacht durch ein mit unzähligen Lampen illuminirtes Gebäude in Gestalt eines Tempels auf einer Anhöhe."

Nach zwei Berichten des Herrn von Rotenstein aus Presburg, eines wohlunterrichteten Edelmanns, im achten und dreizehnten Band des Bernoulli'schen Archivs kostete der Hofstaat unter Maria Theresia **drei Millionen 300,000 Gulden** und die Pensionen noch **eine Million. 2200 Pferde** standen in den kaiserlichen Ställen. 12,000 Klaftern Holz wurden jährlich bei Hofe verbrannt. Das Meublement des großen Vorzimmers, des s. g. vergoldeten Spiegelsaals, wo die Kaiserin öffentlich speiste, kostete 90,000 Gulden, der goldgestickte Baldachin, unter dem die Tafel stand, 30,000 Gulden, das massiv goldne Service auf achtzehn Personen wog $4^1/_2$ Centner und ward auf eine Million 300,000 Gulden geschätzt. Jeder der achtundfunfzig Teller kostete 2000 Gulden, zwan-

zig Bestecke mit Messern, Gabeln und Löffeln wogen 900 Mark, ein Tafelaufsatz, eine halbe Elle hoch mit einem großen durchbrochnen goldnen Korbe, mit achtundsechszig Blumen von Porzellan, war das Prachtstück: es wog allein 160 Mark. Das Besondere war, daß diese Kostbarkeiten in der drückendsten Zeit des siebenjährigen Kriegs 1760 verfertigt wurden: Kaiser Franz ließ sie machen.

Ein nicht geringer Posten in den Ausgaben Maria Theresia's, die auf den s. g. Kammerbeutel angewiesen waren, bildeten die Almosen und Gnadengehalte: dem englischen Touristen Wraxall wurde gesagt, daß sie sich auf 700,000 Gulden jährlich belaufen hätten. Wer zum Katholizismus übertrat, wer eine beliebte Hofdame, Kammerdienerin, Vorleserin heirathete, erhielt eine ansehnliche lebenslängliche Pension, zuweilen 2, 3000 Gulden, auch wohl eine Anstellung im Staate.

Bedeutende Summen kosteten die Veränderungen in den obersten Staatsämtern, die Versetzung oder Entfernung eines Chefs, die Veränderung in den Ministerien. Die neuen Minister erhielten Paläste geschenkt oder die alten wurden ihnen umgebaut oder mit ansehnlichen Kosten neu eingerichtet. Die große Ministerialveränderung von 1753, durch welche Kaunitz an die Spitze der Geschäfte kam, kostete eine Million Gulden: das Schmerzensgeld für den Grafen Uhlefeld und den Staatssekretair Bartenstein, daß beide aus dem Ministerium des Aeußern entfernt, Uhlefeld Obersthofmeister, Bartenstein Vicekanzler in der böh-

misch-östreichischen Hofkanzlei wurde, belief sich wenig unter 260,000 Gulden. Bartenstein erhielt für den Verlust seiner Stelle 100,000 Gulden, eben so viel wurden für die Schulden des Grafen Uhlefeld bezahlt und er erhielt noch 30,000 Gulden baar, um sich ein Haus zu kaufen, da er seine Wohnung in der Staatskanzlei verlor. Kaunitz ward das Gut Inzerstorf mit 40,000 Gulden gekauft. Die Kanzlei und Wohnung, die dem Grafen Chotek eingerichtet wurde, kostete an 300,000 Gulden, dazu erhielt er noch 12,000, um seinen Palast in der Vorstadt zu vergrößern. Die Vergrößerung der böhmischen Kanzlei für den Grafen Haugwitz kostete wenigstens 250,000 Gulden.

Sehr viel Geld brauchte Maria Theresia auch für ihre zahlreiche Familie. Die Töchter der Kaiserin wurden bei ihren Verheirathungen, bei ihren Wochenbetten ungemein reich und glänzend bedacht, die Söhne prächtig equipirt und auf ihren Reisen mit ansehnlichen Geldmitteln unterstützt. Auch übrigens war die Kaiserin außerordentlich freigebig; sie fuhr niemals aus, ohne sich mit Kremnitzern zu versehen, um solche rechts und links an allerlei Arme, gemeine Soldaten und Soldatenfrauen mit größter Liebenswürdigkeit aus dem Wagen zu schnellen. Friedrich der Große theilte Groschen aus, Maria Theresia Ducaten.

Auf diese Weise brauchte Maria Theresia für ihr Budget jährlich im Ganzen **sechs Millionen Gulden**, während Friedrich der Große nur **220,000** Thaler gebrauchte. Sie ihrer Seits hatte das festeste Ver-

trauen, daß, so wie nur eine Heerde und ein Hirt, so auch alle Herzen und alle Beutel ihrer Unterthanen unumschränkt die ihrigen seien. Sie vergaß in ihrer Gutmüthigkeit und Liebenswürdigkeit gänzlich, daß, wie Hormayr sagt, „die Fürsten den Einen viel nehmen müssen, um den Andern viel zu geben.“

Um das sehr viele nöthige Geld zum olympischen Gnadenaustheilen in den Seckel zu bekommen, waren der christlich gewissenhaften Kaiserin alle Mittel und Wege recht: denn das Cardinal-Mittel Dissimuler c'est regner übte sie mit aller ihrer guthmüthigen Liebenswürdigkeit. Der meisterhaft zum guten Ziele führenden Praktiken bei Einführung der Contribution, die der Convertit Haugwitz anwandte, um den Ständen ihr altes Pergamentrecht der Steuerverwilligung abzumanövriren, ist oben gedacht worden, desgleichen des ausdrücklichen Versprechens der Kaiserin, daß die Steuern nicht erhöht werden sollten, die doch erhöht wurden und zwar bedeutend. Im Jahre 1731 hatten die kaiserlichen Staaten — Schlesien und Servien noch mit inbegriffen — 12½ Millionen Gulden Contribution gezahlt, später, schon 1754, als Fürst vor dem siebenjährigen Kriege in Wien war, zahlten diese Staaten, ohne die an Preußen und die Pforte abgekommenen Provinzen, an 17 Millionen. Die Kaiserin rühmte Haugwitz noch im Tode in einem Handbillet an seine Wittwe, das Hormayr mittheilt, seine „Treue, seinen unausseßlichen Diensteifer“ sowohl als „seine Wirksamkeit“ nach, sie schreibt, „daß seine Christlichkeit ihr oft zur Auferbauung gedient habe.“

Wie Haugwitz mit der Contribution ihr diente, so diente ihr Chotek mit der Mauth; es irrte die gutmüthige Monarchin gar nicht, daß sie die Pflanzerin des sprichwörtlich gewordenen östreichischen Zöllner- und Sündergewerbes dadurch wurde. „Die ganze Welt, schreibt Fürst, schreit gegen die neuen Auflagen und einige Personen haben sogar beschlossen ihren Verbrauch zu beschränken. Uebrigens sind die Einkünfte durch die Mauth lange nicht so gestiegen, wie man erwarten könnte. Giebt es ein Mittel, den allzuhohen Taxen der Mauthbeamten zu begegnen, so hat man doch noch keins gefunden, um zu verhindern, daß sie nicht aus Gunst oder aus Unwissenheit oder durch einige Ducaten bewogen die Waaren bei weitem unter ihrem wahren Werthe schätzen. Uebrigens betrügt man die Mauthen niemals mehr, als wenn es sich der großen Ansätze halber der Mühe verlohnt. So geschieht es, daß die Mauth, allen Erhöhungen zum Trotz, doch noch immer nicht mehr einträgt als früher. Man kann ihren Ertrag nach wie vor auf drei Millionen Gulden schätzen, wovon 600,000 allein auf Wien fallen mögen."

Eine der verderblichsten Landplagen, die die Landesmutter ihren Völkern schenkte, war das Lotto. „Alle Lotterien, schreibt Fürst im Jahre 1754, sind jetzt, mit einziger Ausnahme des Glückshafens auf den Messen, zu Gunsten des Lotto von Genua abgeschafft, für das der Chevalier Cataldi ein Privilegium auf zehn Jahre erhalten hat. Alle drei Wochen (also siebzehn mal im Jahre) wird zu Wien oder Prag gezogen: für jede Ziehung zahlt Cataldi der Kaiserin 11,000

Gulden, so daß sie davon eine Revenue von 187,000 Gulden genießt. Cataldi hat zuvor sein Handwerk in Toscana getrieben." Er war „eben derjenige, wie es in dem Edict der Kaiserin an ihre Völker vom 13. November 1751 heißt, welcher vor Jahren solchen Lotto in dem Großherzogthum Toscana mit allseitger Zufriedenheit aufgerichtet und durch geraume Zeit bestritten hat, nemlich Unser Getreuer Lieber Octavio Edler von Cataldi." Nach Nicolai ging aber, „wie er in sichern Berichten gefunden," die Rede, daß die Zahlenlotterie eigentlich dem Kaiser Franz gehöre und Cataldi nur den Namen hergebe. Das Lotto wurde den östreichischen Völkern deßhalb vor andern Lotterien an die Herzen gelegt „maaßen dieser Loto den leichtesten Begriff und geschwindesten Ausgang hat, auch dergestalten beschaffen ist, daß Jedermann den Preis des Spiels, auch in der mindesten Gattung des Geldes, von selbst erwählen kann." Fürst berichtet noch ein eignes Curiosum. „Das Lotto, schreibt er weiter, unterscheidet sich von andern Lotterien, wie sie in Frankreich, England, Holland und Deutschland üblich sind. Man kann so wenig als man will einlegen und wäre es auch nur ein Kreuzer. Auch der ärmste Bauer trägt sein Geld dahin. Jeder beträchtliche Gewinn wird in den Zeitungen angezeigt und verfehlt nicht, neue Spieler anzulocken. Zuweilen streut man Nummern auf die Bänke in den Kirchen aus oder heftet sie an den Thoren der Klöster an; die frommen Leute wagen ihr Glück damit, und sind so gutmüthig, wenn sie doch nichts gewinnen, es mehr

ihren Sünden, als der unrichtigen Prophezeihung Schuld zu geben. Ein Mensch, der den andern Tag gehängt werden sollte, träumte die Nacht zuvor, daß eine gewisse Zahl gewinnen müsse; alle Welt setzte darauf, aber der arme Schelm hatte gelogen und kein Mensch gewann. Cataldi hat das Recht, wenn eine Nummer so stark besetzt wird, daß er ruinirt sein würde, falls sie herauskäme, nichts mehr darauf anzunehmen und sie zu sperren. Man hatte alle die Lächerlichkeiten, die hierbei vorkommen, in einer Comödie verspottet, aber sie hat nicht gegeben werden dürfen. So lange ich in Wien bin, ist der einzige beträchtliche Gewinn, welcher herausgekommen ist, dem schwedischen Gesandten zu Theil geworden (Graf Bork). Er schickte etwas zu spät; man nahm nur den Einsatz von einem Gulden an, jedoch hatte er die Terne glücklich getroffen, er machte einen Gewinn von 1200 Ducaten. Allerdings ruinirt sich das gemeine Volk besonders hierbei und die meisten Minister sind deshalb dagegen gewesen; aber der Vortheil der Finanzen ist zu offenbar." Nach Schlözer's Briefwechsel soll die Wiener Lotterie in den zehn Jahren von 1759 bis 1769 einundzwanzig Millionen Gulden eingenommen haben, wovon erhielt:

1. der Hof: 3,460,000 Gulden,
2. an Kosten und Besoldungen verwendet wurden: 2,080,000 Gulden,
3. an Gewinnsten bezahlt: 7,000,000 Gulden,
4. Gewinn der Pächter, des Lieben Getreuen Ca-

taldi oder des kaiserlichen Gemahls 8,540,000 Gulden.

Die Titel und Würden, letztere indirect wenigstens, dienten der Kaiserin ebenfalls zu einer nicht geringen Vermehrung des Seckels.

Ueber die Titel schreibt Fürst: „Kein Titel, wenn man ihn auch des Verdienstes halber bekommt, wird ohne Taxe verliehen. Ueberdies muß ein Jeder, vom ersten Minister bis zum niedrigsten Subalternen, jährlich eine bestimmte Quote von seinem Gehalt an das Taxamt zahlen. Der Titel Excellenz ist in hohem Preise: Graf Clary hat 60,000 Gulden bezahlt, um ihn zu bekommen. Die Standeserhöhungen, welche die Kaiserin nach ihrer Niederkunft von 1754 als Beweise ihrer Gnade vornahm, haben ihr 229,000 Gulden eingetragen, als:

17 Feld-Marschälle	à 2000 Gldn.	=	34,000 Gldn.
47 Gener. d. Inf. u. Cav.	à 1000 „	=	47,000 „
38 Generallieutenants	à 800 „	=	30,400 „
14 Geheime Räthe	à 4000 „	=	56,000 „
77 Kammerherren	à 200 Duc.	=	61,600 „
			229,000 Gldn.

Man kann diese Einnahme auf 400,000 Gulden des Jahres schätzen.“

Es gehörten schließlich zu dieser Finanzquelle auch noch gar wesentlich die Adelsbriefe, die Edel- und Pannerherrnbriefe, die Baronen- und Grafendiplome, die im achtzehnten Jahrhundert ungemein flott in Oestreich wurden — kaiserlichen Seckel zu erklecklichem Nutzen und auch kaiserlicher Betriebsamkeit zu

großer Ehre, aber wahrlich nicht immer zu großer Ehre des Adels. Bis auf Metternich wurde diese Finanzpolitik festgehalten. Der Staatskanzler schreibt einmal in den nach seiner Flucht aus Wien publizirten Auszügen seiner Memoiren: „Die Farce der Veränderung der Altesse in Hautesse kann der Wiener Hochadel, der so viele Fürstenhäuser zählt, die, wenn auch nicht durch Souverainität, doch durch den äußeren Titel „Durchlaucht" mit vielen souverainen Fürsten gleich stehen, nicht gleichgültig stimmen, denn durch diese Veränderung würden diese fürstlichen Häuser um eine Stufe tiefer kommen, was ihnen um so schmerzlicher fallen muß, als von unten auf die Reihen des Adels, zum Besten der Staatseinnahme, immer durch neue lettres de noblesse vermehrt werden."

Ueber die Würden und namentlich über die Kammerherrnwürde theilt Fürst auch noch ein Wiener Curiosum mit: „Sehr bedeutend ist das Liniengeld. Für jedes Pferd muß an der Linie ein Groschen gezahlt werden; nur äußerst wenige Exemtionen finden Statt. Da der Hof sieben Monat in Schönbrunn und Laxenburg zubringt, kommt das Liniengeld manchem Kammerherrn, der des Tags ein paar mal in Schönbrunn und der Stadt sein muß, allein auf 300 Gulden. Die ganze Einnahme dieses Liniengeldes rechnet man allein auf 200,000 Gulden."

Zum Beschluß dieser interessanten Details über die Finanz-Quellen und Bächlein der großen Kaiserin möge eine Notiz über den Tabackspacht in den öst-

reichischen Ländern stehen. Der portugiesische Jude Diego Aquilar, der über zwanzig Jahre lang den Pacht gehabt hatte, hatte ihn 1748 freiwillig an Joseph Pingitzer abgetreten. „In Oestreich, schreibt Fürst, ist die Auflage auf Taback einem Generalpächter überlassen, der ein ausschließendes Privilegium genießt, das man Apalto nennt, Herr Pingitzer. Er zahlt dafür 460,000 Gulden, soll aber jetzt mehr geben müssen, da eine Gesellschaft Franzosen eine höhere Summe geboten hat, unter der der Parlamentspräsident von Paris de l'Avergne sich befinden soll. Die größte Fabrik, die der Generalpächter besitzt, ist zu Haimburg zwischen Wien und Presburg in einem großen Kornmagazin, das die Kaiserin ihm eingeräumt hat. Die Stände von Böhmen, Mähren und Schlesien zahlen, um dem Pacht nicht unterworfen zu sein, eine bestimmte Summe, so daß sich der Gesammtbetrag vom Tabacksmonopol auf 680,000 Gulden beläuft. Ungarn ist frei, zahlt auch die Trank-, Schlacht- und Salzsteuer nicht." Pingitzern folgte 1764 das christliche Handelshaus Adam Dechau und Purkner und 1765 das jüdische Löwel Hönig, Baruch und Comp., endlich von 1774—1783 eine Actiengesellschaft, zu der die genannten Juden Hönig, die Banquiers Grosser, Fries, der nachher gegraft ward, und Arnstein gehörten: sie gab nahe 1,800,000 Gulden Pacht für das Monopol in allen östreichischen Ländern, außer Ungarn und Gallizien und die zwölf Actien brachten einen Durchschnittsgewinn von jährlich 75,000

Gulden. Erst Joseph hob diesen einträglichen Pacht 1783 auf.

Das schönste Denkmal der idyllisch-absoluten Finanzwirthschaft Maria Theresia's und Graf Chotek's ist die Anlage von Triest. Schon im Jahre 1752 ward dringlichst vorgestellt, wie die steierschen Sensen, Schneidemesser, Sicheln, Stahlwaaren überhaupt allenthalben begehrt würden, wie das ungarische Kupfer, Quecksilber, Getreide, Ochsen von gar großem Belang sei, einen bedeutenden Verkehr einzuleiten. Die niederländische Compagnie offerirte 12,000 Gulden zur Reparatur der Landstraße von Carlstadt nach Triest. Die Regierung goutirte die Vorschläge und die Etablissements fremder Kaufleute, denen das freie Religionsexercitium zugestanden wurde, erfolgten in Masse.

Maria Theresia war, nach Hormayr's Beschreibung, die er von Augenzeugen vernommen, in ihrer Jugend von blendender Schönheit und Anmuth. Sie war größer, wie die meisten Frauen, aber das vollkommene Ebenmaaß ihrer Gestalt zeichnete sie noch mehr aus, als ihre Größe. Sie war von feinem Wuchs, herrlichem Teint und hoher Haltung, das üppig schöne Haar blond und reich. Ihr Angesicht war ein herrliches Oval, belebt durch milde und doch feurige, obgleich nur hellgraue Augen, die Nase sanfter als habsburgisch gebogen und zu fein zu den Scherzen des ersten Rudolf und Maximilian's über sich selbst, der Mund überaus lieblich und ohne die aufgeworfene burgundische Lippe, die bei ihrem Vater Carl und noch mehr bei ihrem Großvater Leopold

das Maaß der Anmuth überschritt. Theresia hatte mehr von ihrer schönen Mutter, der braunschweigischen Elisabeth, obwohl sie auch von dieser im Ensemble der Lineamente und im Ausdrucke ganz verschieden war. Graf Podewils lobte in einer seiner Depeschen besonders die bewundernswürdige Schönheit ihrer Arme und Hände.

Theresia's ungemeine Lebhaftigkeit, ja Heftigkeit that weder ihrer Majestät Eintrag, noch ihrer aufmunternden Güte. Zwei (zu der Zeit, als Hormayr nach Wien kam, 1801) noch im Leben webende Ueberlieferungen von dem berühmten Presburger Landtage 1741 und von der Frankfurter Kaiserkrönung 1745 wurden nach so langem Zeitverlauf immer noch geschwätzig über ihre Schönheit und Anmuth. Aus Wien flüchtig, in Presburg eben gehuldigt, verlieh ihr das Matte und Schmachtende ihres Zustandes neuen Reiz, die Wärme des Tages, die lange Bewegung der Feier eine himmlische Röthe. Die in langen Locken herunterwallenden blonden Haare machten sie zu einer Erscheinung aus der Feenwelt. Der Raschheit, womit sie, das Schwert des heiligen Stephan nach den vier Weltgegenden schwingend, den Krönungshügel hinaufsprengte und der hinreißenden Rede im Saale wichen, wie des Meisters Zauberworte, dunkle Nachtgespenster, zweihundertjähriger Bürgerkrieg und Freiheitstrotz, sie wichen urplötzlich dem himmlischen Morgenstrahl dynastischer Begeisterung. — Das Entzücken, womit Theresia 1745 vom Balkon des Römers in Frankfurt dem Volke, die Erste, „Vivat Kaiser Franz!“ zurief,

rührte und bewegte Alles. Anmuthig wechselte mit der herzinnigen Freude ihr Lächeln, als Franz im Krönungszuge mit den wunderlichen Handschuhen auf sein nicht minder seltsames Kostüm deutete.

Maria Theresia war zärtlichste Mutter, wie sie zärtlichste Gattin war: nach Paris, nach Neapel, nach Parma gingen regelmäßig alle drei Wochen Couriere an ihre Töchter Antonie, Caroline und Amalie ab mit langen Briefen mütterlicher Erfahrung und Belehrung und steter wiederholter Erkundigung um ihre Gesundheit, ihr Thun und Treiben, ihre Umgebungen und die Kinder. Lag eine dieser Fürstinnen im Wochenbett, so ging alle neun Tage ein Courier ab.

Maria Theresia's Stimme war hell, aber wohlklingend, die Sprache rasch, von vielen und lebhaften Gebehrden begleitet; der feurigste Ausdruck in jeder Bewegung. Ihn mäßigte zwar stets die hohe Würde die sie selbst in unwillkürlichem Aerger und leicht erregtem Zorne nie verließ. Rein sanguinischer Mischung, überaus reizbar, war sie leicht aufgebracht, aber auch gleich wieder besänftigt, zumal, wo nur gegen sie gefehlt war und mit überfließender Güte entschädigend, wo sie selbst die rechte Grenze überschritten zu haben glaubte: denn sie war darin gerecht und gewissenhaft bis zur Aengstlichkeit. Man brauchte sie nur vom Unrecht einer noch so vortheilhaften Sache zu überzeugen und sie ließ sie augenblicklich fallen, ja es war ihr zuwider, mehr davon zu hören.

Wie alle große Seelen war sie Schwärmerin in der Liebe und Freundschaft: wen sie liebte, dem ge-

hörte sie mit vollem Herzen an. Sie schenkte nie blos halb ihr Vertrauen. Des Gefühl der Dankbarkeit lebte in ungewöhnlicher Stärke in ihr: sie vergaß nie den geringsten Dienst, nie das geringste Zeichen der Anhänglichkeit. Die Ungarn, die sie bei ihrem Regierungsantritte gerettet, waren eines ihrer letzten Worte im Sterben. Sie vergaß nie, daß die Türken ihre höchste Noth damals nicht benutzt hatten, daß selbst der Großvezier und der Mufti den allerchristlichsten und den katholischen König zu Treu und Glauben gegen sie ermahnt hatten. Das Böse verzieh und vergaß sie, wo sie wahren Seelenadel fand, eben so ohne Rückhalt und aufrichtig, wie sie es im Gedächtniß behielt, wo sie ihn nicht fand. Maria Theresia war, wo es galt, heroisch in der Haltung, klar im Sinn, consequent in allem Thun und Lassen. Vom Humor, von jener genialen Jovialität des Ahnherrn Rudolf war Nichts in ihr. Doch war sie stets heiter und in der Jugend eine Freundin des Vergnügens, der Feste, der Pracht. Der drohendste Geschickswechsel störte Theresia's äußern Gleichmuth nur wenig. Ungeduldige Verzagtheit war ein fremder Tropfen in ihrem durchaus fürstlichen Blute.

Es lebte in ihr das feinste Gefühl für das Schickliche, für die der Gesetze Gewalt nicht blos ergänzende, sondern übertreffende Macht der Sitte und für die Würde der Frauen. Der Gedanke begleitete sie unaufhörlich, daß es ihr, der Ersten ihres Geschlechts und Reichs, gezieme, die Beschützerin desselben zu sein. Die stol-

zeste Delicatesse verließ sie nie, sie war immer Frau und Kaiserin in Einem.

Maria Theresia stand im Sommer um fünf Uhr, im Winter um sechs Uhr auf. Nach einem kurzen Gebete zog sie sich vollständig an, ging in die nahe Kapelle zur Messe, frühstückte wenige Minuten und arbeitete dann unausgesetzt bis neun Uhr. Sie las die am vorigen Abend eingegangenen Bittschreiben und Berichte durch oder ließ sie sich auch wohl von ihren Kammerfrauen vorlesen oder von den jungen Fräulein, welche am Hofe erzogen wurden und die die Kaiserin dann verheirathete. Darauf wohnte sie einer zweiten Messe bei, sah darauf ihre Kinder und arbeitete wiederum bis ein Uhr, wo sie in der Regel allein und sehr mäßig speiste: die Tafel dauerte nur kurze Zeit. Unmittelbar darauf kehrte sie wieder zur Arbeit zurück. In ihren Zimmern mußten, weil sie so ungemein warmblütig war, stets die Fenster offen stehen, selbst im Winter arbeitete sie häufig bei offenen Fenstern (oft auch Thüren) und ließ oft das Feuer ausgehn. Joseph kam stets im Pelz in ihr Gemach. In Schönbrunn bewohnte sie die acht Zimmer zu ebener Erde, rechts gegen die Orangerie zu. Sie waren meist indianisch mit Dattelbäumen, Vögeln, Blumenfestons und Früchten gemalt, einige waren weiß und Gold, die Möbel waren aschgrau mit Gold; ihr Schlafzimmer war ebenfalls aschgrau gemalt, auch ihr Bett von aschgrauem Damast. Sie beschäftigte sich gern im Freien, in der geliebten Bogenlaube in der von Kaunitz' Baugenie herrührenden Gloriette zu Schönbrunn. Zu die-

ser Laube führte eine Glasthüre in einen bedeckten Gang unmittelbar aus ihren Gemächern in Schönbrunn, wohin sie mit einer vorn an den Leib geschnallten Schachtel voll von Papieren, Briefen und Memorialen ging. Eine Schildwacht stand vor'm Eingang, um alle Störung zu beseitigen.

Sie arbeitete mit großer Aufmerksamkeie, setzte oftmals beim Lesen der eingegangenen Schriften aus, richtete den Blick nach oben oder gerade vor sich hin, wie Carl V., dachte scharf nach und schrieb dann sofort ihre Befehle kurz und deutlich dazu. Was sie schrieb, war sehr selten ganz orthographisch und fast immer im Infinitiv. Gerne sprach sie überall Grundsätze aus. Meist entschied sie nur, was geschehen mußte, aber nicht wie? Sie ließ darin freie Hand.

Gegen Abend hörte sie auf zu arbeiten, wohnte um sechs Uhr der Vesper bei und spielte dann ihre tägliche Partie Karten, wozu die Einladungen an ihre Damen ergingen. Außer den bestimmten Appartementstagen sah die Kaiserin nur diese zum Spiele eingeladenen Damen. Das Spiel — Pharao — dauerte bis nach acht Uhr. Dann soupirte die Kaiserin ganz leicht, gewöhnlich nur eine Suppe, machte manchmal noch einen Spaziergang und begab sich dann zur Ruhe. Sie ging gern früh, manchmal schon zwischen acht und halb neun Uhr, zu Bette, um früh wieder bei der Arbeit zu sein. Selbst auf Hofbällen und Redouten blieb sie, den Tanzenden zusehend, ungern länger als bis elf Uhr. Sie war äußerst kurzsichtig geworden und mußte,

um die Personen wenige Schritte von ihr unterscheiden zu können, sich eines Glases bedienen.

Gleich ihrer Mutter, der schönen Elisabeth, die in ihren letzten Jahren so an der Wassersucht litt, daß Decken unter sie gebreitet werden mußten, um das in großer Menge von ihren Beinen und Füßen herabrinnende Wasser aufzunehmen *), ward auch Maria Theresia schwach und gebrechlich auf den Füßen, konnte keinen nur irgend größeren Weg mehr zu Fuß machen und trug gewöhnlich Kamaschen, um dadurch beim Gehen eine Unterstützung zu erhalten. Weil sie nur mit großen Schwierigkeiten Treppen auf- und absteigen konnte, war die Einrichtung getroffen, daß sich beim Messehören der Fußboden ihres Schlafzimmers öffnete. Unter demselben war eine Kapelle eingerichtet im zweiten Stock der Burg, während sie in ihrem Zimmer im dritten Stocke blieb. „Ich habe," erzählt der Tourist

*) Ein ungenannter Tourist im ersten Bande der Bernouilli'schen Reisen erzählt, daß Elisabeth in den letzten zehn oder zwölf Jahren ihres Lebens — sie starb 1750 — einen offenen Schaden an den Füßen gehabt habe, so gefährlich, daß schon der kalte Brand sich gezeigt hatte, als der berühmte Baron Swieten nach Wien kam, er curirte sie innerlich und äußerlich mit China. Die Kaiserin gelangte darauf wieder zu einer ziemlich guten Gesundheit, konnte aber nicht mehr ihre Füße gebrauchen, sie erschien öffentlich nur sitzend, zuletzt bekam sie einen so starken Widerwillen gegen die China, daß sie den Gebrauch aussetzte. Darauf mußte sie eine merkliche Abnahme ihrer Kräfte vermerken, wollte wieder das Mittel gebrauchen — aber es war zu spät, sie ward neunundfunfzig Jahre alt.

Wraxall, der in den siebziger Jahren während des bairischen Erbfolgekriegs in Wien sich aufhielt, „von ihren Hofdamen versichern hören, daß die Kaiserin gewöhnlich mehr als fünf Stunden des Tags mit religiösen Uebungen und Gebeten zubringt. So unglaublich das scheinen mag, so ist es doch unwidersprechlich wahr und ihr Aberglaube wächst natürlich mit ihren Jahren. Im März 1778, erinnere ich mich, lag sie drei Stunden von drei bis sechs Uhr Nachmittags auf den Knieen in der Stephanskirche, indem sie den göttlichen Beistand anflehte, den Krieg abzuwenden, mit dem sie wegen der bairischen Erbfolge bedroht war. Es ist nicht lange her, daß ihre Tochter, die Erzherzogin Elisabeth, einer Dame versichert hat, daß wenn sie ihre Mutter in die Kapelle begleitete, sie gewöhnlich so lange darin bliebe, daß sie zuletzt nicht mehr wüßte, was sie spräche und wiederholte. Während der Fastenzeit unterwirft sich die Kaiserin aller Strenge der katholischen Enthaltsamkeit und Abtödtung. Kein Carmeliter kann im Punkt des Fastens und in der Vermeidung verbotener Speisen strenger sein als sie und die Erzherzoginnen werden genöthigt, dieselben Entbehrungen zu beobachten. Ihre unverständige Frömmigkeit war sogar die Ursache zu einer der tragischsten Begebenheiten in der kaiserlichen Familie, zum Tode der Erzherzogin Josephe."

„Josephe war die sechste Tochter der Kaiserin, die Natur hatte ihrer Person eine ungewöhnliche Schönheit verliehen und die Wirkung derselben wurde noch durch die Liebenswürdigkeit ihrer Manieren verstärkt,

die sie allgemein beliebt machten. Ihre ältere Schwester Johanna war zur Ehe für Ferdinand IV., König von Sicilien, begehrt worden. Sie starb 1762. Nun ward die Erzherzogin Josephe bestimmt, an ihre Stelle zu treten. Alle Vorbereitungen zu ihrer Abreise, die den 15. Sept. 1767 statthaben sollte, waren getroffen."

„Ihre Mutter, die ängstlich wünschte, daß die Prinzessin vor ihrem Abgang aus Oestreich nach Italien in der letzten Zeit noch ihre Andacht unter den Gräbern ihrer Vorfahren verrichten sollte, drang in sie, in die Gewölbe der Kapuzinerkirche zu gehn. Die junge Königin von Neapel drückte große Abneigung gegen diese melancholische Ceremonie aus, aber die Kaiserin drang darauf, daß sie sich ihr unterwerfen solle. Umsonst flehte die Prinzessin, entschuldigt zu sein und führte an, daß sie ein Entsetzen und Schrekken empfinde, dessen sie nicht Herr werden könne. Maria Theresia, unerbittlich, wies alle ihre Bitten zurück. Man hat mir versichert, daß die Erzherzogin in Thränen ausbrach, als sie in den Wagen stieg, der sie in's Kloster führen sollte und daß sie während ihres Gebets im Gewölbe ein Frösteln überfiel. Mag nun in diesen Nebenumständen Uebertreibung sein oder nicht, gewiß ist, daß sie fast unmittelbar nach ihrer Zurückkunft in die Burg krank ward. Bald nachher zeigten sich die Pocken, eine Krankheit, die der kaiserlichen Familie besonders fatal geworden ist. Trotz aller ärztlichen Hülfe starb die Prinzessin und zwar gerade an dem zu ihrer Abreise nach Neapel bestimmten

Tage, am 15. Oct. 1767. Vier Monate vorher und zwar in der heißesten Jahreszeit war die Schwägerin der Prinzessin, die zweite Gemahlin Kaiser Joseph's († am 28. Mai) in dem Gewölbe begraben worden. Auch sie war an den Pocken gestorben und die Krankheit so ungemein bösartig gewesen, daß man ihren Leichnam nicht hatte einbalsamiren können. Viele Leute hielten die Versicherung nicht zurück, daß ohnerachtet aller getroffenen Veranstaltungen der Geruch des Leichnams noch wahrnehmbar war und also die Ansteckung möglich."

„Seit dieser Catastrophe blieben die Erzherzoginnen von der Begleitung ihrer Mutter in das Kapuzinergewölbe zurück. Aber sonst erwartete die Kaiserin, daß sie nicht fehlten, namentlich nicht Abends bei der Vesper. Wenn sie sich nicht einstellten, ermangelte sie nicht, ihr Mißfallen auszudrücken, ließ sich nach ihrem Befinden erkundigen und reprimandirte sie nicht selten am nächstfolgenden Tage."

„Es sind," sagt Wraxall weiter, „nur ihre zunehmenden Jahre und die mit ihnen verbundene Superstition, die sie nach und nach so auster gemacht haben. Sie wird von der engherzigen Bigotterie einer Aebtissin mehr bestimmt, als von den freien und hellen Grundsätzen einer Souverainin."

„Die Kaiserin ertheilt regelmäßig zu bestimmten Stunden Audienzen und jedesmal Dienstags empfängt sie ihre sämmtlichen Minister. Nur Fürst Kaunitz wird ohne weitere Umstände zu ihr vorgelassen, alltäglich und allstündlich. Gemäß der alten Etikette

des kaiserlichen Hofes, die seit Jahrhunderten besteht, werden der Kaiserin alle Fremde in ihren Appartements, wo sie ganz allein ist, vorgestellt. Um Erkundigungen einzuziehen, setzt sie besondere Stunden fest, wo die untersten und geringsten ihrer Unterthanen nicht nur vor sie gelassen werden, sondern mit ihr auch ganz frei und zutraulich sprechen dürfen. Sie unterhält sich häufig mit ihnen und wenn sie ihr etwas von ganz besonders geheimer Art mitzutheilen haben, erlaubt sie ihnen sogar, es ihr in's Ohr zu sagen. Die geheimsten und curiosesten Thatsachen kommen ihr, wie man wohl glauben kann, durch diese Canäle zu. Ihre dienstthuenden Mädchen und Frauen haben gleichergestalt Audienzen, wo die Kaiserin ihre Berichte über alles, was in Wien vorgeht, anhört. Unglücklicherweise ist sie viel zu sehr geneigt, auf solche Erzählungen zu hören, die oft einseitig, verdreht oder boshaft verläumderisch sind. Es ist eine ihrer hervorstechendsten Schwächen, ein zu bereites und leichtgläubiges Ohr den Klatschereien zuzuwenden, die ihr zugebracht werden."

„Die Kaiserin hat eine Menge engherziger und unfreier Vorurtheile. Sie glaubt steif und fest, daß kein Ketzer in den Himmel kommt, aber von allen Ketzern, glaubt sie, seien die Engländer die unbußfertigsten, verhärtetsten und am unwiederbringlichsten verloren. Ich weiß es, daß sie ihrem jüngsten Sohne, dem Erzherzog Maximilian, als sie ihm erlaubte, nach Frankreich und den Niederlanden zu reisen, einschärfte, unter keinem Vorwand nach England überzuschiffen. Ihre Furcht, daß er von der ansteckenden Gesellschaft in London verdorben werden und alle seine religiösen Grundsätze und Eindrücke einbüßen könnte, war der Beweggrund zu diesem absonderlichen Verbote. Sie verlangte ein gleiches Versprechen von Kaiser Joseph selbst, als er 1777 nach Paris ging. „Die Engländer," sagte sie zu ihm, „sind insgesammt Dei-

sten, Ungläubige und Freigeister. Ich zittere dafür, daß ein Verkehr mit einer solchen Nation Deinen Charakter beflecken und Deinen Glauben an alles, was dem Katholiken heilig ist, erschüttern könnte.""

„Man glaubt, Maria Theresia hat im Gegentheil eine gewisse Schwachheit für die französische Nation. Die Allianz von 1756 und die Heirath dreier ihrer Töchter, namentlich der jüngsten, mit dem König von Frankreich, haben die Gefühle der Feindschaft gegen Frankreich ausgetilgt, in denen sie erzogen worden ist. Leopold und Carl VI. haßten alles, was französisch war, Sprache, Kleider, Moden, alles das war verhaßt. Italienisch war die Hofsprache, nie sprach man französisch am Hofe, und es würde ein Verbrechen gewesen sein, wenn jemand in Kleidern nach der Pariser Mode vor dem Kaiser erschienen wäre.*) Französisch ist jetzt die gewöhnliche und allgemeine Sprache in der ersten Gesellschaft, obgleich man italienisch noch allgemein versteht und auch englisch sehr beliebt ist. Der Kaiserin Gemahl," schließt Wraxall, „daran muß man sich erinnern, hatte eine Französin zur Mutter und selbst eine große Vorliebe für dieses Land. Aber obgleich die Kaiserin diese annahm, theilten weder ihre Hofleute, noch ihre Unterthanen sie. Die unteren Classen des Volks haben alle ihre alte Abneigung gegen die Franzosen beibehalten. Sie scheint unwegräumbar zu sein und zeigt sich bei tausend Gelegenheiten."

*) Noch 1760, als Joseph die Infantin von Parma heirathete, trug er Kleider von dem alten spanischen Schnitt. Nach dem Tode seines Vaters, 1765, trug er Nichts als die Uniform und verbot auch den Räthen, anders als in hiren gewöhnlichen Kleidern in ihre Sitzungen zu kommen.

Druck von H. W. Schmidt in Halle.



Geschichte

der

deutschen Höfe

seit der

Reformation.

Von

Dr. Eduard Vehse.

14r Band.

Zweite Abtheilung:

Oestreich.

Achter Theil.

Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1852.

Geschichte

des

östreichischen Hofs und Adels

und

der östreichischen Diplomatie.

Von

Dr. Eduard Vehse.

Achter Theil.

Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1852.

Inhalt.

Maria Theresia 1740—1780.

(Fortsetzung.)

Joseph II. 1780—1790.

(Fortsetzung folgt.)

---

6. Franz I., Maria Theresia's Gemahl: Sein und ihr Tod.

Maria Theresia's Gemahl war seit dem Jahre 1736 Franz von Lothringen, Großherzog von Florenz. Er war der Enkel jenes Carl, der 1683 mit Sobiesky Wien entsetzt hatte und der Sohn Leopold's, dem Carl VI. 1722 das Herzogthum Teschen gegeben hatte und der einer der trefflichsten Fürsten seiner Zeit war, bis auf die große Gewalt, die sein Favorit und seine Favoritin über ihn hatten, die Craon's, über welche seine Schwiegermutter, die bekannte Herzogin von Orleans, in ihren Briefen große Klage führt. Die Mutter von Franz war eine Tochter des mit der Briefstellerin verheiratheten Herzogs von Orleans, Bruders Ludwig's XIV. Franz war schon 1721 mit dreizehn Jahren nach Wien gekommen und mit seiner nachmaligen Gemahlin, die damals erst vier Jahre alt war, erzogen worden. Nach dem Tode seines Vaters ging er 1729 nach Lothringen, um es in Besitz zu nehmen, und damals war es, wo er als einer der sogenannten sieben auswärtigen Prinzen dem König von Frankreich wegen des Herzogthums Bar den Vasalleneid auf den Knieen schwur; 1745, sechszehn Jahre darauf, wurde er zum deutschen Kaiser gewählt, Lothringen war 1737 aber an Frankreich

abgetreten worden gegen Florenz, das nach dem Aussterben der Mediceer erledigt war.

Mit dem Hause Lothringen kam an den Wiener Hof ein freieres und feineres Element und französische Sprache, Moden und Kleider drangen endlich auch öffentlich am Hofe durch. Da Franz immer nur französisch sprach, ward diese Sprache die Hofsprache; Franz hat Zeit seines Lebens nicht einmal gut deutsch sprechen gelernt. Es ward ein Anfang dazu gemacht, die alte spanische Steifheit und Grandezza und die noch ältere deutsche Unbehülflichkeit zu bessern. Aber das ging sehr langsam und die Etikette blieb in manchen Punkten immer noch sehr streng: die Vorleserin der Kaiserin mußte zum Beispiel auf den Knieen noch bei derselben ihr Amt verrichten. Mit der Etikette schwand auch der Adelsstolz in einem gewissen, dem spezifisch altdeutschen Sinne. „Adelsstolz, schreibt 1770 Dutens von Wien, läßt sich nirgends hier blicken. Ich darf sagen, Adelsstolz in dem Sinne, daß man darunter ein ehrenfestes, ernstes, rauhes Wesen und ein wenig Dummheit in gleicher Dosis vermischt versteht — giebt es weniger in Wien, als in mancher andern europäischen Hauptstadt.“

Franz war in seinen jüngern Jahren ein strahlend männlich-schöner Herr, wie Maria Theresia blendend weiblich-schön war. Graf Podewils schildert ihn als einen Vierziger in der Depesche vom 18. Januar 1747 also: „Der Kaiser ist von voller Taille, eher unter als über dem Mittelmaaße. Er hängt den Kopf sehr nach vorn, was bewirkt hat, daß

er etwas gebückt geworden ist. Sonst ist er gerade und ziemlich wohl gewachsen. Haltung und Gang sind etwas nachlässig und er wendet gar keine Aufmerksamkeit darauf. Die Form seines Gesichts ist fast viereckig (tient quelque chose du quarré). Eben so die Stirn. Seine Augen sind ziemlich groß, schön, fast dunkelblau. Gewöhnlich schlägt er sie nieder. Die Nase ist die Adlernase, aber nicht groß. Der Mund ist klein und sein Lächeln angenehm. Der Teint ist gleichmäßig und von hoher Farbe. Alle seine Züge bilden ein schönes Gesicht, in welchem aber viele Personen etwas Gemeines finden. Dieser Herr entstellt sich selbst durch die Grimassen, die er zu machen sich angewöhnt hat. Er empfängt höflich, aber etwas kalt und ernsthaft, besonders Personen, die er wenig kennt und mit Fremden scheint er selbst ein wenig verlegen. Er drückt sich mit Leichtigkeit aus. Seine Manieren sind mehr als ungezwungen und sie bilden einen vollkommenen Gegensatz gegen die Kaiser Carl's VI. Feind alles Zwangs besitzt er fast zu wenig Würde für den Rang, den er auszufüllen hat. Familiär ist er selbst öffentlich mit denen, die er kennt, so weit, daß man das mißbraucht und es an dem schuldigen Respect fehlen läßt. Er haßt die Etikette und trachtet darnach, sie so viel abzuschaffen, als das in seiner Macht steht. Er leidet es nicht, daß die Damen ihm die Hand küssen. Er liebt gar nicht spanische Kleidung und entledigt sich derselben, so bald er immer kann."

„Sein Character ist außerordentlich sanft und ich habe nie gehört, daß er jemals heftig geworden sei.

In den kleinen Zwistigkeiten, die zwischen ihm und der Kaiserin vorkommen, ist er es in der Regel, der nachgiebt und den ersten Schritt wieder entgegenthut. Er haßt alle Streithändel und möchte gern, daß alle Welt in Frieden mit einander lebte. Er ist fähig der Gefühle der Freundschaft und der Anhänglichkeit. Ich weiß, daß er einem Irländer Ogara, einem Mann von Geist, den er sehr liebt, eine Pension von 20,000 Gulden angeboten hat, einzig allein, um um seine Person zu bleiben; dieser aber, obgleich aus Neigung dem Kaiser zugethan, hat ihm erwiedert, daß es ihm nicht möglich falle, ihm das Glück seiner Tage zu opfern, indem er sie in einem Lande, wie Oestreich zubringe, daß das Vergnügen, das er vielleicht haben würde, ihn einige Augenblicke den Tag über zu sehen, ihn nimmermehr für die tödtliche Langeweile entschädigen werde, die er die übrige Zeit zu ertragen haben würde und daß alles, was er thun könne, wäre, alle Jahre ein paar Monate hier zuzubringen."

„Er liebt alle Lustbarkeiten, ohne für irgend eine Passion an den Tag zu legen; am meisten scheint ihn die Jagd und das Theater zu amusiren. In letzterem fehlt er nie, obgleich es abscheulich ist: er hat aber die Geduld, in einer deutschen Comedie von Anfang bis zu Ende auszuharren, welche Leute beleidigt, die ganz und gar nicht delicat sind."

„Er hat Neigung zu den Frauen und ehemals Attachement bezeigt für die Gräfin Colloredo, Gemahlin des Vicekanzlers, für die Gräfin Palfy, Ehrendame der Kaiserin, die nachher den sardinischen

Gesandten Grafen Canales geheirathet hat und mehrere andere. Er veranstaltete sogar im Geheimen mit ihnen Soupers und Vergnügungspartieen, aber die Eifersucht der Kaiserin zwang ihn, sich darin Zwang aufzuerlegen. Sobald sie bemerkt, daß er einer Frau den Hof macht, boudirt sie ihn und macht ihm tausend Plackereien. Uebrigens läßt es seine Gutmüthigkeit gar nicht zu, eine Frau der rachsüchtigen Laune dieser Prinzessin zu exponiren, die selten diese Art von Beleidigungen vergißt. Die Kenntniß, die sie von seiner Neigung zur Liebe hat, vermehrt ihr Mißtrauen und sie überwacht ihn aller Orten. Dennoch behauptet man, daß er, unter dem Vorwand, auf die Jagd zu gehen, noch parties fines veranstaltet."

Die erklärte Favoritin des Kaisers wurde später die Fürstin Auersperg-Neipperg, auf die ich zurückkomme. Die Häuser, die der Kaiser in Wien besuchte, waren die der Fürstin Dietrichstein, der Gräfinnen Daun, Losy und Tarouca."

Franz liebte über Alles Vergnügen und Pracht, war aber, wie erwähnt, Feind aller steifen Etikette, einfach in seinem Wesen und selbst in seinen Kleidern: selbst bei den vornehmsten Gelegenheiten trug er nur ein ganz schlichtes Kleid, aber mit den schönsten Edelsteinen besetzt. Er war nach französischer Sitte mäßig bei der Tafel und trank fast immer nur Wasser: bei Tafel setzte man ihm zwei Flaschen mit kaltem und warmem Wasser vor und er machte dann die Mischung nach Belieben in seinem Glase. Er war fern von

aller Bigotterie, beobachtete aber die durch Herkommen und Etikette festgesetzten Tage unfehlbar. Der nachherige preußische Großkanzler Baron Fürst sah ihn am Charfreitage zu Fuß und in Prozession nach Herrnals gehen und seine Kniebeugung bei jeder Station des Calvarienbergs verrichten. Franz war immer heiter und munter, dabei kraftvoll, einer der zierlichsten Reiter und einer der leidenschaftlichsten Jäger seiner Zeit. Die Jagd war sein Lieblingsvergnügen, namentlich, da er sehr gut schoß, die Hasen-, Fasanen- und Rebhühnerjagd: im Jahre 1753 durchzog er ganz Böhmen und Mähren, und die Zeitungen zählten die unglaubliche Menge von Thieren auf, die die Kaiserhand ertödtet hatte. Nächst der Jagd liebte er das Ballon- und Billard-Spiel und namentlich hohes Pharaospiel und Würfel: zwei seiner Speziale, Piemonteser, die Gebrüder Guasco, einer General, der andere Obrist, hielten die Bank: im Jahre 1754 verlor der Kaiser über 10,000 Ducaten an sie. Zu seinen übrigen Spezialen gehörten: der Oberhofmeister Fürst Trautson, der Letzte seines Stammes, der Oberstallmeister Fürst Auersperg (Schwager der Fürstin Auersperg, der Favoritin des Kaisers), der Oberküchenmeister Graf St. Julien, der Oberhofbauintendant Graf Losy, der General Graf Spada und der Commandeur Graf Joseph Kinsky. Unter den Lothringern, die er um sich hatte, ragte als ein besonderer Günstling hervor der von ihm bei der Krönung 1747 gegrafte Geheime Rath und Feldzeugmeister Nicolaus Franz Joseph Grünne, der Bruder des Urgroßvaters des bei

dem jetzigen Kaiser in der großen Vertrauensstellung stehenden Grafen Carl.

Franz war ein höchst liebenswürdiger Mann: er war von einem so unwiderstehlich anziehenden Wesen, daß er alle seine Umgebungen bezauberte, am meisten die Kaiserin, seine Gemahlin. Seine Bildung war so vernachlässigt worden, daß er kaum lesen und schreiben konnte, aber er hatte einen anspruchslosen, gesunden Verstand, war viel in Deutschland, Frankreich, England und Italien gereist und hatte so eine gewisse Welt- und Menschenkenntniß sich erworben. Er besaß die Kunst zu erzählen in größter Vollkommenheit: er erzählte stets mit großer Lebhaftigkeit und Heiterkeit. Er liebte die Künste, beschützte die Maler, Bildhauer, Musiker. Er sammelte Gemälde, Münzen, Antiquitäten. Namentlich war er ein großer Freund der französischen Comedie und der italienischen Oper. Er zeichnete sich beim Helfen in Feuers- und Wassersnöthen, die Wien betrafen, bei mehreren Gelegenheiten durch Wohlthätigkeit und Unerschrockenheit aus. Seit dem Türkenkrieg $17\frac{37}{38}$ war er ein großer Freund der Ungarn geworden, liebte ihren Umgang und zog sie in seine Umgebung. Er that alles, um bei Maria Theresia die alten Vorurtheile gegen die ungarische Nation zu brechen und sie sie lieben zu machen. Franz war zwar zum Mitregenten seiner Gemahlin ernannt worden, er hat sich aber niemals in die Regierung gemischt. Er durfte gar keinen Gedanken an Ausübung der Mitregentschaft zu fassen wagen, denn eben so eifersüchtig wie Maria Theresia in Bezug auf die Liebe war, war sie es auch

in Bezug auf ihre Macht. „Il ma été assuré ꞏ(bonne part, schreibt der Graf Podewils in ꞏd mehrangezogenen Depesche vom 18. Januar 174ꞏ qu'un jour dans une conférence, l'Imperatric ayant soutenu avec beaucoup de chaleur une opinio contre l'avis de ses ministres et l'Empereur e ayant dit son sentiment, l'Imperatrice lui impos silence d'une manière fort dure en lui témoigna qu'il ne devoit pas se mêler d'affaires, auxqu'elle il n'entendoit rien. L'Empereur bouda là-dessu pendant quelques jours et s'en plaignit à un d ses favoris un colonnel lorrain nommé Rossières celui-ci lui répondit: „Sire, permettez-moi d vous dire que vous vous y prennez mal avec Ma dame; si j'étois à votre place, je l'obligerois bie d'en user mieux avec moi et je la rendroi souple comme un gant.“ „Comment donc?“ demanda l'empereur. „Je ferois lit à part, repliqua-t-il, croyez moi, que c'est par cet endroit qu'elle vous aime et que vous pourrez tout obtenir d'elle“. — —

„Le discours fut rapporté, setzt Podewils hinzu, à l'Impératrice qui persécuta cet officier au point qu'il vient de prendre le parti de quitter le service, quoique l'Empereur ait pu faire pour le retenir.“

Bei den großen Hofrepräsentationen sogar pflegte der Kaiser, um nicht bei seiner Gemahlin anzustoßen, zu den Damen zu sagen: „Ich bleibe bei Ihnen, bis der Hof weg ist. Die Kaiserin und meine Kinder sind der Hof. Ich bin bloß Privatperson hier.“ Doch

berühmt die Fayencefabrik auf seiner ungarischen Herrschaft Holitsch, welche ihm den dritten Theil des Gewinns von den Pächtern einbrachte, und die Holitscher Baumwollenmanufactur, für die drei Wiener Häuser, die ein Privilegium erhielten, ihm 300,000 Gulden zahlten. Er selbst pachtete die Generalaccise in Sachsen unter Brühl in Compagnie mit dem sächsischen Geheimen Rath Graf Bolza, dessen Großvater sich des jüdischen Glaubens wegen aus Portugal nach Mailand geflüchtet hatte und mit dem Hamburger Kaufmann Schimmelmann, den der König von Dänemark 1779 zum Grafen erhob. Seinerseits fing ich nun der alte Adel Oestreichs an, sich auf die brikunternehmungen zu legen, die sie bei ihrem Kai- so wohl rentiren sahen: die Schwarzenberge sen ihre Stahl- und Blechfabriken in der Steier- ark, die Batthiany's ihre Messingfabrik zu Sta- burg bei Neustadt und ihre Baumwollen-Garnspin- l zu Burgau in der Steiermark, die Fürsten Auer- erg ihre Baumwollenzeug-, Mousselin- und Bar- nt-, die Harrach ihre Linnen- und Battistfabri- in Böhmen floriren.

Franzens größtes Vergnügen war die Alchemie. ig suchte er den Stein der Weisen und verkehrte allen Wundermännern seiner Zeit. Der famose f S. Germain machte in den Jahren 1745 1755 wiederholt seine Epiphanie in Wien. Er den Kaiser in einem Briefe an den Grafen z, den bekannten Autor des Mémorial d'un ls einen „Prince immortel pour les qua-

lösen. Die Revenüen seines Großherzogthums Toscana, das Richecourt trefflich für ihn administrirte, zog er aus dem Lande, nach dem Tagebuch des Dessauers Behrenhorst, binnen siebenundzwanzig Jahren gegen dreißig Millionen Toscaner Gulden. Damit und mit der Erbschaft von seiner Tante, der Pfalzgräfin, gründete er sich einen Schatz, der in der Wallerstraße zu Wien, dem Fürsten Esterhazy gegenüber, wohlbewacht aufbewahrt wurde. Die Gelder legte er trefflichst in den Banken von Venedig, Genua und Amsterdam an und vernutzte sie in einer Menge von commerziellen und Fabrikunternehmungen, wozu ihm, wie oben erwähnt, Chotek hülfreiche Hand bot. Er kaufte sich Güter in den östreichischen Erbstaaten und in Ungarn. Die Herrschaft Holitsch in der Neutrer Gespannschaft kaufte er um 900,000 Gulden und machte sie bald höchst einträglich durch mancherlei Verbesserungen, durch Anlage einer Stuterei und verschiedener Fabriken. Die mit Schulden behafteten Domainen Pardubitz, Podiebrad und Bresnitz in Böhmen und noch andre brachte er durch Abzahlung der Hypotheken an sich: sie ertrugen ihm 1754 schon 126,000 Gulden. Auch lieh der Kaiser selbst auf Pfänder und machte förmlich den Banquier. Fast allenthalben in Deutschland sowohl als Italien etablirte er große Banquier-Häuser, welche ihre Namen ihm liehen für seine Wechsel, die auf allen Handelsplätzen in Cours waren. Selbst in auswärtige, in belgische und englische Handelsunternehmungen trat er ein. Unter den Manufakturen und Fabriken, die er anlegte, war besonders

berühmt die Fayencefabrik auf seiner ungarischen Herrschaft Holitsch, welche ihm den dritten Theil des Gewinns von den Pächtern einbrachte, und die Holitscher Baumwollenmanufactur, für die drei Wiener Häuser, die ein Privilegium erhielten, ihm 300,000 Gulden zahlten. Er selbst pachtete die Generalaccise in Sachsen unter Brühl in Compagnie mit dem sächsischen Geheimen Rath Graf Bolza, dessen Großvater sich des jüdischen Glaubens wegen aus Portugal nach Mailand geflüchtet hatte und mit dem Hamburger Kaufmann Schimmelmann, den der König von Dänemark 1779 zum Grafen erhob. Seinerseits fing auch nun der alte Adel Oestreichs an, sich auf die Fabrikunternehmungen zu legen, die sie bei ihrem Kaiser so wohl rentiren sahen: die Schwarzenberge ließen ihre Stahl- und Blechfabriken in der Steiermark, die Batthiany's ihre Messingfabrik zu Stadelburg bei Neustadt und ihre Baumwollen-Garnspinnerei zu Burgau in der Steiermark, die Fürsten Auersperg ihre Baumwollenzeug-, Mousselin- und Barchent-, die Harrach ihre Linnen- und Battistfabriken in Böhmen floriren.

Franzens größtes Vergnügen war die Alchemie. Eifrig suchte er den Stein der Weisen und verkehrte mit allen Wundermännern seiner Zeit. Der famose Graf S. Germain machte in den Jahren 1745 bis 1755 wiederholt seine Epiphanie in Wien. Er pries den Kaiser in einem Briefe an den Grafen Lamberg, den bekannten Autor des Mémorial d'un mondain, als einen „Prince immortel pour les qua-

lités augustes jointes à la protection qu'il accorde aux arts." Sein Hauptcompagnon in der Goldküche war nächst dem Jesuitenpater Kerenz der reiche ungarische Graf Zobor, der durch die theure große Kunst arm ward. Er war der Sohn jenes Zobor, der der Schwiegersohn Fürst Hans Adam Liechtenstein's, des Crösus Oestreichs war und den schlimmen Handel mit dem schwedischen Gesandten Strahlenheim in Wien hatte. Er fungirte als Kammerherr bei Franz und verfertigte mit ihm Diamanten. Er war ein Hauptjünger des Grafen S. Germain, ein großer Liebhaber der Reisen, des hohen Spiels und der großen Gesellschaft. Er lebte zuletzt ganz verarmt und nur noch von einer unverkäuflichen Leibrente zehrend, in den achtziger Jahren in Pesth, im Alter und Unglück noch eben so humoristisch, wie einst in der Jugend und auf der Woge des Glücks. Immer noch war die Alchemie eine so allgemeine beliebte Sache in Wien, daß Wraxall berichtet, 3000 Menschen seien damit eifrigst beschäftigt gewesen. Und doch hatte die Regierung die alchemistischen Prozesse in Privathäusern verboten; nur der Professor Jaquin hatte Macht, die Personen, die Gold machen wollten, zu prüfen und ihnen, wenn sie dazu tüchtig erfunden worden wären, Hülfe von Seiten der Regierung zuzusichern. Unter andern machte Franz den Versuch, mittelst großer Brennspiegel mehrere kleine Diamanten in einen großen umzuschmelzen und trat auch deshalb in den Freimaurerorden ein, weil er in den höheren Graden Aufschluß über die große Kunst sich versprach.

Er war endlich so glücklich im Rodauner Bade bei Wien einen ächten Goldmacher zu finden. Es war dies Sehfeld, den Professor Schmieder in seiner Geschichte der Alchemie als den letzten der fünf aufführt, die unter der unzähligen Menge von Adepten die Tinktur, das chemische Präparat, das andere Metalle in Gold verwandelt, wirklich besessen haben soll. Kaiser Franz wollte sich dieses längst ersehnten Goldmanns recht fest versichern, schickte deshalb Sehfeld nach seinem Schloß Holitsch in Ungarn und gab ihm zwei ihm ganz ergebene Offiziere, Lothringer von Geburt, als Gesellschafter und Beobachter zu. Diese beiden Offiziere gingen aber mit Sehfeld durch. Sie sind weder zurückgekommen, noch haben sie irgend wie Klage erhoben, woraus doch wohl erhellt, daß Sehfeld im Stande gewesen ist, sie vollständig wegen der preisgegebenen Gunst des Kaisers entschädigen zu können. Man sah später den einen in Malta, den andern in Hamburg. Franz machte endlich auch den Lieferanten. Er übernahm für das gesammte kaiserliche Heer die Lieferung der Uniformen, der Waffen, der Pferde und Monturen. Ja er übernahm sogar zu wiederholtenmalen für das Heer des Erbfeinds des Hauses und seiner Gemahlin, des Königs von Preußen im siebenjährigen Kriege die Lieferung des Proviants, der Fütterung und des Mehls, freilich zu den ärgsten Wucherpreisen, worüber Maria Theresia, als sie es erfuhr, sich denn doch etwas verwundern mußte. Sonst war Franz gegen seine in dem althabsburgischen Stolze leicht verletzte Gemahlin ungemein nachgiebig.

Er genirte sie gar nicht in der Handhabung ihrer landesmütterlichen Pflichten. Nur manchmal murrte er ganz leise über die Geldverschwendungen an abscheuliche Tartüffe. Aber Maria Theresia wußte ihn mit der Entgegnung: „Es sind ja lauter Kremnitzer!" an seine untergeordnete Stellung als deutscher Kaiser und Großherzog ohne ungarische Goldminen und Ducaten zu verweisen.

Für seine Domainen, Fabriken und Geldgeschäfte hatte der Kaiser eine eigne kleine Regierung, welcher sein alter Lehrer von Pfitzner für die Justizsachen und sein ehemaliger Kammerdiener von Toussaint für die Finanzsachen vorstanden. Früh beim Aufstehen alle Tage statteten sie dem Herrn ihren Rapport ab und sowohl der Monarch als die Minister gingen auf das kleinste Detail ein.

Kaiser Franz hatte sich im August 1765 zur Hochzeit seines zweitgebornen Sohnes, nachherigen Großherzogs von Toscana und noch späteren Kaisers Leopold II. mit der spanischen Infantin Marie Luise nach Innsbruck begeben. Die Hochzeit war vollzogen, der Hof bereitete sich schon zur Rückreise. Franz besuchte fast täglich die mit dem Mausoleum Max' I. und den ehrnen Helden- und Königsbildern geschmückte Hofkirche, scherzte mit den die Gräber hütenden Franziscanern, sang einmal mit seinen beiden Söhnen Joseph und Leopold eine Vesper — die drei Kaiservesper — mit, sagte aber auch ein andresmal, wie aus einem Traume erwachend: „Hier werde ich auch ruhen!" Er litt schon längere Zeit am Asthma, war schwer zu Bewegung zu bringen, wollte

nichts von Aderlässen hören und war doch ungemein vollblütig. Er fühlte schon längere Zeit einen Druck auf seinem Gehirn von der feuchten, schweren Luft: es hatte in Tyrol damals fast immer geregnet. Er äußerte: „Ah, si je pouvois seulement sortir de ces montagnes du Tyrol!“ Ehe er aber aus Innsbruck fortkommen konnte, übereilte ihn ein plötzlicher Tod. Als er eines Sonntags, am 18. August, Abends aus der Oper zurückkehrend sich über die Gänge der Burg nach seinen Gemächern und dann zu einem veranstalteten Souper bei seinem Sohne Joseph II. begeben wollte, sank er plötzlich von einem Blutschlag getroffen bewußtlos in die Arme einer Schildwache, die bei einer kleinen hölzernen Treppe aufgestellt war. Sein Begleiter Baron Reischach brachte ihn in ein anstoßendes Gemach: man legte ihn hier auf das Wachtbett eines Hoflakaien. Es ward ihm eine Ader geschlagen, aber alle Rettungsmittel waren vergebens: er gab kein Lebenszeichen mehr. Die Zunge hing ihm aus dem Halse heraus und so starb er in den Armen seines herzugeeilten Sohnes Joseph II.

Maria Theresia war untröstlich. Sie sah mehrere Tage niemand und eilte dann mit der Leiche nach Wien. Sie hatte ihren Franz, „ihren großen und liebsten Kaiser“ mit einer wahren Leidenschaft geliebt und war ein Muster ehelicher Zärtlichkeit gewesen, obgleich ihr „nicht genug zu preisender, schöner und liebenswürdiger Franz“ unzählige Untreuen an ihr begangen hatte, die sie fort und fort großartig ignorirte. Die letzte Dame seiner Neigung war die schöne, sanfte Lö-

win Fürstin Heinrich Auersperg gewesen, sie war mit nach Innsbruck gegangen — ich komme später noch auf dieses Verhältniß zurück. Einmal noch vor ihrer Abreise von Innsbruck wollte die Kaiserin ihrem Hofstaate und zwar zum erstenmal nach dem Todesfall sich zeigen. Die Prachtschiffe zu Hall am Inn, die des Kaisers Leiche in die Kapuzinergruft nach Wien führen sollten, standen schon bereit. Sie trat aus ihrem Cabinet, auf der rechten Seite die Herren und Damen ihres Hofes, auf der andern ganz allein, von allen gemieden, in Thränen gebadet, vom langen schwarzen Schleier noch immer nicht genug verhüllt, die Fürstin Heinrich Auersperg. Die Kaiserin — nicht ohne ein schnell wieder verschwundenes, beißendes Lächeln auf den überzahmen Kreis, aus dem so Mancher der Leidenschaft des Kaisers früher dienstfertig gewesen war, ging auf die Unglückliche zu, gab ihr die Hand und sprach laut zu ihr die Worte: „Wir haben wahrlich viel verloren, meine Liebe!“ Darauf sprach sie, dem Rang und der Reihe nach, auch mit den übrigen Damen und Herren, die sich nun emsig wieder um die eben Gemiedene drängten. Maria Theresia ließ der Fürstin ohne Weigerung eine Schuldverschreibung über 200,000 Gulden auszahlen, die Franz ihr noch einen Tag vor seinem Tode ausgestellt hatte und die die Minister für ungültig erklären wollten.

„Ich habe in ihm von Kindheit an den zärtlichsten Freund, in einer dreißigjährigen Ehe den liebsten Gefährten und meine Lebensfreude verloren. In

den ersten schweren zwanzig Jahren meiner Regierung milderte er meine Sorgen und Leiden, indem er sie theilte" — so schrieb Theresia an die Gräfinnen Harrach und Thurn. Mit ihren eignen Händen bereitete sie das Leichentuch für den geliebten Gestorbenen, den mithelfenden Damen und Kammerfrauen immer von Franzens Liebenswürdigkeit und Schönheit erzählend, aber ihnen — wegen der ihr wohl bekannten aber ignorirten Infidelitäten — mit stolzem Ernste verbietend, von jenen Erzählungen etwas jemals zu verlautbaren. Die Stätte, wo Franz so plötzlich seinen letzten Oden verhaucht hatte, wurde in einen Altar, das Zimmer in eine Kapelle verwandelt, in dem neugegründeten Damenstift sollten unaufhörlich Gebete für die Ruhe seiner Seele aufsteigen.

Funfzehn Jahre lang bis zu ihrem Tode blieb Maria Theresia in tiefster Trauer mit Kleidung, Wagen u. s. w. Ihre Haare hatte sie sich abschneiden lassen. Niemals bewohnte sie mehr die Zimmer des ersten Stocks in der Burg zu Wien, wo sie mit Franz gelebt hatte, sondern zog in den dritten Stock, wo alle Zimmer mit schwarzem Sammt ausgeschlagen wurden. Jeden Monatstag am traurigen 18., schloß sie sich von aller Welt einsam ab, eben so den ganzen Sterbemonat Franzens, den August, also zweiundvierzig Tage im Jahre. Ihr Mausoleum hatte sie neben dem ihres Gemahls setzen lassen mit einer Grabschrift, an der nur das Datum noch fehlte. In der letzten Zeit ihres Lebens brachte sie mehrere Stunden des Tags in der Todtencapelle zu vor einem Crucifix mit Tod-

tenköpfen und dem Bilde ihres Gemahls, wie er im Sarge abgemalt war nebst ihrem eigenen Bilde, wie sie dereinst im Sarge aussehen würde. Wiederholt ließ sie sich an einem Seile mit einem Stuhle in Franzens Gruft in der Kapuzinerkirche in Wien herunter. Als das letztemal beim Wiederhinaufziehen das Seil riß, sah sie das als einen Ruf ihres Gemahls an und rief laut: „Er will mich behalten. Ich komme bald!" Wenige Tage darauf erkrankte sie und starb an der Wassersucht. In ihrer letzten Krankheit sagte sie mehrmals zu ihren Umgebungen: „Ihr seid Alle so zaghaft. Ich fürchte den Tod nicht; möge der Himmel mir nur Stärke verleihen bis ans Ende!" Ein andresmal fragte sie den bei ihr wachenden Leibarzt: „Sind das schon die letzten Todesnöthen?" — und auf die Antwort: — „nein noch nicht!" — sagte sie mit einem Seufzer: — „nun, so müssen die letzten furchtbar schwer sein!" — Joseph II. wich in den letzten Tagen keinen Augenblick von ihr, sie beschwor ihn, seinen Geschwistern ein Vater zu sein und von der Religion seiner Väter niemals abzulassen. Ihr letzter Dank war an Kaunitz und an die Ungarn gerichtet. Mit ihrem Leibarzt Störk, erzählt Caroline Pichler, hatte sie abgeredet, daß er ein Zeichen geben sollte, wenn ihr letzter Augenblick komme. Die Frage: „ob sie Limonade befehle" war verabredet und erfolgte. „Fenster auf!" rief sie vor Hitze und Beängstigung sich gewaltig aufraffend — sie standen längst auf. „Wohin wollen Ew. Maj.?" fragte Joseph, sanft ihren Arm ergreifend, sie zu stützen. — „Zu

Dir! — Ich komme!" waren ihre letzten Worte, mit denen sie entseelt zurücksank. Es war $^{3}/_{4}$ 9 Uhr Abends, am 29. Novbr. 1780: sie stand im vierundsechszigsten Jahre ihres Lebens.

„Marie Therèse n'est plus, voilà un nouvel ordre des choses, qui commence" schrieb Friedrich der Große damals an seine Cabinetsminister.

Die Kaiserin war zuletzt so schwerfällig geworden, daß sie sich nicht mehr selbst bewegen, sondern auf Maschinen in ihre Gemächer auf der Burg und in der Schönbrunner Gloriette auf- und niederziehen lassen mußte. Die Maschine bei der Schönbrunner Gloriette bestand in einem grünsaffianenen Canapee, dessen Wände mit zwei Trumeaux versehen waren: auf diesem Canapee ward die Kaiserin auf den großen Altan der Gloriette, wo man die Aussicht über den Garten und das Schloß von Schönbrunn nach Wien hin hat, gehoben. Sie erlaubte oftmals der kleinen Caroline Pichler die Fahrt mit ihr zu machen und beschenkte sie dann jedesmal reich.

In diesen letzten Tagen Maria Theresia's ist keiner Fürstin so die Cour gemacht worden von Ministern, Staatsräthen, Prälaten und Aspiranten, als einer alten Leibwäscherin, die der überaus schwerfällig gewordenen Kaiserin, die, wie gesagt, fast durchgehends auf Maschinen aufgezogen und niedergelassen ward, alle Handreichungen leistete, sie auf ihre Commodität setzte und wieder aufhob und in stundenlangem Gespräch anzubringen oder auszuholen hatte, was ihr manchmal mit schwerem Gelde aufgewogen worden war.

Als Maria Theresia begraben wurde — gerade zu der Zeit, als eine neue Tranksteuer ausgeschrieben worden war, über die im Volke große Erbitterung entstand — geschahen unter dem Wiener Pöbel zahllose Schimpfreden, sogar Steine flogen nach dem Sarge, den die Grenadiere schirmen mußten. Maria Theresia verließ den Thron, wie sie ihn bestiegen hatte, nichts weniger als unter begeisterter Liebe des Volks, nicht einmal der Hauptstadt. Später aber begriff man sich: man sah aus Vergleichung, daß sie doch eine große Frau gewesen sei.

7. Die Freunde und Freundinnen Maria Theresia's.

Die innerste Gemüthsart der Kaiserin Maria Theresia kann man aus den Handbilleten erkennen, die sie manchmal an die ihr nahe stehenden Minister, Generale und andere treue Diener, welche sie wie ihre persönlichen Freunde behandelte, und deren Angehörige erließ. Hormayr hat einige derselben in den Anemonen mitgetheilt.

Das eine ist vom Jahre 1765, in den ersten Monaten nach dem Verluste ihres Gemahls noch vom Todesorte Innsbruck an die Wittwe des Ministers Haugwitz zu Namjest in Mähren gerichtet, um sie, die damals, kurz nach dem Tode des Kaisers, ebenfalls ihren Gemahl, den hochgeehrten Finanzminister verloren hatte, zu trösten.

„Liebe Gräfin Haugwitz. habe heut fruhe mit grossen leydwesen vernohmen den Verlust ihres Herrens; und eines solchen getreuen eyffrigen alß „würksa-

men" Ministre, welchen ich sowohl als der Staat an ihm verlohren. niemand kan bessern zeignuß seiner grossen Verdiensten als ich ihme geben, er allein hat dem staat 747 aus der confusion in eine ordnung gebracht. sein unaussetzlicher Diensteyffer hat alles, was Gutt in denen Ländern und hiesigen Dicasterien geschehen, ihme allein zuzuschreiben. Die Vermehrung meines Staatts habe ihme und seinen Vorschlägen zu danken. sein christlichkeit hat mir offt zur aufferbauung gedient und offt trost eingesprochen, sein wahrer eyffer der religion, seine christliche Langmuth, auch gegen seine ärgeste feinde, kann ein grosses Beyspiel sein vor alle nachfolger, dan nur an ihme öffters gehangen, selbe zu vernichten, ich habe einen solchen wahren eyffrigen Freund an ihme verlohren deme nicht leicht mehr also zu finden: indeme er mir meine fähler mit aller Khlarheit öffters vorgestellt und vill ihme schuldig bin, daß Villes verhindert. In meinen jetzigen allerunglückseligsten umbständen machts mir eine Freud meine Thränen mit ihrige zu vereinbaren. Ich wuste sein attachement vor unsern grossen und liebsten Kayser, ich zählte schon auff seine activität, nicht allein mich zu animiren, sondern auch die Laast leicht zu machen, alles dieses benihmt mir Gott auf einmahl, wie glücklich ist er, wie beneyde ich ihme, wir sind beede, liebste haugwitz, zu bedauern ich verlihre aber an ihren Herrn noch ein große ministre und wahren Freund. Wan mein unglückselige person ihr zu einem Trost gereichen kann, so zähle sie und die Tochter völlig darauff — Wan noch capable

wäre eine consolation zu geniessen, so wäre diese, ihnen was nütze sein. mein erste sorge wird bei meiner betrübesten ankunfft sein, ihr es werkthätig zu bezeigen und sey sie versichert, das so lang noch mein müheseliges Leben führen soll, ich allzeit ihre getreueste und dankbahreste verbleiben werde.

Maria Theresia.

An
die frau gräffin von Haugwitz
gebohrne Gr. Frankenberg.

Das andere Handbillet ist früher, vom Jahre 1761 und an Daun gerichtet, geschrieben am Tage des Siegs von Collin, der der Stiftungstag des Theresienordens wurde.

„Am 18. Juni, Geburtstag der Monarchie.

Lieber Graf Daun! Unmöglich könnte ich den heutigen großen Tag vorbeigehen lassen, ohne ihme meinen gewiß herzlichsten und erkenntlichsten Glückwunsch zu machen. Die Monarchie ist ihme seine erhaltung schuldig und ich meine existence und meine schöne und liebe armée und meinen einzigen und liebsten Schwagern. Dieß wird mir gewiß, so lange ich lebe, niemalen aus meinem Herzen und Gedächtniß kommen; au contraire mir scheinet, daß es jährlich mir frischer und sensibler ist und daß niemahlen selbes genug an ihme und den Seinigen werde erkennen können. Dieß ist der Tag auch wo mein Namen auch für das Militaire sollte verewiget werden, auch seiner Hände Werk und er ist wohl billig leider mit seinem Blute, mein erster Chevalier worden. Gott erhalte ihn mir noch

lange Jahre zum Nutzen des Staates, des Militaire und meiner Person, als meinen besten, wahresten guten Freund. Ich bin gewiß so lange ich lebe seine gnädigste

Frau Maria Theresia."

Nicht blos gegen die Sieger, auch gegen die Besiegten erwies sich Theresia gnädig. Sie schrieb an Loudon nach der Niederlage desselben bei Liegnitz 15. August 1770:

„Obgleich der 15. August ein unglücklicher Tag für mich gewesen ist, so lasse ich doch eurer genauen Befolgung des erhaltenen Auftrags, eurer Herzhaftigkeit und Vorsicht alle Gerechtigkeit widerfahren und ihr könnt auf Mein Wort glauben, daß ich solches stetshin in gnädigstem Andenken erhalten werde. Diese meine Gesinnung ist zugleich eurem ganzen Corps bekannt zu machen."

Die Resolution ist sehr charakteristisch, die die Kaiserin an den Kriegsrathspräsidenten Lascy gab, als er ihr am letzten December 1770 das unverzüglich von ihr begehrte ganz neue Pensionssystems-Normale für Militairoffiziere und deren Wittwen und Waisen zur Sanction unterbreitet hatte. Sie lautete so:

„Placet — und hat dieses Werk Mir ein ganz besonderes Wohlgefallen verursacht, daß auf die alten und meritirten Offiziers, ihre Wittiben und Kinder doch einmal besser fürgedacht wird. — Nebst allen so grossen und heylsamen Vorkehrungen, die Ihme Präsidenten und Rath zu danken habe, so ist doch dieser einer, der Mir am meisten freyen thuet, weillen die Billigkeit,

Vorsorg und Menschenlieb darin vollkommen finde und also auch in all anderen Vorfallenheiten Mein vertrauen billig vermehret. — Verbleibe anbey seine gnedigiste

Maria Theresia."

Selbst im Kriege schätzte die edle Frau die Mäßigung und den Edelmuth an ihren Generalen. Sie schrieb an Andreas Haddik, nachdem er Berlin im October 1757 eingenommen hatte:

„Sehr schön von Ihme, daß Er gar Nichts genommen, auch sehr moderat die 25,000 Thaler vor die Troppen, resolvire Ihme also, 3000 Ducaten."

Haddik hatte damals der Kaiserin zwei Dutzend mit dem Stadtwappen von Berlin gestempelte Prachtdamenhandschuhe gesendet — zu ihrem Erstaunen fand die Kaiserin aber beim Eröffnen des Paquets, daß die listigen Berliner lauter linke Handschuhe eingepackt hatten. Haddik stieg zum Feldmarschall, Geh. Rath und Hofkriegsrathspräsidenten, 1777 ward er Reichsgraf.

Treue Diener behandelte die Kaiserin durchaus wie persönliche Freunde: sie ging darin, sich über alle steife Etikette hinwegsetzend, so weit, daß sie sie, wenn sie krank waren, persönlich besuchte, was vorher unerhört in Wien war. So schrieb sie an Rudolf Chotek, als er an der Gicht darnieder lag: „Hab alle täg von Ime Nachrichten gehabt und war ein Paar täg recht in sorgen. Thue er nur seine kräfften nicht zu viel und zu frueh anstrengen, denn an seiner Conservation liegt mir viel, wann er aus dette sein wird, werde Ime selbst visite geben."

Am Nächsten standen Maria Theresia, außer Kaunitz, Daun, Haugwitz und Choteck, des letzteren Bruder Johann, der General-Feldzeugmeister, vormals Gesandter in Berlin, die beiden Batthiany, der Palatinus Ludwig und der Ajo des Coronae princeps Carl und die Generale Johann Palffy, Wenzel Liechtenstein, Otto Traun und Ludwig Andreas Khevenhüller: von den drei letzteren pflegte die Kaiserin Khevenhüller „ihren Ritter", Traun „ihren Schild" und Liechtenstein „ihren Freund" zu nennen.

Fürst Wenzel Liechtenstein war ein Schüler Eugen's. Er war sein Adjutant und Gesandter in Berlin und Paris gewesen. In ihm vereinigte sich nach dem Aussterben des älteren Carolinischen Zweiges Liechtenstein und des Florianischen Hauses im Jahre 1748 der gesammte Reichthum des Liechtenstein'schen Geschlechts. Mit diesem Reichthum ward er der berühmte Schöpfer der östreichischen Artillerie, die sich gegen Friedrich den Großen im siebenjährigen Kriege bewährte: dieser schrieb damals 1757 nach der Colliner Niederlage an Lord Marishal: „Die Feinde hatten den Vortheil einer zahlreichen und wohlbedienten Artillerie. Sie macht dem Liechtenstein Ehre."

Graf Otto Traun, „der Schild" der Kaiserin, war ein Zögling Guido Starhemberg's, des Siegers bei Saragossa im spanischen Erbfolgekriege. Als ihn dieser im Jahre 1709 als seinen Generaladjutanten mit nach Spanien nahm, fragte ihn Lord Stanhope, geringschätzig auf den gar nicht mehr

ganz jungen, damals schon zweiunddreißigjährigen Mann hindeutend: „Was haben Sie denn da für einen jungen Menschen bei sich?" Mit seinem gewöhnlichen Phlegma, halb lächelnd, antwortete Starhemberg: „Hättet Ihr doch bei Almanza diesen jungen Menschen an eurer Spitze gehabt! Ich sage Ihnen, der junge Mensch wird bald Armeen commandiren!" Starhemberg hatte richtig gesehen: der große Friedrich gestand bekanntlich später, daß er von Traun das Kriegshandwerk gelernt habe. Traun war ein Meister im Manövriren; eine Schlacht hat er weder gewonnen noch verloren. Nach einer Depesche des Grafen Podewils an seinen König war auch Traun wieder eines der zahlreichen Exempel von östreichischen Convertiten, er gehörte einem lange Zeit wie die Zinzendorfe protestantisch gebliebenen Geschlechte an und trat über, um seine Carriere als Schild Maria Theresia's zu machen. Podewils rühmt ihn im Uebrigen als einen uneigennützigen und bescheidenen Mann.

Graf Ludwig Andreas Khevenhüller endlich, welchen die Kaiserin „ihren Ritter" zu betiteln pflegte, verdiente diesen Titel als gewandter Hofgeneral. Auch er war wie Liechtenstein ein Schüler und Adjutant von Eugen, Commandant der Residenz Wien, übrigens ein Enkel des durch die Annalen Ferdinand's II. berühmt gewordenen spanischen Gesandten und mütterlicher Seits des großen Montecuculi.

Außer diesen in der ersten Linie stehenden Gene-

ralen und Ministern waren noch hochbetraut und in großen Gnaden bei Maria Theresia: der „respektable" Bartenstein, wiewohl freilich zuletzt nur noch als Erbstück, der Leibarzt Swieten und der Cabinets-secretair Koch.

Von diesem Ignaz Koch, der 1748 baronisirt ward, hat der preußische Gesandte Graf Podewils in seiner Depesche an Friedrich den Großen vom 19. August 1747 folgende Personalien aufgezeichnet:

„Der Cabinetssecretair Koch, ungefähr vierzig Jahre alt, ist ziemlich groß und wohlgebaut. Seine Physiognomie ist angenehm und offen. Im Umgang ist er zuvorkommend und seine Manieren sind höflich. Er besitzt Geist und Scharfsinn. Man hält ihn für einen ehrlichen, rechtlichen und wohlthätigen Mann, von einer unverbrüchlichen Verschwiegenheitstreue und er hat sich in einem Posten Liebe erworben, der sonst immer Haß seinem Inhaber verschafft. Er ist außerordentlich devot und bringt ganze Stunden in frommen Uebungen zu."

„Die Kaiserin setzt viel Vertrauen in ihn. Sein Amt besteht darin, ihr Bericht über die ihr überreichten Bitt- und Denkschriften abzustatten und diese dann mit den kaiserlichen Resolutionen an die betreffenden Behörden zu befördern. Er legt auch der Kaiserin alles, was sie unterzeichnen muß, vor und besorgt ihre Privatcorrespondenz. Er arbeitet deshalb alle Morgen mit ihr. Die Kaiserin fragt ihn über ihre Hausangelegenheiten und namentlich über die innern Landesangelegenheiten um Rath: daher hat er viel Einfluß, den

er mit einer großen Bescheidenheit verdeckt. Alle, welche eine Gnadenbezeugung oder eine Stelle suchen, ermangeln nicht, sich an ihn zu wenden. Mehrere beklagen sich über ihn, die Meisten aber sind mit ihm zufrieden. In den auswärtigen Angelegenheiten hat er den Einfluß nicht, da leidet der Baron Bartenstein keinen Concurrenten. Man wirft ihm vor, daß er für sein Amt etwas zu indolent, zu wenig thätig sei. Man hat mir versichert, daß er E. Maj. eben so wenig wohlgeneigt sei, als der Staatssecretair."

„Koch verdankt sein Glück der Gunst, in welcher sein Vater, Agent beim Hofkriegsrath*), bei dem Prinzen Eugen stand, dessen Privatangelegenheiten er besorgte und zu dem der Prinz ein unbegrenztes Zutrauen hatte. Niemals verlangte ihm derselbe von seiner Verwaltung Rechenschaft ab. Erst sechs Monate vor seinem Tode (wie oben erwähnt worden) that er dies. Der Herr von Koch wußte den großen Credit, den ihm die Gunst des Prinzen verschaffte, zu nutzen. Alle Gnadenbezeugungen gingen durch seine Hände und es ward ihm leicht, sich zu bereichern, auch hat er immensen Reichthum hinterlassen. Er brachte den ältesten seiner Söhne, den, von dem ich spreche, als Secretair beim Prinzen an. Er versah dieses Amt mit vielem Eifer und Treue und wurde auf des Prinzen Empfehlung zum Referendar beim Hofkriegsrath gemacht zur Zeit des letzten Kriegs in Baiern. Die Kaiserin über-

*) Er hieß Conrad, war Oberkriegscommissair und k. k. Rath und ward 1710 baronisirt.

trug ihm verschiedene Commissionen, deren er sich mit so viel Uneigennützigkeit und Eifer entledigte, daß nach dem Tode des zeitherigen Cabinetssecretairs ihm dessen Stelle übertragen und er zugleich zum Hofrath ernannt ward. Die Feinde Bartenstein's trugen viel dazu bei, ihm diesen Posten zu verschaffen, in der Hoffnung, daß sein Credit den des Staatssecretairs vermindern werde, was jedoch, wenigstens was die auswärtigen Angelegenheiten betrifft, nicht geglückt ist."

„Koch versieht zugleich die Stelle eines Secretairs beim goldnen Vliesorden, die immer noch sehr einträglich ist, wiewohl nicht mehr so wie früher. Außer dem ansehnlichen Vermögen, das ihm sein Vater hinterlassen hat, wird er auch noch viel von seinem Bruder erben und man berechnet, daß er dereinst über eine Million Gulden reich werden wird, was sehr dazu beiträgt, das Vertrauen zu bestärken, das die Kaiserin in seine Rechtlichkeit setzt."

Koch's Nachfolger war der 1770 zum Baron promovirte Carl Joseph Pichler, der Gemahl der bekannten Schriftstellerin Caroline Pichler. Deren Mutter Caroline von Hieronymus, vermählte Greiner, hatte einen großen Stand bei der Kaiserin: sie war ihre Kammerfrau, Vorleserin und Vertraute. Nach ihrer Verheirathung 1767 brachte sie eine Verwandte an ihren Posten, Frau Josephe von Guttenberg, die sich bis zum Tode der Kaiserin in Gunst erhielt, dann aber ging sie in's Kloster der Jacobinerinnen. „Es wurden ihr," sagt Nicolai in seiner Reise durch Deutschland, „verschiedene Vorwürfe ge-

macht, die man aber doch nie hat beweisen können." Um den Einfluß und die Gunst der Caroline Hieronymus und der Josephe Guttenberg fanden Niedere wie Hohe sich zu bewerben für gerathen, sie waren, was Anastasia bei der russischen Kaiserin Catharina II. war.

Die einflußreichste Frau, namentlich in früherer Zeit, bei Maria Theresia, war Maria Charlotte, verwittwete Gräfin Fuchs, geborne Gräfin Mollart, die Schwiegermutter des Feldmarschalls Daun. Sie starb noch vor dem siebenjährigen Kriege. Ihr Haus ersetzte das der Gräfin Bussy-Rabutin unter Carl VI.: sie sah jeden Abend Gesellschaft bei sich. Die Kaiserin ehrte sie noch im Tode so hoch, daß sie sie in der kaiserlichen Gruft beisetzen ließ.

Ueber das Verhältniß der Favoriten Maria Theresia's berichtet Graf Podewils in seiner Depesche vom 18. Januar 1747:

„Gewiß ist, daß die Herrschaft ihrer Favoriten in der Regel nicht lange dauert. Wahr ist, daß die Gräfin Fuchs und ihre Töchter, die Gräfinnen Daun und Logier sich erhalten haben, aber sie sind mehr als einmal und namentlich die Mutter auf dem Punkte gestanden, ihre Gunst gänzlich schwinden zu sehen, wenn nicht der Kaiser Sorge getragen hätte, sie wieder mit seiner Gemahlin zu versöhnen. Sehr groß ist übrigens ihr Credit nicht. Sie wagen sich in keinem Geschäft anders eine Einmischung, als indirect und auf krummen Wegen."

„Die Person, die am Sichtbarsten in der Gunst

ausgezeichnet worden ist, ist eine ihrer Kammerfrauen, die Fritzen, die sie an einen ungarischen Edelmann jetzt verheirathet hat, Namens Petrasch; sie gab ihr 12,000 Gulden zur Aussteuer und machte den Mann zum Hatschier-Lieutenant mit Obristlieutenants-Rang. Man behauptet, daß diese Frau, die fortfährt, um ihre Person zu bleiben, viel Gewalt über ihren Geist hat und daß die Kaiserin sie selbst über die Geschäfte befragt. Es wird mir aber schwer, dem letzteren Umstande Glauben beizumessen, da er gar nicht mit dem Ehrgeiz dieser Prinzessin zu vereinbaren ist und mit ihrem Verlangen, alles für sich selbst zu regieren, zu sehen und zu machen und mit der großen Mühe, die sie sich giebt, den geringsten Schein zu vermeiden, als ob sie sich leiten ließe."

Großen Einfluß hatten bei der Kaiserin auch männliche Subalterne bis zu den Stubenheizern herunter; so ein einflußreicher Mann war z. B. der tägliche Almosenaustheiler Kammerheizer Stockel.

8. Die Favoritin des Kaisers, Fürstin Auersperg-Neipperg.

Die zur Zeit Maria Theresia's neben ihr gefeiertste Dame in Wien war die schöne Fürstin Auersperg, die Favoritin des Kaisers Franz, von der der Tourist Wraxall seinen für derlei Damen ein Auge und ein Ohr habenden Landsleuten ziemlich umständlich nähere Nachricht gab.

Maria Wilhelmine von Neipperg war die Tochter des unglücklich berühmten Marschalls Graf Neipperg, der aus der Geschichte Carl's VI. und

dem Anfang der Regierung Maria Theresia's bekannt ist, dem der Pascha von Bosnien in's Gesicht spie, der dann den Belgrader Frieden schloß und die Schlacht bei Mollwitz verlor. Seine holdselige Tochter war geboren am 30. April 1738. „Ihr Vater war damals Gouverneur von Luxemburg, sie kam deshalb in früher Jugend öfters nach Brüssel und Spaa, wo sie bei der gemischten Gesellschaft, die man an diesen Orten findet, eine Leichtigkeit und Eleganz der Manieren sich aneignete, welche die förmlichere und eingezogenere weibliche Erziehungsweise in Oestreich nicht damals in der Regel gewährte. Sie war kaum sechszehn Jahre alt, als Marschall Neipperg sie an den kaiserlichen Hof brachte, dessen Wunder und Entzücken sie sofort ward. Alle haben mich einmüthig versichert, die sie gekannt haben, daß keine Beschreibung im Stande sei, eine angemessene Vorstellung von ihrer Schönheit zu geben. Sie war von mittlerer Gestalt, ihr Teint ein hellbrauner*), ihre Augen grau, ihr Haar castanienbraun, üppig und glänzend. Ihr Gesicht aber und die Art und Weise ihrer Haltung waren von der Art, daß kein Maler im Stande war, ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; weil, wenn sie sprach, eine Fülle von Grazie und Anmuth in ihr aufleuchtete und ihr eine Beseelung verlieh, die die Kunst nicht wiedergeben konnte. Ihr Charakter war so sanft und einnehmend, daß es schien, als sei sie gar nicht im Stande, jemanden beleidigen oder weh thun zu kön-

*) Aehnlichen Teint hatte die bekannte Gräfin Cosel.

nen. Ohne alle Verstellung gab sie sich nie Mühe, zu gefallen, denn die Natur hatte alles für sie gethan und sie brauchte blos zu erscheinen, um bewundert und geliebt zu werden. Die Ueberlegenheit ihrer Schönheit war so groß, daß niemand mit ihr in die Schranken sich stellte, und die Liebenswürdigkeit ihres Charakters so einschmeichelnd, daß ihr niemand widerstehen konnte. Sie erweckte Liebe, ohne bei ihrem eignen Geschlecht zu Neid oder Eifersucht zu reizen, und sie machte sich keine Feinde, weil sie nie zu spotten und lächerlich zu machen versuchte. Ihre Unterhaltung war heiter, leicht und angenehm, aber sie besaß weder ungewöhnliche geistige Ausbildung, noch einen sehr ausgebildeten Verstand. Verschwenderisch von angeborner Neigung, nicht achtend des Gelds und mehr ihre Verwandten als sich selbst zu bereichern liebend, kannte sie keine Grenzen der Vergeudung. Eine Leidenschaft zum Spiel, der sie nach ihrer Verheirathung ohne Zügel sich überließ, brachte sie zum Verluste ungeheurer Summen. Ihr Herz, von Natur uneigennützig und großmüthig, war eben so zärtlich als hingebend. Unbeständig und wunderlich, hielt sie selten lange bei ihren Bevorzugungen aus, aber ihre großen Schwächen hierbei hatten etwas Holdseliges und man sagte, es sei unmöglich gewesen, sie zu kennen, ohne sie zu lieben."

„So eine ausgezeichnete Person konnte nicht lange ohne Anerbietungen und Bewerbungen der schmeichelhaftesten Art bleiben. Unter ihre Verehrer rechnete sie den jetzigen Marschall Lascy und andere Männer aus der ersten Gesellschaft und vom ersten Vermögen.

Sie wählte den Prinzen Johann Adam Joseph Auersperg (zweiten Sohn des regierenden Fürsten) und ward mit ihm im April 1755 *) vermählt, als sie gerade ihr siebzehntes Jahr vollendet hatte. Der Prinz war bereits ein Wittwer und damals vierunddreißig Jahre alt. Sie brachte ihm ein Vermögen von vollen 12,000 Pfund Sterling zu, eine für Wien ungeheure Summe, da Frauen vom höchsten Range selten über 6—800 Pfund Aussteuer erhalten. Aber ihre Spielwuth war so groß, daß sie im ersten Sommer ihrer Verheirathung, wo sie auf einem Schlosse des Prinzen lebte, diese ganze Summe am Spieltische verlor, hauptsächlich an ihren Bruder, den Grafen Neipperg. Sie soll in einem Abend 12,000 Ducaten beim Kartenspiel verloren haben und ihre Verschwendung war auch in anderer Beziehung diesem Beispiele gleichkommend.

Nur ein kaiserlicher Liebhaber und ein so großmüthiger, wie Franz konnte solchen Begehrlichkeiten Genüge leisten. Er fand wenig Schwierigkeiten, sich ihr annehmbar zu machen; sein Rang, seine Aufmerksamkeiten, seine Geschenke räumten die ersten Schwierigkeiten weg, aber ihre Unbeständigkeit schloß ihn von dem alleinigen Besitz ihres Herzens aus. Nichtsdestoweniger blieb Franz ihr fortwährend zugethan. Er pflegte mit ihr und in einer ausgewählten Gesellschaft von beiden Geschlechtern viele seiner Abende zuzubrin-

*) Nach Leupold's östreichischem Adelsarchiv am 19. April 1756.

gen. Ein Souper von zehn bis zwölf Couverten ward angerichtet, die Prinzessin präsidirte, alle Etikette war durchaus verbannt. Oeffentlich, im Theater und sonst, beobachtete Franz gegen die Kaiserin alle Rücksichten der Ehrerbietung und Aufmerksamkeit, aber wenn die Kaiserin nicht in der Vorstellung war, begab er sich jederzeit in die Loge der Fürstin. In der Oper stand er gewöhnlich hinter ihr, den Zuschauern verborgen, und die Loge war verschlossen, damit niemand hereinkomme. Aber trotz dieser Vorsichtsmaßregeln verrieth der Husten, dem er unterworfen zu sein pflegte, seine Gegenwart und verrieth das Geheimniß der Welt."

„Franz hatte, um den Gegenstand seiner Neigung immer um sich zu haben, der Fürstin ein kleines Landhaus nahe am Palast von Laxenburg geschenkt, wo der Hof einen ansehnlichen Theil des Sommers zuzubringen pflegte. Die Prinzessin hatte eine ansehnliche Geldsumme darauf verwandt, dieses Haus zu verschönern und in bequemen Stand zu setzen. Nach dem Tode des Kaisers veranlaßte Maria Theresia, daß der Fürstin angedeutet werde, sie wünsche das Haus zu kaufen und die Fürstin möge selbst den Preis bestimmen; die Kaiserin wollte allen weiteren Vorwand zu einem Aufenthalt in Laxenburg, wenn der Hof sich daselbst aufhielt, ihr damit wegnehmen. Die Fürstin nannte 30,000 Gulden, eine Summe, die weit den wahren Werth des Landhauses überstieg: aber die Kaiserin sandte sie ihr sofort, ohne Abzug oder Zögerung. Selbst bis zu dem letzten Augenblicke beobachtete sie

gegen sie die größte Artigkeit und behandelte sie nie mit Herbigkeit oder Beschimpfung."

„Die Fürstin überlebte ihren Liebhaber um mehr als zehn Jahre, hatte aber weder vor noch nach seinem Tode Kinder. Es scheint ungewiß, was eigentlich die Beschaffenheit der Krankheit war, die für sie tödtlich wurde; sehr verschiedene Gerüchte gehen darüber in Umlauf. Daß sie Gliederlähmung hatte, für welche Einreibungen verordnet worden waren, ist unzweifelhaft, aber ich wage nicht zu behaupten, ob es wahr sei, wie man behauptet, daß die Anwendung dieser Einreibungen ihr Ende beschleunigt habe. Brambilla, der kaiserliche Leibarzt, der zuletzt sie behandelte, sagte mir: „Als ich die Fürstin besuchte, hatte sie schon eine Lähmung in einem Arm, Hüfte und Bein, für die Einreibungen verordnet wurden. Sie brauchte das Mittel und es schien anzuschlagen, sie befand sich wieder so weit besser, daß sie einigermaßen die Kraft wieder erhielt, ihre Glieder zu bewegen. Wir begannen sanguinische Hoffnungen wegen ihrer Wiederherstellung zu fassen, als eine heftige Lungenentzündung alle ärztliche Kunst unwirksam und ihrem Leben ein Ende machte." Was auch die Ursache ihres Todes gewesen sein mag," schließt Wraxall, „sie starb im October 1775, noch nicht achtunddreißig Jahre alt."

9. Wiener Hof- und Adelszustände unter Maria Theresia.

Es war in den beiden vorletzten Wintern der Regierungszeit Maria Theresia's, wo sich der englische

Tourist William Wraxall am Wiener Hofe befand: er giebt von dem damaligen Leben und Sitten ein nicht minder anschauliches Bild, wie seine Vorgängerin Lady Montague es vom Hofe Carl's VI. gegeben hatte.

„Ein Aufenthalt von zwei Wintern in Wien und die persönliche Bekanntschaft mit den bei weitem größten Theil der Leute, die hier die erste Gesellschaft ausmachen, befähigen mich mit einiger Zuverlässigkeit von dem Innern der Hauptstadt, ihren Vergnügungen, Beschäftigungen und ihren Bewohnern zu sprechen. Wenig europäische Hauptstädte bieten einem Fremden mehr Hülfsquellen an, der nicht sein Glück in die Zerstreuung setzt. Er wird hier freilich nicht die Kunstschätze und Monumente des Alterthums finden, die er in Florenz sehen und in Rom studiren kann. Auch ist der Kreis von Vergnügungen, die Paris darbietet und die höhere Mischung von theils wissenschaftlicher, theils praktischer, theils Ergötzlichkeits-Anregung, wie London sie gewährt, nicht gerade das, was Wien eigenthümlich ist. Aber die östreichische Hauptstadt besitzt alle Mittel, um einen Fremden sowohl nützlich als angenehm festzuhalten."

„In Wien ist es nicht wie bei uns, wo ein Franzose oder Deutscher, obgleich von guter Herkunft oder Bildung, nicht einen, sondern viele Winter zubringen kann mit vergeblichen Bemühungen sich einen Weg in die große Gesellschaft zu bahnen. Er wird hier nicht, wie in London oder in Paris, in die Theater oder auf die öffentlichen Vergnügungsplätze getrieben, um sich der langen Weile zu entziehen. Der allgemeine Sam-

melplatz für Vergnügen und Erholung wird hier in den höchsten Zirkeln gefunden, in die man sofort eingeführt wird. Die des Fürsten Kaunitz und des Reichsvicekanzler Fürsten Colloredo sind die ersten, in die jeder Fremde von Stand nach seiner Ankunft Einlaß erhält. Ihre Häuser, die gewissermaßen einen Theil des kaiserlichen Palasts bilden, geben, da sie jeden Abend für den Empfang von Gesellschaft geöffnet sind, eine Hauptquelle für die Unterhaltung in Wien. Ich bemerke hierbei, daß es eine Aufmerksamkeit ist, die man von den Personen, welche diesen Ministern vorgestellt sind, erwartet, daß sie sich öfters Abends in ihren Empfangszimmern sehen lassen. Die Gegenwart des Fürsten Kaunitz legt nicht den geringsten Grad von Zwang auf; er spielt gewöhnlich in einer Ecke des Salons Billard und jedermann hat vollkommne Freiheit, sich, wie er immer will, zu unterhalten, entweder mit Spiel oder mit Conversation, wie er aufgelegt ist. Fast dieselbe Freiheit herrscht bei dem Fürsten Colloredo, der, umgeben von seiner zahlreichen Famlie, Söhnen, Töchtern und deren Kindern oder Anverwandten, die größte Einfachheit in den Manieren mit den vollendetsten Formen eines Hof- und Edelmannes verbindet. Alles trägt dazu bei, es einem Fremden bequem und gemächlich zu machen und ihn unvermerkt aus der Verlegenheit zu reißen, die natürlich ist, wenn er sich inmitten einer Gesellschaft befindet, mit deren Gebräuchen und Sitten er unbekannt ist."

„Nichtsdestoweniger muß man sagen, daß die Manieren der Oestreicher bei erster Bekanntschaft

kalt und zurückhaltend sind. Es charakterisirt sie eine gewisse indolente Indifferenz und Ruhe, die eben so weit von unserer englischen Scheu und Schweigsamkeit entfernt ist, als von der französischen Frivolität, Gesprächigkeit und Leichtsinn. Zeit und eine ruhige, mehr als conventionelle, geschäftliche Höflichkeit bewirkt allmälig, daß diese Scheidewand fällt."

„Den östreichischen Frauen fehlt es keineswegs an äußeren, sowohl geistigen als persönlichen Vorzügen: sie sind im Allgemeinen elegant, anmuthsvoll und angenehm; aber sehr selten besitzen sie einen gebildeten Geist. Die Hauptlektüre der Frauen von Stande ist so beschaffen, daß sie ihren Verstand eher verkehrt und einengt, als ihn entwickelt und erweitert. Heiligenlegenden, Messen und Homilien machen ihren Hauptunterricht aus. Sie wissen wenig von Mad. de Sevigné, noch weniger von Racine, Molière oder Fontenelle. Haben sie die Werke von Cervantes, Crebillon und Lesage gelesen, so haben sie viel gethan. Mit der heiligen Therese und der heiligen Catharina von Siena sind sie bekannt."

„Allgemein ist dieser Mangel an Bildung und nothwendige Folge ihrer eingeengten Erziehung. Junge Mädchen von Stande werden alle in ein Kloster geschickt, entweder nach Prag oder Presburg oder in Wien. Dort lernen sie Hymnen an die heilige Jungfrau singen und ihren Rosenkranz herbeten. Von Geschichte, Poesie und schönen Wissenschaften werden ihnen auch nicht die ersten Anfangsgründe beigebracht und

der Geist, wenn nicht die Vorschriften ihrer Religion, setzt Grenzen aller freien Forschung, indem man vor Ketzern und ketzerischen Werken Abscheu einflößt."

„Vornehme Damen gehen früh selten aus, ausgenommen in die Messe oder wegen besonderen Veranlassungen. Wenn sie aufstehen, nehmen sie Kaffee oder Chocolade und dann bleiben sie entweder in ihren Gemächern unsichtbar im allergrößten Negligé oder sie verbringen die Stunden bis zum Diner bei der Toilette. Wenige lassen Frühbesuche von Männern zu, der Vormittag ist dem Müßiggang geheiligt, für die Messe bestimmt oder vorbehalten für Privatangelegenheiten häuslicher Beschaffenheit. Ein Morgen in Wien ist in der That kurz, da die allgemeine Speisezeit ½ 2 Uhr ist, früher war sie es 1 Uhr; seit einigen Jahren ist sie nach und nach weiter hinausgerückt worden. Fürst Kaunitz macht die einzige Ausnahme. Die Nachmittage sind lang und es gilt für guten Ton, wo man weiß, daß eine große Gesellschaft versammelt ist, ungefähr ½ 4 Uhr Visite zu machen, eben wenn man von Tafel aufstehen will."

„Der Abend beginnt im Allgemeinen um acht Uhr oder früher. Nächst den Häusern der Fürsten Kaunitz und Colloredo giebt es andere, in denen während des Winters einmal oder mehreremale die Woche Gesellschaft ist. Unter den vornehmsten muß man den französischen Gesandten nennen (Marquis von Breteuil), das einzige Glied des diplomatischen Corps, dessen Stellung ihn befähigt, in prächtigem Style ein Haus zu machen. In den Gesellschaften wird Eis und Li-

monade herumgegeben, soupirt wird niemals, ausgenommen bei besonderer Einladung. Allgemein wird gespielt. L'hombre ist unter den beliebtesten Spielen, sehr gewöhnlich ist Loo und Whist; auch Taroc, Trisette, Reversé und Tric-Trac sind in häufigem Gebrauch. Damen, die nicht spielen, haben oft auf ihrem Schooß ein kleines lackirtes Kästchen und beschäftigen sich mit Goldgarn-Aufdrehen, welches keineswegs die Unterhaltung behindert und nur die Finger beschäftigt. Das zurückgezogene Wesen der östreichischen Frauen, bei der ersten Bekanntschaft so unangenehm, vergeht unmerklich und macht ihrem natürlichen Charakter Platz. Ihre Unterhaltung, wenn sie auch nicht fördernd ist, ist selten ohne Lebhaftigkeit und Anregung. Aber eine wirklich gebildete Frau, deren es in England so viele giebt, ist eine in Wien gänzlich unbekannte Sache. Doch muß ich Gerechtigkeits halber sagen, daß es einige angenehme und glänzende Ausnahmen von dieser Unwissenheits-Zurechnung giebt, wie die beiden Gräfinnen Thun und Pergenn."

„Die Frauen ziehen sich gut an, mit viel Geschmack und noch größerer Pracht. Ich sah noch an keinem Hofe so eine Verschwendung von Diamanten, höchstens etwa in Lissabon, und die Wienerinnen vertheilen ihre Juwelen mit nicht wenig Eleganz. Im Carneval entschädigen sie sich für die Entbehrungen, die ihnen die Fastenzeit auflegt, nicht blos was die Tafel, sondern auch, was die Toilette anbelangt. Nichtsdestoweniger herrscht bei ihnen die in allen Ländern Euro-

vas, ausgenommen England, bräuchliche Abgeschmacktheit, sieben und achtjährige Kinder wie Mädchen von sechszehn oder achtzehn Jahren anzuziehen, mit Puder, hohem Toupet, Chignon und Reifrock, was in Wahrheit das Geheimniß in sich schließt, sie alt zu machen, bevor sie jung sind. Es giebt in Wien eine Menge schöne Frauen, aber sie sind nicht alle Oestreicherinnen, nicht einmal alle Deutsche. Böhmen, Ungarn, Italien und Polen schmücken wetteifernd die kaiserliche Hauptstadt mit ihrem antheiligen Tribute von Schönheiten aus. Gewöhnlich behalten die Frauen die eigenthümliche Färbung des Provinzial- oder Nationalcharakters bei und man unterscheidet sie leicht. Die Frauen von Stande sind edel in ihrer Haltung und haben einen Anstrich von Würde. Ich halte dafür, daß im Allgemeinen sie von einem längeren Schlage sind, als die Engländerinnen, und daß es bei ihnen mehr schöne Formen als schöne Gestalten giebt. Ihr Haar und ihre Zähne sind gewöhnlich gut, besonders die letzteren, wozu die Trockenheit ihrer Luft und ihres Climas beiträgt. Sollte man sie in etwas critisiren, so wäre es die Büste."

„Mädchen und Frauen vom Stande schminken sich allgemein, aber meist mäßig und mit Geschmack, Mädchen von funfzehn Jahren eben so wie Personen von dreißig. Nur die Erzherzoginnen allein nehmen nie Roth, da die Kaiserin es ihnen bei keiner Gelegenheit erlaubt. Nach dem Tode des Kaisers Franz ward die Schminke bei Strafe ihres Mißfallens gänzlich verboten, niemand wagte sich ihrer zu bedienen,

selbst nicht in Privatgesellschaften bei den erlesensten Zirkeln. Nur die Fürstin Auersperg, die Favorite des Kaisers, wagte es diesem Befehle sich zu widersetzen, kam, als die Kaiserin wieder empfing, in tiefster Trauer in die Burg, aber höchst elegant gekleidet und mit einer Verschwendung von Roth. Maria Theresia verhehlte ihre Empfindlichkeit bei dieser Aufführung nicht und als die Fürstin sich ihr zum Handkuß näherte, zog sie sich mit einem Gesicht voll Erstaunen und Unwillen zurück, das alle Anwesende erschütterte. Man muß aber gestehen, daß die Auctorität sehr grenzenlos ist, die einer ganzen Hauptstadt durch eine ansehnlich lange Zeit hindurch einen solchen Zwang auferlegen kann. Peter der Große, despotisch, wie er war, fand doch bei verschiedenen Gelegenheiten, wenn er Kleider und Sitten unter seinen Unterthanen ändern wollte, unübersteigbare Hindernisse. Nach und nach und unmerklich fing man sich wieder zu schminken an, als die höchste Trauer bei der Kaiserin vorüber war und damit ihr Widerwillen gegen Freuden und Festlichkeitsbezeigungen."

„Könnte es durch Strenge sowie durch Beispiel durchgesetzt werden, aus einer Stadt das, was wir gewöhnlich Galanterie nennen, zu verbannen und auszurotten, so würde es in Wien vollständig ausgetilgt worden sein. Die Kaiserin, streng tugendhaft in ihrer Aufführung, getreu ihrem Ehebett und niemals nur in Verdacht einer weiblichen Schwäche, macht für die Indiscretionen Anderer sehr wenig Zugeständnisse. Sie

tritt jeden Grad von Libertinage mit dem Gewicht ihres Mißfallens nieder. Wenn es bekannt wird, daß eine Frau von Stande schwach ist, — wenn nicht ihre Schwäche sich auf einen Liebhaber beschränkt und nicht die äußerste Rücksicht auf Heimlichkeit und Wohlanständigkeit beobachtet wird — kann diese Dame darauf sicher rechnen, einen Befehl zu erhalten, Wien zu verlassen; vielleicht ist sie gezwungen ihr Leben in einer dunkeln Provinzialstadt Ungarns, Oestreichs oder eines andern Landes der kaiserlichen Staaten verkümmern zu müssen. Es ist schwer möglich zu begreifen, was für geringfügige und umständliche Einzelnheiten ihre Erkundigungseinziehungen umfassen, die sich auf die Privataufführung ihrer Unterthanen beider Geschlechter beziehen: es werden ihr fortwährend ihre Handlungen, Vergnügungen und Belustigungen und zwar selbst die allergeheimsten hinterbracht. Sie gebraucht dazu Spione, die nichts unterlassen, sie vollständig zu unterrichten. Ich könnte aus meiner eigenen persönlichen Bekanntschaft einige curiöse und unterhaltende Beispiele anführen von der Aufsicht, die sie über die Aufführung ihrer Hofdamen führt, aber der Gegenstand ist zu delicat für einzelne Details. Weit mehr ein unfreier Aberglaube, als eine vernünftige Mißbilligung der Galanterie in Beziehung auf die Privat- und politischen Nachtheile, die sie herbeiführt, bestimmen sie zu dieser strengen Verbannung derselben."

„In keiner europäischen Hauptstadt wird so viel Anstand, Vorsicht und Achtung für das äußere Wohl-

verhalten beobachtet bei allen Neigungs- und Herzens-verbindungen, als in Wien. Diese Aufmerksamkeiten sind unumgänglich nöthig, um die Augen der Kaiserin nicht auf sich zu ziehen, die nie Tadel oder Bestrafung unterläßt. Alle Galanterien sind hier mit einem mysteriösen Schleier überdeckt und stellen sich unter der Gestalt der Freundschaft dar. Unähnlich den leichtsinnigen und zuchtlosen Liebschaften von Warschau oder Petersburg dauern sie allgemein ein Vierteljahrhundert und werden selten von einer oder anderer Seite gebrochen. Es geht langsam, ehe sie zu Stande kommen und noch langsamer, ehe sie sich auflösen. Ich bin geneigt zu glauben, daß nächst den Einschränkungen, die ich angedeutet habe, auch das Clima und die Luft von Oestreich heftigen Leidenschaften irgend einer Art nicht günstig ist. Es ist etwas Phlegmatisches in der Constitution der Einwohner, der physischen und geistigen, was starken Erregungen widerstrebt. Die Gegenwart der Kaiserin und der Schrecken, den ihre Wachsamkeit und ihre Strenge einflößt, unterdrücken alle Ausbrüche. Aberglaube, Beichtväter und Bußen verstärken noch jene zeitlichen Bewegungsgründe. Nichtsdestoweniger besteht der Grundsatz der Schwäche und selbst Wien hat seine Messalinen, wenn auch gewiß in geringerer Anzahl und mit gedämpfteren Farben bezeichnet, als sonstwo."

„Der Aberglaube der östreichischen Frauen, ob er gleich charakteristisch, habituell und ungeheuer ist, ist keineswegs unverträglich mit der Galanterie: sie sündigen, beten, beichten und beginnen wieder von vorn.

Nie aber vergessen sie ihre Messen, selbst die für ihren Liebhaber nicht. Wenige von ihnen rühren Freitags oder Sonnabends Fleischspeisen an, eben so nicht während der ganzen Fastenzeit und sie gehen häufig zur Beichte, wenn nicht aus Grundsatz, doch aus Gewohnheit und Furcht. Selten trägt man den Trauring oder behält ihn nur, da der Verlust desselben in ihren Augen eine böse Vorbedeutung sein und Unglück weissagen würde. Um ein so groſses Miſsgeschick zu vermeiden, werden sie allgemein in eine berühmte Capelle der heiligen Jungfrau zu Mariazell nach Steiermark geschickt, ein Ort, der, wie mir versichert worden ist, mehr goldene Ringe enthalten soll, als Hannibal auf dem Schlachtfelde von Cannä einst fand. Sehr wenig äuſserlich ist indeſs von der Andacht bei den Damen von Stande zu bemerken; sie unterbricht auch nicht die Freuden der Gesellschaft und Unterhaltung; mischt sich nie in ihre Gespräche, noch erscheint davon ein Anstrich in ihren Manieren; sie behalten alles, was sich auf Andacht bezieht, ganz und gar für den Altar und den Beichtvater vor. Ich muſs gleichergestalt noch beifügen, daſs es deren nicht wenige giebt, die freiere und ausgedehntere Begriffe von der Gottheit und der Religion haben, als der katholische Glaube gewöhnlich giebt, namentlich in Wien."

„Nach Beurtheilung des schöneren Geschlechts ist es, wenn von den Männern zu sprechen ist, gerecht, einen leitenden Unterschied festzustellen. Die Jugend Oestreichs von Rang und Stand ist im Allgemeinen unausstehlich. Durch nichts als

Hochmuth, Unwissenheit und Beschränktheit ausgezeichnet, sich selbst für erhaben über alle andere europäische Nationen haltend, alle zusammen ohne Bildung, übermüthig und anmaßend, gehen ihnen eben so die Neigung als die Erfordernisse dazu ab, in Gesellschaft angenehm sein zu können. Es ist wahr, daß sie, wie die Engländer, meistens auf Reisen gehen, d. h. von Wien nach Paris durch Italien und wieder heim. Sie ahmen die französischen Sitten nach, besitzen aber weder die Höflichkeit, noch Lebhaftigkeit, noch elegante Leichtigkeit der Franzosen. Obgleich eingebildete Phantasten, sind sie doch gar keine vergnüglichen und Bildung des Geistes geht gänzlich ihnen ab. Die Universitäten und Seminarien in Oestreich sind wenig mehr als die Nonnenklöster, wo das andere Geschlecht seine Erziehung erhält, darauf berechnet, den Verstand zu bilden und zu erweitern. Gewöhnlich nimmt man dazu einen Geistlichen, dessen Mühwaltung vornehmlich auf die Sitten seiner Zöglinge sich beschränkt. Gemäßigt in ihren Neigungen und Vergnügungen, verdient die Jugend von Wien keineswegs den Vorwurf, den man den Deutschen macht, dem Wein sehr ergeben zu sein."

„Unter Männern von reiferen Jahren findet man in allen Civil- und Militairbranchen gebildete Manieren, Höflichkeit uud Aufmerksamkeit für Fremde. Sie können in solider Befähigung, in Ortskenntniß und in allen Branchen von Geschäftsverständniß, die zu ehrenvoller und geschickter Bekleidung von Staats-

oder Vertrauensposten qualifiziren, mit dem Adel jedes anderen europäischen Landes wetteifern. Ich bin aber geneigt, zu glauben, daß unter ihnen weniger Personen von ausgedehnter Belesenheit und Bildung sich finden, als an irgend einem andern deutschen Hofe. Der Mangel mag hauptsächlich der unverständigen Bigotterie der Kaiserin zuzuschreiben sein. Es ist kaum glaublich, wie viele Bücher und Productionen aller Art und in allen Sprachen hier verboten sind. Nicht allein Voltaire und Rousseau stehen auf dem Index, wegen der unsittlichen Tendenz oder der freien Schreibart, sondern eine Menge Schriftsteller, die wir für vorwurfsfrei oder harmlos erachten, erfährt ähnliche Behandlung. Eine Meinung, die sich über die katholische Religion ausspricht; ein Zweifel über die Heiligkeit irgend eines Eremiten oder Mönchs des Mittelalters; eine Darstellung, in der die Freuden der Liebe mit warmen Farben geschildert werden — ich spreche nicht von jenen zuchtlosen Schriften, die jede Regierung die Pflicht hat, zu unterdrücken — mit einem Worte, jegliches Werk, worin der Aberglaube, wenn auch nur durch Geringschätzung, angegriffen oder gemißbilligt wird, zieht unmittelbar die Aufmerksamkeit auf sich und wird sofort unter schweren Strafen verboten."

„Der größte Theil der Bücher, die die Bibliotheken geschmackliebender und gebildeter Leute nicht nur in Frankreich und England, sondern selbst in Rom und Florenz bilden, sind streng verdammt und ihre Einführung mit nicht weniger Schwierigkeit als Ge-

fahr verknüpft. Es ist freilich wahr, daß, ungeachtet aller Verbote, die Bildung nach und nach Eingang gewinnt und stufenweise sich über die östreichischen Länder verbreitet. Aber ihr Fortgang steht nothwendig mit jenen Hindernissen in Verhältniß. Wendet man sich an die Censoren, so kann man jedes Buch erhalten, aber nicht ohne Mühe, Kosten und Verzögerung. Leipzig, Paris oder der Haag, wohin man sich gewöhnlich wenden muß, sind weit entfernt. Die natürliche Trägheit des menschlichen Geistes verhindert häufig, daß man sich die Mühe giebt und vertilgt so den schwachen Funken des Wunschs sich auszubilden. Es scheint in der That, als wenn der östreichische Adel beider Geschlechter nie läse und er stellt sich eben so entblößt dar von aller Bekanntschaft mit jeder Branche der schönen, wie der strengen Wissenschaften."

10. Die Familie der Kaiserin.

Maria Theresia hatte ihrem Gemahl den reichen Ehesegen von sechszehn Kindern, fünf Söhnen und elf Töchtern, gegeben — das war seit Max II. und der spanischen Maria, Tochter Kaiser Carl's V., im Hause Habsburg nicht vorgekommen. — Leopold I. hatte zwar auch sechszehn Kinder, aber er hatte drei Gemahlinnen. Von den Söhnen folgten Maria Theresia Joseph II. und Leopold II.

Der dritte Prinz Carl, der Eltern Liebling, starb, kaum achtzehn Jahre alt, schon 1761.

Der vierte, Ferdinand, erwarb 1771 durch

Heirath der nicht schönen, aber anmuthigen, geistig lebendigen und steinreichen Erbtochter des Hauses Este, Maria Beatrix, das Herzogthum Modena seinem Hause. Ihr Vater, der letzte Herzog von Modena, Hercules III. Rainald, der durch seine Gemahlin Massa-Carrara geerbt hatte, erhielt noch ein halbes Jahr vor seinem Tode 1803 durch Testament die Erbschaft des Hauses Abizzo in Treviso, wo er selbst starb, jährlich 40,000 Ducaten Renten. Er besaß auch große Güter in Ungarn — die Verlassenschaft ward damals auf 700,000 Ducaten in der Wiener Bank und eine Million baar angegeben.

Der fünfte Prinz, der tolerante, joviale, sehr dicke Max, ward Kurfürst von Cöln.

Maria Theresia, die gute Landesmutter, war auch eine äußerst sorgsame Mutter für ihre Kinder. Sie widmete ihnen alle freie Zeit, die sie hatte. „Ist sie, schreibt der Baron Fürst in seinem Hofbericht vom Jahre 1754, ermüdet und will sie sich erholen, so sieht sie ihre Kinder. Alle Tage ohne Ausnahme, wenn sie in Wien ist, thut sie das drei oder viermal. In Schönbrunn und Laxenburg ist nicht Platz genug für die ganze Familie: die kleinsten bleiben in Wien: die Kaiserin sieht sie dann nur einmal in der Woche. Sie ist eine zärtliche und strenge Mutter. Die Erzieher und Lehrer werden über die Aufführung ihrer Zöglinge gehört; es kommen Belohnungen und auch Strafen vor, eben so gut, wie bei Privatleuten."

Die große Kaiserin war die größte Heirathsstifterin in ihrem Reiche; natürlich lagen ihr die Heirathen

ihrer Kinder auch vorzugsweise am Herzen. Wie sie bei den Privatheirathen die Religionsabsichten sehr gründlich ins Auge nahm, so nahm sie auch bei den Vermählungen der Erzherzoge und Erzherzoginnen die Staatsraison gar sehr ins Ziel.

Von den Töchtern wurden drei auserwählt, die neue Allianz des Hauses Oestreich mit den Bourbonen zu befestigen. Gerade nach 200 Jahren, nachdem Elisabeth, Tochter Kaiser Maximilian's II., König Carl IX. — den König der Bartholomäusnacht — geheirathet hatte, ward Maria Antoinette, 1770, noch nicht funfzehnjährig, mit Ludwig XVI. vermählt — sie fiel unter der Guillotine am 16. October 1793. Das Jahr vorher, 1769, hatte schon Amalia, dreiundzwanzigjährig, sich mit dem Herzog von Parma vermählt und noch ein Jahr vorher, 1768, Caroline, sechszehnjährig, mit König Ferdinand IV. von Neapel.

Von der Heirath Maria Antoinette's erzählt der englische Tourist Swinburne eine interessante Anecdote. „Es ward der sehnlichste Wunsch der Kaiserin erfüllt, als es ihr geglückt war, ihre jüngste Tochter zur Königin von Frankreich zu machen. Die Erzherzogin Antoinette war mit vierzehn Jahren außerordentlich fromm und in jeder Hinsicht gut geartet. Als die Heirath arrangirt ward, besuchte Maria Theresia, deren Religion sie nicht behinderte, abergläubischen Gelüsten sich hinzugeben, eine Nonne in einem benachbarten Kloster von Wien, die in dem Rufe stand, im

die Zukunft sehen zu können. Sie drückte ihr ihre Angst für das Seelenheil ihres frommen, guten Kindes aus, das nun für den Rest ihres Lebens von ihr getrennt werden und an einen so verdorbenen Hof sich begeben solle, wie der Ludwig's XV. war. Die Antwort, die sie erhielt, war: „Elle aura de grands revers, et puis elle redeviendra pieuse." Die Kaiserin brach in Thränen aus bei dem Gedanken, daß ihr gutes Kind aufhören werde, fromm zu sein, wie das in den Worten lag, nur mit Mühe konnte sie wieder zur Ruhe gebracht werden. Indeß war sie doch nicht abergläubisch oder vorsichtig genug, um, im Interesse für das Glück ihrer jüngeren Tochter, deshalb die Unterhandlungen über die Heirath abzubrechen."

König Ferdinand IV. von Neapel war der König, dem schon zwei Erzherzoginnen bestimmt gewesen waren, die Erzherzoginnen Johanne und Josephe, welche starben — letztere in Folge der Andacht am Sarge ihrer Schwägerin im Gewölbe der Kapuzinerkirche auf Geheiß ihrer Mutter an der Blatternansteckung — ehe sie die Ehre erlangten, Königinnen von Neapel zu werden. König Ferdinand war von seinem Vater Carl III., König von Spanien, aus Furcht vor Wiederholung von Melancholie, Wahn- und Blödsinn, dem Carl's III. Großvater, Vater und ältester Sohn bereits verfallen waren, von jeder ernsten Beschäftigung mit Fleiß von Jugend auf zurückgehalten worden. Sein Italienisch war die Mundart der Lazzaroni, in einer fremden Sprache wußte er sich nur mit Mühe zurecht zu helfen. Selten las er ein französi-

sches Buch und die Briefe, die er seinem Vater nach Spanien schrieb, enthielten in jenem groben Lazzaronidialect selten etwas andres, als Jagdnachrichten, worin ein königlicher Herr es dem andern zuvor zu thun suchte. Ferdinand trieb nichts als Leibesübungen, besonders Jagen und Fischen. War schlechtes Wetter, so hielt es für die Hofleute sehr schwer, dem jungen siebzehnjährigen König die Langeweile zu vertreiben. Als die Erzherzogin Josephe, seine Braut, starb, war die Nachricht besonders deshalb für ihn sehr verdrießlich, weil nun der Anstand verbot, wenigstens an diesem Tage zum Jagen und Fischen auszuziehen. Keine Zerstreuung zwischen den vier Wänden wollte anschlagen, weder Billard, noch Laubfrosch, bis endlich ein Höfling auf den sinnreichen Gedanken fiel, das Leichenbegängniß der verstorbenen Braut zu begehen. Ein junger, weibisch aussehender Hofmann wurde als Prinzessin in der Leichenparade angekleidet, auf eine offene Bahre gelegt und Gesicht und Hände, um die Blatterbläschen nachzuahmen, mit Chocoladentröpfchen betupft. So begann die Prozession durch die Prachtgemächer von Portici, der König war der Hauptleidtragende, Zeuge war der englische Gesandte, Ferdinand's treuer Jagdcumpan, Sir William Hamilton, den Condolenzpflicht nach Hofe führte.

Als an die Stelle der Verstorbenen Caroline (die Freundin von Sonnenfels) trat — nach Wraxall weder schön von Gesicht, noch von Person liebenswürdig, wiewohl es ihrer etwas zu breiten Gestalt nicht an Anmuth und Reiz fehlte — ward die

Erzherzogin von dem Lazzaronikönig weder mit glühender Neigung, noch mit Gleichgültigkeit empfangen. Am Morgen nach der Vermählung, am 13. Mai 1768, stand Ferdinand, da es schon sehr heiß war, zeitig auf, ging seinem Jagdvergnügen nach und ließ die junge Gemahlin allein im Bette. Als seine Hofleute ihn fragten, wie sie ihm gefiele, antwortete er: „dorme come un' ammazzata e suda come un porco!" Solche Jagdredensarten waren an der Tagesordnung. — Hatte Ferdinand sich recht voll gegessen und ein Bedürfniß hinauszugehen, so äußerte er es seinem umstehenden Hofadel und wählte die Günstlinge, um zu assistiren. Mit der Hand auf dem Magen sagte er dann: „sono ben pranzato, adesso bisogna una buona panciata." Ehrerbietig ihn unterhaltend, umstanden ihn bei dieser Feier die Auserkornen. — Das Jahr nach seiner Vermählung im März und April 1769 sah Kaiser Joseph II. seinen neuen Schwager in Neapel und auf seinem späteren Besuche in Versailles 1777 konnte er sich nicht enthalten, Marien Antoinetten sehr kaustische Anecdoten über denselben mitzutheilen. Madame Campan, Vorleserin der Töchter Ludwig's XV., erzählt, daß der sarkastische Kaiser vortrefflich ausgemalt habe „la manière d'être et parler de ce souverain (Ferdinand) et disait avec quelle bonhommie il allait solliciter la première cameriste pour obtenir de rentrer dans le lit nuptiel, quand, par mécontentement, la reine l'en avait banni; le tems qu'on lui faisait désirer cette reconciliation etait

calculé entre la reine et sa caméristе et toujours mesuré à la nature du délit.“ Wraxall giebt nach den Mittheilungen Sir William Hamilton's ein andres Bild aus dem Leben König Ferdinand's und der Königin Caroline, er erzählt, „wie der glückliche Jäger nach vollbrachtem Tagewerk vor den malerisch gruppirten Haufen des erlegten Wilds im Flanellwamse stehe, wie er mit dem Waidmesser die Thiere zerstücke, wie die rauchenden Eingeweide manns-hoch vor ihm liegen, wie das Wams des Königs mit Blut befleckt ist und wie bei dem allen die Königin selbst zugegen gewesen sei.“

Die neapolitanische Caroline wurde 1790 die Schwiegermutter Kaiser Franz' II., sie kam nach Wien und brachte Thugut ans Ruder. In Neapel erwarb sie sich in den französischen Revolutionskriegen, wo sie sich den Engländern in die Arme warf, ein blutbeflecktes Andenken. Sie starb, zuletzt auch mit den Engländern zerfallen, in Wien, kurz vor dem Zusammentritt des Congresses 1814.

Die Lieblingstochter Maria Theresia's war Christine, die nach ihres Herzens Neigung 1766, zwei-undzwanzigjährig, den Herzog Albert von Sachsen-Teschen heirathete, der der Sohn des zweiten Königs von Polen aus dem Hause Sachsen und einer Cousine Maria Theresia's war.

Der Rheinische Antiquarius enthält einen kurzen Bericht von den Hochzeitsfeierlichkeiten, den ich nachstehend folgen lasse:

„Den 2. April 1766 geschahe die Anwerbung und das Ehe-Verlöbniß. Se. Kön. Hoheit der Prinz Albert erhub sich an diesem Tage in Begleitung seines Herrn Bruders, des Bischofs von Freisingen *), und des Chur-Sächsischen Ministers, Grafens von Vitzthum, aus seinem Quartier nach Hofe, und that selbst in dem Retirade-Zimmer der verwittweten Kaiserin in Gegenwart der Prinzessin-Braut die Anwerbung, worauf er nach erhaltenem Ja-Worte sich zu Ihro Maj. der Kaiserin erhub, und bey derselben seinen Besuch abstattete, alsdann aber mit dem Kaiser (Joseph II.), der Kaiserin und allen übrigen Erzherzogen und Erzherzoginnen an einer Tafel von zwölf Couverts auf goldenem Service bei einer schönen Kammer-Musik öffentlich speiste. Abends war groß Apartement.“

„Als der Prinz Albert aus Preßburg, wo er sich zeither aufgehalten, und wo ihm die verwittwete Kaiserin incognito eine Visite gegeben, um die in dem dasigen Schlosse vorzukehrenden Einrichtungen vor das höchste Braut-Paar, das allda künftig residiren sollte, in Augenschein zu nehmen, nach Wien zurück kam, erhielt er von derselben ein Präsent, das auf 100,000 Thaler geschätzt wurde. Es bestand in einem mit Brillanten besetzten güldenen Vließ und einem dergleichen Stephans-Orden, einer Agraffe auf die Achsel, einer dergleichen auf den Hut, einem dergleichen Ringe,

*) Clemens, nachherigen letzten Erzbischofs-Kurfürsten von Trier.

einem Degen und ein Paar dergleichen Schuh- und Gürtelschnallen. Da auch der Kaiser das Oberschlesische Fürstenthum Teschen, das er von seinem Vater geerbt, seiner Frau Mutter, der verwittweten Kaiserin, abgetreten, schenkte dieselbe solches unter dem Titel eines Herzogthums dem Prinzen Albert für ihn und seine Erben, der auch davon den Titel annahm. Es soll dasselbe ohngefähr 300,000 Gulden abwerfen."

„Nachdem die Renunciatons-Acte wegen der pragmatischen Sanction zu Stande gekommen, wurden den 5. April die Ehe-Pacten zwischen beiderseits hohen Verlobten von den bevollmächtigten Ministern unterzeichnet und gegen einander ausgewechselt."

„Den 7. erfolgte der Aufbruch nach dem an der March gelegenen Lust-Schlosse Hof, als dem zum hohen Beylager bestimmten Orte. Da nun die hohe Vermählung auf dem Lande und ohne öffentlichem Gepränge geschehen sollte, so bestund das Hofgefolge nach Schloß-Hof in sehr wenig Cavaliers und Dames."

„Den 8. April Abends um acht Uhr wurde die Vermählung ohne öffentlichem Gepränge vollzogen. Der Prinz Clemens von Sachsen verrichtete die priesterliche Trauung und Einsegnung. Die Durchl. Braut war in ostindischen Mousselin mit Silber gekleidet. Die Dames trugen weißen Taffet mit schwarz, und die Cavaliers graues Tuch mit schwarzseidenen Borten, welches damals noch wegen der tiefen Trauer*) die Hof-Uniform auf dem Lande war. Die aller-

*) wegen des Ablebens des Kaisers Franz I.

höchsten Kaiserl. Herrschaften waren insgesammt zugegen, die, außer der verwittweten Kaiserin, die allein speisete, zusammen an einer Tafel von vierundzwanzig Converts saßen. Der große Schloß-Saal war nebst anderen Verzierungen mit acht kostbaren Tapeten behangen, deren Vorstellungen auf das hohe Beylager anspielten. Die eingewirkte Inschrift lautete also:

Veneri Felici
Satyri et Nymphae
Vicini ruris vota solvunt."

„Den 9. wurde von dem Prinzen Clemens die Einsegnungs-Messe gehalten, worauf diesen und den folgenden Tag einige Landlustbarkeiten, als eine Bauern-Hochzeit, Glückshafen, Armbrustschießen, kleines Lustfeuer, Bauern-Carroussel von vier paar Reitern, welche die vier Elemente vorstellten, Bauern-Wettrennen von vier Bauer-Wagen und ein dergleichen Tanz von acht Sackläufern rc. zum Vergnügen des Hofs angestellt wurden."

„Den 10. hielt der Hof zu Niederweiden, einem nächst dem Schlosse Hof in der Ebene gelegenen neuen Lustschlosse, Mittagtafel."

„Den 13. April geschah von dem Schlosse Hof der Einzug zu Preßburg in das dasige Kön. Schloß, wo für das neue höchste Ehepaar die Einrichtungen auf das vollkommenste und prächtigste gemacht waren. Der Kaiser traf hierauf noch diesen Abend in der Residenz zu Wien ein, die verwittwete Kaiserin aber nebst den übrigen Herrschaften kamen erst den 15. zurück nach Wien."

Herzog Albert und Erzherzogin Christine lebten geraume Zeit als Statthalter von Ungarn in Preßburg; von 1781—1793 waren sie als Gouverneure der Niederlande in Brüssel; zuletzt lebten sie in Wien, wo Christine 1798 starb. Der Tourist Swinburne, der sie im Jahre 1780 sah, schreibt von ihr: „Sie ist sehr hübsch und hat die schönste Hand von der Welt: das ist etwas ganz Charakteristisches bei ihrer Familie."

Die andern sieben Töchter Maria Theresia's starben theils in der Jugend, theils unvermählt, zwei als Aebtissinnen zu Prag und zu Innsbruck. Die eine dieser Aebtissinnen, Erzherzogin Mariane, durch ihre Vorliebe für Mineralogie bekannt, worin sie der berühmte Born unterrichtete, starb 1789. Swinburne nennt sie im Jahre 1780: „angenehm und ganz von den Manieren einer Weltdame." Die zweite Aebtissin, die Erzherzogin Elisabeth, war eine auch noch im Alter feurige und sehr populäre Dame und durch ihre derben Aeußerungen ausgezeichnet. Sie starb 1808 zu Linz. Swinburne, der sie ebenfalls bei seinem Aufenthalt in Wien im Jahre 1780 sah, schreibt von ihr: „Die Erzherzogin Elisabeth war schön, ehe sie die Pocken bekam, jetzt ist sie ohne Annehmlichkeit. Sie beklagt sich darüber, daß sie niemals jemand sehen kann, ausgenommen in Gesellschaft ihrer Schwester, die als die älteste die Conversation allein in Beschlag nimmt. Sie ist von Natur lebhaften und sehr flüchtigen Temperaments und leidet gehörig von der Langenweile. Vor kurzer Zeit bekam sie ein Geschwür auf dem Backen, welches denselben ganz durch fraß und sie

viele Wochen auf ihr Bette beschränkte. Als Sir Robert Keith (der englische Gesandte) ihr einen Condolenzbesuch machte, brach sie in Lachen aus und sagte ihm, daß er mit Unrecht das für einen Gegenstand ansehe, der der Condolenz werth sei. „Croyez moi, sagte sie, pour une Archiduchesse de quarante ans, qui n'est point mariée, un trou à la joue est un amusement“, denn, setzte sie hinzu, kein Ereigniß, das das Einerlei und die Langweiligkeit meines Lebens unterbricht, darf als ein Unglück angesehen werden.“ Sie sagte ihm, daß es ein Schandfleck für die Regierung Maria Theresia's sei, ihre alten Töchter unter dem Zwange wie Kinder zu halten und ihnen das Vergnügen, sich in die Gesellschaft zu mischen, zu versagen.“

Als einen Beitrag zur Kunde von der östreichischen Prinzessinnenerziehung lasse ich eine Instruction der Kaiserin Maria Theresia folgen, die sie der Gräfin Lerchenfeld zugehen ließ, der Oberhofmeisterin der zur Königin von Neapel bestimmten Erzherzogin Josephe, welche durch die erzwungene Andacht in der Kapuzinerkirche von den Blattern weggerafft wurde. Ich gebe diese von der Kaiserin eigenhändig aufgesetzte Instruction und einen etwas später, 1763 fallenden, ihrem Secretair dictirten Brief mit eigenhändigen Zusätzen der Kaiserin an die Gräfin, wie sie mir von Wien zugeschickt worden sind *):

*) Maria Theresia als Mutter. Ein Beitrag zur Charakteristik der Kaiserin. Mitgetheilt von Fried. Firnhaber.

„Ich verweiße Sie vollkomen auf jene instruction*), welche Sie anfangs bey übernehmung deren Töchtern bekommen, Nur allein folgende puncten finde ich noch beyzurucken. Die Ordnung im aufstehen, schlaffengehen, die stunden vor die unterschiedliche Meister bleiben wie vorhin, und seynd hier beygeschlossen, wie Sie diesen Sommer gehalten worden.

Alle Sontag gehet Sie offentlich mit in die Kirchen, und speißet auch mit uns.

Das fruhestuck ist täglich abzuwechslen nach ihren belieben, man soll ihr auch darbey Brod essen lassen, soviel sie will, ausgenohmen an gebottenen faßtägen, wo Sie alzeit choccolade nehmen solle mit 4 stückl brod, niemahls aber ein Kipfel: abends an diesen Tägen nur eine suppen und noch eine speiß, aber nichts fleßes oder gebachenes.

Ordinaire zu mittag und abents ist ihr genug zu essen zu geben, waß und wieviel Sie will, ohne Selbe darüber zu chiccaniren, auch Kan Sie abgezogener soupiren. Selbst anzufriemen ist ihr nicht erlaubt, jedoch von allen deme was vorhanden ist, Kan Sie essen.

Dem Rossen Crantz solle Sie laut in ihrer Cammer betten, außer an Sonn- und Feuertägen, oder wan das gebett ist, in unßerer Capellen.

Außgehen solle Sie so oft alß es sein kan, umb sich zu fortificiren, in der Wälsch- und spanischen

*) Die Instruction, auf welche die Kaiserin hier verweist, ist wahrscheinlich jene in den „Verhandlungen des historischen Vereines in dem Unterdonaukreise," I. Band, 1. Heft, pag. 30 abgedruckte.

Sprach sich wohl üben, wie auch in der Music. Weilen Sie nacher Neapel bestimmet ist, solle man ihr ihren beruff möglichst erleichtern. Der aldortige hoff gehet sehr auf die Etiquetten, und will gnädige und freundliche Souvrains haben, aber eben dieses kan die Tochter gar nicht, welches doch sehr nothwendig wäre.

Mit der Andacht bin ich eine Zeit her, sehr übel zufrieden gewessen, Sie hat auch allerley propos über die leute, und etwas rauhes und wiederwärtiges in ihren Betrag, mit welchen ich unzufrieden bin.

Ich sehete nicht gern, daß noch Junge Fräulen zu ihr Kommeten, indeme Sie ohnedeme sehr Kindisch ist.

Mit dem Obrist-Hoffmeister Salm wird es, wie bey denen schwestern gehalten werden.

Wegen allen übrigen Leuten und Verordnungen bleibet es beym alten, wie sie es wird am besten finden.

Die tochter verdienet ihre Tendresse, wegen dem attachement mit welchen Sie ihr alzeit zugethan war, welches auch die haubtursach ist, warumben Sie selber wieder übergebe."

„punct die vor disen sommer seind befohlen worden und künfftig zu halten" (eigenhändig):

„Um 7 Uhr auffstehen, das Morgen gebett betten, die Geistliche lesung machen, Sich ankleiden, und frühstücken.

Von 8 bis 9 Uhr Täglich der Schreib-Meister.

Montag Mitwoch und Freytag.

Von 9 bis 10 Uhr der Pater Richter, die Christliche lehr, lateinisch lesen auch ein Teutsches buch oder schrifften lesen.

Von 10 bis 11 Uhr Montag und Freytag Saumill.

Um 11 Uhr in die Meß.

Um 12 Uhr zu Mittag speysen.

Von halber 2 bis 2 Uhr die Historie lesen.

Von 2 bis 3 Uhr die Teutsche Lehr.

Von 3 bis 4 Uhr den Tanz Maister.

Von 4 bis 5 Uhr den Wällschen Maister.

Um 5 Uhr den Rosenkranz.

Dienstag Donnerstag und Samstag.

Von 9 bis 10 Uhr französische Lehr.

Von 10 bis 11 Uhr Dienstag und Donnerstag Saumill.

Samstag zwey Brieff schreiben.

Um 11 Uhr in die Meß.

Um 12 Uhr zu Mittag speyßen.

Von halber 2 bis 2 Uhr di Histori lesen.

Von 2 bis 3 Uhr den Reiß Meister.

Von 3 bis 4 Uhr Mancini.

Von 4 bis 5 Uhr Wagenseill.

Um 5 Uhr den Rosenkranz.

Die Damen sollen um 9 Uhr kommen und bleiben bis nach der Tafel, um 3 Uhr Nachmittag kommen Sie abermahl und bleiben bis zum nacht Essen, Sie können aber auch bisweilen zu andern stunden auch kommen.

In der fruh solle die Cammerfrau bleiben bis 9 Uhr. Von 1 Uhr nachmittag bis 3 Uhr, Abends um halber 9 Uhr soll sie wieder in der Cammer seyn.

Das fruhstück abgewechßlet, wie Sie will, Chocolade oder Caffee, suppen so viel Sie will, aber we-

der Knödeln noch Nocken, sondern Brodsuppen oder was von Mehl eingekocht, oder Panadel ohne Ramel, und ein stuck brod darzu, Trinken darff sie, wann sie will, zur Jausen kan Sie Obst Essen, so lang es in der Zeit ist, und brod so viel sie will, keine Chocolade „niemals nachmitag," sondern etwas anderes von Obst oder „in winter" eingesottenes nicht aber zuckerwerk. Sontag gehet sie mit uns in die Kirchen, speist mit uns, und gehet in die vesper und Rosenkranz. In der früh solle Sie Ihren leuthen etwas vorlesen aus einem Geistlichen buch, welches der Pater Richter außsuchen solle.

Auf die stellung solle man wohl acht haben, und auf die grimacen mit dem Gesicht.

Bey den Gebett solle Sie allzeit knien, und sich niemahlen anlehnen, keine Famillaritäten sind nicht zu gestatten, jedoch solle sie mit allen Leuthen gnädig sein, der üble Humor gegen denen Cammerleuthen ist besonders verbothen.

Man muß sie nicht gewöhnen sich sehr warm zu halten, oder häcklich zu sein, indehme sie ohnedem aprehenssive ist, aber auch in gegentheil nichts vernachlässigen, sondern gleich mir, der Aja und dem van swieten sagen lassen, wan es auch in der nacht wäre, daß sie krank würde, oder ein anderes accident zustoßete, so muß solches nicht verschwiegen werden.

Wen die Aja nicht mit kan, so solle die Tochter mit beeden Damen spatzieren gehen oder außfahren wan aber die Aja zugegen, ist nur eine Nothwendig außgenomen sie wollte beyde nehmen.

Mit denen 4 kleinen geschwister kan sie umgehen, aber nicht viel mit denen größern, man solle jederzeit wohl acht auff sie haben, wen Sie bey mir oder untern leuthen ist.

Ich möchte daß sie die Spanische Sprach in geheim erlernette."

Schönbrunn le 13. Octobre 1763.

„Comtesse de Lerchenfeld. Vous m'avés demandé une instruction, la voilá en gros, et tirée sur les circonstances presentes: j'ai crû devoir y ajouter quelques points reservés, et vous ouvrir mon coeur. J'ai toujours rendu justice à vos talents, et ma confiance en vous a été entiere: c'est avec la meme confiance, que Je vous rends ma fille; comptés toujours sur moi. Il s'agit non seulement de l'education d'une de mes filles, mais d'une, qui en quatre ans pourroit etre appellée au Trone, pour rendre heureux ou malheureux tout un Royaume, un Epoux, ce qui seroit le moindre, soi meme. Il s'agit de son bonheur et surtout de son salut. Elle aura un Epoux jeune, qui ne connait rien au dessus de lui, ni aucun frein depuis sa plus tendre jeunesse, qui n'a eté jusqu'a cette heure appliqué à rien, qui n'a que des flatteurs à l'entour de lui, et des Italiens, ce qui est encore plus dangereux. Je travaille sous main à la Cour d'Espagne, qu'on permette, que j'envoye une ou deux Personnes avec ma fille, mais je m'en doute, et ou trouver des gens pareils, capables

de donner conseil? ils seroient le but de tout le monde, et peut-etre ne seroient-ils pas ecutés des jeunes gens. Je ne saurois vous cacher, que je connois tres bien l'avantage de cette alliance, mais mon coeur materrel en est extremement allarmé: Je regarde la pauvre Josephe, comme un sacrifice de Politique; pourveu que' Elle fasse son devoir envers Dieu et son Epoux, et qu'Elle fasse son salut, dût Elle meme etre malheureuse, se serois contente.

Le jeune Roi ne marque aucune inclination fixe, que pour la chasse et pour les spectacles: il est trés-enfant, il n'aprend rien, il ne sait que les mauvais Italien du Païs, et meme très-grossierement, il ignore ce que c'est attention, et il a meme donné des marques de severité et rudesse en plusieurs occasions; il n'est accoutumé qu'a faire sa volonté, il n'a personne, 'qui puisse ou veuille lui donner une education. Voilà le malheureux etat de ce Prince. On le dit delicat, d'un teint blanc, et tout-a-fait ressemblant a la famille de Saxe: je souhaite, qu'il en aye le coeur. J'aurai en peu de tems une relation ample de cette cour-la: sur celle „fait ou fera et on sait d'ailleurs.“ Tout ce, que je vous marque doit rester pour vous seule, et pour votre direction, pour que vous vous trouviés plus en etat d'imprimer à ma pauvre fille les vertus et les sentiments necessaires pour reussir, ou du moins pour ne pas se

perdre à la cour, ou Elle doit entrer. Vous saurés mieux, que personne, y parvenir, vos talents et votre experience etant au dessus de tout ceci: Taches surtout et avant tout de nourir cet esprit de devotion qu'Elle a „eu si devant" (eigenh.) du moins pour le dehors; qu'Elle reconnaisse qu'il n'y a dans ce monde d'autre ressource et de vraie consolation, que la prierre: qu'Elle n'aye jamais honte d'en faire parade: qu'Elle soit douce, gracieuse. Son visage n'est pas prevenant, ses façons ne le sont non plus, Elle a quelque chose de rude; dans ce Païs-la on veut bien de la douceur. Vous savéz, combien, et dés le premier moment, la Reine defunte a été detestée à Naples ne paraissant pas assez affable.

Qu'Elle n'aye point d'entetement: Elle y inclineroit, Elle est très dissimulée, cela a du bon, surtout dans ce Pais la, mais il ne faut pas pousser la dissimulation trop loin, pour qu'elle n'influe pas sur le caractere et degenere en fausseté, il seroit alors a craindre, qu'en se defiant des honnetes gens, Elle ne prodiguât sa confiance a des petits etres. On doit bien lui precher la douceur et la bonne humeur, et qu'Elle tache de trouver dans son fonds de quoi s'amuser par toute sorte d'ouvrages, lectures, peintures, musique etc. etc. Elle ne verra pas trop de monde à Naples, qu'en grand Public, et faut donc l'accoutumer a se suffire a Elle meme, et a savoir s'amuser. Je dois vous avertir sur ce point, etant

tres mecontente, qu'Elle aime rester à rien: Elle vaudroit toujours courrir d'une chambre à l'autre, et n'achever rien: ce seroit une terrible perspective, l'oisiveté etant un poison pour tout le monde, mais encore plus pour des jeunes mariés. Elle est fort curieuse, c'est un autre point, qui me fait trembler: Elle est asses mechante et rude avec ses gens; Elle distingue la Kinsky, parce-qu'Elle lui jase: Elle sait beaucoup de particularites des Maisons particulieres. Je vous recommande de ne pas souffrir, qu'on en parle devant Elle, ni des arrangements de gouvernement, ni qu'Elle fasse la raporteuse. Elle est trop grande pour une telle petitesse, qui mene au mensonge, „je suis bien aise que la fille vois du monde chez vous ou chez elle dans son cabinet si elle monte dans vos chambres elle sera precedez par un valet de chambre ou huissier qui restera a la porte si on at des ordres a donner pour ne pas laisser aprocher les domestiques, je vous rends cette chere fille de l'aueu de sa majesté l'empereur: et selon ses propres souhaits, vous noublierois jamais que c'est elle qui m'at le plus determinée et que je n'aurois jamais lieu de regretter et de retracter ce choix, vous pouvez conter sur toute ma protection comme si devant.“

Marie Therese m. p.

11. Hof-, Civil- und Militairetat und diplomatisches Corps unter Maria Theresia im Jahre 1747 nach den schlesischen Kriegen und im Todesjahre der Kaiserin, 1780.

I. Hofstaat:

Nach dem Bericht des oben erwähnten Touristen von Rotenstein bestand der Hofstaat Marien Theresiens am Schlusse ihrer Regierung aus **2400 hohen und niedern Personen** in activem Dienst und kostete mit den Pensionen **4 Millionen 300,000 Gulden.**

1) Der Obristhofmeisterstab:

1. Obristhofmeister war 1747: Joseph Lothar Dominic Graf Königsegg, zugleich Minister, Generalfeldmarschall und Commandant von Wien, derselbe, der der General „Rasttag" von seinen Soldaten genannt wurde und eine Zeit lang auch Hofkriegsrathspräsident, früher Gesandter in Sachsen und Polen, den Niederlanden, Frankreich und Spanien gewesen war. Er war seit 1743 der Nachfolger des Grafen Franz Anton Starhemberg, des Schwiegervaters von Kaunitz, und starb 1751, achtundsiebzig Jahre alt, als der älteste Minister Maria Theresia's. Ihm folgte der zeitherige Oberkammerherr Graf Johann Joseph, später, 1764 erster Fürst von Khevenhüller-Metsch und seit dem großen Aemterwechsel, der 1753 mit dem Eintreten von Kaunitz eintrat, der zeitherige Staatskanzler Graf Corfiz Uhlefeld. Uhlefeld starb 1769 und sein Nachfolger war der zeitherige „andere Oberhofmeister" Johann Wilhelm, Sohn des er-

sten Fürsten Trautson, mit dem 1775 sein Geschlecht erlosch; er war ein Spezial des Kaisers Franz I. Der Letzte, der unter Maria Theresia als „erster Oberhofmeister seit 1776 fungirte, war der Geheime Rath Joseph Fürst von Schwarzenberg, Sohn des 1732 von Kaiser Carl VI. aus Versehen auf der Jagd erschossenen Fürsten. Er stand bei der Kaiserin und am ganzen Hofe in ganz besonderem Ansehn. Neben Schwarzenberg fungirte beim Schlusse der Regierung Maria Theresia's noch ein „anderer Oberhofmeister" Graf Franz Philipp Sternberg, früher Gesandter in Regensburg und Dresden, Enkel des 1703 gestorbenen Oberstburggrafen, des Stammhalters dieser altböhmischen Familie.

Zum Oberhofmeisterstabe gehörten ferner:

2. Der Obristhofkuchelmeister, 1747: Graf Künigl, 1780: der Geheime Rath Graf St. Julien, ein Spezial des Kaisers Franz I.

3. Der Obristhofstäbelmeister, 1747: Graf Hallweyl, 1780: Graf Schallenberg.

4. Der Obristhofsilberkämmerer, 1747: Johann Albert Graf Althann, 1780: Graf Franz Dietrichstein.

5. Der Hofuntersilberkämmerer, 1747: Johann Daniel von Moser.

Folgten:

6. Die zwei Hofprediger, der Oberhofcaplan, der Hof- und Burgpfarrer und die übrigen Capläne — gegen zwanzig.

7. Der Geheime und Hof-Secretair, 1747: Johann Ignaz Edler von Wolffscron.

8. Der Präfect der Hofbibliothek war seit 1745: Gerhard von Swieten, der große Leibarzt, 1780: Franz von Kollar.

9. Der Burggraf: Johann Anton von Schießl.

10. Der Hof- und Kammer-Musik-Director, 1747: Adam Philipp Graf Losy, später auch Oberhofbauintendant, ein Spezial des Kaisers Franz I., 1780 nicht besetzt. Die Kapelle bestand aus 340 Personen.

Endlich die Hofgarden:

11. Der Arcieren- oder Hatschier-Hauptmann, 1747: Heinrich Joseph Dietrich Graf Daun, 1780: Generalfeldmarschall Graf Anton Colloredo.

12. Der Trabantenhauptmann, 1747: Caspar Fernandez Graf Cordua, 1780: Generalfeldmarschall Graf Thierheim.

1. Die Arcieren-Garde bestand aus funfzig Köpfen, dazu die Ober- und Unteroffiziere, sechs Trompeter und ein Pauker. Uniform: rothe Röcke mit schwarzen Sammetaufschlägen, strohgelbe Westen und Flügelröcke darüber von schwarzem Tuch mit gelbseidnen Borden.

2. Die Trabanten-Garde bestand aus vierzig Köpfen, dazu die Ober- und Unteroffiziere und ein Trommelschläger. Uniform: erdgrau mit

schwarzen Sammetaufschlägen. Sie verrichtete den Dienst auf den Lustschlössern.

Zu diesen zwei alten Hofgarden kamen unter Maria Theresia noch drei neue:

3. Die adelige Arcierenleibgarde: achtzig Mann, alle mit Oberlieutenantsrang, dreizehn Oberoffiziere, neunzehn Unteroffiziere, zwei Oberknechte, dreiundvierzig Reitknechte, vierundzwanzig Livreebediente, sechs Trompeter und ein Pauker. Uniform: rothe Röcke mit schwarzen Sammetaufschlägen und goldnen Schlingen, Karabinerriemen und Patrontaschen von schwarzem Sammt mit Gold bordirt, Pferdedecken strohgelb mit Gold gestickt. Diese neue Garde verrichtete den Dienst mit der ungarischen Leibgarde in der zweiten Vorkammer, dem s. g. Bataillenzimmer bei Hofe. Hauptmann war 1780: Graf Anton Colloredo, zugleich Hauptmann der alten Arcierenleibgarde.
4. Die adelige ungarische Leibgarde: sechzig Köpfe, jeder mit Unterlieutenantsrang und Zutritt zum Apartement, zwölf Ober-, acht Unteroffiziere, sechs Trompeter, ein Pauker, ein Oberknecht, dreiunddreißig Reitknechte und noch drei Personen. Uniform: die ungarische Landestracht, roth mit silbernen Schnüren und feinem grauen Pelzwerk, grünseidne Gürtel mit silbernen Knöpfen, Säbel- und Patronentaschen, Karabinerriemen und Pferdezeug grün mit Silber, Säbel und Karabiner mit Silber beschlagen.

Dazu Tigerhäute über die Uniform, an silbernen Ketten hängend, und an den Mützen weiße Reiherbüsche. Alle Pferde Schimmel. Diese prächtige ungarische Nobelgarde — zu der das Land 60,000 Gulden zahlte — begleitete den Hof bei Spazierfahrten, Jagden zu vier und vier Mann hinter dem Wagen und stand in der Burg in der zweiten Vorkammer. Capitain war der Geheime Rath und Generalfeldmarschall Fürst Nicolaus Esterhazy: er erschien an den Gallatagen, besonders bei der berühmten Neujahrs-Cour mit einem Schmucke über eine Million an Werth.

5. Die Leibgarde zu Fuß: sechzig Mann, acht Ober- und Unteroffiziere, vier Spielleute. Uniform: hechtgrau mit schwarzem Sammet. Hauptmann: Graf Thierheim, zugleich Hauptmann der alten Trabanten-Garde.

Noch standen unter dem Oberhofmeisterstab:

32 Mundschenken, alle vom Ritterstande,

4 Küchenaufseher, 7 Mundköche, 3 Mundköchinnen, 28 andere Köche und die Schaar der Gehülfen.

14 Hof-Couriere.

2) Obristkämmererstab:

1. Der Obristkämmerer war 1747: Johann Joseph Graf Khevenhüller-Metsch, später eine Zeit lang Obristhofmeister und erster Fürst; 1765—1775: Heinrich Fürst von Auersperg, ein Spezial des Kaisers Franz, und 1780: Graf

Franz Rosenberg, ein Spezial Joseph's II. — Der Kämmerer waren am Schluß der Regierung Maria Theresia's gegen 1500.

2. Die Beichtväter, darunter der Jesuitenpater Ignatius Campmillr, eine sehr einflußreiche Person war: er rieth zur Wiedereroberung Schlesiens mit der Bibelstelle: „Wenn Ew. Maj. Glaube nur so groß als ein Senfkörnlein ist."

3. Der Geheime Cabinets-Secretair, 1747: Ignaz Edler von Koch, Hofrath, durch sein Amt eine der wichtigsten Personen bei der Kaiserin, 1780: Baron Carl Joseph Pichler, Gemahl der Schriftstellerin.

4. Die beiden Leibmedici, darunter seit 1745 der große Gerhard von Swieten.

5. Der Geheime Kammer-Zahlmeister, 1747: Carl Joseph Edler von Dier, 1734 geadelt, ebenfalls als Gnaden- und Almosenspender eine wichtige Person. Er starb sehr reich und seine Erbschaft erhielt die Familie Doblhoff. Auch sein Nachfolger Johann Adam Edler von Mayr ward 1764 „aus höchsteigner Bewegung" geadelt.

6. Der Schatzmeister, 1747: Johann von Schwingheim.

Noch standen unter dem Obristkämmererstab:

57 Kammerdiener, 3 Kammerfouriere, 14 Kammerheizer, 34 Vorkammer-Thürhüter, 10 Kammer-Trabanten.

Die Zimmerwärter und Schloßhauptleute mit ihrem Dienst, über 300 Personen.

3) Obristhofmarschallstab:

1. Obristhofmarschall war von 1745—1754, wo er resignirte, Carl Max Philipp Fürst Dietrichstein, 1780: der Geheime Rath Graf Eugen Wrbna von Freudenthal.

2. Obrist-Hofquartiermeister, 1747: Franz Raison von Klöckersfeld.

4) Obriststallmeisterstab:

1. Obriststallmeister bis 1765, wo er Oberstkämmerer ward: Heinrich Fürst Auersperg, der Spezial Kaisers Franz I., 1780: Graf Johann Carl Dietrichstein, Sohn des Oberhofmarschalls.

2. Edelknabendirector, 1747: Leopold von Huyn.

Noch standen unter dem Oberstallmeisterstab: 8 Sattelknechte, 7 Feldbereuter, 8 Büchsenspanner, 65 Leiblaquais, 13 Laufer, 18 Heiducken, 121 Reitknechte, 143 Kutscher, 39 Postknechte, 24 Sänftenknechte.

5) Obristhof- und Landjägermeisteramt:

Obrister Hof- und Landjägermeister, 1747: Carl Anton Graf Harrach, 1780: der erste Fürst Clary.

Unter ihm standen 151 Personen: 68 Jäger, 10 reitende Jäger, 32 junge Jäger u. s. w.

6) Obristhoffalkenmeisteramt:

Obristhoffalkenmeister, 1747: Carl Anton Graf Harrach, 1780: der Oberküchenmeister Graf St. Julien. Zum Falknereidienst gehörten wieder 41 Personen.

Hierzu kamen noch 1747:

7) Der k. k. andere Oberſthofmeiſter: Johann Wilhelm Fürſt Trautſon, dem der oben genannte Graf Sternberg folgte.

8) Der Kaiſerin Oberhofmeiſterin: Marie Charlotte verwittwete Gräfin Fuchs, ihre Favoritin.

9) Die Fräulein-Oberhofmeiſterin: Maria Rebecca verwittwete Gräfin Philippi.

10) Die Aja der jungen Erzherzoge und Erzherzoginnen: Marie Catharine verwittwete Gräfin Saurau.

Dazu: 10 Hofdamen, 9 Kammerfräulein und noch 60 andre Frauenzimmer.

Und endlich 11) der Hofſtaat der verwittweten Kaiſerin Eliſabeth von Braunſchweig, die 1750 ſtarb.

1. Obriſthofmeiſter: Carl Ferdinand Graf Königsegg-Boiſchot oder Erps, der Präſident des Münz- und Bergweſens ward. (Siehe unten.)

2. Obriſtkuchelmeiſter: Ludwig Graf Baquera.

3. Obriſtſilberkämmerer: Niclas Graf Hamilton.

4. Der Beichtvater, Hofprediger ꝛc.

5. Der Hatſchier- und Trabantenhauptmann: Chriſtian Heinrich Graf Schönburg, ein Sachſe, der 1729 katholiſch geworden war.

6. Der Obriststallmeister: Franz Anton Fürst Lamberg.

7. Die Obristhofmeisterin: Marie Jos. Ant. verwittwete Gräfin Paar.

8. Die Fräulein-Hofmeisterin: Marie Anne Gräfin Wildenstein.

II. Civilstaat:

1. Die s.g. Conferenz, die Ministerconferenz, bildeten 1747: der alte Geheime Rath, Oberhofmeister und Generalfeldmarschall Graf Königsegg, der Staatskanzler Graf Uhlefeld, der böhmische Kanzler Graf Harrach, der Reichsvicekanzler Graf Colloredo, der Finanzminister Graf Kinsky und der Oberkammerherr Graf Khevenhüller. Als Kaunitz Staatskanzler ward, 1753, bildeten die Conferenz: Oberhofmeister Graf Uhlefeld, Kaunitz, Feldmarschall Graf Batthiany, Reichsvicekanzler Graf Colloredo, Oberkammerherr Graf Khevenhüller und als Reichsconferenzminister der Reichshofrathspräsident Graf Harrach. Diese Ministerconferenz, in der Kaiser und Kaiserin oft präsidirten, kam aber seit Kaunitz' Eintritt nur sehr selten zusammen.

2. Der Reichshofrath:

Präsident war 1747 noch der alte Johann Wilhelm Graf Wurmbrand, Geheimer Staats- und Conferenzminister, der 1750 starb. Es folgte seit 1750 Graf Ferdinand Harrach. 1780: Baron Hagen.

Reichshofvicekanzler, 1747: Rudolf Joseph Graf Colloredo, Geheimer Rath und Con-

ferenzminister, 1780 derselbe, seit 1763 erster Fürst Colloredo. Sein Gehalt war: 20,000 Gulden und viele Accidentien, welche, wie Graf Podewils berichtet, den fixen Gehalt bis zu nahe 100,000 Gulden erhöhten.

Vicepräsident, 1747: Anton Esaias, seit 1734 erster Graf Hartig, Geheimer Rath, 1780: Graf Ueberacker.

Dazu 1747: Sieben Reichshofräthe vom Grafen- und Herren- und neun vom Ritter und Gelehrten-Stande. Von jener Gattung der Räthe sagt Baron Fürst: „Ich habe junge Leute ohne die mindeste Erfahrung eintreten sehen, man wählt aus ihnen die Gesandten an fremde Höfe. Ein Mensch, der seinen Blick dahin gerichtet hat, studirt mit nichten Bartolus und Baldus. Außerdem sind diese Mitglieder größtentheils zugleich kaiserliche Kämmerer: während der vierzehn Tage, wo sie den Dienst haben, müssen sie den Faden der Geschäfte verlieren." Von den gelehrten Räthen sagt Fürst: „es sind großentheils feile Seelen." Und vom ganzen Reichshofrath sagt er: „Die Hinneigung des Kaisers ist das höchste Gesetz."

3. Die Geheime Hofkanzlei:

Reichshofkanzler: Rudolf Joseph Graf Colloredo.

4. Die Geheime Hof- und Staatskanzlei, 1747:

imer Hof- und Staatskanzler: An-
z Graf Uhlefeld.

Geheimer Staats-Secretair war 1727: bis 1753 Johann Christoph Freiherr von Bartenstein.

Dazu 1747: Dreiundzwanzig wirkliche Geheime Räthe und fünf Titular-Geheime Räthe von der letzten Ernennung 1745.

Seit 1753 fungirte als Geheimer Hof-, Haus- und Staatskanzler: Graf Kaunitz. Unter ihm als Referendar: Friedrich von Binder, Edler von Krieglstein, und als Secretaire: Heinrich Gabriel von Collenbach, Joseph Philipp de Malechamps für das italienische und Johann Jacob Edler von Dorn für das niederländische Departement, alle selbst von Kaunitz ernannt.

5. Der Hofkriegsrath:

Präsident, 1747: Johann Joseph Philipp Graf Harrach, Geheimer Rath und Generalfeldmarschall; 1780: Graf Haddick (der im siebenjährigen Kriege Berlin einnahm).

6. Das kaiserliche Camerale:

Präses der Wiener Ministerial-Banco-Deputation war 1747: Philipp Joseph Graf Kinsky, Gundacker Starhemberg's Nachfolger seit 1745 als Finanz-Conferenz-Minister, früher Gesandter in London, dann böhmischer Kanzler, ein Hauptfeind des großen Friedrich, gest. 1749. Nach den Depeschen des Grafen Podewils war er bei der Kaiserin von großem Einfluß und ein furchtbarer Ueberwacher des Contrebandehandels, da ihm der dritte Theil von den confiscirten Waaren zufiel. Ihm folgte

der oben mit den Personalien aufgeführte Schlesier Graf Haugwitz.

Director des Civil- und Cameral-Departements zu Mailand: Ferdinand Aloys Graf Kolowrat-Krakowsky.

Hierzu kamen:

7. Die vereinigte böhmisch-östreichische Hofkanzlei seit Haugwitz' Reform, dem der Böhme Choteck 1765 folgte und diesem 1771 Graf Blümigen.

8. Der Staatsrath in inländischen Geschäften, seit dem Jahre 1771. Es bildeten ihn 1780: Fürst Kaunitz, Fürst Starhemberg, früher Gesandter in Paris, jetzt in Brüssel, Graf Carl Friedrich von Hatzfeld als „Dirigirender erster Staatsminister in inländischen Geschäften," dessen Personalien oben vorgekommen sind, und Graf Ludwig Zinzendorf, einer von der evangelischen Familie des Stifters der Herrnhutergemeinde, convertirt seit 1739.

Endlich als eine dritte und vierte neugebildete Behörde:

9. Die oberste Justizstelle seit 1754. Justizpräsident war seit 1779 der Geheime Rath Graf Christian August Seilern, ein Großneffe und Adoptivenkel des ersten Grafen und obersten Kanzlers, vorher Gesandter in London und Regensburg.

10. Das Münz- und Bergwesens Directions-Hofcollegium unter Graf Carl Ferdinand von Königsegg-Boischot oder Erps, Gemahl der Helene Hyazinthe von Boischot,

Schwester des letzten Grafen von Erps, Neffe des Obristhofmeisters und Generalfeldmarschalls. Er stand lange als Gesandter im Haag, wo er sein niederländisches Besitzthum erheirathete und das goldne Vlies erhielt. „Er ist," sagt Baron Fürst in seinem Wiener Hofberichte, „einer der geschicktesten und arbeitsamsten Minister der Kaiserin. Man sieht ihn nicht, wie die andern Minister, bei Hofe oder in den Assembléen oder auf den Jagden; er will in Allem mit eignen Augen sehen; es giebt keinen so arbeitsamen Departementschef in Wien, wenn er eine Stunde Zeit hat, so reitet er aus oder besucht seine alte Gebieterin Gräfin Palfy." Er starb 1759, wie Haugwitz, Chotek und Hatzfeld, ohne Söhne. Seine beiden Töchter waren an die Grafen Zierotin und Neipperg vermählt.

Oberste Behörden für die Provinzen.

1) Ungarn: Palatin 1747: Graf Johann Palfy, 1780: Locumtenens: Herzog Albert von Sachsen-Teschen.

2) Böhmen, 1747 war Großkanzler der böhmischen Hofkanzlei Friedrich Graf Harrach, Geheimer und Conferenz-Rath, der oben aufgeführte Concurrent Uhlefeld's um den Staatskanzlerposten, le ministre le plus èclaire de tous, wie ihn Graf Podewils nennt, und den Bartenstein nicht aufkommen ließ.

Obristburggraf, 1747: Johann Ernst Anton Graf Schaffgotsch.

3) Niederöstreich: Obrister Hof- und Staatskanzler 1747: Graf Uhlefeld.

Hofkanzler: Johann Friedrich Graf Seilern, der Sohn des famosen ersten Grafen.

Statthalter: Johann Joseph Graf Khevenhüller.

4) Niederlande: Generalstatthalter war 1747 die Erzherzogin Elisabeth und seit 1750 Prinz Carl von Lothringen, der Generalissimus. 1747 fungirte als Premierminister der spätere böhmische Kanzler Graf Friedrich Harrach, Sohn des jüngeren spanischen Gesandten, seit 1750 Herzog Leopold von Aremberg, seit 1754 Graf Carl Cobenzl, Vater des Staatskanzlers Ludwig, seit 1770 Graf, später Fürst Georg Starhemberg, früher Gesandter in Paris und nachheriger Oberhofmeister.

5) Italien: Als Hofcommissair und Großkanzler fungirte zu Mailand: Graf Carl Firmian in den Jahren 1759—1782, bekannt durch seine Landesverwaltung und als Mäcen der Gelehrten und Künstler.

III. Militairstaat:

Generalissimus war 1747: Prinz Carl von Lothringen, Schwager Maria Theresia's, ihr geliebter Schlachtenverlierer.

Siebenundzwanzig Generalfeldmarschälle: der älteste war der Palatin Palfy, von der Ernennung von 1707 und die drei berühmtesten: Graf Daun und Graf Lascy (Feldmarschall seit 1763),

die das preußische Exercitium einführten und Fürst Wenzel Liechtenstein, der Schöpfer der östreichischen Artillerie, gest. 1773, sechsundsiebzig Jahre alt.

Zwölf Generale von der Cavallerie.

Neunzehn Generalfeldzeugmeister.

Dreiundsiebzig Generalfeldmarschalllieutenants.

1767, vier Jahre nach dem Hubertsburger Frieden, fungirten:

Generalissimus: Prinz Carl von Lothringen.

Siebenundzwanzig Generalfeldmarschälle.

Neunzehn Generale der Cavallerie.

Dreißig Generalfeldzeugmeister.

Sechsundachtzig Generalfeldmarschall-Lieutenants.

160 Generalfeldwachtmeister.

Am Schlusse der Regierung Maria Theresia's gab es nicht weniger als **367 Generale.**

Dazu kam noch: die Reichsgeneralität, die die in den Jahren 1747 und 1767 aus folgenden Personen bestand:

1747: zwei Reichsgeneralfeldmarschälle:
Der alte Dessauer seit 1734 und
Prinz Carl von Lothringen seit 1746.

1747: vier und 1767: drei Reichsgeneralfeldzeugmeister.

1747: ein und 1767: zwei Reichsgenerale von der Cavallerie,

1747: zwei Reichsgeneralfeldmarschall-lieutenants.

1767: drei Reichsgenerale der Infanterie.

Vor dem siebenjährigen Kriege bestand nach Fürst die östreichische Armee aus **200,000 Mann** und kostete **vierzehn Millionen Gulden.**

I. Infanterie, jedes Regiment zu 2408 Mann.
Neununddreißig deutsche Regimenter,
ein spanisches,
fünf wallonische,
neun ungarische und ein ungarisches Bataillon,
zusammen 130,689 Mann.

II. Cavallerie, jedes Regiment Cuirassiere und Dragoner zu 812 Mann, Husaren 610 Mann.
Achtzehn Regimenter Cuirassiere,
zwölf „ Dragoner,
zehn Regim. Husaren, zusammen 30,478 Mann.

III. Unregelmäßige Ungarn, Croaten, Grenzer ꝛc.
zu Fuß: 36,088,
zu Pferd: 5024.
Summa: 202,279 Mann.

IV. Diplomatisches Corps unter Maria Theresia und Kaunitz.

I. Oestreichische Gesandtschaften in Deutschland:

1. Gesandtschaft beim Reichstage zu Regensburg:

1747 fungirte als kaiserlicher Prinzipal-Commissar: Joseph Wilhelm Ernst Fürst von Fürstenberg.

Concommissar: Carl Joseph Baron von Palm, Geheimer Rath, der früher in London und Lissabon war, seit 1750 erster Graf seines Geschlechts, der Vater des 1783 von Joseph II. creirten ersten Fürsten.

1767: Alexander Ferdinand Fürst von Thurn und Taxis (Schwager des regierenden Herzogs Alexander von Würtemberg).

Concommissar: Graf August Friedrich Seidewitz, Reichshofrath, seit 1743 erster Graf seines Geschlechts.

1780: Carl Anselm Fürst von Thurn und Taxis, seines Vorgängers Sohn, Schwager des Herzogs Carl von Würtemberg.

Concommissar: Ludwig Baron Lehrbach, seit 1781 erster Graf seines Geschlechts, der famose Anstifter des französischen Gesandtenmords auf dem Rastadter Congresse.

2. Gesandtschaft in Berlin:

1740 kam Graf Carl Batthiany, der nachherige Fürst, um zur Thronbesteigung Glück zu wünschen, als Env. extr. und bis zum Ausbruch des Kriegs: General Marchese Botta d'Adorno.

Nach dem Dresdner Frieden fungirte:

Graf Johann Choteck, der Generalfeldzeugmeister, Bruder des Ministers Rudolf, der damals gleichzeitig in München Gesandter und wie dieser ein Liebling Maria Theresia's war.

Nach dem Breslauer Frieden fungirte:

1746, 1747 General von Bernes,

1751 bis zu Ausbruch des Kriegs am 10. September 1756, auch nachdem Kaunitz 1753 in das Staatskanzleramt eingetreten war: Generalfeldwachtmeister Graf Puebla.

Während dieser Zeit in den Jahren 1751—1756 fungirte als Legationssecretair der Kaiserin in Berlin Leopold Baron von Weingarten, der vor Ausbruch des Kriegs an Friedrich den Großen geheime Mittheilungen machte. Die Verrätherei dauerte drei Jahre, als sie entdeckt ward, begehrte der Wiener Hof Weingartens Auslieferung, sie ward von Friedrich verweigert.

Nach dem Frieden gingen als Gesandte nach Berlin:

1764 Graf Anton Gotthard Schaffgotsch: er meldete die Kaiserwahl Joseph's II.

Baron Riedt, Generalfeldmarschall, Min. plen.

1765 Baron Nugent, General-Feldmarschall, seit 1778 Graf, Min. plen.

1767 Graf Waldosotto, Generalmajor, Min. plen.

In den siebziger Jahren bis zu Ausbruch des baierischen Erbfolgekriegs fungirten Baron Swieten und Graf Cobenzl.

Baron Gottfried von Swieten, der Sohn des berühmten Leibarzts, war früher Gesandter in Warschau und später Hofbibliothekspräfekt. „Man thäte ihm Unrecht, sagt ein Brief des dänischen Diplo-

maten Hennings aus Berlin vom 14. Decbr. 1772*), wenn man ihm den Vorwurf machte, daß er sein Licht nicht leuchten lasse. Es heißt, daß er den Fürsten Kaunitz copire. Wie dieser weiß er alle technischen Ausdrücke auswendig, spricht gut und hält darum auch fortwährend Reden. Das giebt ihm ein etwas pedantisches Ansehn, welches durch seine ministerielle Wichtigkeit unterstützt wird. Diese beruht auf der Größe des Hofs, den er als primus inter pares vertritt, und auf der Bedeutung der polnischen Angelegenheiten, über welche er beständig mit dem König selbst unterhandelt."

Graf Ludwig Cobenzl war früher Gesandter in Copenhagen, dann in Petersburg und wurde 1801 Staatskanzler.

Nach dem Teschner Frieden kam und fungirte noch beim Tode der Kaiserin:

Baron Carl von Rewiczky, Maltheserritter und Kämmerer, seit 1773 erster Baron und seit 1787 erster Graf seines Geschlechts, als außerord. Ges. und gevollm. Min. Er war, wie Swieten, früher Gesandter in Warschau, später in Neapel. Rewiczky war ein geborner Ungar und gehörte zu den gelehrten Diplomaten. Er war selbst im Orient gewesen und verstand die orientalischen Sprachen, außer diesen noch besonders griechisch und lateinisch, dann ungarisch, polnisch, deutsch, italienisch, französisch und englisch — in allen diesen Sprachen vermochte er sich auch

*) Mitgetheilt im Sonntagsblatt der Weserzeitung vom 2. März 1851.

ferenzminister, 1780 derselbe, seit 1763 erster Fürst Colloredo. Sein Gehalt war: 20,000 Gulden und viele Accidentien, welche, wie Graf Podewils berichtet, den fixen Gehalt bis zu nahe 100,000 Gulden erhöhten.

Vicepräsident, 1747: Anton Esaias, seit 1734 erster Graf Hartig, Geheimer Rath, 1780: Graf Ueberacker.

Dazu 1747: Sieben Reichshofräthe vom Grafen- und Herren- und neun vom Ritter und Gelehrten-Stande. Von jener Gattung der Räthe sagt Baron Fürst: „Ich habe junge Leute ohne die mindeste Erfahrung eintreten sehen, man wählt aus ihnen die Gesandten an fremde Höfe. Ein Mensch, der seinen Blick dahin gerichtet hat, studirt mit nichten Bartolus und Baldus. Außerdem sind diese Mitglieder größtentheils zugleich kaiserliche Kämmerer: während der vierzehn Tage, wo sie den Dienst haben, müssen sie den Faden der Geschäfte verlieren." Von den gelehrten Räthen sagt Fürst: „es sind großentheils feile Seelen." Und vom ganzen Reichshofrath sagt er: „Die Hinneigung des Kaisers ist das höchste Gesetz."

3. Die Geheime Hofkanzlei:

Reichshofkanzler: Rudolf Joseph Graf Colloredo.

4. Die Geheime Hof- und Staatskanzlei, 1747:

Geheimer Hof- und Staatskanzler: Anton Corfiz Graf Uhlefeld.

Geheimer Staats-Secretair war 1727: bis 1753 Johann Christoph Freiherr von Bartenstein.

Dazu 1747: Dreiundzwanzig wirkliche Geheime Räthe und fünf Titular-Geheime Räthe von der letzten Ernennung 1745.

Seit 1753 fungirte als Geheimer Hof-, Haus- und Staatskanzler: Graf Kaunitz. Unter ihm als Referendar: Friedrich von Binder, Edler von Krieglstein, und als Secretaire: Heinrich Gabriel von Collenbach, Joseph Philipp de Malechamps für das italienische und Johann Jacob Edler von Dorn für das niederländische Departement, alle selbst von Kaunitz ernannt.

5. Der Hofkriegsrath:

Präsident, 1747: Johann Joseph Philipp Graf Harrach, Geheimer Rath und Generalfeldmarschall; 1780: Graf Haddick (der im siebenjährigen Kriege Berlin einnahm).

6. Das kaiserliche Camerale:

Präses der Wiener Ministerial-Banco-Deputation war 1747: Philipp Joseph Graf Kinsky, Gundacker Starhemberg's Nachfolger seit 1745 als Finanz-Conferenz-Minister, früher Gesandter in London, dann böhmischer Kanzler, ein Hauptfeind des großen Friedrich, gest. 1749. Nach den Depeschen des Grafen Podewils war er bei der Kaiserin von großem Einfluß und ein furchtbarer Ueberwacher des Contrebandehandels, da ihm der dritte Theil von den confiscirten Waaren zufiel. Ihm folgte

der oben mit den Personalien aufgeführte Schlesier Graf Haugwitz.

Director des Civil- und Cameral-Departements zu Mailand: Ferdinand Aloys Graf Kolowrat-Krakowsky.

Hierzu kamen:

7. Die vereinigte böhmisch-östreichische Hofkanzlei seit Haugwitz' Reform, dem der Böhme Chotek 1765 folgte und diesem 1771 Graf Blümigen.

8. Der Staatsrath in inländischen Geschäften, seit dem Jahre 1771. Es bildeten ihn 1780: Fürst Kaunitz, Fürst Starhemberg, früher Gesandter in Paris, jetzt in Brüssel, Graf Carl Friedrich von Hatzfeld als „Dirigirender erster Staatsminister in inländischen Geschäften," dessen Personalien oben vorgekommen sind, und Graf Ludwig Zinzendorf, einer von der evangelischen Familie des Stifters der Herrnhutergemeinde, convertirt seit 1739.

Endlich als eine dritte und vierte neugebildete Behörde:

9. Die oberste Justizstelle seit 1754. Justizpräsident war seit 1779 der Geheime Rath Graf Christian August Seilern, ein Großneffe und Adoptivenkel des ersten Grafen und obersten Kanzlers, vorher Gesandter in London und Regensburg.

10. Das Münz- und Bergwesens Directions-Hofcollegium unter Graf Carl Ferdinand von Königsegg-Boischot oder Erps, Gemahl der Helene Hyazinthe von Boischot,

Schwester des letzten Grafen von Erps, Neffe des Obristhofmeisters und Generalfeldmarschalls. Er stand lange als Gesandter im Haag, wo er sein niederländisches Besitzthum erheirathete und das goldne Vlies erhielt. „Er ist," sagt Baron Fürst in seinem Wiener Hofberichte, „einer der geschicktesten und arbeitsamsten Minister der Kaiserin. Man sieht ihn nicht, wie die andern Minister, bei Hofe oder in den Assembléen oder auf den Jagden; er will in Allem mit eignen Augen sehen; es giebt keinen so arbeitsamen Departementschef in Wien, wenn er eine Stunde Zeit hat, so reitet er aus oder besucht seine alte Gebieterin Gräfin Palfy." Er starb 1759, wie Haugwitz, Chotek und Hatzfeld, ohne Söhne. Seine beiden Töchter waren an die Grafen Zierotin und Neipperg vermählt.

Oberste Behörden für die Provinzen.

1) Ungarn: Palatin 1747: Graf Johann Palfy, 1780: Locumtenens: Herzog Albert von Sachsen-Teschen.

2) Böhmen, 1747 war Großkanzler der böhmischen Hofkanzlei Friedrich Graf Harrach, Geheimer und Conferenz-Rath, der oben aufgeführte Concurrent Uhlefeld's um den Staatskanzlerposten, le ministre le plus èclaire de tous, wie ihn Graf Podewils nennt, und den Bartenstein nicht aufkommen ließ.

Obristburggraf, 1747: Johann Ernst Anton Graf Schaffgotsch.

3) Niederöstreich: Obrister Hof- und Staatskanzler 1747: Graf Uhlefeld.

Hofkanzler: Johann Friedrich Graf Seilern, der Sohn des famosen ersten Grafen.

Statthalter: Johann Joseph Graf Khevenhüller.

4) Niederlande: Generalstatthalter war 1747 die Erzherzogin Elisabeth und seit 1750 Prinz Carl von Lothringen, der Generalissimus. 1747 fungirte als Premierminister der spätere böhmische Kanzler Graf Friedrich Harrach, Sohn des jüngeren spanischen Gesandten, seit 1750 Herzog Leopold von Aremberg, seit 1754 Graf Carl Cobenzl, Vater des Staatskanzlers Ludwig, seit 1770 Graf, später Fürst Georg Starhemberg, früher Gesandter in Paris und nachheriger Oberhofmeister.

5) Italien: Als Hofcommissair und Großkanzler fungirte zu Mailand: Graf Carl Firmian in den Jahren 1759—1782, bekannt durch seine Landesverwaltung und als Mäcen der Gelehrten und Künstler.

III. Militairstaat:

Generalissimus war 1747: Prinz Carl von Lothringen, Schwager Maria Theresia's, ihr geliebter Schlachtenverlierer.

Siebenundzwanzig Generalfeldmarschälle: der älteste war der Palatin Palfy, von der Ernennung von 1707 und die drei berühmtesten: Graf Daun und Graf Lascy (Feldmarschall seit 1763),

die das preußische Exercitium einführten und **Fürst Wenzel Liechtenstein**, der Schöpfer der östreichischen Artillerie, gest. 1773, sechsundsiebzig Jahre alt.

Zwölf Generale von der Cavallerie.

Neunzehn Generalfeldzeugmeister.

Dreiundsiebzig Generalfeldmarschalllieutenants.

1767, vier Jahre nach dem Hubertsburger Frieden, fungirten:

Generalissimus: Prinz Carl von Lothringen.

Siebenundzwanzig Generalfeldmarschälle.

Neunzehn Generale der Cavallerie.

Dreißig Generalfeldzeugmeister.

Sechsundachtzig Generalfeldmarschall-Lieutenants.

160 Generalfeldwachtmeister.

Am Schlusse der Regierung Maria Theresia's gab es nicht weniger als **367 Generale.**

Dazu kam noch: die **Reichsgeneralität**, die die in den Jahren 1747 und 1767 aus folgenden Personen bestand:

1747: zwei **Reichsgeneralfeldmarschälle:**
Der alte Dessauer seit 1734 und
Prinz Carl von Lothringen seit 1746.

1747: **vier** und 1767: **drei Reichsgeneralfeldzeugmeister.**

1747: **ein** und 1767: **zwei Reichsgenerale von der Cavallerie,**

1747: zwei Reichsgeneralfeldmarschall-lieutenants.

1767: drei Reichsgenerale der Infanterie.

Vor dem siebenjährigen Kriege bestand nach Fürst die östreichische Armee aus **200,000 Mann** und **kostete vierzehn Millionen Gulden.**

I. Infanterie, jedes Regiment zu 2408 Mann.
Neununddreißig deutsche Regimenter,
ein spanisches,
fünf wallonische,
neun ungarische und ein ungarisches Bataillon,
zusammen 130,689 Mann.

II. Cavallerie, jedes Regiment Cuirassiere und Dragoner zu 812 Mann, Husaren 610 Mann.
Achtzehn Regimenter Cuirassiere,
zwölf „ Dragoner,
zehn Regim. Husaren, zusammen 30,478 Mann.

III. Unregelmäßige Ungarn, Croaten, Grenzer &c.
zu Fuß: 36,088,
zu Pferd: 5024.
Summa: 202,279 Mann.

IV. Diplomatisches Corps unter Maria Theresia und Kaunitz.

I. Oestreichische Gesandtschaften in Deutschland:

1. Gesandtschaft beim Reichstage zu Regensburg:

1747 fungirte als kaiserlicher Prinzipal-Commissar: Joseph Wilhelm Ernst Fürst von Fürstenberg.

Concommissar: Carl Joseph Baron von Palm, Geheimer Rath, der früher in London und Lissabon war, seit 1750 erster Graf seines Geschlechts, der Vater des 1783 von Joseph II. creirten ersten Fürsten.

1767: Alexander Ferdinand Fürst von Thurn und Taxis (Schwager des regierenden Herzogs Alexander von Würtemberg).

Concommissar: Graf August Friedrich Seidewitz, Reichshofrath, seit 1743 erster Graf seines Geschlechts.

1780: Carl Anselm Fürst von Thurn und Taxis, seines Vorgängers Sohn, Schwager des Herzogs Carl von Würtemberg.

Concommissar: Ludwig Baron Lehrbach, seit 1781 erster Graf seines Geschlechts, der famose Anstifter des französischen Gesandtenmords auf dem Rastadter Congresse.

2. Gesandtschaft in Berlin:

1740 kam Graf Carl Batthiany, der nachherige Fürst, um zur Thronbesteigung Glück zu wünschen, als Env. extr. und bis zum Ausbruch des Kriegs: General Marchese Botta d'Adorno.

Nach dem Dresdner Frieden fungirte:

Graf Johann Choteck, der Generalfeldzeugmeister, Bruder des Ministers Rudolf, der damals gleichzeitig in München Gesandter und wie dieser ein Liebling Maria Theresia's war.

Nach dem Breslauer Frieden fungirte:

1746, 1747 General von Bernes,

1751 bis zu Ausbruch des Kriegs am 10. September 1756, auch nachdem Kaunitz 1753 in das Staatskanzleramt eingetreten war: Generalfeldwachtmeister Graf Puebla.

Während dieser Zeit in den Jahren 1751—1756 fungirte als Legationssecretair der Kaiserin in Berlin Leopold Baron von Weingarten, der vor Ausbruch des Kriegs an Friedrich den Großen geheime Mittheilungen machte. Die Verrätherei dauerte drei Jahre, als sie entdeckt ward, begehrte der Wiener Hof Weingartens Auslieferung, sie ward von Friedrich verweigert.

Nach dem Frieden gingen als Gesandte nach Berlin:

1764 Graf Anton Gotthard Schaffgotsch: er meldete die Kaiserwahl Joseph's II.

Baron Riedt, Generalfeldmarschall, Min. plen.

1765 Baron Nugent, General-Feldmarschall, seit 1778 Graf, Min. plen.

1767 Graf Waldosotto, Generalmajor, Min. plen.

In den siebziger Jahren bis zu Ausbruch des baierischen Erbfolgekriegs fungirten Baron Swieten und Graf Cobenzl.

Baron Gottfried von Swieten, der Sohn des berühmten Leibarzts, war früher Gesandter in Warschau und später Hofbibliothekspräfekt. „Man thäte ihm Unrecht, sagt ein Brief des dänischen Diplo-

maten Hennings aus Berlin vom 14. Decbr. 1772*), wenn man ihm den Vorwurf machte, daß er sein Licht nicht leuchten lasse. Es heißt, daß er den Fürsten Kaunitz copire. Wie dieser weiß er alle technischen Ausdrücke auswendig, spricht gut und hält darum auch fortwährend Reden. Das giebt ihm ein etwas pedantisches Ansehn, welches durch seine ministerielle Wichtigkeit unterstützt wird. Diese beruht auf der Größe des Hofs, den er als primus inter pares vertritt, und auf der Bedeutung der polnischen Angelegenheiten, über welche er beständig mit dem König selbst unterhandelt."

Graf Ludwig Cobenzl war früher Gesandter in Copenhagen, dann in Petersburg und wurde 1801 Staatskanzler.

Nach dem Teschner Frieden kam und fungirte noch beim Tode der Kaiserin:

Baron Carl von Rewiczky, Maltheserritter und Kämmerer, seit 1773 erster Baron und seit 1787 erster Graf seines Geschlechts, als außerord. Ges. und gevollm. Min. Er war, wie Swieten, früher Gesandter in Warschau, später in Neapel. Rewiczky war ein geborner Ungar und gehörte zu den gelehrten Diplomaten. Er war selbst im Orient gewesen und verstand die orientalischen Sprachen, außer diesen noch besonders griechisch und lateinisch, dann ungarisch, polnisch, deutsch, italienisch, französisch und englisch — in allen diesen Sprachen vermochte er sich auch

*) Mitgetheilt im Sonntagsblatt der Weserzeitung vom 2. März 1851.

schriftlich auszudrücken. Seine berühmte Bibliothek von Classikern verkaufte er bei seinem Aufenthalt in England an den Lord Spencer. So stark Rewiczky mit der Gabe der Gelehrsamkeit bedacht war, so wenig war er es mit der Gabe des Muths. Der berühmte nachherige Staatskanzler Thugut verbat sich daher, als man ihn ihm bei den Friedensverhandlungen zwischen der Pforte und Rußland vor dem Abschlusse zu Kudschuk-Kainardge zum Collegen geben wollte, mit den Worten: „Rewiczky ist eben so geschickt als furchtsam: er erblaßt schon beim bloßen Namen der Pest und wird Anstand nehmen, bei scharfem Winde die Meerenge von Constantinopel zu befahren."

3. Gesandtschaft in Dresden:

1747 Graf Nicolaus Esterhazy; früher Gesandter in Copenhagen und Warschau, später in Madrid und zuletzt in Petersburg. Er ist der Stammvater der jetzigen gräflichen Famile zu Totis, die durch ihre Ahnfrau merkwürdig sich gemacht hat. Die Gemahlin des Grafen Nicolaus Esterhazy seit dem Jahre 1744 war die famose Polin Anna Christ, Tochter eines Kaufmanns in Warschau und der noch famoseren Krakauerin Madame Christ, der Fürst Theodor Lubomirsky hatte sie adoptirt und sein Stallmeister sie erzeugt. Unter der Aegide der Lubomirsky'schen Adoption erschienen die Gräfin Esterhazy, die ihr Gemahl, als er auf den Petersburger Posten sich begab, in Wien zurückgelassen hatte und ihre Mutter, der Schwierigkeiten zum Trotz, die man sonst in Wien in dieser Hinsicht machte, bei der

Kaiserin zu Hofe und allenthalben in der ersten Gesellschaft des östreichischen Adels. Esterhazy schloß die Allianz mit dem Petersburger Hofe zum siebenjährigen Kriege gegen Friedrich den Großen und starb 1764, dreiundfunfzig Jahre alt. Der selbst hocharistocratische Großkanzler Fürst nennt ihn in seinem Wiener Hofberichte „einen Mann von Geist, reich und wohlgebildet."

Ganz anders und weit bemessener hatte Graf Podewils die Epitheten für den Grafen Esterhazy gestellt und ich schalte seine Schilderung ein, um einmal eine völlige Anschauung von der Gestalt eines östreichischen Diplomaten zu geben, der als grand Seigneur im vollkommensten Style des achtzehnten Jahrhunderts gar große Figur machte und sich schon in seinen dreißiger Jahren einen gewissen Ruf in Europa verschafft hatte, welcher Friedrich den Großen veranlaßte, den Grafen Podewils zu beauftragen, ihm eine Skizze von diesem Löwen zu geben. Des Grafen Depesche an seinen großen König, der „nur aus Curiosität" das Portrait begehrt zu haben ausdrücklich nacherklärte, ist vom 27. December 1747:

„Der Graf Esterhazy, dessen Portrait zu entwerfen E. Maj. mir befohlen hat, ist ohngefähr fünfunddreißig Jahre alt, von über das Mittelmaaß gehender, wohlgebauter, aber etwas voller Gestalt. Er hat ein breites aufgedunsenes Gesicht. Seine Augen sind sanft und ziemlich groß. Der Rest seiner Züge hat nichts Merkwürdiges und bildet eine ziemlich gefällige Physiognomie. Er trägt sein eignes Haar und trägt

große Sorgfalt dafür. Sein Benehmen ist kalt und hochmüthig und seine Manieren gar nicht einnehmend."

„Sein Geist ist oberflächlich, er besitzt wenig Urtheil und noch weniger Lebensart."

„Der Fond seines Charakters ist ein ungemessener Stolz, dessen Quelle eine über alle Grenzen gehende Selbstliebe ist; diese ist das Princip aller seiner Handlungen und es giebt nichts, was er ihr nicht opfert. Er hält sich für ein profundes Genie und für einen der geschicktesten Diplomaten seiner Zeit. Er spricht ungemein gern von der Geschicklichkeit, mit welcher er die Geschäfte, die durch seine Hände gegangen sind, geführt haben will. Nicht weniger piquirt er sich als schöner und starker Geist zu gelten und läßt zu den, um diese Rolle zu spielen nöthigen Talenten, die er sehen läßt, noch eine offene Religionsverachtung hinzutreten. Eifersüchtiger auf den Ruf ein gewandter, als ein Ehrenmann zu sein, ist er gar nicht delicat in den Mitteln, um zu seinen Zielen zu kommen. Sclave seines gegebenen Worts ist er keineswegs, es kostet ihm eben so wenig, sein Wort zu geben, als es zu brechen."

„Er hat erst in der Armee gedient und war Capitain bei den Husaren, als er den Kaiser in die türkische Campagne begleitete. Er attachirte sich ganz besonders an diesen Prinzen und quittirte, nachdem er sich bei ihm insinuirt hatte, den Militairdienst, um an den Hof zu kommen, wo er Kämmerer wurde. Kurze Zeit nachher ward er nach Portugal geschickt, um ein Compliment bei Gelegenheit der Geburt einer der Erz-

herzoginnen zu überbringen. Der Kaiser fuhr fort, sich zu seinen Gunsten zu interessiren, er ließ ihn zum Geheimen Rath und Gesandten am Dresdner Hofe ernennen."

„Kaum war er hier installirt, als er ganz offen Profession von der Religionsspötterei machte und selbst piquante Raillerieen über die Bigotterie dieses Hofes ausließ. Darauf beschränkte er sich nicht; er führte, da er es sich zum Ziel gesetzt hatte, sich verhaßt und verächtlich zu machen, ganz öffentlich ein grobes Debauchen-Leben. Er hatte unterschiedliche Abentheuer, die Eclat machten und vollends alle Welt gegen ihn aufbrachten. Bei einem Balle, den der sächsische Hof alljährlich den Subalternoffizieren giebt und wobei die königliche Familie und die Vornehmsten vom Adel ohne Maske erscheinen, erschien der Graf Esterhazy, am Arme eine sehr gut gekleidete Person führend. Jedermann war neugierig zu erfahren, wer die Schöne sei, die ihn begleite. Man intriguirte sich und erfuhr schlüßlich, daß es eine Prostituirte sei, die er aus ihrem schlechten Orte herausgeholt habe. Der Hof war darüber nicht wenig piquirt und es ward berathschlagt, sie heraus schaffen zu lassen. Er unterhielt diese würdige Maitresse noch geraume Zeit in seinem Hause, trotz des Aufsehns, das dieses Abentheuer verursacht hatte. Darauf nahm er eine andere an, die ihm nicht weniger zu schaffen machte. Einer seiner Bedienten, ein Franzose von Geburt, fand ihn dereinst mit seiner Frau eingeschlossen, brach die Thüre ein und wollte sie mit Gewalt aus seinen Armen reißen.

Der Graf Esterhazy weigerte sich sie zurückzustellen, der Domestique nahm sich kein Blatt vor den Mund und es gab einen sehr heitern Streit, der aber keineswegs zu Ehren des Herrn ausschlug. Der Bediente stellte sich unter den Schutz des französischen Gesandten und der Graf ward genöthigt, ihm eine ansehnliche Abfindungssumme zu geben. Darauf verliebte er sich in ein polnisches Fräulein von der Familie Tzschasky, wenn ich nicht irre, er machte ihr einen Heirathsantrag und erhielt das Jawort. Alle Welt sah die Sache für abgemacht an, als der Graf sich auf einmal wieder anders besann und die weit reichere Tochter des Fürsten Lubomirsky heirathete. Diese Umkehrgeschichte machte großen Lärm und das Volk in Warschau, vielleicht durch die Verwandten der Tschaska aufgereizt, warf ihn mit Koth, wenn er durch die Straße fuhr. Wenn auch die 200,000 Gulden, die ihm seine Frau zur Mitgift brachte, etwas sehr Schmeichelhaftes waren, so wurde er doch auf der andern Seite durch die Dunkelheit ihrer Herkunft mortificirt: ihr Vater war Stallmeister beim Fürsten Lubomirsky. Allerdings hatte sie dieser adoptirt, aber der Kaiser hatte die Adoption nicht bestätigt. Man wirft dem Grafen vor, daß er, um diesem Mangel abzuhelfen, versucht habe, ein Diplom zu verfertigen und die Unterschrift des verstorbenen Kaisers Carl VI. nachzumachen. Wie es auch um diesen Vorwurf beschaffen sein mag, seine Denkungsweise und sein großer Mangel an Delicatesse in diesem Capitel haben ihn sehr wahrscheinlich gemacht. Eines Tags äußerte er

den lebhaften Wunsch, eine gewisse geheime Piece eines fremden Gesandten in Dresden zu haben, dieser vertraute sie ihm unter der Bedingung, sie dem sächsischen Hofe nicht mitzutheilen. Der Graf gab darauf nicht nur sein Wort, sondern bestätigte dasselbe noch mit den furchtbarsten Schwüren. Wenige Stunden darauf erfuhr der Minister, daß Esterhazy die Schrift dem sächsischen Minister mitgetheilt habe. Er verzankte sich auch mit dem englischen und sardinischen Gesandten in Dresden und zog sich hier den Haß und die Verachtung von aller Welt zu. Während seines Aufenthalts in Sachsen, hat ihn sein Legationssecretair Lonay sehr in den Geschäften unterstützt. Zum Privatsecretair nahm er in Dresden einen gewissen Löschenkohl, der sich sehr bei ihm einschmeichelte, indem er zu seinen Debauchen behülflich war und der noch sehr stark in seinem Vertrauen ist. Es ist ein kleiner buckliger Mensch, ein Taugenichts, aber der Geist besitzen soll. Man beschuldigt ihn auch, daß er durch die, nachher von ihm desavouirten Insinuationen zu den Mißverständnissen des Wiener und Dresdner Hofs Veranlassung gegeben hat, was seinen Rappel zur Folge hatte. Man wirft ihm auch vor, daß er um das Geschenk, das die Gesandten gewöhnlich bei ihrem Weggang erhalten, sollicitirt haben soll. Er hinterließ in Dresden 15,000 Gulden Schulden, aber der Kaiser hat ihm Geld vorgestreckt, um sie zu bezahlen. Fast alle Welt wundert sich über die Gunst, in der er bei dem Kaiser steht. Ich glaube sie stützt sich zum großen Theil auf die seines Bruders,

mit dem Spitznamen Quinquin, den der Kaiser sehr liebt."

Nach Esterhazy fungirte noch vor dem siebenjährigen Kriege in Dresden:

Graf Philipp Sternberg. „Er scheint, schreibt der Kanzler Fürst, kein großes Genie zu sein. Seine Gemahlin', Schwester des Gesandten in Paris Grafen Starhemberg, hat mehr Geist, als er, sie nimmt sogar Theil an den Geschäften." Diese Gräfin Sternberg war ein Mitglied im Geheimen Hausconseil des sächsischen Premiers Brühl und von außerordentlichem Einfluß am Dresdner Hofe.

Nach dem Hubertsburger Frieden war beim Dresdner Hofe accreditirt bis 1767:

Graf Franz Gundacker Colloredo, Kämmerer und Reichshofrath, ein Sohn des nebst Kaunitz in den auswärtigen Geschäften gebietenden Reichsvicekanzlers und ersten Fürsten Colloredo. Er ward später Gesandter in Madrid bis 1771, dann kaiserlicher Prinzipalcommissar beim Reichskammergericht zu Wetzlar und folgte dann seinem Vater als Reichsvicekanzler. Er war seit 1771 der Gemahl der Erbtochter des letzten Fürsten von Mansfeld-Fondi und starb erst 1807 als erster Fürst von Colloredo-Mansfeld.

Ihm folgte Graf Franz Joseph Wurmbrand, ein Schwiegersohn des Grafen Emanuel de Sylva Tarouca, früher Gesandter in Dänemark, später in Neapel.

Beim Tode der Kaiserin war Gesandter in Dresden:

Geheimer Rath, Graf Franz Hartig, gevollmächtigter Minister, Sohn des 1768 gegraften Adam Franz, von der böhmischen Linie und Schwiegersohn des nachherigen Cabinetsministers Franz Colloredo. Er fungirte in Dresden bis 1793.

4. Gesandtschaft in München:

Diese versah bis zum Jahre 1746: Rudolf Graf Choteck, derselbe, der nachher Bankopräsident ward und dessen Personalien umständlich oben vorgekommen sind.

Ihm folgte Graf Frankenberg.

Im Jahre 1754, als der Kanzler Fürst in Wien war, fungirte als östreichischer Gesandter in München: Baron Johann Wenzel Widmann. „Er ist, sagt Fürst, von nichts weniger, als guter Abkunft, wird aber sehr in Wien ausgezeichnet. Ein aufgeweckter, lebhafter und geschickter Mann. Bei seiner letzten Anwesenheit in Wien hat er seine Maaßregeln so klug zu nehmen gewußt, daß ihn die Kaiserin eine Zulage von 3000 Gulden zugestand." Aretin hat Depeschen aus München von ihm aus den Jahren 1750—1753 im sechsten Bande seiner Beiträge mitgetheilt, welche die so wenig bekannte bairische Hofgeschichte einigermaßen illustriren.

1767 versah die Münchner Gesandtschaft: der Geheime Rath und Kämmerer Graf Podstadzky Liechtenstein. Er war zugleich als gevollmächtigter Minister beim bairischen und schwäbischen Kreise beglaubigt. Endlich beim Tode der Kaiserin 1780 fun-

girte der Geheime Rath und Feldzeugmeister Baron Ried, zugleich beim schwäbischen und fränkischen Kreise accreditirt.

5. Gesandtschaft in Hannover:

1747: Baron Wolfgang Sigmund von Jaxtheim. Die Gesandtschaft scheint seit König Georg III., der nie nach Deutschland gekommen ist, eingegangen zu sein: in den Staatskalendern werden keine in Hannover residirende Gesandte mehr aufgeführt.

6. Gesandtschaft in Mainz:

Diese Gesandtschaft versah der Kreisgesandte bei den s. g. „vorliegenden Reichskreisen", worunter Baiern, Schwaben und Franken, der chur-, ober- und niederrheinische oder westphälische Kreis verstanden wurden. Als ein solcher Gesandter bei den sechs westlich nach Frankreich zu vorliegenden Kreisen fungirte:

1747: Graf Carl Cobenzl, der Vater des Staatskanzlers Ludwig, der 1770 als Premierminister in Brüssel starb.

1767: Graf Leopold Neipperg, Bruder der Gräfin Auersperg, der kaiserlichen Favoritin, „bevollmächtigter Minister bei den vorliegenden Reichskreisen und derselben Kurfürsten, Fürsten und Ständen."

1780 beim Tode der Kaiserin stand in Mainz Graf Franz Georg Metternich, der Vater des Staatskanzlers Fürsten Metternich, Geheimer Rath, als

„bevollmächtigter Minister in Mainz, Trier und Cöln und beim niederrheinisch-westphälischen Kreise."

7. Gesandtschaft in Cöln:

1747: Graf Carl Cobenzl, bei den vorliegenden Kreisen, wie vorstehend, accreditirt. Resident: von Bossart, seit 1746 neu geadelt. Dazu war Graf Vincenz Ferrarius Andreas Rosenberg, der Sohn des s. g. blonden und der Vetter des braunen Rosenberg, deren Personalien unten folgen und der Großvater des jetzt lebenden Fürsten noch besonders als Gesandter beim Kurfürsten von Cöln accreditirt.

1767 fungirte als Resident: von Bossart. Endlich:

1780: Graf Metternich als Minister, und als Resident: von Bossart.

8. Gesandtschaft in Trier:

1747: Graf Carl Cobenzl, bei den vorliegenden Kreisen, wie vorstehend, accreditirt, und Resident von Bossart.

1767: Resident von Bossart.

1780: Graf Metternich als Minister und als Resident von Bossart.

Folgen die übrigen Kreisgesandtschaften und die Gesandten in den Hansee- und Reichsstädten:

9. Kreisgesandtschaft im schwäbischen Kreise:

1747 und noch 1758: Baron Ramschweg und Resident in Augsburg: Baron Garben.

mit dem Spitznamen Quinquin, den der Kaiser sehr liebt."

Nach Esterhazy fungirte noch vor dem siebenjährigen Kriege in Dresden:

Graf Philipp Sternberg. „Er scheint, schreibt der Kanzler Fürst, kein großes Genie zu sein. Seine Gemahlin', Schwester des Gesandten in Paris Grafen Starhemberg, hat mehr Geist, als er, sie nimmt sogar Theil an den Geschäften." Diese Gräfin Sternberg war ein Mitglied im Geheimen Hausconseil des sächsischen Premiers Brühl und von außerordentlichem Einfluß am Dresdner Hofe.

Nach dem Hubertsburger Frieden war beim Dresdner Hofe accreditirt bis 1767:

Graf Franz Gundacker Colloredo, Kämmerer und Reichshofrath, ein Sohn des nebst Kaunitz in den auswärtigen Geschäften gebietenden Reichsvicekanzlers und ersten Fürsten Colloredo. Er ward später Gesandter in Madrid bis 1771, dann kaiserlicher Prinzipalcommissar beim Reichskammergericht zu Wetzlar und folgte dann seinem Vater als Reichsvicekanzler. Er war seit 1771 der Gemahl der Erbtochter des letzten Fürsten von Mansfeld-Fondi und starb erst 1807 als erster Fürst von Colloredo-Mansfeld.

Ihm folgte Graf Franz Joseph Wurmbrand, ein Schwiegersohn des Grafen Emanuel de Sylva Tarouca, früher Gesandter in Dänemark, später in Neapel.

Beim Tode der Kaiserin war Gesandter in Dresden:

Geheimer Rath, Graf Franz Hartig, gevollmächtigter Minister, Sohn des 1768 gegraften Adam Franz, von der böhmischen Linie und Schwiegersohn des nachherigen Cabinetsministers Franz Colloredo. Er fungirte in Dresden bis 1793.

4. Gesandtschaft in München:

Diese versah bis zum Jahre 1746: Rudolf Graf Choteck, derselbe, der nachher Bankopräsident ward und dessen Personalien umständlich oben vorgekommen sind.

Ihm folgte Graf Frankenberg.

Im Jahre 1754, als der Kanzler Fürst in Wien war, fungirte als östreichischer Gesandter in München: Baron Johann Wenzel Widmann. „Er ist, sagt Fürst, von nichts weniger, als guter Abkunft, wird aber sehr in Wien ausgezeichnet. Ein aufgeweckter, lebhafter und geschickter Mann. Bei seiner letzten Anwesenheit in Wien hat er seine Maaßregeln so klug zu nehmen gewußt, daß ihn die Kaiserin eine Zulage von 3000 Gulden zugestand." Aretin hat Depeschen aus München von ihm aus den Jahren 1750—1753 im sechsten Bande seiner Beiträge mitgetheilt, welche die so wenig bekannte bairische Hofgeschichte einigermaßen illustriren.

1767 versah die Münchner Gesandtschaft: der Geheime Rath und Kämmerer Graf Podstadzky Liechtenstein. Er war zugleich als gevollmächtigter Minister beim bairischen und schwäbischen Kreise beglaubigt. Endlich beim Tode der Kaiserin 1780 fun-

girte der Geheime Rath und Feldzeugmeister Baron Ried, zugleich beim schwäbischen und fränkischen Kreise accreditirt.

5. Gesandtschaft in Hannover:

1747: Baron Wolfgang Sigmund von Jaxtheim. Die Gesandtschaft scheint seit König Georg III., der nie nach Deutschland gekommen ist, eingegangen zu sein: in den Staatskalendern werden keine in Hannover residirende Gesandte mehr aufgeführt.

6. Gesandtschaft in Mainz:

Diese Gesandtschaft versah der Kreisgesandte bei den s. g. „vorliegenden Reichskreisen", worunter Baiern, Schwaben und Franken, der chur-, ober- und niederrheinische oder westphälische Kreis verstanden wurden. Als ein solcher Gesandter bei den sechs westlich nach Frankreich zu vorliegenden Kreisen fungirte:

1747: Graf Carl Cobenzl, der Vater des Staatskanzlers Ludwig, der 1770 als Premierminister in Brüssel starb.

1767: Graf Leopold Neipperg, Bruder der Gräfin Auersperg, der kaiserlichen Favoritin, „bevollmächtigter Minister bei den vorliegenden Reichskreisen und derselben Kurfürsten, Fürsten und Ständen."

1780 beim Tode der Kaiserin stand in Mainz Graf Franz Georg Metternich, der Vater des Staatskanzlers Fürsten Metternich, Geheimer Rath, als

„bevollmächtigter Minister in Mainz, Trier und Cöln und beim niederrheinisch-westphälischen Kreise.“

7. Gesandtschaft in Cöln:

1747: Graf Carl Cobenzl, bei den vorliegenden Kreisen, wie vorstehend, accreditirt. Resident: von Bossart, seit 1746 neu geadelt. Dazu war Graf Vincenz Ferrarius Andreas Rosenberg, der Sohn des s. g. blonden und der Vetter des braunen Rosenberg, deren Personalien unten folgen und der Großvater des jetzt lebenden Fürsten noch besonders als Gesandter beim Kurfürsten von Cöln accreditirt.

1767 fungirte als Resident: von Bossart. Endlich:

1780: Graf Metternich als Minister, und als Resident: von Bossart.

8. Gesandtschaft in Trier:

1747: Graf Carl Cobenzl, bei den vorliegenden Kreisen, wie vorstehend, accreditirt, und Resident von Bossart.

1767: Resident von Bossart.

1780: Graf Metternich als Minister und als Resident von Bossart.

Folgen die übrigen Kreisgesandtschaften und die Gesandten in den Hansee- und Reichsstädten:

9. Kreisgesandtschaft im schwäbischen Kreise:

1747 und noch 1758: Baron Ramschweg und Resident in Augsburg: Baron Garben.

1777: Minister-Resident in Ulm: der Münchener Gesandte Baron Rieb, welchen der bekannte Dichter der Fürstengruft Schubart beleidigte und auf dessen Instanz dieser vom Herzog Carl von Würtemberg zehn Jahre auf den Hohenasperg gesetzt wurde.

1780 war noch ein Agent in Ulm: von Heilbronn, wahrscheinlich ein Ahn des bekannten Touristen unserer Tage.

10. Kreisgesandtschaft beim fränkischen Kreise:

1747: Baron Johann Hugo Hagen.

11. Resident in Frankfurt:

1747: von Meyerstorf.

1767 und noch 1780: von Röthlein.

12. Kreisgesandtschaft beim niedersächsischen Kreise zu Hamburg:

1747 und noch 1767: Geheimer Rath Graf Carl Joseph Raab, Gesandter. Dazu 1747: Rezzani, Agent.

1780: Hofrath Anton Baron Binder von Kriegelstein, von der Familie des Nachfolgers Bartenstein's, als Geheimer Staatsreferendar.

13. Resident in Bremen:

1767 und noch 1780: Baron von Brinz zu Treuenfeld, Hofrath und Reichspostdirector.

14. Dazu kam endlich noch die Gesandtschaft in Brüssel, wo der Premierminister zugleich als bevollmächtigter Minister der Kaiserin beim Gene-

ralgouverneur accreditirt war, erst Harrach, dann Aremberg, dann Cobenzl und zuletzt Starhemberg.

2. Oestreichische Gesandtschaften im Ausland:

1. Gesandtschaft in Paris, die wichtigste, seit 1756 die Allianz geschlossen worden war.

1747 fungirte als bevollmächtigter Minister: Marquis de Stainville. Dieser Stainville gehörte einer lothringischen Familie an, die wesentlich dazu beigetragen hat, die Allianz zwischen Frankreich und Oestreich zu machen und fest zusammenzukitten. Der Großvater des berühmten Comte de Stainville, Gesandten in Wien und später als Duc de Choiseul Premier-Ministers Frankreichs, stand wie seine Vorfahren in Diensten der Krone Frankreich und starb als Generalgouverneur von S. Domingo in einem Seetreffen gegen die Engländer. Seine Gemahlin war die Erbtochter des östreichischen Generals Grafen Stainville, dessen Güter ihm unter der Bedingung, den Namen seines Schwiegervaters anzunehmen, zufielen. Der Sohn dieser Ehe trat in die Dienste Kaiser Franz I. als Geheimer Rath und Gesandter in Paris.

Diesem Stainville, dem Vater des Duc de Choiseul, folgte Maréchal und dann:

1751 bis 1753 der nachherige Staatskanzler Kaunitz und diesem endlich:

1755—1766 der frühere Reichshofrath, Graf und später Fürst Georg Starhemberg, der 1756 die Allianz mit dem Abbé Bernis zu Stande brachte. Fürst nennt ihn in seinem Hofbericht „einen Menschen, wie für die Geschäfte geboren, von glänzendem und solidem Geiste"; als solchen bewährte er sich wenigstens später nicht, als er Premier in den Niederlanden ward: er war zuletzt seit 1782 Obersthofmeister unter Joseph II., Leopold II. und Franz II. und starb erst 1807.

Starhembergs Nachfolger seit 1769 war: Graf Florimund Mercy d'Argenteau, Kämmerer, als gevollmächtigter Minister, mit dem im Anfang noch der Geheime Rath Marquis de Stainville zugleich accreditirt war, 1780 fungirte Mercy allein. Mercy war ein Adoptivsohn des 1734 unvermählt in der Schlacht bei Parma gebliebenen Claudius Florimund Grafen Mercy, ebenfalls eines Lothringers, er war mit Kaunitz als Gesandtschaftscavalier nach Paris gekommen, dann hatte er als Gesandter in Turin fungirt. Nach dem Hofbericht des Baron Fürst war er eine Creatur von Kaunitz, „ein trockner Mann, der immer in Sentenzen redet und selbst als er der Gräfin Kinsky den Hof machte, selten seine Stirn entwölkte." Graf Mercy war der Hauptmentor der 1770 an Ludwig XVI. verheiratheten Tochter der Kaiserin, der unglücklichen Königin Marie Antoinette und blieb in Paris bis zum Jahre 1791.

2. Die zweite wichtigste Gesandtschaft war die zu Petersburg. Hier fungirte unter der Kaiserin Elisabeth während des östreichischen Erbfolgekriegs seit 1746 Baron Johann Franz Bretlach als Minister, Rath Nicolaus Sebastian von Hohenholz als Resident und als Legations-Secretair Johann Philipp Bößler von Eichenfeld.

Darauf stand als östreichischer Gesandter in Petersburg vor dem siebenjährigen Kriege und schloß die Allianz zu diesem Kriege der oben weitläufig mit seinen Personalien aufgeführte Graf Nicolaus Esterhazy-Totis, Gemahl der Anna Christ.

Nach dem Kriege versah den Posten, 1764—1777, Fürst Joseph Maria von Lobkowitz, von der jüngeren Linie zu Melnick, Kämmerer und Generalfeldmarschall-Lieutenant, bevollmächtigter Minister.

Beim Tode der Kaiserin fungirte Graf Ludwig Cobenzl, Kämmerer, der nachherige Staatskanzler, als Env. extr. und Min. plenip. — er war ein Liebling Catharinens, der er ihr Privat-Theater besorgte.

3. Gesandtschaft in London:

Während des östreichischen Erbfolgekriegs und noch nach dem Frieden zu Aachen fungirte hier Baron Ignaz Johann Waßner, der früher als Legations-Secretair in Paris die Geschäfte geführt hatte, dann Minister in Lissabon und wieder in Paris gewesen war. Ehe Kaunitz 1753 als Staatskanzler eintrat, ward

er als dereinstiger Nachfolger Bartenstein's in Wien angesehen. Seit 1750 war er baronisirt worden. Er bekleidete den Londoner Posten als Env. extraord. Sein Leg.-Secr. hieß Zöhrer.

Waßnern folgte und stand bis Ausbruch des siebenjährigen Kriegs in London: Graf Carl Colloredo, ein jüngerer Bruder des Reichsvicekanzlers, ersten Fürsten Colloredo. „Er war," berichtet Baron Fürst, „1750 noch simpler Obrist. Ohne viel anderes Verdienst als das seiner Geburt und hoher Verwandtschaften, ward er zum Generalmajor, zum Gesandten in London ernannt und erhielt sogar 1753 ein vacantes Infanterieregiment. Man muß hochgeachtet sein, um sein Glück so schnell zu machen."

Nach dem Hubertsburger Frieden fungirte als Ambassadeur in London: Graf Christian August Seilern, Großneffe und Adoptivenkel von dem Hofkanzler, der nachher 1779 Justizpräsident in Wien ward. Horace Walpole nennt ihn „den ceremoniösesten und steifsten Mann, den man treffen könne": dieser Ceremoniöse und Steife ward bei dem großen Volksauflauf wegen Wilkes 1768 in London aus seiner Kutsche gehoben und ihm die damalige Freiheitsdevise 45, die Nummer einer Zeitung, die Wilkes zu Gefängniß gebracht hatte, mit Kreide auf die Sohlen geschrieben. Der würdige Seilern beklagte sich förmlich über den ihm in seinen entweihten Schuhsohlen angethanen Affront, „aber," sagt Walpole, „es war für die Minister eben so schwierig, sich des Lachens zu enthalten, als ihm Genugthuung zu verschaffen."

Seilern folgte seit 1776 und stand noch beim Tode der Kaiserin in London: Graf Ludwig Belgiojoso, Maltheserritter, Geheimer Rath und Generalfeldwachtmeister. Er fungirte als Env. extr. und Min. plenip. Belgiojoso war früher Gesandter in Stockholm und kam nachher unter Joseph II. als Minister in die Niederlande. Einer der besten Diplomaten der Kaiserin, ein nicht nur gescheiter, sondern auch thätiger und energischer Mann. Er stammte aus der ursprünglich mailändischen Familie jenes in Ungarn durch sein wildes Gewaltregiment berüchtigten Generals Kaiser Rudolf's II., Graf Juan Belgiojoso, der in der Zurückgezogenheit vom Hofe 1626 auf seinen Gütern im Stifte Lüttich gestorben war. Der Vater des Gesandten, Anton, war 1769 von Joseph II. in den Reichsfürstenstand erhoben worden.

4. Gesandtschaft im Haag:

Hier fungirte während des östreichischen Erbfolgekriegs seit 1746: Graf Philipp Joseph von Rosenberg. Er hieß „der blonde Rosenberg" zum Unterschied von seinem Vetter, dem braunen, dem nachherigen Oberkammerherrn und Liebling Joseph's II., der erster Fürst ward und früher ebenfalls in der diplomatischen Carriere war; Philipp Joseph war der Vater des oben genannten Cölner Gesandten Vincenz. Er ging später an die Höfe von Lissabon, Berlin und Petersburg in ordentlichen und außerordentlichen Missionen und zuletzt war er seit 1752 Ge-

sandter in Venedig. Fürst nennt ihn „einen mehr dem Vergnügen als den Geschäften ergebenen Mann.“ Durch seine erste Gemahlin war er der Oheim des Staatskanzlers Kaunitz. Seine zweite Gemahlin war die durch ihre Schriften bekannte Tochter des Chevalier Sir Thomas Wynne.

Rosenberg ward abgelöst 1746 von Baron Thaddäus Reischach und Graf Heinrich Hyacinth Richecourt als Env. extr. und als Agent im Haag fungirte Rath Alberwerlet. Reischach war Geheimer Rath, Kämmerer und niederländischer Staatsrath, fungirte später als Env. extr. und Min. plenip. allein und ward zuletzt nach der Kaiserin Tode Staatsminister in inländischen Geschäften. „Reischach,“ schreibt Fürst in seinem Hofbericht, „von einer der ältesten Familien des Reichs, ohne Verwandtschaft und Stütze am Hofe, hat sich doch immer daselbst behauptet. Er hat nichts von dem östreichischen Stolze“*).

Während des östreichischen Erbfolgekriegs in den vierziger Jahren fungirten:

beim Friedenscongreß in Breda: Graf Ferdinand Harrach als gevollmächtigter Minister, derselbe, der nachher Reichshofrathspräsident ward;

beim Aachner Frieden: Graf Kaunitz, der nachherige Staatskanzler.

*) In den Armen eines Baron Reischach, wahrscheinlich eines Bruders oder Vetters des Gesandten, starb Kaiser Franz I.

5. Gesandtschaft in Madrid:

Während des siebenjährigen Kriegs fungirte: Graf Franz Rosenberg, „der braune," der Enkel des vom General Rosen entleibten Rosenberg, der nachmalige Oberkammerherr und Liebling Joseph's II. und erste Fürst. Leg.-Secr. Schrott.

Nach dem Frieden versah den Posten: der Geheime Rath Graf Franz Gundacker Colloredo, früher in Dresden, der spätere Reichsvicekanzler und erste Fürst Colloredo-Mansfeld. Er war als Min. plenip. accreditirt.

Ihm folgten August Joseph Fürst Lobkowitz, von der jüngeren Linie zu Melnik, Bruder des Petersburger Gesandten, Geheimer Rath und Generalfeldwachtmeister, 1772—1777, und bis 1779 Graf Dominic Kaunitz, des Staatskanzlers Kaunitz Sohn, früher in Turin.

1780 fungirte des Staatskanzlers Kaunitz jüngster Sohn Graf Joseph Kaunitz als Ambassadeur — er starb auf dieser Mission 1785, neununddreißig Jahre alt. Zur Legation gehörte der Leg.-Secr. von Giusti und ein Handlungsagent Huber.

6. Gesandtschaft in Lissabon:

Seit 1746 fungirte der blonde Rosenberg, früher im Haag, und während des siebenjährigen Kriegs Graf Sigmund Khevenhüller-Metsch, Sohn des ersten Fürsten. Nach dem Hubertsburger Frieden 1767 war nur ein Chargé d'affaires H. Keil an-

gestellt. Endlich beim Tode der Kaiserin versah den Posten:

Hofrath Adam von Lebzeltern, als gevollmächtigter Minister.

Folgen nun acht Gesandtschaften in Italien:

7. Die Reichsplenipotenz für Italien. Als kaiserlicher General-Commissar und Plenipotentiar residirte in Pavia, wo er den Sitz nahm,

1767: der Feldmarschall Marquis Botta d'Adorno und nach ihm bis 1782: der Geheime Rath Fürst Sigismund Khevenhüller-Metsch, Sohn des ersten Fürsten Khevenhüller-Metsch, früher Gesandter in Lissabon und Turin.

8. Gesandtschaft in Rom.

Minister zu Rom war unter Maria Theresia der berühmte Cardinal Alessandro Albani, Protector von Deutschland und Conprotector der östreichischen Staaten. Er war in den zwanziger Jahren unter Kaiser Carl VI. Nuntius in Wien gewesen und hatte hier eine glänzende Rolle gespielt; in Rom war er der gefeiertste Mäcen aller Künste und Wissenschaften und namentlich Winkelmann's großer Gönner. 1769 empfing er Joseph II. im Conclave, wo später Ganganelli gewählt wurde. Auf die Frage des Kaisers, ob die Cardinäle wirklich bei der Papstwahl ihren Eid hielten, entgegnete Albani: „Freilich sollen wir den Würdigsten wählen, wir geben aber nach den Umständen unsere Stimme." Als der Cardinal Torregiani Einwendungen gegen diese Aeußerung machen wollte,

wendete sich Albani zum Kaiser, indem er sagte: „Glauben mir nur E. Maj., meine Theologie ist die richtige!" Joseph's Regierung erlebte Albani, der dem Kaiser damals gesagt hatte, daß er nun glücklich sterben wolle, nachdem er ihm die Hände geküßt habe, nicht mehr: er starb am 11. Dec. 1779 als päpstlicher Bibliothekar und Director der päpstlichen Kapellmusik, siebenundachtzig Jahre alt.

9. Als Resident in Ferrara fungirte 1747: Baron Fortunato Cervelli.

10. Gesandtschaft in Turin:

1747 stand hier nur ein Leg.-Secr. Dubayne.

1754 fungirte der spätere Gesandte in Paris Graf Mercy d'Argenteau.

1767 war Env. extr. Graf Dominic Kaunitz, Sohn des Staatskanzlers, später in Madrid und noch später Oberstallmeister. Endlich

1780: Marquis Yve.

11. Gesandtschaft in Venedig:

1747 stand als Gesandter bei der hohen Signoria Johann Anton Turinetti, Marquis de Prié und als Resident: Joseph Edler von Rathgeb, geadelt 1743. 1752 ersetzte den Marquis der blonde Rosenberg: Fürst bemerkt aber in seinem Hofberichte, daß die diplomatischen Geschäfte wesentlich durch die venetianischen Gesandten in Wien ihre Erledigung gefunden hätten. Rosenberg starb 1765. Ihm folgte und fungirte noch

von Brognard wurde noch einmal das Ansehen des ersten Herrn der Christenheit auf die jämmerlichste Weise von den Muselmännern verhöhnt: es geschah dies bei Gelegenheit des Auszugs der heiligen Fahne im Feldzug gegen die Russen 1769, dem der Internuntius mit seiner Familie und Dienerschaft zusehen wollte, das fanatische Volk wollte es nicht leiden und trieb die Gesandtschaft, der sie Säbel und Pistolen auf die Brust setzte, nach Pera zurück. Um die Verlegenheiten der Türken in dem damaligen Russenkriege nicht zu vermehren, forderte der Wiener Hof keine directe Genugthuung für die schmähliche Mißhandlung seines Gesandten. Brognard verließ aber noch in demselben Jahre Constantinopel. Ihm folgte

1769 Franz Thugut, ebenfalls früher Dolmetsch, ein Zögling der 1752 neu gegründeten orientalischen Akademie, der spätere berühmte Staatskanzler, der sich aufs unerschrockenste in sehr schwieriger Zeit benahm und auf die energischste Manier in Respect setzte. Ihm folgte wieder

1779 Peter Philipp Baron Herbert-Rathkeal, der 1787 mit Joseph II. und Catharina II. die Reise in die Krimm machte.

Es folgen nun noch die weniger wichtigen Missions-Stationen an den nordischen Höfen und in der Schweiz:

16. Gesandtschaft in Warschau:

In den vierziger Jahren war hier Resident Franz Wilhelm Kinner von Scharfenstein.

In den sechsziger Jahren fungirte: Baron Gottfried Swieten, der Sohn des berühmten Leibarzts, der von Warschau nach Berlin versetzt ward. Ihm folgte:

In den siebziger Jahren: Graf Carl Rewiczky, der ebenfalls von Warschau nach Berlin kam. Endlich

1780, beim Tode der Kaiserin, fungirte als Chargé d'affaires: Baron Carl Metzburg, 1779 baronisirt.

17. Gesandtschaft in Stockholm:

1758: Graf Rudolf August Goes, Kämmerer und Reichshofrath, Env. extr. Resident: Christoph Theodor, Edler von Antivari.

1767 fungirte als Env. extr. Graf Ludwig Belgiojoso, der nachher nach London und in die Niederlande ging.

1780: Graf Herberstein.

18. Gesandtschaft in Copenhagen:

1747 fungirte: Leg.-Secr. Johann von Harding.

1754: der braune Rosenberg, der, wie Fürst berichtet, „weil seine Gesundheit und seine Börse gelitten hatten, sich nachher nach Madrid und nach Florenz versetzen ließ und endlich als Oberkammerherr unter Joseph II. in Wien wieder aufblühte". Seine Nachfolger waren:

bis 1767: Graf Franz Joseph Wurmbrand, später Gesandter in Dresden und Neapel,

seit 1767: Graf Welsperg, Env. extr. und 1780: Baron Friedrich Kageneck, der später auch nach Madrid versetzt ward. Endlich

19. Legation in der Schweiz.

Hier fungirte 1747 Leg.-Secr. Carl Joseph von Marschall, später, noch 1767, als Resident.

1780: Rath Nagel und als Gesandter in Graubünden der Geheime Rath Baron Johann Anton Buol. Buol's Familie stammt aus Graubünden und schon sein Vater, Johann Baptist, Obrist eines bündnerischen Regiments, war Gesandter bei den katholischen Bündnern. Er seinerseits ererbte die Güter seines Vetters, des letzten Grafen von Schauenstein, von denen er den Namen Schauenstein annahm und war wieder der Vater des 1805 gegraften Geheimen Raths, Staatsministers und Präsidenten der Hofcommission Johann Rudolf von Buol-Schauenstein, der 1834 starb und wieder der Vater des jetzigen Gesandten in London war.

Als besondere Merkwürdigkeit ist noch zu erwähnen, daß, wie Graf Mailath im letzten Bande seiner östreichischen Geschichte mittheilt, die Gesandten Maria Theresia's halbjährlich umständlich über das Fortschreiten der Wissenschaften in andern Ländern, über die Gelehrten, die vorzüglichen Entdeckungen, Zeitschriften und neuen literarischen Erscheinungen berichten mußten. Wie in so Vielem, ward der schlimme Mann, Friedrich der Große, auch hierin nachgeahmt.

Auswärtiges diplomatisches Corps in Wien.

Der Name „diplomatisches Corps" für die Wolke von fremden Gesandten, die in Wien von den vielen großen, kleinen und kleinsten weltlichen und geistlichen Kur- und Fürsten Deutschlands und Italiens und von den auswärtigen großen und kleinen Höfen zusammengeschaart waren — dieser sehr bezeichnende Name kam unter Maria Theresia auf. Der Kanzler Fürst schreibt in seinem Hofbericht vom Jahre 1754: „Corps diplomatique, nom qu'une dame donna un jour à ce corps nombreux de ministres étrangers à Vienne." Von mehreren aus dieser Wolke hat der preußische Staatsmann pikante Portraits gezeichnet, die nachstehend folgen.

I. Gesandtschaften der deutschen Kur- und Fürsten.

1. Preußische Gesandtschaft:

Beim Regierungsantritt der Kaiserin fungirte Herr von Bork, der das Ableben des letzten Kaisers von der Habsburger Dynastie seinem neuen Herrn Friedrich dem Großen meldete, der seinerseits den Herrn von Münchow nach Wien schickte, um seine Thronbesteigung anzuzeigen, denselben, welcher nachher erster Minister in Schlesien wurde.

Die fatale Anfrage, wie es mit Schlesien gehalten werden solle, that im Namen Friedrich's ein alter Bekannter in Wien, Baron Gotter, der als „Liebenswürdigster der Epikuräer" hier als gothaischer Gesandter sein Glück gemacht hatte, von Kaiser Carl VI.

baronisirt worden war, aber als Gesandter Friedrich Wilhelm's von Preußen schon als Donnerredner sich Reputation gemacht hatte.

Nach dem zweiten Frieden um Schlesien fungirten 1746—1748: Graf Heinrich Podewils, als Env. Extr. und Min. plenipot., dessen Gesandtschaftsberichte von Dr. Wolf neuerlich publizirt worden sind, Geh. Legationsrath Gräve als Resident und Haller als Leg.-Secr.

1753, zur Zeit, als Kaunitz das Staatskanzelariat übernahm und bis zu Ausbruch des siebenjährigen Kriegs fungirte als preußischer Gesandter: Joachim Wilhelm von Klinggräf, Geheimer Kriegsrath, früher Gesandter in London und Dresden.

Nach dem Hubertsburger Frieden fungirten:

1767: Baron Edelsheim, Env., später Minister des Auswärtigen in Baden. Endlich beim Tode der Kaiserin:

1780: Baron Johann Hermann von Riedesel, der bekannte Tourist, Kammerherr, als Env. extr. Er hatte den Teschner Frieden 1779 geschlossen.

2. Sächsische Gesandtschaft:

1747 standen: Graf Christian Loß als Gesandter, Friedrich Gregor von Lautensack als Minister-Resident, Hofrath Saul als Minister.

1754: Graf Carl Georg Friedrich Flemming, Gemahl einer Fürstin Lubomirska und Schwager des bekannten Grafen Rutowsky, na-

türlichen Sohns August des Starken. „Ein Mann von Geist, aber trocken und kalt; — man sieht ihn stundenlang in der Gesellschaft, ohne daß er ein Wort spräche; er hat die Unart unwillig zu werden, wenn er im Spiele verliert; wegen der engen Allianz zwischen Oestreich und Sachsen wird er bei Hofe hervorgehoben, minder in der Stadt; er hat immer das Air sich selbst zu genügen. Die eigentlich sächsischen Geschäfte sind dem Herrn von Petzold übergeben (Nachfolger Lautensack's als Minister-Resident), der ein wenig geselliger und angenehmer ist, als Graf Flemming."

1767: Geheimer Rath Graf Ludwig Siegfried Vitzthum von Eckstädt als Min. plenip., der Sohn des bekannten Favoriten und Oberkammerherrn August's des Starken.

1780, im Todesjahr der Kaiserin, fungirte Geheimer Rath Otto Ferdinand von Löben, Min. plenip., „eine lange, kalte Gestalt, die, wie Lang, der ihn 1797 auf dem Rastädter Congresse sah, darum da zu sein schien, um den Leichenzug des deutschen Reichs in feierlichen Schritten zu begleiten."

3. Hannöverische Gesandtschaft:

1747: von dem Busche, Oberappellationsrath zu Zelle, Minister.

1780: Graf Ludwig Walmoden, General, Sohn König Georg's II. und der Gräfin Walmoden-Yarmouth.

4. Kurpfalz:

1758: von Say, Agent.

1767: Baron Heinrich Joseph Ritter, Geheimer und Regierungsrath, Min. plenip.

5. Kurbaiern:

1754: Baron Bekers. „Ist, schreibt Fürst, der Mann aller Welt, gleich gut mit den Großen und den Kleinen; allenthalben eingenistet; er erfährt alles und bedient seinen Herrn vortrefflich. Niemand giebt so häufige Diners; er ist bei allen Jagdpartien, in der Stadt ist er immer auf der Straße, jeden Abend besucht er vier bis fünf Häuser. Ich kenne keinen dienstfertigeren Menschen, als diesen Minister; aber darum muß man seinen Freundschaftsversicherungen doch nicht etwa trauen. So gut man ihn in Berlin behandelt hat, so spricht er doch in Wien schlecht von Preußen. Er ist von Herzen östreichisch und an ihm liegt die Schuld nicht, wenn sich sein Hof nicht aufs Allerengste mit dem östreichischen verbindet."

1767: Graf Christian Johann Königsfeld, Min. plenip.

1780 nach dem Anfall der Pfalz: Baron Ritter, jetzt Geh. Staats- und Conferenz-Minister, Min. plenip.

6. Kurmainz:

1758 und 1767: Geheimer Rath Gerhard von Bree, Minister-Resident.

1780: Herr von Helm, Geheimer Rath, Minister-Resident.

7. Kurtrier:

1767 und noch 1780: Hofrath Edler von Klerf, Agent.

8. Kurcöln:

1758 und 1767: Hof- und später Geheimer Rath von Middelburg, Resident.

1780: Agent von Ditterich.

9. Würtembergische Gesandtschaft:

1758 und 1767: Reichshofrathsagent von Harpprecht.

10. Badnische Gesandtschaft:

1758: von Gay, Rath, Agent.

1767: Baron Edelsheim, der ältere Bruder des preußischen Gesandten in Wien.

11. Braunschweigische Gesandtschaft:

1758: Bernhard Paul von Moll, Legations-Rath.

12. Hessen-Darmstadt:

1758: Derselbe.

II. Auswärtige Gesandtschaften.

1. Französische Gesandtschaft:

Nach der Wiederherstellung des Friedens mit Frankreich 1748 zu Aachen fungirte als Resident de Blondel, derselbe, dessen Eitelkeit und Selbstgefälligkeit Kaunitz zu captiviren beflissen war, um sich Grund zu graben, das Gebäude der projectirten Allianz

mit Frankreich darauf zu errichten. Ihm folgte, als Kaunitz als Ambassadeur nach Paris ging, in gleicher Eigenschaft Marquis de Hautefort. Hautefort's und Blondel's Berichte sind von Schlosser in seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts benutzt worden.

Als erster Gesandter Frankreichs, seit Kaunitz 1753 das Staatskanzelariat übernommen hatte, erscheint der Marquis d'Aubeterre. Baron Fürst, der ihn auf seiner Mission in Wien traf, schildert ihn also: „Der Marquis hat im letzten Kriege in Italien mit viel Auszeichnung gedient und ist einer der liebenswürdigsten Menschen, den man sehen kann, ein gereifter Franzose, dessen Lebhaftigkeit durch die Jahre gemäßigt worden, zurückgekommen von Weibern und Spiel. Seine Gesundheit hat durch die Luft von Wien sich verbessert. Er lebt sehr mäßig, trinkt wenig Wein; sein größtes Vergnügen ist mit geistreichen Leuten umzugehen, man sieht ihn in der Regel bei dem Grafen Kaunitz. Anfangs wollte ihn Kaunitz durch Aufmerksamkeit blenden and ließ ihn unaufhörlich durch den Grafen Zinzendorf belagern, aber Aubeterre ging nicht in die Schlingen, die man ihm legte, er ist einsichtsvoll und läßt sich nicht täuschen, allmälig hat Kaunitz auch abgelassen, ihn so auffallend vor allen andern auszuzeichnen. Gewiß könnte Frankreich nicht besser bedient werden, als von diesem Gesandten. Uebrigens lebt Aubeterre wie es ihm geziemt: er giebt zuweilen große Diners, obwohl er eine kleine Tafel von sechs bis acht Personen vorzieht."

Das Terrain, welches, wie es dem klugen Fürst wenigstens schien, der Staatskanzler bei dem französischen Gesandten in Wien nicht hatte gewinnen können, gewann er inmittelst jedenfalls „auffallend" in Paris selbst. Im Mai 1756 ging aus dem Boudoir von Babiole der Allianztractat zwischen Frankreich und Oestreich hervor, im October darauf schickte die Pompadour ihren Vertrauten, den Obrist und Generaladjutanten Etienne François de Choiseul Comte de Stainville als französischen Gesandten nach Wien. Dieser Lothringer, dessen Vater noch Kaiser Franz I. gedient hatte, ward kurz darauf als Duc de Choiseul Premier von Frankreich: er schloß mit Oestreich das neue, bedeutend erweiterte Bündniß zum Vertilgungskampf gegen Preußen am 30. December 1758. Choiseul hob die Jesuiten in Frankreich auf und war der letzte, der durch die Diplomatie und die Verbesserung der Armee und Marine den wankenden Lilienthron stützte: er erhielt sich aber nur bis zum December 1770. Er ist der merkwürdige Mann, der sich in Frankreich so populär zu machen wußte, daß bei seiner Verbannung zum erstenmal die Hofleute dem Unglücke schmeichelten und die siegende Partei mit ihrem Spotte verfolgten. Er starb, unter Ludwig XVI. zwar wieder an den Hof zurückberufen, aber nicht wieder mit dem Ministerium betraut, 1785.

Französischer Gesandter in Wien nach dem Hubertsburger Frieden war Marquis de Durfort: er fungirte als Ambassadeur und that auch später die Anwer-

bung um die Hand Marien Antoinettens für Ludwig XVI. 1770.

Durford's Nachfolger war der nachherige Cardinalbischof von Straßburg, Prinz Ludwig Renatus von Rohan Guémené, der Held der famosen Halsbandgeschichte, dessen Bekanntschaft mit der Erzherzogin Marie Antoinette sich von der Zeit seiner Ambassade her datirt.

Beim Tode der Kaiserin 1780 fungirte als Ambassadeur extraord. Frankreichs Louis Auguste de Breteuil, der sehr einflußreiche Spezial von Kaunitz. Breteuil war 1779 französischer Vermittler auf dem Teschner Friedenscongresse und verließ Wien 1783. Er ward bis 1788, wo Necker eintrat, Ministerstaatssecretair, machte sich in der Revolutionszeit durch seine Anhänglichkeit an Marie Antoinette und durch den Rath, den er dem König zur Flucht gegeben haben soll, bekannt, emigrirte, kehrte 1802 zurück und starb 1807.

2. Russische Gesandtschaft:

Im Anfang der Regierung der Kaiserin fungirte noch Casimir Lanczin von Lanczinsky, Kammerherr, als Ministre plenip., der schon unter Carl VI. 1732 fungirt hatte. Ihm folgte während der ersten Zeit des Staatskanzelariats von Kaunitz:

1752—1762 der bekannte, kleine, dicke Curländer, früher Professor in Königsberg und Spezial des Günstlings der Kaiserin Anna, Herzog Biron's von Curland, der unter der Kaiserin Elisabeth

aus Sibirien wiedergekehrt war: Hermann Carl, seit 1742 Reichsgraf von Keyserling, er war erst Gesandter in Berlin. Dieses russischen Gesandten sonderbares Leben in Wien erzählt Rulhière: „Keyserling hatte in Wien nur der Form halber ein Palais, er bewohnte einen Garten in der Vorstadt und lebte hier mit einigen obscuren Literaten, Musikern, seinen Bastarden und ihren Müttern; von dem, was in Europa vorging, erfuhr er nur durch die Zeitungen etwas, alle Geschäfte gingen damals unter Elisabeth direkt vom Hofe aus durch den Kanzler Bestuscheff in Petersburg: der Wiener Hof kaufte den Credit an der Quelle. Keyserling's Souverainin bezahlte ihn schlecht und er bezahlte Niemand."

Baron Fürst bestätigt diese Erzählung. „Graf Keyserling ist in den Geschäften ergraut. Sein Haus und seine Tafel stehen den Gelehrten offen, Andern giebt er selten ein Gastmahl. Die Gesandten sieht er nur, wenn er etwas mit ihnen abzumachen hat, er geht in keine Assemblée. Zwischen den beiden Kaiserhöfen besteht das Uebereinkommen, daß die Botschafter, weil sie ohnehin der Religionsverschiedenheit wegen nicht mit zur Kirche gehen können, nicht die ganze ihrem Range gemäße Pracht enthüllen. Graf Keyserling erscheint nur an den Galatagen bei Hofe, mit prächtiger Equipage, jedoch sehr einfach gekleidet. Es setzte ihn nicht wenig in Verlegenheit, als er bei der letzten Geburt des Großfürsten ein Fest zur Feier dieser Begebenheit geben mußte und das um so mehr, da der neapolitanische Gesandte vor kurzem bei einer ähnlichen

Gelegenheit 30,000 Gulden hatte aufgehen lassen. Der russische Botschafter mußte aber die Rücksichten einer strengeren Oeconomie nehmen, denn sein Hof hatte ihm nur 8000 Gulden angewiesen. Von dem Feste (wo es sehr enge zuging) zog er sich sehr bald zurück, indem er die Honneurs der Gräfin Questenberg, Schwester des Staatskanzlers Kaunitz überließ. Bei der engen Allianz der beiden Kaiserhöfe wird Graf Keyserling sehr ausgezeichnet, doch läßt er das sich nicht merken, denn er haßt es, Lärm von sich zu machen."

Desto mehr Lärm machte der kleine dicke Curländer in Warschau, wohin er von Wien aus im Jahre 1762 sich begab: er wurde hier ein Hauptwerkzeug zur Wahl 1763 des letzten Polenkönigs, des Favoriten seiner neuen Souverainin Catharine II., Stanislaus Poniatowsky, er machte die völlige Einleitung zur Theilung von Polen, die er nicht erlebte, denn er starb schon 1764 in Warschau.

Graf Keyserling's Nachfolger in Wien war seit dem Regierungsantritt Catharinen's 1762: Fürst Demetrius Gallizin, Geheimer Rath und Kammerherr, der als Ambass. extraord. et plenipot. fungirte und noch den Tod Marien Theresiens, ja noch den von Joseph II. auf seinem Posten erlebte und sich nach Kaunitz' Wunsch ganz vindobonisirte.

Vermittler Seiten Rußlands war auf dem Teschner Friedenscongresse: der Fürst Repnin.

3. Englische Gesandtschaft:

Seit 1743 war beglaubigt: Thomas Villiers, später 1756 Lord Hyde und 1776 Earl of Clarendon. Er war früher Gesandter in Dresden, wo er, von Wien aus kommend, 1745 den Dresdner Frieden zwischen Oestreich und Preußen vermittelte. Für ihn kam wieder als englischer Gesandter nach Wien:

Sir Thomas Robinson, Env. extr. und Min. plenip. Er hatte schon unter Carl VI. fungirt und war dann 1741—1744 in Berlin bei Friedrich dem Großen gewesen. Später ward er 1754 Lord Grantham und eine kurze Zeit unter den elenden Pelham's sogar Staatssecretair von England, bis er Fox weichen mußte. Als eine gar große Seltenheit ist herauszuheben, daß Robinson in den achtzehn Jahren seiner deutschen Missionen ein durch und durch germanisirter Engländer geworden war. Als solchen illustrirt ihn Walpole mit folgenden Zügen: „Sir Thomas war an deutschen Höfen auferzogen und daselbst nicht sowohl eingebürgert, als vielmehr an seinem natürlichen Platze: er besaß deutsche Ehre, liebte deutsche Politik und konnte sich so wenig verständlich machen, als hätte er nur deutsch gesprochen. Er wäre in der Dunkelheit geblieben, wenn nicht der Herzog von Newcastle (einer der Pelham's), welcher sich in der Nothwendigkeit befand, Leute von geringerem Talent, als er selbst hatte, zu verwenden und große Geschicklichkeit besaß, so qualifizirte Leute zu entdecken, den armen Thomas zum Licht und Ge-

lächter hervorgezogen hätte. Hätte aber der Herzog wirklich die Absicht gehabt, bei seinem König (Georg II., dem begeistertsten Freunde des damaligen Deutschthums) sich in Gunst zu setzen, so hätte er nichts Besseres thun können, als einen dem Herrn so congenialen Diener anzustellen: der König mit solch einem Secretair in seinem Cabinet fühlte sich in's Elysium von Herrenhausen (Lustschloß bei Hannover) versetzt."

Robinson's Nachfolger war und fungirte bis zum Ausbruch des siebenjährigen Kriegs 1757: Sir Robert Murray Keith, Obrist und Ritter, ein Vetter der beiden berühmten Keiths unter Friedrich dem Großen, von denen einer bei Hochkirch fiel.

Keith's und Robinson's Depeschen hat Coxe in seiner Geschichte des Hauses Oestreich benutzt und des ersteren Memoiren sind 1849 in zwei Bänden veröffentlicht worden.

Die Memoiren schildern Keith als einen höchst galanten Engländer, der seinen Tag zwischen lauter meaus plaisirs verbrachte, wie er denn mit vieler Offenheit diese heitre Tageseintheilung, die beim sächsischen Hofe folgen wird, einmal seinen Verwandten einsandte. Auch der Kanzler Fürst bestätigt das: „Herr von Keith, aus einer der ältesten schottischen Familien, jüngerer Sohn, ist geschwind von Stufe zu Stufe emporgestiegen: er ist klug, solid, von ausgezeichnetem Charakter. Seine Vergnügungen sind Promenade und Schauspiel; schon lange hält ihn die verwittwete Gräfin Luzan in ihren Fesseln (sie war zugleich eine von den Damen, die der Staatskanzler

begünstigte). Man kann sich denken, welche unangenehme Stellung ein englischer Gesandter in Wien hat: Hr. von Keith überwindet das durch seine persönlichen Eigenschaften." Nach dem Hubertsburger Frieden kam Keith nach Dresden und nach Wien kam:

Vicomte Stormont, der früher bis zum Ausbruch des siebenjährigen Kriegs in Dresden gestanden hatte und mit einer sächsischen Gräfin Bünau verheirathet war. Er fungirte in Wien als Amb. extr. und Min. plenip. und stand wohl bei Kaunitz.

Beim Tode der Kaiserin 1780 fungirte wieder als Env. extr. und Min. plenip. Sir Robert Murray Keith, der die ganze Josephinische Regierung durch noch blieb.

4. Holländische Gesandtschaft:

In den vierziger Jahren, wo die Generalstaaten noch Alliirte des Wiener Hofs waren, fungirte als Minister Baron Burmann — Bartel Dauma Baron de Burmannia im Reichskalender aufgeführt. — Fürst nennt ihn „einen guten alten honetten Mann, der Tafel und Spiel, mithin auch Gesellschaft liebt, heiter und von angenehmer Conversation: bei seinem hohen Alter kann er in der großen Welt nicht glänzen, er hält sich deshalb an kleinere Cotterien, auch unter dem Adel vom zweiten Range."

Nach dem Hubertsburger Frieden und noch beim Tode der Kaiserin fungirte General Graf Degenfeld-Schomburg als Env. extr. und Min. plenip. des Erbstatthalters und der Generalstaaten.

5. Spanische Gesandtschaft:

Bis 1754, wo ihn noch Baron Fürst in Wien traf, fungirte Graf Azlor. „Er hatte zum Vertrage von Aranguez von 1753 (in Folge des Aachner Friedens) beigewirkt und ward deshalb sehr in Wien ausgezeichnet. Die Kaiserin sagte ihm beim Abschied: „er habe die Würde eines Ministers mit der Feinheit eines Weltmannes vereinigt." Niemals bekam ein Anderer so ansehnliche Geschenke: er verläßt im besten Wohlstande Wien. Obwohl er sich standesmäßig gehalten hat, so hat er doch die 30,000 Gulden, die sein Hof ihm zahlte, nicht aufgewendet."

Sein Nachfolger war der Graf Aranda, der nachher so berühmte Minister, der in Spanien die Jesuiten aufhob.

Nach dem Hubertsburger Frieden fungirte als spanischer Gesandter, als Ambassadeur ersten Ranges: Graf Mahoni und beim Tode der Kaiserin

1780, ebenfalls als Ambassadeur, Graf Aquilar, Grand von Spanien.

6. Portugiesische Gesandtschaft:

1747 war Don Sebastian Carvalho portugiesischer Gesandter, der nachher so berühmte Marquis Pombal, der die Jesuiten in Portugal aufhob. Seine zweite Gemahlin war eine Oestreicherin, eine Gräfin Daun, die nachher sein ganzes Schicksal und seine Verbannung bis zu seinem Tode mit ihm theilte.

Nachfolger Pombal's war Don Ambrosio Freiyre d'Andrade e Castro, Env. extr. Ihn traf Baron Fürst, als er in Wien war: „Herr von Freire, sagt er, schon in einem gewissen Alter — meistentheils zu Hause — weder geliebt noch gehaßt — mit einer Gräfin Schafgotsch vermählt, die es sich zur Pflicht macht, sein einförmiges Leben mit ihm zu theilen. Er ist langsam von Zunge und spricht alle Sprachen schlecht."

Beim Tode Maria Theresias war Gesandter Portugals der Maltheserritter Anton Rongel Pereira de Saa, Env. extr.

Folgen nun die italienischen Gesandten:

7. Nuntiatur des Papsts in Wien:

Zu Anfang der Regierung Maria Theresia's fungirte noch Domenico, Abbate Passionei.

1747 fungirte Fabricio Serbelloni, aus der berühmten, durch ihre schöne Villa am Lago di Como den Reisenden bekannten Familie Mailands, Erzbischof von Patras. Ihm folgte der, den Baron Fürst traf:

Monsignor Crivelli: „ist nicht so gesellig, wie sein Vorgänger Serbelloni; er scheint nicht vollkommen gesund zu sein und man sieht ihn nur bei Hofe. Da sollte man ihn für einen Pfarrer halten: man sollte glauben, er predige, wenn er mit Ihren Majestäten spricht — so laut läßt er seine Stimme erschallen." Diesem Prediger folgte und war nach dem Hubertsburger Frieden noch in Function:

Monsignor Visconti, Erzbischof von Mailand, und beim Tode der Kaiserin versah die Nuntiatur: 1780 Monsignor Garampi.

8. Sardinische Gesandtschaft:

In den vierziger, funfziger und sechsziger Jahren war in Wien von Sardinien beglaubigt: Louis Mallabaila, seit 1769 durch Oestreich Graf von Canales als gevollm. Minister, der Ahnherr der noch in Oestreich blühenden Grafen von Canal. Er vermählte sich mit einer Gräfin Palffy, Ehrendame der Kaiserin und ehemaligen Geliebten des Kaisers Franz. Von ihnen stammt die interessante, 1833 gestorbene Gräfin Josephine Pachta, Mutter des um Ausbreitung der deutschen Literatur in Italien verdienten Hofraths Grafen Carl Pachta in Mailand, die intime Freundin von Rahel Levin: sie nennt sie „den größten weiblichen Charakter, den sie je gekannt habe." Auch ist die Familie unter andern noch durch den Canal'schen Garten in Prag den Reisenden bekannt, wo alljährlich zum Osterfest die schönen Damen Prags, weiß gekleidet, zu tausenden auf den zahlreichen Bänken sitzend, einen Hain der Houris darstellen.

„Herr von Canales, sagt Baron Fürst in seinem Hofbericht, ist einer der geschicktesten Menschen, die ich kenne. Durch seinen langen Aufenthalt in Wien und besonders durch die Verbindung, in welche er durch seine Gemahlin, eine Palffy, mit den vornehmsten Familien getreten ist, hat er so viel Mittel, alles, was geschieht, zu erfahren, daß ihm wenig ent-

geht. Seine Frau läßt ihn aber durch unsinnige Extravaganzen diesen Vortheil theuer bezahlen.“ Nun folg noch eine Merkwürdigkeit, das große Capitel der kaiserlichen Beamten- und überhaupt Finanzbereicherung betreffend:

„Im Jahre 1755 empfing Herr von Canales zum erstenmale die Belehnung mit dem italienischen Reichslehen seines Fürsten: er hat als Laudemium der Reichskanzlei 60,000, dem Reichshofrath 85,000 Gulden zahlen müssen. In dem Reichshofrath hat man dabei das alte Herkommen beobachtet, daß nur diejenigen von dem Geschenke etwas empfangen haben, welche zu der Zeit darin saßen, als die Investitur verlangt ward. Selbst der Präsident (seit 1750 Graf Ferdinand Harrach) wäre hierdurch ausgeschlossen gewesen, doch hat er sich mit den Erben seines Vorgängers (des Grafen Wurmbrand) dabei um die Hälfte verglichen. Die Gesammtkosten dieser Belehnung mögen 150,000 Gulden betragen haben.“

Der Nachfolger des Grafen Canal war und fungirte noch beim Tode der Kaiserin:

1780: Marchese Vivalda, Kammerherr, Env. extr.

9. Venetianische Gesandtschaft:

1747 fungirten Aloysio Fosearini als Amb. und Antonio Tiedo als Env.

1754 traf Fürst den Ritter Correr. „Er ist,“ schreibt er, „ein wahrer Pantalon. Im Jahre 1754 wollte er allein Abrathen des Herrn von Kling-

gräf (Gesandten Preußens) zum Trotz König Friedrich II. einen Besuch machen. Da ihn aber der König nicht gleich im Lager von Lissa annahm, sondern ihm sagen ließ, er werde ihn in zwei Tagen in Breslau sehen, so fand er sich beleidigt und ging nach Dresden, ohne den König gesehen zu haben. In Wien hat man viel darüber gespottet. Ueberhaupt ist Correr bei weitem weniger beliebt wie sein Vorgänger Tron. Er ist vielleicht prächtiger und ladet häufiger zu Tische ein; aber er fordert zu viel Auszeichnung in der Gesellschaft, um ihr angenehm zu sein. Seitdem er in den großen Assembleen ein paarmal ohne Spielpartie geblieben ist, erscheint er gar nicht mehr und hält sich an eine kleine italienische Cotterie Mesdames de Montesanto, Pacheco, Majo" u. s. w.

1767 fungirten: Paul Renier als Amb., Aloys Tiepolo als Env. extr., Francesco Foscarini als Env. extr.

1780 endlich: Niccolò Foscarini als Amb.

10. Genuesische Gesandtschaft:

Nachdem sich bei der Kaiserin die Zorneswellen wegen Verjagung der Oestreicher aus Genua und die Abtretung des begehrten Marquisats Finale im Aachener Frieden gelegt hatten, ward auch die unterbrochene diplomatische Verbindung wieder hergestellt.

1758 fungirte Maorizio Ferrari und

1767: Lucio Fornari als Env. extr. des Dogen von Genua, und

1780: Leg.-Secr. Alegretti.

11. Sicilianische Gesandtschaft:

Nach geschlossenem Frieden von Aachen beglaubigte der erste König beider Sicilien von der Dynastie der spanischen Anjou's, Carl III., dessen Sohn nachher Schwiegersohn Maria Theresia's ward, den Marquis Don Niccolò di Majo in Wien. „Er war," sagt Baron Fürst, „früher Gesandter in Constantinopel: sehr höflich, voller Complimente, ein wahrer Italiener, nur etwas bigotter, als sie es zu sein pflegen, ziemlich bornirt. Als er sich einmal bei einem fremden Minister über einen interessanten Gegenstand unterrichten wollte, machte er die Einleitung damit, daß er ganz ernsthaft sagte, „er thue das nicht aus eigner Neugier, sondern um an seinen Hof darüber Bericht zu erstatten." Es wird behauptet, daß er um seine Gemahlin sich eigentlich für seinen Neffen beworben habe, sie habe aber den Oheim vorgezogen. Er war gutmüthig genug, die Hand, die man ihm anbot, anzunehmen. Aber in den großen Hoffeierlichkeiten und bei anderen Festen, da glänzt der Marquis Majo. Als bei der letzten Niederkunft der Kaiserin die beiden Majestäten von Sicilien zu Pathen des neugebornen Erzherzogs gebeten wurden, veranlaßte er seinen Hof, obwohl es keine Gewohnheit erfordert hätte, eines der glänzendsten Feste zu veranstalten, das Wien jemals gesehen hat. Der Fürst Wenzel Liechtenstein gab seinen prächtigen Palast in der Roßau dazu her; man brauchte drei Monate Zeit, um Alles einzuleiten, keine Kosten wurden gespart, es sind gegen 40,000 Gulden aufgewandt worden. Die Illumination der

Auffahrt, des Gartens und des Palastes gelang bestens, der Ball ward durch ein Souper von zweihundert Couverts unterbrochen, bei dem alle Delicen, die sich nur auftreiben ließen, auf die Tafel kamen. Jedermann war zufriedengestellt, auch der Gesandte selbst, der ein guter Oeconom ist, hatte keinen Schaden dabei."

Nach dem Hubertsburger Frieden stand als sicilianischer Gesandter in Wien der Marchese di S. Elisabeth als Env. extr., der Sohn eines ehemaligen Hauptfeinds von Oestreich, des jüngeren Ragoczy: 1768 fand die sicilianische Heirath der Erzherzogin Caroline Statt.

1780 fungirte ein Leg.=Secr. Oliveria.

12. Modenesische Gesandtschaft.

Baron Fürst traf 1754 den Grafen Montecuculi als Gesandten des vorletzten Herzogs des Hauses Este. „Er hat," sagt er, „viel zum Vertrage von 1753 beigetragen und wird deshalb fast gar nicht mehr wie ein Fremder betrachtet. Er liebt die Gesellschaft, spielt hoch und gewinnt viel. Er hat die Stimme eines Weibes und sein Aeußeres ist nicht sehr empfehlend. Uebrigens ist er ungemein neugierig und der Staatskanzler meinte, er könne nicht in seinen Garten gehen, ohne daß Montecuculi es wisse."

Folgen nun noch die Gesandten der kleineren nordischen Höfe, von Schweden, Dänemark und Polen.

13. Schwedische Gesandtschaft:

1747 fungirte nur der Commissions-Secretair Nils Rök. Dann ward beglaubigt:

Graf Nils von Bork. „Er ist, berichtet Baron Fürst, einer der beliebtesten Minister in Wien. Er lebt auf eine noble Weise: macht einen würdigen Aufwand, giebt gute Diners, kleidet sich immer mit Geschmack, obwohl er nach der Etikette seines Hofes weder Gold noch Silber trägt; bei der Gelegenheit der Lehnsempfängniß über Schwedisch-Pommern hat er sich glänzende Livree und Equipage angeschafft. Er spielt hohes L'hombre mit den vornehmsten Damen, einen Ducaten die Marke. Sein Gesandtschaftsprediger Suker ist ein ausgezeichneter Theolog und Philosoph, die Predigten desselben sind mir so erbaulich, daß ich selten darin fehle. Wäre das Haus und die Capelle dieses Gesandten nicht so entfernt — er wohnt vor dem Schottenthor, sehr bequem und wohlfeil — so würden sie bei weitem mehr besucht werden, als die dänische Capelle."

Graf Bork fungirte noch beim Tode der Kaiserin.

14. Dänische Gesandtschaft:

1747 fungirte Justizrath Gerhard Ernst von Frankenau als Legations-Secr.

Baron Fürst traf 1754 als Gesandten in der Eigenschaft eines Env. extr. den Baron Johann Friedrich Bachhof von Echt, der früher Gesandter beim Reichstag gewesen war. „Herr von Bachoff, sagt Fürst, ist nicht eben sehr vortheilhaft gebildet, äußerst

neugierierig, ein gewaltiger Frager. Auch die Kleinigkeiten will er wissen. Im Zirkel bei Ihren Majestäten will er stets das Wort führen, er fällt ihnen in die Rede, selbst wenn sie sich nicht an ihn gewendet haben. Auch hat er schon manche unangenehme Auftritte gehabt. Die Kaiserin hat ihren Unterthanen verboten, seinen Bällen beizuwohnen, die wider die polizeilichen Ordnungen anstießen und bei denen es überhaupt ein wenig lebhaft herging. Man hat einmal aus seinem Hause eine Procession insultirt; nachdem das Volk die Fenster in seiner Wohnung eingeworfen hatte, ist er noch genöthigt gewesen, die Schuldigen auszuliefern. Der größte Theil seiner Hausgenossen dient ihm ohne Bezahlung: er erlaubt ihnen dafür, ihr Metier in seinem Hôtel zu treiben."

Auch Backhoff erlebte noch den Tod der Kaiserin in Wien.

15. Die letzte und zugleich auch unwichtigste Gesandtschaft war die polnische: 1750 fungirte ein Leg. Secr. Zawiſa.

Baron Fürst schließt seine Gemälde-Galerie der fremden Gesandten in Wien mit einigen Bemerkungen über ihre Rechte im Allgemeinen:

„Einige sind durch das Völkerrecht bestimmt, diese sind von den Schriftstellern hinlänglich erläutert; andere sind Wien eigenthümlich. Hier sind die Gesandten frei vom Sperrgeld, vom Liniengeld. Hinsichtlich der Mauth übt man die Reciprocität: die Botschafter von Venedig und Rußland, die Minister von

Frankreich, Spanien und Sachsen genießen dieselben Exemtionen, die den östreichischen Gesandten in ihren Ländern gewährt werden. Der preußische Gesandte dagegen hat nur das Recht, verbotene Waaren, z. B. confiscirte Bücher, fremde Medicin 2c. einzuführen.

Ferner haben die Gesandten Eintritt in das kaiserliche Audienzzimmer, wie Staatsräthe und Kammerherren. An den Courtagen halten sie sich zur Rechten des Thronhimmels, unter dem die Kaiserin beim Spiel sitzt, die Botschafter am Nächsten beim Spieltisch, die übrigen Gesandten haben keinen Rang unter einander. Die Unterthanen beobachten die spanische Etikette: so oft Jemand den Majestäten Glück wünscht oder Dank sagt, oder nach seiner Ankunft in Wien sich meldet, oder sich beurlaubt, wirft er sich auf ein Knie nieder und küßt Ihren Majestäten die Hand. Auch die Frauen der Gesandten küssen der Kaiserin die Hand, wenn sie ihr vorgestellt werden, sonst aber beobachten die Gesandten die französische Etikette."

Aus der, in der Hofgeschichte Leopold's I. bei Gelegenheit des Nachweises der Genesis des Tabacksmonopols in den östreichischen Ländern angeführten Broschüre Joseph's von Retzer, welche er aus den Acten des Hofkammerarchivs schöpfte, erfahren wir, daß zu Anfang der Regierung Maria Theresia's der spanische, der französische und der türkische Gesandte dieses Tabacksmonopol benutzten, um zum größten Nachtheil der Appaltisten, der Pächter des Tabacksgefälls, zu lucriren: sie führten den Taback in ungeheurer Menge ein und verkauften ihn öffentlich; der

türkische Botschafter allein verursachte mit seinen 1000 importirten Ballen dem Appaltisten, einem portugiesischen Juden Diego Aguilar, einen Schaden von 100,000 Gulden. Sogar der päpstliche Nuntius Passionei trieb diese einträgliche Tabacks-Industrie. Den gerechten Klagen des Pächters gegen diese fremden Minister Gehör zu geben, erlaubten die damaligen Verhältnisse der Kaiserin nicht, ihre Billigkeit verstattete dem Pächter aber einen Nachlaß am Pachtschilling.

Der Hof

Joseph's II.

1780—1790.

Joseph II.

1780—1790.

---

1. Die Jugendzeit.

Kaiser Joseph II. folgte seiner Mutter Maria Theresia in der Regierung der östreichischen Erbstaaten im Jahre 1780 und führte sie, zwar nur kurze Zeit, etwas über neun Jahre lang, bis 1790, aber mit einer Thätigkeit und Energie, daß die Spuren davon, so vieles auch von seinen Plänen und Entwürfen nur flache Wurzeln schlug und so vieles von seinen Reformen wieder zurückgenommen werden mußte, doch in der Monarchie unauslöschbar eingedrückt blieben. Durch die thatkräftige Regierung Joseph's erhielt der träge östreichische Staatskörper einen Umschwung, durch den ihm unwillkürlich etwas frischere Kraft des Lebens zuging. Die Früchte dieser Beschwingung haben Joseph überlebt, obwohl es ihm nicht vergönnt war, ihrer selbst zu genießen. Joseph's Regierung ist eine der denkwürdigsten Epochen in der östreichischen Staatsgeschichte.

Joseph II. ward am 13. März 1741 von seiner Mutter in jener sorgenschweren Zeit geboren, wo

ihr, der von Geld und Truppen Entblößten, die Feinde der pragmatischen Sanction von allen Seiten entgegentraten, um ihr ihr Erbtheil zu entreißen. Friedrich II. war in Schlesien eingerückt, vier Tage vor Joseph's Geburt war Glogau an die Preußen übergegangen. Joseph erblickte das Licht der Welt früh drei Uhr, weshalb sein Vater, der muntre Franz von Lothringen, die Aeußerung that, daß das Kind einst „sehr wachsam" sein werde. Joseph kam vollkommen gesund und gut gebildet zur Welt und aus seinem starken Gliederbau zog man das Prognostikon, daß er dereinst ein starker Kriegsheld werden würde. Seine fromme Mutter hatte, während sie gesegneter Hoffnung war, der Mutter Gottes zu Mariazell den neugebornen Prinzen verlobt und schickte nun zur Dankbarkeit eine sechszehn Pfund sieben Loth schwere Statue von gegossenem Silber dahin, was gerade das Gewicht des Neugebornen war.

Ein Vierteljahr nach ihrer Niederkunft begab sich Maria Theresia nach Ungarn, sie ward am 25. Juni 1741 zu Presburg gekrönt. Sie ließ den neugebornen Erbkönig von Ungarn von Wien herbeiholen und zeigte ihn am 21. September der ungarischen Reichsversammlung in dem Augenblicke, als ihr zum Mitregent ernannter Gemahl am Fuße des Throns seinen Eid ablegte. Der heldenmüthige Aufstand der Ungarn hatte dem Prinzen die Monarchie in der Wiege gerettet.

Die fünf ersten Lebensjahre brachte Joseph unter den Händen der Frauen zu, 1746 ward ihm, als dem coronae princeps von Ungarn, ein Ungar, der Feld-

marschall Fürst Carl Batthiany, der Sohn der schönen Lorel Batthiany, des Prinzen Eugen Codizill, zum Oberhofmeister gegeben. „Der Feldmarschall Bathyany, schreibt einmal Friedrich der Große an d'Alembert am 13. August 1777, der den Kaiser gebildet hat und den ich sehr genau gekannt habe, war ein würdiger Mann und fähig, einem jungen Prinzen gute Grundsätze beizubringen." Wie ich oben schon erwähnt habe, war der Ajo eine tapfre Kriegsgurgel, aber ohne Kenntniß in den Geschäften und Wissenschaften. In demselben Jahre 1746, wo der Ajo angestellt ward, erinnerte sich Papst Benedict XIV., der nebst August III. von Sachsen-Polen der Pathe Joseph's gewesen war, dem nun schon fünfjährigen Prinzen die geweihten Windeln zu schicken. Als der Nuntius Serbelloni sie Maria Theresia überreichte, entgegnete diese, über die Verzögerung ungehalten: „Ihr Sohn habe weder Windeln noch Spitzen mehr nöthig, er habe bereits die ungarischen Beinkleider angezogen."

Der preußische Gesandte Graf Podewils, der Joseph als sechsjährigen Knaben sah, schildert ihn und die Erziehungsweise, die er von Vater und Mutter erhielt, in einer Depesche an Friedrich den Großen vom 22. März 1747: die Schilderung zeigt namentlich, wie viel Joseph später aus sich selbst gebildet hat.

„L'Archiduc Joseph n'est pas grand pour son âge, mais fort bien fait et tout-à-fait beau. Sa phisionomie est agréable. Il a les yeux de l'Im-

pératrice-Reine mais la plupart des autres traits de l'Empereur. Sa mine est fière et haute et son abord de même. Loin de l'en corriger on l'y entretient et l'on l'éléve dans les maximes de l'ancienne hauteur de la maison d'Autriche. Il tutoie tous les hommes, quoique l'Empereur même leur adresse le discours en tierce personne; encore lui arrive-t-il rarement de leur parler et ce n'est que ceux d'un certain rang et les dames qu'il honore de son entretien. Il a déjà la plus haute idée de son rang. Il n'y a pas longtemps qu'il dit à quelqu'un qu'il avoit encouru sa disgrace. Il donne à tout le monde et même aux dames la main à baiser. On m'a assuré que se trouvant un jour dans une chambre garnie de portraits de ses ancêtres il dit à quelqu'un: „Voilà l'Empereur mon grand père, voilà l'Impératrice une telle," et se tournant en suite de l'autre coté, „ce n'est, dit-il avec un air de dédain, qu'un duc et une duchesse de Lorraine." L'Empereur tâche à la vérité de corriger ces principes de hauteur, mais outre qu'il l'aime trop pour l'en reprendre fortement, tout le monde conspire à les lui faire prendre."

„Il est opiniâtre et têtu, souffrant plutôt qu'on l'enferme et qu'on le fasse jeuner que de consentir à demander pardon. L'amour extrême que l'Empereur et l'Impératrice lui portent, les empêchent de le corriger dûment d'un défaut qui n'aura que trop d'influence sur son caractère."

„Il n'aime que le militaire et n'estime que ce qui y a du rapport, au point quil n'adresse presque la parole qu'aux officiers et à leurs femmes. Il ne montre aucun penchant pour l'étude et l'on aura de la peine à lui faire apprendre les choses les plus communes et qu'il ne pourra ignorer sans honte."

„On lui inspire beaucoup d'animosité contre la France, et il s'y prête si bien qu'il refuse d'apprendre la langue françoise et ne la parle jamais. Pour en venir à bout on l'apprend dans sa présence à un jeune enfant de son âge. L'Empereur désapprouve extrêmement qu'on lui donne de pareils principes mais il n'en est pas le maître et n'ose même le trop blâmer pour ne pas accréditer encore davantage l'idée où l'on est déja qu'il ne haït pas assez les François. Je n'ai point appris qu'on lui inspire de la haine contre V. M. ni qu'il en témoigne."

„Il est généreux. L'année passée lorsque l'Impératrice jouoit à Schönbrunn il lui prenoit souvent de l'argent et le distribuoit à de pauvres officiers et à des soldats."

„Il est difficile jusqu'ici de décider, s'il aura beaucoup d'esprit. Je doute cependant qu'il ait jamais un grand génie. Tous les traits qu'on rapporte de lui et qu'on admire, marquent à peine de la vivacité de l'imagination et aucun de la sagacité, ni quelque heureuse combinaison d'idées. Il n'y a qu'une réponse qu'il a donné au comte

de Worontzow qu'on pourroit en qualifier, mais l'on est persuadé qu'elle lui a été suggérée. Ce ministre parlant de la longueur du chemin de Petersbourg jusqu'ici, l'archiduc lui répondit: „Il faut bien que le chemin soit long car il y a bien de temps que j'entends dire que vos troupes marchent et elles ne sont pas encore arrivées.“*)

„On ne lui a point formé de maison jusqu'ici et il est encore entre les mains des femmes.“

„La mauvaise éducation qu'il reçoit et la trop grande tendresse de ses parents ne donnent pas lieu d'espérer qu'il parvienne jamais à être grand prince, et l'Impératrice en désapprouvant la manière dont ses ancêtres ont été élèves, suit pourtant les mêmes traces pour l'éducation de ses enfants et surtout de ce fils.“

Zur Vervollständigung dieser preußischen Charakteristik des, wie gesagt, damals erst sechsjährigen Erzherzogs, füge ich noch ein paar Stellen aus früheren Depeschen über seine Erziehung bei:

„L'Impératrice-Reine aime tendrement ses enfants qui sont toujours autour d'elle les jours d'appartement. Elle idolâtre l'archiduc Joseph. Elle lui passe bien des défauts qu'elle devroit corriger. Elle affecte cependant quelquesfois de la sévérité à son égard et prétend ne pas le gâter. Un jour elle ordonna de lui donner le fouet. On

*) Es sind die 37,000 Mann Russen gemeint, die erst 1748 unter Fürst Repnin in Deutschland anlangten.

lui représenta qu'il n'y avoit point d'exemple qu'on l'eût jamais donné à un archiduc. „Je le crois, dit elle, mais il n'y a rien aussi qui n'y ait paru."

„L'Empereur est bon père, aime beaucoup ses enfants et idolâtre ainsi que l'Impératrice l'archiduc ainé."

Maria Theresia war eine überaus zärtliche und sorgsame Mutter, aber sie war doch streng und forderte, als Joseph älter ward, nach der Sitte jener Zeit einen strengen Gehorsam, ohne alles Raisonniren und Widersprechen. Die pünktlichste Subordination war die Seele ihrer Hausordnung, ein Wink galt als Befehl, der ohne alle Widerrede vollzogen werden mußte. Joseph war von ungemein lebhafter, feuriger Gemüthsart, es ward ihm schwer, an diesen scharfen Stangen der mütterlichen Erziehung einherzugehen. Er war eigensinnig, gehorchte nicht immer gern, die Mutter pflegte ihn nur „den Starrkopf" zu nennen. Sie äußerte wiederholt: „ich lehre meinen Sohn die Musik lieben, damit er milder werde. Mein Joseph ist nicht folgsam, er ist störrisch." Aber Joseph liebte seine Mutter und wenn er auch nicht mit dem Herzen, aus innerer Ueberzeugung sich unterwarf, so bezwang er doch sein Herz und gehorchte aus Respekt. Er fügte sich selbst den pedantischen Einengungen, die ihm auferlegt wurden, er ließ die geliebte Mutter auch in ihren manchmal übertriebenen frommen Grillen gewähren. Aber er bemerkte frühzeitig Maria Theresia's Schwächen, ihre Vorneigung zur Bigotterie, es entging ihm nicht, wie sie von listigen und herrschsüchtigen Heuch-

lern beschlichen wurde. Ganz ähnlich wie bei Friedrich II. setzte auch bei Joseph II. sich eine tiefe Abneigung gegen das unlautere und fanatische Treiben der Geistlichkeit fest. Joseph bemerkte auch frühzeitig sehr wohl das Treiben der Hofleute: er sah, wie der im Staatsrock sich blähende Hochmuth vor seiner eifersüchtig über ihr höchstes Ranganseh'n wachenden Mutter kroch, er sah, wie die hochgebornen aber geistesarmen Edelleute, der Eitelkeit seiner Mutter schmeichelnd, ohne wahres Verdienst zu haben, nur ihre Stellungen zu sichern beflissen waren. Auch gegen diese Menschenclasse setzte sich eine tiefe Abneigung in seiner Seele fest.

Aber er mußte schweigen, seine Gesinnungen verbergen. Er gewöhnte sich so frühzeitig an Verstellung und es kam ein Mißtrauen und eine Menschenverachtung in seine Seele, die den reinen Spiegel derselben trübte. Es keimte jenes Bittre, Scharfe und Schneidende in ihm auf, welches später einen verdunkelnden Schatten auf seine im Uebrigen so edeln und großen Eigenschaften warf. Es kam dadurch jene kaltblütige Grausamkeit in sein Gemüth, die er in seiner Liebe für die Reformen nur zu oft gezeigt hat. Aus Erbitterung ließ er später nur zu öfters Pläne und Unternehmungen fallen, wenn ihnen Hindernisse in den Weg traten, weil er seine Zeitgenossen nicht weiter für würdig derselben ansah.

So lange die Mutter lebte, und Joseph ward neununddreißig Jahre alt, ehe sie starb, hielt sie so streng und unverbrüchlich auf ihre Auctorität, daß sie

es sich nicht versagte, ihren Sohn, selbst als er schon zum völligen Mann herangewachsen, ja als er deutscher Kaiser geworden war, selbst in Gegenwart von dritten Personen noch über Kleinigkeiten zu belehren und ihm dürre, harte Zurechtweisungen zu ertheilen.

Pedantisch, wie Joseph's Erziehung durch die Mutter, war auch der Unterricht der Lehrer, die ihm zugewiesen wurden: der Staatskanzler Graf Corfiz von Uhlefeld und der Staatssecretair Bartenstein wurden seine Lehrer in der Staatskunst. Unter andern ließ Bartenstein den dreizehnjährigen Prinzen die vaterländische Historie aus funfzehn eigens für ihn aus archivalischen Quellen geschriebenen Folianten erlernen. Der Generalfeldzeugmeister Wenzel von Liechtenstein unterrichtete Joseph in der Kriegskunst. Der Unterinstructor in dieser Branche war der tüchtige Brequin. Den Unterricht in der Religion ertheilte ein Jesuit Pater Franz, der erste Director der von Kaunitz gestifteten orientalischen Academie. Der bedeutendste Mann, von dem Joseph Eindrücke empfing, war Kaunitz, er blieb ihm auch sein ganzes Leben hindurch in höchster Dankbarkeit ergeben.

Ein Augenzeuge, der den Kronprinzen von seiner Kindheit an gekannt und beobachtet hatte, hat folgende Schilderung von ihm und seiner weitern Entwickelungsgeschichte, gegenüber der Erziehung, die an ihn gebracht wurde, gegeben: „Sein Körperbau entwickelte sich schnell und vortheilhaft und er war ein schöner, wohlgestalteter Prinz; doch in den Jugendjahren ohne Feuer und

Wirksamkeit. Seine Fähigkeiten und Geistesgaben fingen später an zu reifen und er wurde gar bald von seinem nach ihm gebornen Bruder, dem Prinzen Carl, der leider zu frühe, kaum achtzehn Jahre alt, starb, an äußerer Geschicklichkeit, munterem Wesen und Entschlossenheit übertroffen und daher in der älterlichen Liebe etwas zurückgesetzt, welches dem Prinzen Joseph öfters heimliche Thränen gekostet haben soll. Er lernte allzeit ungern und schwer: allein, was er erlernte, hat er nie vergessen, denn sein Gedächtniß war so glücklich, Alles zu behalten, was er einmal gefaßt hatte. Er wollte gern Alles wissen und hatte auch von Allem eine bewundernswürdige Kenntniß. Zur Verschwendung zeigte er niemals den geringsten Hang; man konnte aber auch keine besondere Anlage zum Geiz in ihm wahrnehmen. Er schenkte Wenigen, wenn es aber geschah, so waren die Gaben fürstlich und mit der größten Anständigkeit verbunden. Gegen seine Untergebenen war er liebreich, herablassend, wohlwollend und gnädig. Gegen Vorgesetzte etwas steif und gegen seine Hofmeister, wovon einige Pedanten waren, widersetzlich, ungeduldig und launisch. Gegen die Eltern gehorsam, doch zurückhaltend, gegen die Geschwister mehr freundlich als herzlich, öfters satyrisch, selten zuvorkommend, immer entfernt. Den geistlichen Stand schien er nie zu achten, die Religion aber hoch zu schätzen: der gar zu fleißige Kirchengänger und öffentliche Beter fand bei ihm wenig Vertrauen und Gehör. Der Gelehrte und Künstler wurde von ihm geehrt. Für das schöne Geschlecht bezeigte er jederzeit viel Achtung, tändelte

gern mit den Schönen und war gegen alle freundlich, höflich, leutselig und im Umgang außerordentlich einnehmend und liebenswürdig."

Mit seinem siebzehnten Jahre überfielen Joseph die Blattern und seitdem er davon wiederhergestellt war, wurde er ein anderer Mensch. Das bisherige Zerstreutsein hörte auf, er warf sich jetzt mit ungemeinem Eifer auf's Lernen, er zeigte eine fast unersättliche Wißbegierde. Er fing an, selbst zu studiren. Achtzehn Jahre alt, 1759, sollte er im siebenjährigen Kriege zur Armee des Feldmarschalls Daun in's Feld ziehn, was sein Lieblingswunsch war, aber die besorgte Mutter besann sich plötzlich eines Andern.

Als Joseph in die zwanziger Jahre eintrat, war er ein schöner, blühender junger Mann, schlank, nicht viel über mittlere Mannesgröße. Der Ausdruck seines Wesens war ernst, aber freundlich. Sein Gesicht war länglich, der Teint rein, der Blick geistvoll, heiter und einnehmend, um den Mund spielte immer ein lieblicher Zug, die Zähne waren weiß und regelmäßig. Die Stirn war hochgewölbt, die Nase etwas gebogen, beide edel. Selbst die Narben, die die Pocken auf dem Gesichte zurückgelassen hatten, gaben den Zügen mehr männlichen Ausdruck. Aber besonders funkelte das Auge von Geist und Leben, es war himmelblau oder kaiserblau, wie man es in der Modewelt genannt hat, es spiegelte sich in ihm Joseph's edles, uneigennütziges, aber energisches, rasches, ja rücksichtslos eigenmächtiges Gemüth, die warme Begeisterung für alles das, was sich diesem Gemüthe als das Große und Gute darstellte.

ihr, der von Geld und Truppen Entblößten, die Feinde der pragmatischen Sanction von allen Seiten entgegentraten, um ihr ihr Erbtheil zu entreißen. Friedrich II. war in Schlesien eingerückt, vier Tage vor Joseph's Geburt war Glogau an die Preußen übergegangen. Joseph erblickte das Licht der Welt früh drei Uhr, weshalb sein Vater, der muntre Franz von Lothringen, die Aeußerung that, daß das Kind einst „sehr wachsam" sein werde. Joseph kam vollkommen gesund und gut gebildet zur Welt und aus seinem starken Gliederbau zog man das Prognostikon, daß er dereinst ein starker Kriegsheld werden würde. Seine fromme Mutter hatte, während sie gesegneter Hoffnung war, der Mutter Gottes zu Mariazell den neugebornen Prinzen verlobt und schickte nun zur Dankbarkeit eine sechszehn Pfund sieben Loth schwere Statue von gegossenem Silber dahin, was gerade das Gewicht des Neugebornen war.

Ein Vierteljahr nach ihrer Niederkunft begab sich Maria Theresia nach Ungarn, sie ward am 25. Juni 1741 zu Presburg gekrönt. Sie ließ den neugebornen Erbkönig von Ungarn von Wien herbeiholen und zeigte ihn am 21. September der ungarischen Reichsversammlung in dem Augenblicke, als ihr zum Mitregent ernannter Gemahl am Fuße des Throns seinen Eid ablegte. Der heldenmüthige Aufstand der Ungarn hatte dem Prinzen die Monarchie in der Wiege gerettet.

Die fünf ersten Lebensjahre brachte Joseph unter den Händen der Frauen zu, 1746 ward ihm, als dem coronae princeps von Ungarn, ein Ungar, der Feld-

marschall Fürst Carl Batthiany, der Sohn der schönen Lorel Batthiany, des Prinzen Eugen Codizill, zum Oberhofmeister gegeben. „Der Feldmarschall Bathyany, schreibt einmal Friedrich der Große an d'Alembert am 13. August 1777, der den Kaiser gebildet hat und den ich sehr genau gekannt habe, war ein würdiger Mann und fähig, einem jungen Prinzen gute Grundsätze beizubringen." Wie ich oben schon erwähnt habe, war der Ajo eine tapfre Kriegsgurgel, aber ohne Kenntniß in den Geschäften und Wissenschaften. In demselben Jahre 1746, wo der Ajo angestellt ward, erinnerte sich Papst Benedict XIV., der nebst August III. von Sachsen-Polen der Pathe Joseph's gewesen war, dem nun schon fünfjährigen Prinzen die geweihten Windeln zu schicken. Als der Nuntius Serbelloni sie Maria Theresia überreichte, entgegnete diese, über die Verzögerung ungehalten: „Ihr Sohn habe weder Windeln noch Spitzen mehr nöthig, er habe bereits die ungarischen Beinkleider angezogen."

Der preußische Gesandte Graf Podewils, der Joseph als sechsjährigen Knaben sah, schildert ihn und die Erziehungsweise, die er von Vater und Mutter erhielt, in einer Depesche an Friedrich den Großen vom 22. März 1747: die Schilderung zeigt namentlich, wie viel Joseph später aus sich selbst gebildet hat.

„L'Archiduc Joseph n'est pas grand pour son âge, mais fort bien fait et tout-à-fait beau. Sa phisionomie est agréable. Il a les yeux de l'Im-

Joseph war weit wärmer, weit jugendlicher, als sein großer Rival, der alte Fritz. Friedrich sah ihn zuerst, als er achtundzwanzig Jahre alt war und sagte von ihm: „Er ist an einem bigotten Hofe aufgewachsen und hat den Aberglauben abgeworfen; er ist im Prunk erzogen worden und hat einfache Sitten angenommen, man hat ihn mit Weihrauch genährt und er ist bescheiden."

Aber Friedrich entging der hochstrebende, ehrgeizige Geist nicht, der in Joseph brütete, er sagte deshalb sehr bedeutungsvoll von ihm: „Er wird Carl V. noch übertreffen." Joseph war ganz erfüllt von den Beglückungsideen der Menschheit, wie sie damals, von Frankreich her angeregt, in allen edleren deutschen Gemüthern sich bewegten, und es charakterisirte ihn, Friedrich gegenüber, Nichts schärfer, als daß er später, als er schon ein sechsunddreißigjähriger Mann war, drei Jahre vor dem Tode seiner Mutter, auf der französischen Reise Rousseau in seinem Dachstübchen zu Paris aufsuchte, Voltaire aber, den von Friedrich II. so geehrten Voltaire, auf seinem Landgute zu Ferney nicht — aus Grundsatz nicht, wenn auch zu des eiteln Voltaire größtem Aerger. Während Friedrich seine Untergebenen noch mit dem alten „Er" titulirte, fing Joseph zuerst an, sie alle, und auch die Bürgerlichen unter ihnen, mit „Sie" anzureden. Er glaubte damit den Menschen als Menschen ehren zu müssen.

2. Joseph's Regiment als deutscher Kaiser. Seine Reisen.

Vierundzwanzig Jahre alt war Joseph, als die römische Königskrone ihm zu Theil ward, er ward am 3. April 1764 zu Frankfurt gekrönt: es ist die Krönung, die Göthe in Wahrheit und Dichtung mit so jugendlich-anmuthiger Anschaulichkeit beschreibt. Im folgenden Jahre starb sein Vater Kaiser Franz und er übernahm nun die Regierung des deutschen Reichs. Es schien Anfangs, als wollte die über den Tod des geliebten Gemahls untröstliche Mutter sich ganz den Staatsgeschäften entziehen und, wie sie vielmals zu sagen pflegte, ihre übrigen Lebenstage als Aebtissin des neugegründeten Damenstifts Gott allein schenken. Aber der Entschluß hielt nicht zweimal vierundzwanzig Stunden vor. Die Liebe zum öffentlichen Leben, mehr noch die Liebe zum Herrschen, war mächtiger als die andächtige Wallung. Sie ernannte jedoch Joseph zum Mitregenten in den Erbstaaten.

Dieser warf sich nun sofort mit dem höchsten Eifer auf die inneren Reformen. Er trat gleich beim ersten Anfange seines Regierungseinflusses mit einem seltenen Beispiel von Uneigennützigkeit auf, indem er zweiundzwanzig Millionen Coupons, nach dem siebenjährigen Kriege gemachte Staatspapiere, die er von seinem Vater ererbt hatte, verbrannte und dadurch dem Staate das ganze Capital sammt den Interessen schenkte. Nachdem er so kraft seines Wahlspruchs: „Virtute et exemplo, durch Tugend und Beispiel," mit der edelsten Selbstverläugnung vorausgegangen war, forderte er auch ein Gleiches von den Die-

nern des Hofs und des Staats. Joseph suchte sofort allen unnöthigen Aufwand abzuschneiden und forderte deshalb allen Personen am Hofe und in den Regierungsstellen Listen über Besoldungen und Pensionen ab. Alles Mißbräuchliche kam jetzt in Wegfall. Eben so machte er der unter den vorigen Regierungen zu den abscheulichsten Mißbräuchen gediehenen Aemterjägerei ein Ende. Alle Empfehlungen durch männliche und weibliche lange Röcke sollten aufhören, Verdienst und Würdigkeit allein entscheiden. Wie übel es mit dem Beamtenstande in Oestreich bestellt war, erweist sich am deutlichsten aus einer Verordnung Joseph's, die er einige Jahre vor seinem Tode, am 28. Nov. 1787, noch zu erlassen für nöthig fand, „daß die schon angestellten Beamten durch unentgeldlichen Besuch der Wiener Universität ihre Unwissenheit bessern könnten." Bei Hofe wurden bedeutende Vereinfachungen vorgenommen. Früher hatte jedes Glied der kaiserlichen Familie, das seinen eignen Hofstaat hatte, auch seine besondere Tafel gehabt. Jetzt blieben nur noch die des Kaisers und der Kaiserin-Mutter. Auch die Hofspeisung an der Marschallstafel ward endlich aufgehoben, die dienstthuenden Kammerherren erhielten die Weisung, um ein Uhr ihren Posten zu verlassen und zu Hause zu speisen. Die ungeheuer zahlreichen Galatage wurden auf einen einzigen bestimmten reducirt, den Neujahrstag; alle übrigen, erklärte Joseph, werde er besonders ansagen lassen. Das spanische Ceremoniel und den großen Pomp, der sonst die Majestät umgab, schaffte

er ganz ab, namentlich in einer eignen Verordnung das Kniebeugen, das, wie er sagte, Gott allein gebühre. Als seine Mutter gestorben war, ordnete er im Januar 1784 der Einfachheit wegen an, daß es allen Staatsdienern erlaubt sei, ihren Vorgesetzten in Stiefeln Aufwartung zu machen. Die kaiserliche Titulatur in Suppliken und dergleichen reducirte er 1787 auf das einfache: „An S. Maj. den Kaiser und König." Er verbot die Hazardspiele, die, um das französische Theater zu unterhalten, das sein Vater sehr liebte, erlaubt worden waren: jede Pharaobank zahlte den Theaterunternehmern zehn Ducaten. Die Folge war, daß das französische Theater einging. Kaunitz, der das französische Theater sehr liebte, war sehr verdrießlich darüber. Er äußerte damals: „Je ne vois que des defences, de tous cotés."

Der ganze Hof, durch die Kaiserin verwöhnt, erschrak, als Joseph so auf einmal die strengste Oeconomie statt des überflüssigen, prunkenden Aufwandes einführte, Ehrlichkeit und Treue auf die höchste Stufe der Staatstugenden erhob und in den Collegienschlendrian einen ernsten Gang der Ordnung und des Fleißes zu bringen suchte. Die in ihrer Ruhe aufgescheuchten und in ihrem behaglichen Leben bedrohten Hof- und Staatsbeamten verbanden sich sofort gegen Joseph. Die Kaiserin ward bestürmt, ihr sanftes Scepter nicht niederlegen, den Born ihrer Huld und Gnade noch ferner über ihre Millionen Unterthanen ausschütten zu wollen. Was Schmeicheleien nicht ganz erreichten, erreichte die fromme List, mit der man bei Marien Theresien die

Eifersucht auf ihren Sohn zu erwecken wußte, dessen Neuerungssucht alle Schöpfungen der Mutter umstoßen werde. Nach und nach zog Maria Theresia die Regierungszügel wieder straffer an sich und zuletzt blieb dem jungen Kaiser nur noch die Sorge der Verwaltung des Kriegswesens überlassen. Joseph mußte noch sechszehn lange Jahre warten, ehe er in den Erbstaaten seine Pläne der inneren Reformen ausführen konnte.

Als deutscher Kaiser war für Joseph wenig zu thun. Die alte Reichsverfassung war zu unförmlich und gothisch, als daß er dieser ehrwürdigen Ruine zu einem erneuerten Leben hätte verhelfen können. Indeß that Joseph auch in dieser Sphäre, was er nur irgend thun konnte. Er verbot durch ein Handbillet vom 21. Oct. 1767 an den Präsidenten des Reichshofraths, Grafen von Harrach, daß das Uebel des Geschenkenehmens bei diesem höchsten Reichsgerichte aufhören solle, sowohl angebotne als „geforderte" Geschenke, sowohl Geld- als Geldeswerths-Geschenke, Consumtibilien oder s. g. „Kuchelregalien" sollten durchaus wegfallen. „Die mindeste Verhehlung oder Uebertretung dieses meines ernstlichen Befehls — so schreibt Joseph in diesem Billete — werde ich ohne Ansehung der auch noch so lange geleisteten Dienste oder noch so großen Geschicklichkeit, den Redlichen zur Genugthuung, Eigennützigen aber zum billigen Schrecken, auf das allerschärfeste, auch mit Cassation ahnden." Zuletzt war noch mit eigner Hand beigefügt: „Dieses Billet ist öffentlich im Rathe vorzulesen und einem Jeden in die Feder zu dictiren."

Das zweite höchste Reichsgericht, das Reichskammergericht zu Wetzlar, war ein wahrer Augiasstall. Zu tausenden lagen dort die Prozeßactenstöße aufgehäuft und blieben unerledigt. Ein Prozeß, den die Stadt Gelnhausen geführt hatte, hatte 1549 begonnen und war erst 1734 erledigt worden. Ein andrer Prozeß, der zwischen Kurbrandenburg und Nürnberg obschwebte, dauerte schon seit 1526 und war noch nicht erledigt. Das Gericht genoß bei den mächtigeren Reichsständen so wenig Auctorität, daß Kurpfalz 1699 seine beiden Boten hatte durchprügeln und fortjagen lassen. Joseph wollte dennoch die Herculesarbeit mit diesem Prozeßstalle übernehmen. Es wurde eine Visitations-Commission niedergesetzt, 1772 durch dieselbe drei Assessoren abgesetzt, auch der schlaue Justizmäkler Jude Nathan von Frankfurt mußte 232,000 Gulden Ersatz zahlen und sechs Jahre lang sitzen. Nichtsdestoweniger war mit dem Aufräumen nicht durchzukommen. Noch bei der Auflösung des deutschen Reichs fand man 80,000 Prozeßactenstöße, s. g. brutalia juris, die Hälfte unerledigt.

Das Ersprießlichste, was Joseph als deutscher Kaiser zu Stande brachte, war der heilsame Schrecken, den er den kleinen Reichstyrannen einjagte. Graf Friedrich von Leiningen zu Guntersblum, ohnfern Worms, ward nach vierjähriger Regierung 1770 wegen einer ganzen Galerie von sauberen Verbrechen und Unthaten, als: „Gotteslästerung, attentirte Menschenmorde, Vergiftung, Bigamie, Verbrechen der beleidigten Majestät, Concussion seiner Unterthanen und

unerlaubter Mißhandlung fremder auch geistlicher Personen" durch den Reichshofrath der Regierung für unfähig erklärt, Joseph ließ ihn zu Arrest bringen, um criminaliter gegen ihn zu procediren, er starb schon 1774. Einer der schlimmsten kleinen Reichstyrannen war der Wild-, Rauh- und Rheingraf Carl Magnus von Salm, auf dem wilden und rauhen Hundsrücken zu Greyweiler. Dieser kleine Graf wirthschaftete mit einem Einkommen von 60,000 Gulden dreißig Jahre lang so herrlich und in Freuden, daß zuletzt sein Einkommen nicht mehr zur Bezahlung der Interessen für die aufgelaufenen Schulden hinreichte. Er erlaubte sich darauf die schändlichsten Betrügereien gegen seine Gläubiger und die unglaublichsten Plackereien und Schindereien gegen seine Unterthanen. Er ward angeklagt und Joseph ließ ihn im Jahre 1775 zu zehnjährigem Gefängniß auf dem festen Bergschlosse Königstein bei Frankfurt verurtheilen. Das Urtel lautete: „daß der Rheingraf wegen seiner groben Verbrechen die höchste Strafe zwar verdient habe, daß aber der Kaiser in Rücksicht seines alten und ehrwürdigen Hauses die Strafe dahin mildern wolle, daß derselbe wegen eingestandener schändlicher Betrügereien, unverantwortlichen Mißbrauchs der landesherrlichen Gewalt und vielfältig begangener, befohlener und zugelassener Fälschungen, zehn Jahre lang auf einer im römischen Reiche gelegenen Festung in peinlichen Haften zu halten und ihm nichts als der höchst nothwendige Unterhalt aus seiner Concursmasse abzureichen sei." Dieß war ein Exempel, wie es seit

Jahrhunderten nicht statuirt worden war, auch wollten es S. Erlaucht gar nicht fassen, daß Kaiserliche Majestät so hart mit ihm zu verfahren wirklich entschlossen sei. Joseph machte aber bitteren Ernst. Der wilde und rauhe Rheingraf saß sechs Jahre und drei Monate zur Strafe auf dem Königstein, dann kam er aber doch noch frei, durfte aber natürlich nicht wieder regieren.

Nächst den Reichsgeschäften und dem Kriegswesen suchte Joseph während der sechszehn Jahre, wo er noch der Regierung seiner Mutter zusehen mußte, sich durch Reisen zu zerstreuen. 1766, im März, besuchte er zuerst das Land Ungarn bis nach Temeswar und Belgrad an der türkischen Grenze. Er sah dann im Juni Böhmen, Oberschlesien, Mähren. Er stattete damals auch den Höfen zu Dresden und München einen kurzen Besuch ab. Die projectirte Zusammenkunft mit Friedrich dem Großen verhinderten seine Mutter und Kaunitz wegen politischer Rücksichten. 1769, vom März bis Juni, machte er in Begleitung seines Oberstallmeisters, des Grafen Dietrichstein, seine erste Reise nach Italien, war zu Rom im Conclave, wo Ganganelli gewählt wurde, zu Neapel bei seiner Schwester Caroline, zu Florenz bei seinem Bruder Leopold, zu Parma, zu Turin und zu Mailand. 1769 im August und 1770 im September sah er zweimal seinen großen Rival Friedrich in den Lagern von Neiße und Mährisch-Neustadt. In Neiße war sein Schwager Prinz Albert von Sachsen-Teschen, Marschall Lascy, General

Loudon und der Oberstallmeister Dietrichstein in seiner Begleitung, in Neustadt auch Prinz Ligne und Fürst Kaunitz: hier ward wegen der Theilung Polens unterhandelt. 1772 ging er wieder nach Böhmen, um bei der ausgebrochnen Hungersnoth zu helfen. 1774 machte er die zweite italienische Reise. 1777 vom 1. April bis 1. August besuchte er in Begleitung der beiden Grafen Joseph Colloredo und Philipp Cobenzl als „Graf von Falkenstein" Versailles, wo er nicht bei seinem Schwager, sondern im Gasthof, und Paris, wo er über einen Monat beim östreichischen Gesandten Grafen Mercy im Petit Luxembourg wohnte; dann durchreiste er die Provinzen Frankreichs und ging über Bayonne bis St. Sebastian in Spanien; er wollte bis Madrid, ja bis Lissabon gehen, als ihn ein Courier mit der Nachricht von einer Krankheit seiner Mutter traf: er sah auf der Rückreise Marseille, Toulon, Lyon, Genf, Bern, den Rheinfall bei Schaffhausen, Constanz und Bregenz. 1778 wohnte er dem bairischen Erbfolgekriege in Böhmen bei. 1779 ging er wieder nach Böhmen, um die neuen Festungen Theresienstadt und Josephstadt anzulegen und zwar gerade auf den Punkten, wo sie Friedrich der Große in Teschen angegeben, als sich Collenbach und Herzberg wegen Glatz gezankt und der König ausgerufen hatte: „Glatz hilft Ihnen nichts, hierher müssen Sie zwei Festungen setzen!" 1780 vom April bis August war Joseph dann bei der Kaiserin Katharina von Rußland in Mohilew, Smolensk, Moskau und Petersburg.

Es wurde Joseph schwer zu warten: von Eitelkeit war er nicht frei. Sein brennender Wunsch war seit lange gewesen, ein Friedrich für Oestreich zu werden, Oestreich eben so aufzuklären, wie Preußen aufgeklärt worden war, Oestreich politisch, sowohl finanziell, als militärisch, umzuformen, wie Friedrich Preußen umgeformt hatte. Joseph ging der Gedanke über Alles, von den Zeitgenossen, die Friedrich so angestaunt hatten, eben so angestaunt zu werden, die Unsterblichkeit gleichsam im Voraus zu genießen. Endlich 1780, am 29. November, starb die Mutter und nun war er selbstständig. Jetzt wollte er nachholen.

3. Joseph's Regierungsantritt in Oestreich.

Es lebte in Joseph ein Geist der Entwürfe, wie ihn wenige Menschen besessen haben, ein Plan drängte den andern in seinem Kopfe. Das Fach der auswärtigen Politik blieb vor der Hand dem alten Fürsten Kaunitz. Joseph selbst machte sich an die inneren Umwandelungen und zwar aufs Eifrigste und Eiligste. Die einzige Idee, die ihn völlig beherrschte, war das Beste des Staats. Wie Friedrich der Große zu sagen pflegte: „Ich bin nur der erste Diener des Staats", so sagte Joseph: „Ich bin nur der Verwalter des Staats." Aber was dem Staate fromme, das bestimmte Er und zwar Er allein, eben so absolutistisch, wie Friedrich. Seine Ansichten setzte er in den Briefen an seine Freunde mit größter Offenheit auseinander. Er schrieb kurz nach dem Tode seiner Mutter im December 1780 an den Minister des innigst

befreundeten Frankreich, wo seine Schwester Königin war, an den Herzog von Choiseul nach Paris: „Die Kaiserin, meine Mutter, hat mir einen großen Staat, Minister und Generale von entschiedenen Talenten, getreue Unterthanen und einen Ruhm zurückgelassen, der es jedem Nachfolger schwer macht, ihn zu behaupten. In Ansehung der Staatsbedienten hat diese Monarchin eine vorzügliche Regierungskenntniß bewiesen. Kaunitz als Minister der auswärtigen Geschäfte, Hatzfeld als Chef der inneren Staatsverwaltung und einige Ambassadeurs an verschiedenen Höfen beweisen, daß sie Talente gekannt, geschätzt und belohnt habe. Der bisherige Einfluß der Geistlichkeit in der Regierung meiner Mutter wird ein Gegenstand meiner Reformen werden. Ich sehe nicht gerne, daß die Leute, denen die Sorge für das zukünftige Leben aufgetragen ist, sich so viel Mühe geben, unser Dasein hienieden zum Augenmerk ihrer Weisheit zu machen. Auch fordert der Finanzzustand in den östreichischen Ländern eine andere Einrichtung. Nach einer kurzen Uebersicht, die ich mir über denselben verschaffte, finde ich die Staatsschulden auf eine beträchtliche Summe, die Gnadengaben, Pensionen, Zulagen und Nebeneinflüsse verschiedener Edeln und Beamten zu einer ziemlichen Höhe gestiegen. Ich muß Einschränkungen machen, so schwer es Einigen fallen mag, die es betreffen wird."

„Noch sind mir diese Gegenstände ziemlich neu; ich muß mich besser orientiren, ich muß die Pflichten

meiner neuen Würde auch mit einer vollkommenen Kenntniß der Gegenstände derselben vereinbaren, sonst wäre ich ein Monarch, wie der Großherr, der nichts als seine Vergnügungen und keine von den Obliegenheiten seines Stands kennt."

„Leben Sie glücklicher, als ich. Noch bin ich es nicht ganz und bis ich die Laufbahn durchwandelt, die ich mir vorgesetzt, werde ich ein Greis."

Mit derselben Offenheit spricht sich Joseph gegen den Erzbischof Hieronymus von Salzburg, Grafen von Colloredo, einen Sohn seines Reichsvicekanzlers, aus. Er schreibt ihm im Februar 1781: „Die Angelegenheiten des deutschen Reichs habe ich schon seit dem Tode meines Vaters, so wie das Kriegswesen lange Zeit schon allein besorgt. An der Seite der ersten sind eine außerordentliche Anzahl der Reichsgesetze und der Reichsvicekanzler Colloredo meine Unterstützung gewesen; das zweite übersieht mein Lascy, einer der vortrefflichsten Generale unserer Zeiten; seine großen Talente sind mir Bürge für den Wohlstand meiner Heere und für die Sicherheit des Reichs."

„Aber die innere Verwaltung meiner Staaten erfordert eine Umschaffung ohne weiterem. Ein Reich, das ich regiere, muß nach meinen Grundsätzen beherrscht, Vorurtheil, Fanatismus, Parteilichkeit und Sklaverei des Geistes unterdrückt und jeder meiner Unterthanen in den Genuß seiner angebornen Freiheiten gesetzt werden."

„Das Mönchthum hat in Oestreich überhand genommen, die Anzahl der Stifter und Klöster ist zum

Außerordentlichen emporgestiegen. Die Regierung hatte bis nun nach den Regeln dieser Leute beinahe kein Recht über ihre Personen gehabt, und sie sind die gefährlichsten und unnützesten Unterthanen in jedem Staat, da sie sich der Beobachtung aller bürgerlichen Gesetze zu entziehen suchen und bei jeder Gelegenheit sich an den Pontifex Maximus nach Rom wenden."

„Mein Staatsminister Freiherr von Kresel*), der aufgeklärte van Swieten**), der Prälat Rautenstrauch***) und noch einige Männer von bewährten Kenntnissen werden zur Hofcommission verordnet, die ich zur Aufhebung der unnöthigen Mönchs- und Nonnenklöster niedergesetzt habe."

„Wenn ich dem Monachismus den Schleier hinweggerissen, wenn ich Andromache's Gewebe der Ascetenlehre von den Lehrstühlen meiner Universitäten verbannt und den blos beschaulichen Mönch in den wirkenden Bürger umgeschaffen habe, dann mögen

*) Franz Carl, seit 1760 Freiherr Kresel von Qualtenberg, ein Böhme, Geheimer Rath und Staatsrath in inländischen Geschäften, Hofkanzler und Präses der geistlichen Hofcommission.

**) Gottfried, Sohn des berühmten Leibarzts, der Diplomat und Hofbibliothekpräfect.

***) Stephan von Rautenstrauch, ebenfalls ein Böhme, aus Platten, Abt des Benedictinerstifts Braunau, ein Haupthelfer Joseph's in Ecclesiasticis, bis er, wie man sagt, von jüngern Nebenbuhlern vergiftet wurde, er starb 1785 zu Erlau in Ungarn.

vielleicht einige von der Zelotenpartei anders von meinen Reformen raisonniren."

„Ich habe ein schweres Geschäft vor mir; ich soll das Heer der Mönche reduziren, soll die Fakirs zu Menschen bilden, sie, vor deren geschornem Haupt der Pöbel in Ehrfurcht auf die Kniee niederfällt und die sich eine größere Herrschaft über das Herz des Bürgers erworben haben, als irgend etwas, welches nur immer einen Eindruck auf den menschlichen Geist machen konnte."

Am unumwundensten und stärksten spricht sich Joseph endlich in einem Briefe vom October 1781 an den Cardinal Hrczan, einen Böhmen, seinen Gesandten in Rom, den Nachfolger des berühmten Cardinals Albani, aus:

„Seitdem ich den Thron bestieg und das erste Diadem der Welt trage, habe ich die Philosophie zur Gesetzgeberin meines Reichs gemacht."

„Zu Folge ihrer Logik wird Oestreich eine andere Gestalt bekommen, das Ansehen der Ulemas eingeschränkt und die Majestätsrechte in ihr erstes Ansehen wieder kommen. Es ist nothwendig, daß ich gewisse Dinge aus dem Gebiet der Religion entferne, die nie dahin gehört haben."

„Da ich den Aberglauben und die Sadducäer verachte, so will ich mein Volk davon befreien. In dieser Absicht werde ich die Mönche verabschieden, die Klöster derselben aufheben und sie den Bischöfen ihres Bezirkes unterwerfen."

„In Rom werden sie das für einen Eingriff in die Rechte Gottes erklären; ich weiß es, man wird „die Herrlichkeit ist gefallen" laut ausrufen, darüber Klagen führen, daß ich dem Volke seine Tribunen wegnehme und zwischen den Begriffen von Dogma und Philosophie eine Grenzlinie ziehe, noch mehr aber erbost werden, wenn ich alles das unternehme, ohne daß ich hierüber die Gutheißung von dem Knechte der Knechte Gottes habe."

„Wir haben diesen Dingen den Verfall des menschlichen Geistes zu verdanken. Nie wird es ein Diener des Altars zugeben wollen, daß ihn der Staat dahin weist, wohin er eigentlich gehört; wenn er ihm keine andere Beschäftigung als das Evangelium allein läßt; und wenn er es durch Gesetze verhindert, daß die Kinder Levi mit dem Menschenverstand kein Monopolium treiben."

„Die Grundsätze des Monachismus von Pachomius an bis auf unsere Zeiten sind dem Lichte der Vernunft gerade entgegen gewesen; sie kommen von der Hochschätzung ihrer Stifter bis zur Anbetung selbst, so, daß wir in ihnen die Israeliten wieder aufleben sahen, welche gegen Bethel gingen, um goldne Kälber anzubeten."

„Diese unächten Begriffe von der Religion verbreiteten sich auf den gemeinen Mann; er kannte Gott nicht mehr und hoffte alles von seinen Heiligen!"

„Die Rechte der Bischöfe, die ich wieder einsetzen werde, müssen die Denkungsart des Volks zum Theil mit umschaffen; ich werde dem gemeinen Manne statt

des Mönchs den Priester, statt der Romane der kanonisirten Leute das Evangelium und im Religionsunterschied die Moral predigen lassen."

„Ich werde dafür Sorge tragen, daß das Gebäude, welches ich für die Zukunft errichte, dauerhaft bleibe. Die General-Seminarien sind Pflanzschulen für meine Priester; die Seelsorger, welche darin gebildet werden, bringen einen geläuterten Geist mit in die Welt und theilen ihn durch einen weisen Unterricht dem Volke zu."

„So werden nach einem Zeitraum von Jahrhunderten Christen sein; so werden, wenn ich meinen Plan vollbracht, die Völker meines Reichs genauer die Pflichten kennen, die sie Gott, dem Vaterland und ihren Nebenmenschen schuldig sind — so werden uns noch die Enkel segnen, daß wir sie von dem übermächtigen Rom befreit, die Priester in die Grenzen ihrer Pflichten zurückgewiesen und ihr Dortsein dem Herrn, ihr Dasein aber dem Vaterland allein unterworfen haben."

4. Joseph's Reformen im Clerus. Das Censur- und Toleranzedict. Besuch des Papstes in Wien.

Joseph's Hauptreform traf den Clerus, als den Hauptfeind der Aufklärung, wie er sie in Oestreich herzustellen wünschte. Diese Reform, so war sein Wunsch, sollte so zeitig und so gründlich als nur immer möglich eintreten. Er war der entschiedenste Lichtfreund und so sollte es auch sofort Licht sein in seinen Staaten. Das Regiment der geweihten Dummheit, die Zeiten des heiligen Obscurantismus sollten aufhören. Es sollte in dem katholischen Oestreich eben so hell werden, wie Friedrich in dem protestantischen

Preußen es hell gemacht hatte. Zu dem Ende gab Joseph gleich im ersten Jahre seiner Regierung die zwei berühmten Edicte, von denen er in seinem zuversichtlichen Enthusiasmus hoffte, daß sie die glückliche Wandlung herbeiführen würden: das Censuredict vom 11. Juni 1781, das die zeither niedergehaltene Denk- und Preßfreiheit gewährte, und das Toleranzedict vom 13. October 1781, das die Unterdrückung der Akatholischen aufhob.

Diese beiden radicalen Edicte führten allerdings eine vollständige Umwandlung herbei, aber ganz anders, als der menschenfreundliche Kaiser, der mit Gewalt seine Völker beglücken wollte, es sich gedacht hatte. Joseph hatte übersehen, daß in einem Boden, der Jahrhunderte lang unbebaut gelegen hatte, der mit Unkraut und Steinen bedeckt, der ganz hart und festgetreten war, nicht gleich Saamen gedeihen könne. Und dieser Boden war sein Land. Bis auf die Stunde, wo er die Selbstregierung übernahm, hatte der härteste Denk- und Glaubenszwang geherrscht, der Geist der Unterthanen der Monarchie war durch die strenge Hof-, Adels-, Bureaukratie-, Jesuiten- und Kapuzinerbevormundung in aller freien Entwicklung gehemmt worden, bei der bei weitem größten Anzahl hatten die natürlichen Folgen der Geistessclaverei: Bigotterie, Fanatismus, Unwissenheit und Aberglauben einen Zustand herbeigeführt, daß das Licht, das Joseph hereinlassen wollte, statt zu beglücken, nicht anders als blenden und erschrecken konnte. Es war geradehin unmöglich, diese methodisch auf den Kinderstandpunkt zurückgeführten

blöden katholischen Unterthanen mit einem Male jener freieren Geistesbildung zuzuführen, in welcher die protestantischen Deutschen sich bewegten. Joseph war ein aufrichtiger Christ. Er sagte bei der Reise zum Papst den theologischen Professoren zu Bologna: „Ich bin zwar kein Theolog, bin nur Soldat, aber so viel weiß ich, daß zum Himmel nur Ein Weg führt — also nur Eine Lehre —, ich hoffe, Sie werden in Ihren Schulen auf diese einzige Lehre halten, auf die Lehre Jesu Christi!" Aber er fehlte sehr, indem er alle alte Auctoritäten mit einem Male vernichtete, das Herkömmliche bei der Wurzel ausreißen und alles plötzlich neu umschaffen wollte. Es mangelte Joseph gar sehr an der Menschenkenntniß. Es ging ihm jene Klugheit ab, ohne welche die Consequenz zum Eigensinn und die Energie zur Eigenmächtigkeit wird.

Das Censuredict, das die zeitherige mönchische und bureaukratische Censur aufhob, gab den Druck aller Schriften frei, die nicht geradezu „dem Staate, der Religion und den guten Sitten" entgegen seien. Eigentliche bestimmte Verhaltungsvorschriften erhielten die Censoren nicht, ihre Instruction war ganz generell abgefaßt. Die Folge davon war, daß im Anfange beinahe alles gedruckt ward. Aus den freigegebenen zahlreichen Pressen Oestreichs ging nun eine Fluth von Schriften aus, die ein klägliches Zeugniß davon ablegte, was für eine Sorte Literatur von Scribenten erzeugt werde, denen der Geist ausgegangen und die nicht einmal durch die gewöhnlichsten Bildungsmittel

unterstützt waren. Man schrieb, ohne zu denken. Der ungeheure Wust der sogenannten „Wiener Schriften" war ein wahrer Kehrichthaufen der Seichtigkeit: ein gänzlich materieller Geist oder die vernüchterste Lichterzieherei machte sich in denselben breit. Man rechnete an 400 sogenannte „Büchelschreiber", die sich nach und nach in Wien etablirten. Dazu erschienen auch frivole und freche Schriften gegen politische und kirchliche Mißbräuche, ja gegen den Kaiser selbst, dessen Schwachheiten und Fehler bitter und schonungslos aufgedeckt wurden. Wegen der Schriften, in denen die Religion auf ärgerliche Weise criticirt wurde, erhoben einige Bischöfe und Prälaten laute und bewegliche Klagen. Es klagten ferner die Damen, deren Gefühl sich revoltirte. Ja selbst der klügere Theil der Gebildeten, die genauer mit dem Volks- und Zeitgeist bekannt waren, bestürmten das wohlwollende Herz des Kaisers. Joseph mußte wiederholte Erklärungen erlassen, daß man die Licenz der Schreibefreiheit nicht übertreiben möge. Die k. k. Censur mußte einige, aber wenige Bücher verbieten. Darunter befanden sich im Jahre 1786 unter andern: „Bahrdt's Reden Jesu"; Christlicher Tugendspiegel oder Leben und Thaten einiger päpstlichen Heiligkeiten; Etwas über die Priesterwelt, oder das Grab Mosis, eine morgenländische Geschichte; Weißenbach's Mißbräuche beim Mariendienst; Hirtenbrief über die Ohrenbeichte; Mag. Jocosus Hilarius wunderbare Historie einer durch dreißig Jahre unverwesen gebliebenen alten Jungfrauschaft, in saubere Reime gebracht; Flora, ein Journal von

und für Damen; Bordelle sind in Wien nothwendig, Herr Hofrath Sonnenfels mag dagegen auf seinem Katheder predigen, was er will; mehrere auf die Armee bezügliche Schriften, z. B. über Lascy's neuestes Dienstreglement für die Cavallerie; Es wird doch noch geschehen, oder sechsunddreißig Hypothesen über die Möglichkeit des baierischen Ländertausches, — endlich das berühmte „Graue Ungeheuer", ein Journal des Satyrikers Weckherlin. 1787 wurden die „Wolfenbüttelschen Fragmente" und die deutsche Pucelle d'Orleans Voltaire's, 1788 der ins Deutsche übersetzte Spinoza verboten. Die Predigercritiken ließ Joseph zu, um zu bewirken, daß die Kanzeln von den schlechten Predigern verlassen würden. Schriften gegen sich selbst und seine Verfügungen, wie z. B. „Die Briefe aus Berlin", „die Unwahrscheinlichkeiten", „die freimüthigen Bemerkungen über die Strafe des Garde-Obristlieutenants Szekuly", der „Magister Schlendrian", der die kaiserlichen Gesetze beißend critisirte, behandelte Joseph mit Schonung und gab sie öffentlich frei. Selbst ein Pasquill von der Partei der sogenannten Himmelsfechter, das an der unter Joseph neuerbauten evangelischen Kirche zu Wien, die vormals ein Nonnenkloster gewesen, angeheftet war, ließ Joseph drucken und zu Tausenden von Exemplaren für sechs Kreuzer verkaufen. Seine Person gab Joseph trotz der ihm angebornen reizbaren Empfindlichkeit ganz Preis. Er pflegte zu sagen: „Ich habe eine heile Haut, wen's juckt, der kratze sich." Er erklärte: „daß das Publicum ihn nicht nach den Broschüren, sondern nach seinen

Handlungen beurtheilen werde." Er sagte dem östreichischen Reichshistoriographen Michael Ignaz Schmidt, einem gebornen Würzburger, den er 1780 auf Kaunitz' Empfehlung nach Rosenthal's Tod zum Director des Haus- und Staatsarchivs ernannt hatte († 1794): „Schonen Sie Niemand, mich so wenig als Andere, wenn Sie mit Ihrer Geschichte so weit kommen. Die Fehler meiner Vorfahren und meine eignen sollen die Nachwelt belehren."

Eine üble Rückwirkung äußerten aber doch bei Joseph die zum Theil albernen und schiefen, zum Theil hämischen, unverschämten und pöbelhaften Ausfälle, die in diesen Schmähschriften auf seinen persönlichen Charakter gemacht wurden: er wurde der gelehrten Zunft von Herzen gram, sprach vom „Federvieh", vom Buchhandel „ebenbürtig dem Käsehandel", ja er ließ den Wissenschaften selbst seinen Groll entgelten, er wurde kalt gegen alle blos speculirende und raisonnirende Wissenschaften. Auch die schönen Wissenschaften achtete er nicht und er unterschied sich darin auf eine merkwürdige Weise von Friedrich II. So hoch er diesen Monarchen als Militair (das auch bei Joseph der erste Stand war) und als Finanz- und Staatsmann stellte, so niedrig taxirte er dessen Vorliebe für Poesie. Es ist ein Brief Joseph's an den Hofbibliothekpräfecten Baron Swieten erhalten, vom Jahre 1780, kurz nach dem Tode seiner Mutter, worin er sich über den fein französisch gebildeten König von Preußen geradezu lustig macht. „Ich weiß nicht, schreibt er, wie einige Monarchen auf die Kleinigkeiten

gerathen sind, sich literarische Vorzüge zu verschaffen, eine Art von Größe darin zu suchen, wenn man Verse macht, einen Riß zum Theater zeichnet, der ein Pendant für die Werke eines Palladio sein soll. Zwar sehe ich wohl die Obliegenheit ein, daß die Könige im Reich der Wissenschaften nicht ganz unbekannt sein sollen, daß man aber als Monarch die Zeit damit zubringe, Madrigals zu schreiben, das finde ich äußerst unnöthig. Der Markgraf von Brandenburg ist das Haupt einer Königssekte geworden, die sich damit beschäftigte, Memoirs, Gedichte und Abhandlungen über verschiedene Gegenstände zu schreiben. Die Kaiserin Rußlands folgte ihm nach, las Voltaire und schrieb Schauspiele und Verse an Vanhal, dann einige Oden an ihre Alziden; Stanislaus Lesczinsky aber Friedensbriefe; endlich der König von Schweden welche im Tone der Freundschaft."

„Die Veranlassungen hierzu sind eben so sonderbar, als die Producte ihres Geistes. Der König von Preußen fing seine akademische Beschäftigung zu Rheinsberg an, wohin ihn sein Vater exilirte und wo er kaum wie ein Obrister meiner Armee leben konnte. Wie er König wurde, setzte er seine Gelehrten-Beschäftigungen fort; gleich versammelten sich eine Menge französischer Champions und besangen seine Siege in Schlesien, d. i. die Eroberung eines Landes, das zwei Infanterieregimenter zur Besatzung hatte und das er mit 40,000 Mann überschwemmte. Späterhin trieb ihn die Begierde, Verse zu machen, an, mit Voltaire Freundschaft zu stiften, die aber unterbrochen, wieder erneuert,

getrennt und bis zu dem Tode des Uhrmachers von Ferney fortgesetzt wurde."

„Die Kaiserin von Rußland unternahm es aus Stolz; sie suchte in jeder Gattung von Ruhm zu glänzen, das Uebrige thaten Zeit und Umstände, Freundschaft und Leidenschaft und eine Portion Eitelkeit mitunter."

„Stanislaus war ein gutgesinnter Mann; er träumte wie der Abt St. Pierre und hätte, wenn es möglich gewesen, von seinem Lüneville aus der ganzen Erde Friede geboten. Die Majestät aus Stockholm hatte andere Ursachen; Gustav ward in Frankreich mit Würde behandelt und schrieb nach seiner Zurückkunft so zärtliche Briefe nach Paris und an den Hof zu Versailles, daß man ihm das Compliment zu machen genöthigt war, außer dem König wäre er ein sehr liebenswürdiger Privatmann."

„Sehen Sie, so denke ich über diese Gegenstände. Mir sind weder die großen Griechen noch Römer unbekannt; ich kenne die Geschichte des deutschen Reichs und jene meiner Staaten insbesondere; aber meine Zeit hat mir nie erlaubt, Epigramme zu machen und Vaudevilles zu schmieden. Ich habe gelesen, um mich zu unterrichten, ich bin gereist, um meine Kenntnisse zu erweitern', und indem ich die Gelehrten unterstütze, erweise ich ihnen einen größeren Dienst, als wenn ich und einer derselben an einem Pulte Sonnette faselten."

Sinn für höhere, feinere geistige Bildung ging Joseph ab. Er war ein Nützlichkeitsmann. Die praktischen Wissenschaften waren es, die er liebte. Als

Knabe schon hatte er eine leidenschaftliche Liebe zur Feldmesserei und Kriegsbaukunst, in der ihn der Ingenieur Brequin instruirte, gezeigt. In militairischen, ökonomischen, staatswissenschaftlichen und geographischen Schriften hatte er sich, ehe er die Alleinregierung antrat, fleißig umgesehen; für Mechanik, Bergwerkswissenschaft, Technologie, Naturgeschichte, Chirurgie und andre Wissenschaften, deren Nutzen unmittelbar und gleichsam handgreiflich war, hatte er Zeitlebens große Achtung. Als er in Paris war, besuchte er d'Alembert, den Schöpfer der Encyclopädie, und den großen Buffon. Von ihm bat er sich das Exemplar seiner Werke aus, das „sein Bruder, der Kurfürst Max von Cöln, vergessen habe" — dieser hatte es mit den unzarten Worten abgelehnt: „Ich will Sie nicht berauben!" Er besuchte auch in Bern den großen Haller, in Genf Saussure. Aber an eine Entwickelung der höheren geistigen Kräfte dachte Joseph gar nicht, Respekt hatte er allein für die Technik und Mechanik der finanziellen und militairischen Kräfte des Staats. Alle höhere geistige, ja sogar alle moralischen Triebfedern wurden mit vornehmer Geringschätzung unter Joseph's Regierung betrachtet. Gemäß der herrschenden Ansicht von Staat und Politik war alleiniges Hauptziel: recht gleichförmige Regulirung im Innern und möglichste Vergrößerung nach Außen, Alles nach Ziffern und Massen. So kam allerdings ein recht derber, materieller Geist zur Herrschaft; was nicht unmittelbar nützte, ward nicht beachtet. Sinn für wahre Poesie war nicht da, die Aufklärung verwechselte alle

„In Rom werden sie das für einen Eingriff in die Rechte Gottes erklären; ich weiß es, man wird „die Herrlichkeit ist gefallen" laut ausrufen, darüber Klagen führen, daß ich dem Volke seine Tribunen wegnehme und zwischen den Begriffen von Dogma und Philosophie eine Grenzlinie ziehe, noch mehr aber erbost werden, wenn ich alles das unternehme, ohne daß ich hierüber die Gutheißung von dem Knechte der Knechte Gottes habe."

„Wir haben diesen Dingen den Verfall des menschlichen Geistes zu verdanken. Nie wird es ein Diener des Altars zugeben wollen, daß ihn der Staat dahin weist, wohin er eigentlich gehört; wenn er ihm keine andere Beschäftigung als das Evangelium allein läßt; und wenn er es durch Gesetze verhindert, daß die Kinder Levi mit dem Menschenverstand kein Monopolium treiben."

„Die Grundsätze des Monachismus von Pachomius an bis auf unsere Zeiten sind dem Lichte der Vernunft gerade entgegen gewesen; sie kommen von der Hochschätzung ihrer Stifter bis zur Anbetung selbst, so, daß wir in ihnen die Israeliten wieder aufleben sahen, welche gegen Bethel gingen, um goldne Kälber anzubeten."

„Diese unächten Begriffe von der Religion verbreiteten sich auf den gemeinen Mann; er kannte Gott nicht mehr und hoffte alles von seinen Heiligen!"

„Die Rechte der Bischöfe, die ich wieder einsetzen werde, müssen die Denkungsart des Volks zum Theil mit umschaffen; ich werde dem gemeinen Manne statt

des Mönchs den Priester, statt der Romane der kanonisirten Leute das Evangelium und im Religionsunterschied die Moral predigen lassen."

„Ich werde dafür Sorge tragen, daß das Gebäude, welches ich für die Zukunft errichte, dauerhaft bleibe. Die General-Seminarien sind Pflanzschulen für meine Priester; die Seelsorger, welche darin gebildet werden, bringen einen geläuterten Geist mit in die Welt und theilen ihn durch einen weisen Unterricht dem Volke zu."

„So werden nach einem Zeitraum von Jahrhunderten Christen sein; so werden, wenn ich meinen Plan vollbracht, die Völker meines Reichs genauer die Pflichten kennen, die sie Gott, dem Vaterland und ihren Nebenmenschen schuldig sind — so werden uns noch die Enkel segnen, daß wir sie von dem übermächtigen Rom befreit, die Priester in die Grenzen ihrer Pflichten zurückgewiesen und ihr Dortsein dem Herrn, ihr Dasein aber dem Vaterland allein unterworfen haben."

4. Joseph's Reformen im Clerus. Das Censur- und Toleranzedict. Besuch des Papstes in Wien.

Joseph's Hauptreform traf den **Clerus**, als den Hauptfeind der Aufklärung, wie er sie in Oestreich herzustellen wünschte. Diese Reform, so war sein Wunsch, sollte so zeitig und so gründlich als nur immer möglich eintreten. Er war der entschiedenste Lichtfreund und so sollte es auch sofort Licht sein in seinen Staaten. Das Regiment der geweihten Dummheit, die Zeiten des heiligen Obscurantismus sollten aufhören. Es sollte in dem katholischen Oestreich eben so hell werden, wie **Friedrich** in dem protestantischen

Ein Haupthinderniß in der freien Ausübung der obersten Staatsgewalt, deren Centralisirung Joseph durchzusetzen sich fest vorgenommen hatte, lag in der Abhängigkeit der östreichischen Kirche von Rom. Joseph suchte den römischen Einfluß auf das kleinstmögliche Maaß zurückzuführen. Er beschloß, sich selbstständig und unabhängig vom Papste zu machen. Er fußte mit seinen Reformen auf die Grundsätze eines damals erschienenen Buchs, das das zeither gegoltene jesuitische Kirchenrecht mit den Auctoritäten der Kirche selbst widerlegt hatte. 1765 hatte Johann Nicolaus von Hontheim, Weihbischof in Trier, unter dem Namen Justinus Febronius eine lateinische Schrift ausgehen lassen über den gegenwärtigen Kirchenzustand und die rechtmäßige Gewalt des Papstes zur Vereinigung der Dissentirenden in der Religion. Es enthielt das Kirchenrecht der ältesten Kirche, ward unzählige Male aufgelegt und verbreitete sich durch die ganze katholische Christenheit, sogar in Portugal ward eine besondere Ausgabe veranstaltet. Gleich in seinem ersten Regierungsjahre, unter'm 1. Sept. 1781, erließ Joseph den Befehl, daß hinfort keine päpstliche Bulle in den östreichischen Staaten mehr gelten solle ohne das kaiserliche Placet. Den Bischöfen ward untersagt, Titel und Würden von Rom anzunehmen, ihr Eid an den Papst ward so weit beschränkt, als er den Unterthanspflichten nicht widersprach, sie mußten einen besonderen Eid in die Hände des Kaisers ablegen. Damit ward der erste Geldcanal nach Rom verstopft. Joseph gebot ferner die Trennung aller Ordensleute in den östreichischen Staaten von ihren Generalen

in Rom, sie wurden sämmtlich ihren ordentlichen Bischöfen und den Landesstellen unterworfen. Damit ward der zweite Geldcanal nach Rom verstopft. Joseph verbot ferner, die Dispensationen in Ehesachen und wegen der vorbehaltenen Fälle aus Rom zu holen, auch diese wurden an die ordentlichen Bischöfe verwiesen. Damit ward der dritte Geldcanal an die päpstliche Kammer verstopft. Joseph hob ferner die römischen Benefizien-Vergebungen, die s. g. päpstlichen Monate, auf, und damit wurde der vierte Geldcanal nach Rom abgegraben. Alle und jede Geldsendungen außer Landes mußten aufhören. Schon im ersten Jahre seiner Regierung fing er an, von den 2000 Männer- und Frauenklöstern mit ihren 70,000 Bewohnern, die es bis auf seine Zeit in der östreichischen Monarchie gegeben hatte, die überflüssigsten und entbehrlichsten aufzuheben. So hob er 700 Klöster auf mit 36,000 Bewohnern: sie wurden pensionirt. Von den Mönchsklöstern traf die Aufhebung alle die, die der bloßen müßigen Beschaulichkeit lebten, namentlich die Eremiten, Karthäuser, Kamaldulenser. Die Klöster, die übrig blieben, waren nur die, die Kranke pflegten, wie die barmherzigen Brüder, oder die Schulen hielten, aber sie durften keine Novizen mehr aufnehmen, auch mußten sie Rechnungen über ihre Einnahmen und Ausgaben ablegen. Sämmtliche Brüderschaften wurden in die einzige Versammlung zur thätigen Liebe des Nächsten verwandelt. Später 1785 wurde das Bucquoy'sche Armeninstitut eingeführt. Alle weibliche Orden wurden aufgehoben bis auf die

Elisabethinerinnen, die die Kranken pflegten, und die Ursulinerinnen, die Kindern ihres Geschlechts Unterricht ertheilten. Aus dem Vermögen der aufgehobenen Klöster wurde nun die s. g. Religionskasse gebildet. Daraus sollten die freilich sehr geringen Pensionen der aufgehobenen Ordensleute fließen, ferner die Kosten für neue Schulen, namentlich die 1783 gestifteten Generalseminarien, die Kosten für neue Kirchen auf dem Lande und andere fromme Stiftungen für Arme und Kranke. Nach Verlauf von vier Jahren betrug die jährliche Einnahme der Religionskasse schon 2,300,000 Gulden. Bald darauf aber trocknete der Religionsfond ein und man warf dem Kaiser nicht ohne Grund vor, daß er die Gelder zu andern weltlichen Zwecken verwende. 1784 und 85 stiftete Joseph das allgemeine Krankenhaus, das Gebärhaus, das Findelhaus, die medizinisch-chirurgische Josephsakademie und das Taubstummeninstitut. Hierzu kam noch 1786 das von Joseph aus zarter Sorge oft besuchte Pensionat für Offizierstöchter in Hernals.

Joseph legte auch Hand an, die Rüstkammern der Bigotterie und des Aberglaubens zu säubern. Die berüchtigte Ketzerbulle „In coena domini“ mußte zuvörderst aus allen Ritualen herausgeschnitten werden. In den aufgehobenen Klöstern wanderte ein ungeheurer Wust von Mönchsliteratur unter die Stampfe. Der von weiland Kaiser Ferdinand III. gestiftete Eid von der unbefleckten Empfängniß Mariä auf den Universitäten ward abgeschafft, eben so das auf die Knie Fallen vor dem Hochwürdigsten bei Prozessionen auf den

Straßen, Joseph gebot blos den Hut abzuziehen. Es wurden dem Volke die wunderthätigen Bilder, denen es opferte, die Heiligenreliquien, mit denen Italien handelte, aus den Augen entrückt, es würde der Kram an den Kirchthüren mit Amuletten, Agnusdei, Lukaszetteln und andern dergleichen curiosen geweihten Dingen untersagt. Man nahm den Heiligenbildern ihren kleinlichen und lächerlichen Schmuck und ihre sonderbaren kostbaren Kleidungen, die Perücken und Reifröcke weg, man schaffte die theatralische Kirchenmusik ab, man führte deutschen Gesang bei der Messe ein, man verbot die Possenreißereien bei den Prozessionen, schränkte die Wallfahrten ein, hob überhaupt alle Bitt- und Umgänge bis auf den einzigen am Frohnleichnamstage auf.

Den finanziellen Punkt ließ Joseph auch bei dieser Verordnung nicht aus den Augen: die todten Schätze der Wallfahrtsorte, z. B. der zu Mariataferl, der allein dreißig Centner an Gold und Silber betragen haben soll, ward in die Religionskasse niedergelegt. Leider gingen bei den Klosteraufhebungen die werthvollsten Kunstsachen zu Grunde: silberne und goldne erstanden die Juden, die sie einschmolzen; ganze Klosterbibliotheken verkaufte man den Wagen zu einem bis zwei Gulden; die kostbarsten Manuscripte wurden vertrödelt, von den alten Klosterbriefen riß man die Siegel ab und verkaufte das Pergament als Packpapier. Der Vandalismus der Commissaire war hier eben so dumm und radical wie bei der Zersplitterung der berühmten Rudolfinischen Schatzkammer zu Prag, von der in der

Hofgeschichte dieses Kaisers die Spezialien schon angeführt worden sind.

Joseph hatte durch seinen Gesandten in Rom, den Cardinal Hrczan, dem h. Stuhl genauen Bericht von allen und jeden seinen Verfügungen abstatten lassen. Papst Pius VI. hatte erwiedert: „es sei unnöthig, von allem dem dem h. Stuhle Nachricht zu geben, wozu man Gewalt zu haben glaube.“ Zwischen dem päpstlichen Nuntius zu Wien, Cardinal Garampi, und dem Staatskanzler Kaunitz war ein ziemlich scharfer Notenwechsel erfolgt. Der Cardinal hatte unter andern sich dahin geäußert: „daß noch keiner der östreichischen Regenten es je gewagt habe, die Ausübung seiner Macht bis auf Verfügungen über das Eigenthum der Kirche zu erstrecken, deren Einkünfte zu anderen Dingen zu verwenden, als zu welchen sie die fromme Absicht der Stifter bestimmt hätte; die Institute der auf das Feierlichste von der Kirche eingesetzten Orden zu vertilgen und den Bischöfen Rechte zu übertragen, die zur Regierung der Kirche dem höchsten Oberhaupte derselben in's Besondere zuständen.“ Kaunitz hatte darauf erwiedert: „durch die wenig überlegten Worte: „man habe es gewagt, die Ausübung der Macht so weit zu erstrecken“ habe der Papst Anlaß gegeben, die gehässige Folgerung daraus zu ziehen, daß der Kaiser sich nicht als katholischer Fürst betrage. Der Kaiser werde niemals zugeben, daß irgend eine fremde Macht auf diejenigen Entschlüsse Einfluß habe, welche unwidersprechlich der politischen höchsten Gewalt der Souverainität zuständig seien, als welche ohne

ale Ausnahme über alles das Recht habe, was in der Kirche nicht eigentlich zum göttlichen Rechte gehöre, sondern menschliche Einrichtung sei. Der Kaiser habe vermöge der höchsten und eigenthümlichen Gewalt in allem, was nicht unmittelbar die Lehrsätze und das Geistliche betreffe, Niemanden Rechenschaft zu geben. Die Einführung eines aus den Einrichtungen des Kaisers für die Religion und Kirche entstehenden Nachtheils sei eine bloße Einbildung. Der Kaiser könne die Rechte, die so viele Jahrhunderte hindurch den Bischöfen eigenthümlich, als mit ihrem Amte nothwendig verbunden angesehen worden seien, nicht für dem Papste besonders zugehörig halten." Als Cardinal Garampi darüber noch weiter repliciren wollte, erklärte Kaunitz im Namen des Kaisers: „daß man sich in weitere Erörterungen über Gegenstände nicht ferner einzulassen gedenke, über welche die kaiserlichen Gesinnungen bereits bekannt seien."

So standen die Sachen, als der Papst Pius VI. im Februar des Jahres 1782 die nicht weniges Aufsehen erregende Ankündigung nach Wien gelangen ließ, daß er selbst zu Joseph kommen würde, um mit ihm wie der Vater mit seinem Sohne zu reden. Joseph antwortete, daß er diesen außerordentlichen Besuch für ein nicht nur sonderbares, sondern auch ganz ausnehmendes Kennzeichen des päpstlichen Wohlwollens ansehen werde, erklärte aber zugleich mit Bestimmtheit, daß er in Rücksicht auf die erlassenen Verfügungen fruchtlos sein würde, indem Alles nach reiflicher Ueberlegung und nach festen Grundsätzen ausgeführt worden

sei. Pius VI. war ein sehr schöner und leutseliger, aber auch sehr eitler alter Mann, in Rom versprach man sich Alles von seiner Ueberredungskunst, die Römer pflegten ihn nur „il persuasore“ zu nennen. Pius ließ sich nicht abhalten, er schrieb dem Kaiser unter'm 9. Febr. 1782, daß er dennoch kommen werde, Joseph lud ihn nun in seiner Antwort vom 16. Febr. ein, seine Wohnung in der Hofburg zu nehmen, wo er ihm näher und also vertraulicher mit ihm sein könne; der Papst hatte in dem Hause der Nuntiatur absteigen wollen. Nachdem der Papst in feierlicher Mitternachtsstunde vor dem Tage seiner Abreise bei den Gebeinen des h. Petrus in der Peterskirche gebetet hatte, brach er am 27. Febr. 1782 von Rom auf.

Seit den Tagen des Costnitzer Conzils, seit 364 Jahren war kein Papst auf deutschen Boden gekommen. Auf jedem Schritte seines Wegs fand Pius Hunderttausende, die knieend seinen Segen empfangen wollten. Nach einem solchen fortwährenden Triumphzuge erschien er am 22. März in Wien. Der Kaiser hatte aus Vorsicht alle Eingänge zu der päpstlichen Wohnung vermauern lassen, der einzige, der übrig blieb, war streng bewacht, damit Niemand ohne Joseph's ausdrückliche Erlaubniß mit dem h. Vater sprechen dürfe. Aus einer ähnlichen Klugheit hatte er allen deutschen Bischöfen verboten, während der Anwesenheit des Papstes nach Wien zu kommen. Der Cardinal-Erzbischof von Wien, Graf Christoph Migazzi, aus einem ziemlich neuen Veltliner Geschlechte, früher Botschafter in Madrid und Rom, ein schöner und galanter Weltmann,

mußte die Stadt verlassen und sogar zur Strafe wegen unerlaubter Correspondenz mit dem Papste 2700 Gulden an ein Zuchthaus bezahlen.

Joseph fuhr am 22. März dem Papste mit seinem Bruder Maximilian, nachmaligem Kurfürsten zu Cöln, bis über Wienerisch-Neustadt entgegen. Statt Pantoffelkuß und Steigbügelhalten küßte er à la française ihn dreimal, nahm ihn dann zu sich in seinen Wagen und geleitete ihn in die Burg, wo die Zimmer Maria Theresia's für ihn in Bereitschaft gesetzt waren. Pius verweilte vier Wochen in Wien, ward zwar vom Kaiser mit der höchsten äußerlichen Auszeichnung behandelt, fand auch eine ungemein fromme Anhänglichkeit bei dem Volke, mußte aber die hohen Gedanken, die er sich von der Wirkung der Reise versprochen hatte, bedeutend herabstimmen, denn er erreichte in der Hauptsache Nichts. Er hatte gewünscht, sich mündlich mit seinem Sohne, dem Kaiser, besprechen zu können, aber jedesmal, wenn er von Geschäften reden wollte, entschuldigte sich dieser, daß er erst seine Räthe fragen müsse. Er verbat sich alles Mündliche und verlangte geschrieben, was er seinen Theologen vorlegen wolle. Dem feierlichen Hochamte, das der Papst am Osterfeste in der Stephanskirche hielt, wohnte Joseph nicht bei: die päpstlichen Ceremoniare hatten verlangt, daß der Thron des Papstes eine Stufe höher als der des Kaisers sein müsse, Joseph befahl darauf sofort, seinen Thron ganz hinwegzunehmen. Ganz eigenthümlich behandelte der alte Staatskanzler Kaunitz den schönen eiteln Papst. Als der Kaiser ihn vorstellte

und der Papst Kaunitzen die Hand zum Küssen darreichte, ergriff dieser sie und schüttelte sie blos à l'anglaise sehr derb, indem er wiederholt ausrief: „de tout mon coeur! de tout mon coeur!“ Kaunitz machte dem Papste keinen Besuch. Darauf beehrte ihn dieser mit einem Besuche in seinem Garten in der Vorstadt Mariahilf, unter dem Vorwande seine Bilder zu besehen. Kaunitz empfing den Papst in einem leichten Morgenanzuge und machte darauf den Cicerone — aber zu des Papsts gerechtem Erstaunen. Vor den schönsten Bildern schob er ihn, ihn, den andre Menschen kaum anzublicken wagten, bald links, bald rechts, zum besten Standpunkte der Beschauung zwar, aber doch ohne allen Respekt. Der Papst war „tutto stupefatto,“ wie er nach diesem Besuche äußerte, der so thöricht war, wie die ganze Reise nach Wien. Pius erinnerte den häretischen Minister, daß er doch in seinem hohen Alter eilen möge, etwas zum Besten der Kirche zu thun.

Endlich am 21. April mußte Pius unverrichteter Sache wieder von Wien abreisen. Der Kaiser verehrte ihm zum Angedenken ein Kreuz von Brillanten, dessen Werth auf 200,000 Gulden geschätzt wurde und einen schönen Wiener Reisewagen. Er begleitete ihn bis Mariabrunn und ließ zum ewigen Andenken des rührenden Abschieds, den der Papst am 22. April von ihm nahm, über dem Haupteingange der Kirche daselbst eine vergoldete Inschrift in lateinischer und deutscher Sprache in eine Marmortafel einhauen, auch diese Handlung mit einem feierlichen Lob- und Dankamt unter Trompeten- und Paukenschall verherrlichen.

Das Kloster zu Mariabrunn selbst aber hob er ein paar Stunden nach dem vom Papste genommenen Abschied auf, um recht concret zu zeigen, daß der Papst ihn nicht umgestimmt habe. Der Papst nahm seinen Rückweg über München und Augsburg. In Augsburg ertheilte er, wie er selbst triumphirend den Cardinälen meldete, einer unermeßlichen Volksmenge aus den Fenstern desselben Hauses seinen Segen, „in welchem jene abscheuliche Augsburgische Confession zuerst verkündet worden sei." Gegen die schwäbischen Reichsprälaten äußerte er: „O geliebtesten Söhne, ich habe Alles versucht, um die Sachen entweder in dem bisherigen Stande zu erhalten oder wieder dahin zu bringen. Aber! — Doch die Sache ist noch nicht am Ende. Laßt uns beten und vertrauen!" In Tyrol versetzte Pius das Volk der Berge in die höchste Begeisterung, von welcher noch jetzt ein Denkstein an der Landstraße bei Innsbruck Zeugniß giebt.

Nach Rom zurückgekehrt erhielt der Papst Vorwürfe, daß er zu viel nachgegeben habe. Er hatte mit dieser Reise das päpstliche Ansehn bis zur Vernichtung compromittirt. „Wer weiß, sagte Friedrich der Große zu dem spanischen Gesandten las Casas, ob ich nicht noch an die Unfehlbarkeit des Papsts geglaubt hätte — aber diese Wiener Reise!" — Der Papst errichtete nun, um ein neues Bollwerk der Hierarchie für Deutschland zu gründen, eine neue Nuntiatur in München. Und der Münchner Nuntius trat mit ganz verwundersamen Anspüchen auf: auf seinen Visitenkarten sah man die Religion, wie sie auf

einem von Löwen gezogenen Triumphwagen hinwegfährt über Menschen. Sofort entzog Joseph den Nuntien 1783 alle ihre bisherigen Vorrechte und wies sie den ordentlichen Bischöfen zu. Er fuhr unermüdet fort in den kirchlichen Reformen: im November 1783 erging unter andern eine Verordnung, daß in allen östreichischen Erblanden die Taufe von den Priestern ganz umsonst geschehen und sogar dem Küster nichts gegeben werden solle — zum erspiegelnden Exempel für so manchen wohldotirten evangelischen Hof- ja sogar Oberhofprediger.

Eine Hauptirrung bestand zwischen Papst und Kaiser wegen des Verleihungsrechts der Pfründen im Herzogthum Mailand. Im mailändischen Archive hatten sich Breven der Päpste Martin IV. und Nicolaus IV. aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts aufgefunden, die den italienischen Herzogen von Mailand das Präsentationsrecht verliehen; aus zu großer Ergebenheit derselben gegen den römischen Stuhl war dies Recht zu üben von den östreichischen Nachfolgern der alten Visconti's und Sforza's in Vergessenheit gerathen. Schon im Jahre 1781 hatte Joseph die Wiederausübung dieses Rechtes verlangt. In Rom bewog man den Papst, dem von Joseph eingesetzten Mailänder Erzbischof Visconti die Anerkennung zu verweigern. Joseph drohte darauf ganz ernstlich mit einem lombardischen Concile, das den Erzbischof einsetzen solle und überraschte am 23. December 1783 den Papst durch einen Gegenbesuch in Rom. Der Papst mußte sich zur Bestätigung bequemen, es

kam ein Concordat am 20. Januar 1784 zu Stande, kraft dessen die mailändische Geistlichkeit der weltlichen Macht ganz eben so überlassen werden mußte, wie dies schon sehr lange Zeit her in Frankreich und Spanien seit den Tagen Franz I. und Carl's V. der Fall gewesen war. Wie der Papst in Wien mit Enthusiasmus aufgenommen worden war, ward auch Joseph in Rom mit Enthusiasmus aufgenommen, das Volk rief auf den Straßen wiederholt: „Es lebe unser Kaiser! Joseph ward so venerirt, daß er zuletzt die Gelegenheit sich öffentlich sehen zu lassen, vermeiden mußte. Er wandte sich einst gegen das laut ihn umjauchzende Volk, den Finger auf den Mund legend. Es entstand eine Todtenstille sofort. Sobald Joseph aber den Finger wieder weggenommen hatte, hallte das Forum von Neuem wieder von: „Viva l'Imperatore, Re de' Romani. Siete a casa vostra, siete il nostro Padrone!"

Der französische Gesandte Cardinal Bernis und der spanische Gesandte Cardinal Azara brachten den Kaiser von dem Gedanken ab, mit Rom förmlich zu brechen. „Ich hoffe, sagte Joseph zu Azara, daß ich mein Volk noch überzeugen werde, daß es katholisch bleiben kann, ohne römisch zu sein." Er schlug, um Rom zu schwächen, einen anderen Weg ein.

Im Jahre 1785 glückte es ihm, die einflußreichsten Bischöfe Deutschlands für seine Absichten zu gewinnen und sie dem römischen Stuhle entgegenzustellen. Die Erzbischöfe von Mainz, Cöln, Trier und Salzburg traten zu einem Congreß im Bade Ems zusam-

mien und erklärten sich hier in Betreff der Aufrechterhaltung ihrer Metropolitanrechte dem Papste mit seinem Suprematrecht gegenüber mit den Grundsätzen Josephs einverstanden. Der Papst mußte gute Miene zum sehr schlimmen Spiele machen.

Desto heftiger aber trat nun die Opposition in den östreichischen Erbstaaten hervor. Volk und Geistlichkeit war durch die Erscheinung des heiligen Vaters doch geblendet worden, die Aufregung der Gemüther, die das Christenthum gefährdet glaubten, stieg so hoch, daß Joseph, um sie nicht zu sehr zu reizen, wirklich mit seinen Reformen etwas inne halten mußte. Aus den entfernten Provinzen verbreitete sich ein dunkles Gerücht, der Kaiser wolle das ganze Christenthum umstürzen. „Der Kaiser ist lutherisch, hieß es und wir müssen alle lutherisch werden, die Religion geht zu Grunde!" Es ist wahrscheinlich, wenn auch nicht bewiesen, daß Joseph's Plan dahin gegangen sei, alles Kircheneigenthum einzuziehen, und, wie Catharina von Rußland es gethan hatte, die Geistlichkeit auf Staatsbesoldung zu setzen. Aus dem Hofbericht des nachmaligen Großkanzlers Fürst vom Jahre 1754 wissen wir sogar, daß schon die fromme Maria Theresia mit einem solchen Plane umgegangen war: die Geistlichen sollten „portionem canonicam" in Geld erhalten, ein Prälat 1000, ein Propst 600, ein Pfarrer 300, ein Caplan 150 Gulden. Auch war die Absicht gewesen, alle Güter, die die Geistlichkeit seit dem Jahre 1660 unter dem frommen Leopold erworben hatte, wieder einzuziehen und ihr dafür

zwei Procent Einkünfte zu geben. Aber die frommen Väter hatten ihre gläubige Tochter bedeutet, daß das besser ungeschehen bleibe. Die Kaiserin hatte nur durchsetzen können, daß der Pfarrer wie der Edelmann und der Bauer mit zur Contribution für das stehende Heer beitrug. Thatsache ist, daß, was Joseph betrifft, dieser vorläufig sich zum Administrator des durch den Tod des Grafen Zechi erledigten, jährlich 80,000 Gulden eintragenden Bisthums Raab erklärte; daß er die Einkünfte der übrigen ungarischen Bisthümer, wovon das geringste jährlich 16—20,000 Gulden eintrug, auf 4000 Gulden herabsetzte; daß er alle innerhalb seiner Erbstaaten liegenden Theile der Bisthümer Passau, Constanz, Chur und Lüttich zu seinem eigenen Land machte. Aber mit der ganzen Maaßregel, wie Catharina es gethan hatte, vorzugehen, wagte doch Joseph, durch die Stimmung gewarnt, die er in Oestreich wahrnahm, noch nicht. Der Fanatismus, der gegen seine Person erregt wurde, ging weit. In Lemberg beschloß ein Mönch ihn zu ermorden, Joseph ließ ihn in ein Irrenhaus sperren. In Innsbruck sollte ein Altar in einer Kirche verändert werden, die Geistlichen erhoben darauf ein lautes Geschrei, daß Joseph alle Altäre umstürzen wollte, so daß die Tyroler sich offen empörten. Zu Villach in Kärnthen fuhr man eine Figur, die den Doctor Luther vorstellte, auf einem Schubkarren umher und versenkte sie nachher in den Draufluß. In mehreren Orten wurden Protestanten wieder geradezu mißhandelt.

8. Joseph's Reformen im Adel. Die neuen Grafen Fuchs und Fries. Erste jüdische Barone.

Eben so feind, wie die Geistlichen Joseph wurden, eben so feind wurde ihm auch der Adel. So energisch der Kaiser sich bemühte, den Clerus auf seine ursprüngliche Stellung als Lehrer der Gemeinden zu verweisen und ihnen die Einmischung in die weltlichen Dinge zu verwehren, so nachdrücklich suchte er auch dem Adel seine althergebrachten und neuangemaßten Rechte und namentlich seine eingebildeten Standesvorurtheile zu verleiden. Das von Kaiser Max II. im Jahre 1572 ertheilte Privilegium des östreichischen Adels, das Einstandsrecht, kraft dessen nur in der Herren- und Rittermatrikel aufgenommene Personen Güter erwerben konnten, hob Joseph auf. Eben so löste er die als alte Pfandschaften mehreren Adelsgeschlechtern verliehenen Privilegien ein, Zölle und Mauthen auf ihren Herrschaften zu Wasser und zu Lande anzulegen, wie z. B. die Breuner und Harrach ein solches Privileg hatten. Joseph zuerst suchte ernstlich auch die gesellschaftlich trennende Kluft zwischen dem Adel und dem gebildeten Bürgerstande niederzureißen. Er versuchte es vielfältig beide Stände einander zu nähern. Er zuerst ertheilte den Reichshofräthen von der gelehrten Bank Appartementsfähigkeit bei Hofe und beförderte es auch sonst Bürgerliche in die Zirkel des Adels zu ziehen. Er ließ sich durch die Abneigung, die der Adel dagegen zu erkennen gab, gar nicht irre machen. In Prag führte er einmal die Frau eines Bürgers in eine adelige Gesellschaft.

Die versammelten adeligen Damen wichen der Unterhaltung mit ihr aus, aber Joseph setzte sie aus aller Verlegenheit, indem er den ersten und einzigen Tanz mit ihr tanzte. Auf der Schweizer Reise 1777 hatte er auch einem Herren aus der alten, ehemals allerdings sehr berühmten Familie Erlach eine herbe Lection gegeben. Der Berner Schultheiß, Graf Erlach, ein Republikaner, der, wie der schwedische Tourist Björnstahl berichtet, „mit verschiedenen Ritterbändern und Sternen prangte," hatte den Kaiser in seinem Schlosse mit großem Pomp und aufgepflanzten Kanonen erwartet, er hatte sich beim Kaiser als Graf melden lassen.*) Joseph ließ ihm sagen: „er sei zu sehr voller Staub, um einen so vornehmen Herrn zu sehen."

Schon seit den Tagen des dreißigjährigen Kriegs, wo die neue östreichische Adelskette durch die Confiscationen des Grundbesitzes der alten protestantischen Geschlechter sich gebildet hatte, waren an Parvenus, an viele ganz kleine, unbekannte, aber im Pulverdampf und Actenstaub heraufgekommene Leute, die sich dem Hause Oestreich werth machten, die hohen und niedern Adelsehren gekommen. Eine Reihe von neuen Grafenkronen fiel an die Kriegsgurgeln Aldringer, Holk,

*) Das alte Berner Patriciergeschlecht Erlach war in der Person des oben erwähnten protestantischen Kammerherrn Josephs I., Feldmarschalllieutenants Freiherrn Hieronymus Erlach 1745 gegraft worden. Der Aeltervater des Hauses, gestorben zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, hatte mit zwei Frauen siebenunddreißig Kinder, mit der einen vierundzwanzig, erzeugt.

Götz, Holzapfel, Heister, Sporck, Sparre, Dünewald, Häußler u. andre. Der treueifrige Kanzleidienst des Leopoldinischen Hofkanzlers Hocher und des Convertiten Bartenstein war mit der Freiherrnkrone, der der Abele und Strattmann und der Convertiten Seilern, Metsch und Wurmbrand mit der Grafenkrone belohnt worden. Die Grafenkrone der Wurmbrand, eines allerdings schon seit 1607 im Herrenstande Niederöstreichs aufgenommenen Geschlechts, das der Bundesbeschluß von 1829 unter „die Erlauchten" gerückt hat, galt damals noch für so wenig erlaucht, daß die Herzogin von Orleans siebzehn Jahre nach ihrer Verleihung, die erst im Jahre 1701 erfolgte, die schon angeführten Worte schrieb: „Von der Grafschaft Wurmbrand hab ich mein Tag des Lebens nicht gehört, muß etwas Neugebacknes sein oder Oestreichisches." Ein überaus reiches Adelsgnadenjahr war das Jahr der Türkenerrettung gewesen. Seit den Tagen Leopold's, Carl's VI. und Maria Theresia's datirt der überaus zahlreiche Bagatelladel Oestreichs — weshalb er auffkam, ist unter Maria Theresia schon berichtet worden. Der Schwarm recrutirte sich aus Leuten im Hofdienst — und das ging bis auf die Kammerdiener, Hofbereiter, Hoffouriere und Hoftanzmeister herunter: im Jahre 1702 ward z. B. der Kammerdiener Kaiser Leopold's I. Johann Baptist Locatelli, der wahrscheinlich Ahnherr der heutigen Grafen Locatelli ist, baronisirt und im Jahre 1705 Heinrich Ernst Rauchmüller als Edler von Ehrenstein zum

Reichsritter gemacht; eben so im Jahre 1709 der Kammerdiener Kaiser Joseph's I. Michael Legran als Edler von Granenfeld und im Jahre 1721 der Kammerdiener Kaiser Carl's VI. Max Franz Bosfart als Edler von Sonnenfeld zu Reichsrittern erhoben. Es folgten diesen noch mehrere andere Kammerdiener. Im Jahre 1709 ward der Oberbereiter Johann Peter Capitolo zum Reichsritter gemacht, 1720 der Hoffourier Johann Melchior Griessenauer als Griessenauer von Griessenau und im Jahre 1721 der Hoftanzmeister Franz Joseph Matthias Lang als Lang von Langenau geadelt. Ja ich finde sogar einen Joseph Luxenstein, k. k. Sattelknecht, der im Jahre 1740, dem Todesjahr Carl's VI., zum böhmischen Ritter promovirt ward. Der Schwarm des Bagatelladels recrutirte sich ferner aus der Kanzleicarrière, er recrutirte sich aus den untern Militairgraden und namentlich aus den beim General- und Proviantcommissariat reich gewordenen Leuten; er recrutirte sich endlich aus den Unterstellen beim diplomatischen Fach, namentlich wurden höchst zahlreich Offizianten im Postfache und eben so viele Hof-, Reichshofraths-, und Hofkriegsraths-Agenten geadelt. Es gab schon zu Joseph's II. Zeiten so viel Bagatelladel in Wien, daß man jeden anständigen Mann „Herr von“ und „Ihr Gnaden“ titulirte. Dieser Bagatelladel bildete natürlich einen neben der grundbesitzenden hohen Aristocratie des Landes ganz abgesondert bestehenden Kreis und berührte diese nur wenig.

Joseph II. wandte nicht nur seine Adelsverleihungen zahlreicher als je zuvor verdienstvollen, dem Commerz angehörigen Personen aus der Bürgerreihe zu, Fabrikanten, Kaufleuten, Banquiers, Buchhändlern 2c., sondern er promovirte auch zuerst wieder ein paar bürgerliche Handelsmänner zu Grafen.

Einzelne Commerzleute, namentlich Wechsler als Geldvorstrecker und Tuchlieferanten für die Armee waren bereits unter den vorigen Regierungen nobilitirt worden, schon unter Leopold I., Joseph I. und Carl VI. So hatte z. B. Leopold I. die Gebrüder Meyerle, Handelsleute zu Botzen 1701 geadelt „wegen ihrer ausgebreiteten Handelsgeschäfte.“ Eben so hatte Joseph I. den Wiener Wechsler Schreyvogel, den oben genannten Rival des jüdischen Hoffactors Oppenheimer, 1706 zum Reichsritter erhoben und auch schon einen Buchhändler Georg Matthäus Lackner geadelt. Carl VI. endlich hatte eine ganze Reihe von Wechslern und Tuchlieferanten nobilitirt: gleich zu Anfang seiner Regierung 1712 den Wiener Hofwechsler Leonhard Edlen von Khösslern, 1714 den Frankfurter Wechsler und kaiserlichen Reichsoperationskasseneinnehmer Christian Rhost, Edlen von Eisenhart, 1715 die Wiener Wechsler Philipp Wenzell von Wenzelli und Johann Franz Zincsi; 1719 den Hofjuwelier Paul Smittmer, von dem das Smittmer'sche Handelshaus in Wien stammt; 1721 den Wiener Tuchlauben-Verwandten Michael Zoller und 1733 den böhmischen Tuchlieferanten Joseph Ignaz Zebo von Breitenau;

1734 den Linzer Wechsler Franz Tratter; 1735 den Wechsler zu Venedig Johann Baptist Borsatt von Löwenstern und endlich 1737 den Wechsler und Seidenhändler zu Roveredo in Welschtyrol Jacob Giovanni von Pedemonte. Dem Fabrik- und Commerzienwesen, 'das sein Lieblingswesen war, auch durch die Adelslockspeise Aufhülfe zukommen zu lassen, war namentlich Franz I. bedacht gewesen. Von ihm sind allerhand Industrieritter creirt worden, von denen ich in chronologischer Folge folgende aushebe: 1750 ein anderweiter Seidennegoziant in Roveredo Johann Jacob Sichart zu Sichartshoff, 1753 Heinrich Ettenreicher von Ettenreich, Tuchhändler, „wegen Monturs-Tücher-Lieferung," und Johann von Ottlilienfeld, „wegen seiner im Manufacturwesen in Prag geleisteten Dienste," 1756 die Gebrüder Pingitzer, „wegen Administrirung des östreichischen Tabacksgefälls;" ferner nach dem siebenjährigen Kriege in dem Jahre 1764: der Wiener Hofagent Columban von Columbano, der Kammerjuwelier Johann Michael Grosser, der Hofbuchhändler und Hofbuchdrucker Johann Thomas Trattner, der Vicedirektor der Kattunfabrik zu Schwechat Johann Jacob Edler von Ehrenbrunn, Carl von Pannsberger zu Kettenburg, Kaufmann und Wechselnegoziant zu Ollmütz, „wegen Emporbringung der Manufacturen und Fabriken in Mähren und Erweiterung des Verschleißes der Fabrikate in das Ausland;" 1765 der Seidenfabrikant Cajetan Brentano, wahr-

halb habe ihn Kaiser Franz I. 1762 zum Reichsfreiherrn und Maria Theresia 1771 zu ihrem k. k. Hofrath ernannt. „1774 habe Fries dem Abschlusse eines neuen Zolltarifs zwischen den deutschen und niederländischen Provinzen beigewohnt und den Anfang des ungarischen Kupferabsatzes nach den Niederlanden ins Werk gesetzt. 1777 ferner sei er der erste gewesen, der durch seine Mühe auf der Donau nach Rustschuk die Handlung mit den östreichischen Produkten eröffnet und dadurch den deutschen Kaufleuten den Weg gebahnt habe, von dort aus in die türkischen Gebiete weit und breit zu handeln und dagegen türkische Produkte herauszubringen.*) Er habe auch ein deutsches Handlungshaus in Constantinopel errichtet. Endlich habe er vierundzwanzig Jahre lang die Direction des Bergwerksproduktenverschleißes mit solchem Fleiß, Eifer und Uneigennützigkeit besorgt, daß dadurch dem Aerar besondere wesentliche Vortheile zugeflossen und bei fünfundsiebzig Millionen Metall in dieser Zeit verkehrt und noch für sechs Millionen Wechsel von ihm gutgestanden worden sei; für diese wichtige Besorgniß habe Fries nur die geringe Provision von ½ p. C. ohne alle Besoldung gezogen, wolle auch fernerhin die Administration des Verschleißes dem Bergwerksdepartement überlassen und auf Erfordern jederzeit unentgeltlich mit gutem Rath und That beistehen." Darauf basirt sich Joseph's Grafung durch Diplom vom 5. April 1783. Es war das Jahr, mit dessen Ablauf

*) Außer der Faktorei in Rustschuk gründete Fries auch noch Faktoreien zu Silistria und Gallacz.

Joseph II. die Tabackspachtung aufhob, bei der Graf Fries ein Hauptactionair gewesen war: er besaß eine ganze von den zwölf Actien, auf die das Geschäft gestellt war; so eine Actie hatte im Durchschnitt jährlich 75,000 Gulden eingebracht. Die Grafung war gewissermaßen eine Entschädigung für diesen empfindlichen Verlust. Zwei Jahre darauf starb Johann Fries, sechsundsechszig Jahre alt. Er und die Familie blieben reformirt. Es überlebten ihn zwei Söhne und zwei Töchter, von denen die eine, Victorie, 1788 die Gemahlin des langjährigen sächsischen Gesandten in Wien, Grafen Schönfeld, dessen Geschlecht in Oestreich blieb und die andre, Sophie, 1794 die Gemahlin des Grafen Heinrich Haugwitz, Herrn auf Namjest in Mähren wurde.

Fries unterhielt zu Wien ein höchst angenehmes Haus, das besonders Sammlungen aller Art interessant machten. Das Friesische Haus und das der jüdischen Baronin Arnstein, geb. Itzig aus Berlin, waren für die Entwickelung der Wiener Geselligkeit von dem eingreifendsten Nutzen.

Der Bruderssohn von Johann Graf Fries, Philipp Jakob Edler von Fries, Sohn des von Joseph II. 1775 ebenfalls geadelten Seniors des Ministeriums zu Mühlhausen, kam 1782 nach tüchtigen Vorstudien und Reisen nach Wien und übernahm die große k. k. Zitzfabrik ohnweit Schwechat zu Kettenhof, die Tausende beschäftigte und bald die erste dieser Gattung in Oestreich wurde.

aber, daß die recht neuen Grafen Fuchs den Schein vorziehen, für eine recht alte Familie gelten zu können, wozu sie vielleicht ihre armes parlantes, der aufspringende röthliche „Fuchs" verführt hat: im neuesten Gothaischen Grafenkalender vom Jahre 1852 finde ich sie mittelalterlich „Fuchß" aufgeführt, mit dem Bemerken, daß ihr Adel 1765 bestätigt worden sei. Zur Zeit des Wiener Congresses machte eine Dame dieses Hauses, die schöne und elegante und auch galante Gräfin Lory Fuchs, geborne Gräfin Gallenberg, große Figur und ich komme da auf sie zurück.

Der bedeutendste Mann aus dem Handelsfache, der von Joseph in die hohe Aristokratie gefördert ward, war der Banquier Johann Fries, der Stammvater des noch bestehenden Wechselhauses: dieser patriotische Mann, der in den Kriegen gegen Friedrich den Großen wiederholt durch Geldvorschüsse große Dienste geleistet hatte und von dem die ersten bedeutenden und nachhaltig bestandenen Handelsunternehmungen nach der Türkei ausgegangen sind, ward, wie gesagt, wie Fuchs, in den Reichsgrafenstand durch Joseph erhoben.

Johann Fries, geb. 1719, war Reformirter und stammte aus einem der regimentsfähigen Geschlechter in der Schweiz, sein Großvater starb 1746 zu Mühlhausen im Elsaß als Bürgermeister. Seine Gemahlin war seit 1764 eine französische Schweizerin Anne d'Echerny. Nach den Memoiren von Lang war sein Vater Verwalter auf dem reichsritterlichen

Gute zu Dennerlohe bei Schwaningen im Ansbachischen, das der Sohn nebst Oberschwaningen später 1771 käuflich an sich brachte. Fries erlernte die Handlung und gelangte zu einer Stelle im Comtoir des später mit dem Grafen Nesselrode verwandtschaftlich verbundenen Herrn Gontard in Frankfurt am Main: dieser verhalf Fries durch seine Empfehlung zur Anstellung bei der Privatbank Kaiser Franz' I. Das Grafendiplom von Johann Fries besagt, daß Maria Theresia ihn bereits 1752 „wegen seiner Verdienste um die alliirte Armee im niederländischen Kriege gegen Frankreich und wegen Anlegung verschiedener Fabriken mit Verwendung mehrerer Tonnen Goldes und dadurch dem Commerz verschafften großen Nutzen aus eignem Antriebe" in den östreichischen Ritterstand aufgenommen und zum königlichen Commerzienrath ernannt habe. Darauf habe Fries im siebenjährigen Kriege „außerordentliche Zeugnisse seines Eifers für das östreichische Haus bei der Armee mit ansehnlichen Geldvorschüssen in den beschwerlichsten Zeiten abgelegt, namentlich durch die ohne einigen Vorschuß vollbrachte Versorgung des Kriegsheers, das sich nach dem Treffen bei Frankfurt an der Oder (Kunnersdorf) unter Loudon's Befehl nach Schlesien zurückgezogen und dem Fries allein durch seine Creditbriefe mit Geld und allem Nothwendigen, woran diesem Corps alles gemangelt, zu Hülfe gekommen sei. Eben so habe Fries im siebenjährigen Kriege jedesmalig zum vollständigen Vergnügen die häklichsten geheimen Aufträge und Verschickungen vollzogen." Des-

halb habe ihn Kaiser Franz I. 1762 zum Reichsfreiherrn und Maria Theresia 1771 zu ihrem k. k. Hofrath ernannt. „1774 habe Fries dem Abschlusse eines neuen Zolltarifs zwischen den deutschen und niederländischen Provinzen beigewohnt und den Anfang des ungarischen Kupferabsatzes nach den Niederlanden ins Werk gesetzt. 1777 ferner sei er der erste gewesen, der durch seine Mühe auf der Donau nach Rustschuk die Handlung mit den östreichischen Produkten eröffnet und dadurch den deutschen Kaufleuten den Weg gebahnt habe, von dort aus in die türkischen Gebiete weit und breit zu handeln und dagegen türkische Produkte herauszubringen.*) Er habe auch ein deutsches Handlungshaus in Constantinopel errichtet. Endlich habe er vierundzwanzig Jahre lang die Direction des Bergwerksproduktenverschleißes mit solchem Fleiß, Eifer und Uneigennützigkeit besorgt, daß dadurch dem Aerar besondere wesentliche Vortheile zugeflossen und bei fünfundsiebzig Millionen Metall in dieser Zeit verkehrt und noch für sechs Millionen Wechsel von ihm gutgestanden worden sei; für diese wichtige Besorgniß habe Fries nur die geringe Provision von $1/2$ p. C. ohne alle Besoldung gezogen, wolle auch fernerhin die Administration des Verschleißes dem Bergwerksdepartement überlassen und auf Erfordern jederzeit unentgeltlich mit gutem Rath und That beistehen.“ Darauf basirt sich Joseph's Grafung durch Diplom vom 5. April 1783. Es war das Jahr, mit dessen Ablauf

*) Außer der Faktorei in Rustschuk gründete Fries auch noch Faktoreien zu Silistria und Gallacz.

Joseph II. die Tabackspachtung aufhob, bei der Graf Fries ein Hauptactionair gewesen war: er besaß eine ganze von den zwölf Actien, auf die das Geschäft gestellt war; so eine Actie hatte im Durchschnitt jährlich 75,000 Gulden eingebracht. Die Grafung war gewissermaßen eine Entschädigung für diesen empfindlichen Verlust. Zwei Jahre darauf starb Johann Fries, sechsundsechszig Jahre alt. Er und die Familie blieben reformirt. Es überlebten ihn zwei Söhne und zwei Töchter, von denen die eine, Victorie, 1788 die Gemahlin des langjährigen sächsischen Gesandten in Wien, Grafen Schönfeld, dessen Geschlecht in Oestreich blieb und die andre, Sophie, 1794 die Gemahlin des Grafen Heinrich Haugwitz, Herrn auf Namjest in Mähren wurde.

Fries unterhielt zu Wien ein höchst angenehmes Haus, das besonders Sammlungen aller Art interessant machten. Das Friesische Haus und das der jüdischen Baronin Arnstein, geb. Itzig aus Berlin, waren für die Entwickelung der Wiener Geselligkeit von dem eingreifendsten Nutzen.

Der Brudersohn von Johann Graf Fries, Philipp Jakob Edler von Fries, Sohn des von Joseph II. 1775 ebenfalls geadelten Seniors des Ministeriums zu Mühlhausen, kam 1782 nach tüchtigen Vorstudien und Reisen nach Wien und übernahm die große k. k. Zitzfabrik ohnweit Schwechat zu Kettenhof, die Tausende beschäftigte und bald die erste dieser Gattung in Oestreich wurde.

Nächst diesen beiden Grafen Fries und Fuchs aus der haute finance hat Joseph eine ansehnliche Zahl noch von Kaufleuten und Fabricanten als Barone und Edle in die niederen Adelsreihen befördert. Ich finde unter den Nobilitirungen dieser Gattung, um nur einige Exempel aufzuführen, schon 1768, kurz nachdem er Kaiser geworden war, den Wiener Großhändler Johann Michael, Edlen von Grosser, der 1784 starb und dessen Sohn das Handelsgeschäft fortsetzte, den Prager Banquier Paul Casati, der 1774 als Edler von Casati nobilitirt, und den Frankfurter Banquier Jacob Gontard, der 1780 mit seiner Schwester, der Gräfin Ludovike Nesselrode, baronisirt wurde: sie ward die Mutter des russischen Staatskanzlers. Im Jahre 1776 ward Johann Jacob Bethmann, östreichischer Consul zu Bordeaux, mit seinem Eidam, Peter Heinrich Bethmann, als Edler von Bethmann zum Reichsritter promovirt, wahrscheinlich der Ahnherr des bekannten Frankfurter Banquierhauses. Weiter finde ich von Wiener Großhändlern und Wechslern nobilitirt: 1785: Ignaz, Edler von Schwab und Franz Anton, Edler von Weigl, Inhaber der Indienne-Fabrik zu Grätz, „wegen Emporbringung der Fabriken", und Franz Baptist Malfatti von Rohrenbach zu Dezza, Director des Smitmerischen Wechselhauses zu Wien; 1789: Georg Adam, Edler von Neuberg, und 1790: Jacob, Edler von Roux, „wegen seiner Verwendung in Fabriksangelegenheiten und Einführung der Seidenfilatorien." Ferner von Fabricanten wurden baronisirt: 1784: Rom-

berg, Handelsmann zu Brüssel, „wegen neu angelegter Fabriken, aus höchst eigner Bewegung"; 1789: der Tuchfabricant zu Brünn in Mähren, Wilhelm Mundi, „wegen Errichtung einer Tuchfabrik", und 1790: Johann Michael Vogel von Friesenhof, Associé des Hauses Fries, „wegen Errichtung mehrerer Fabriken". Geadelt wurden: 1771: Carl Anton Czeike von Badenfeld, Tuchhändler zu Wien und Troppau in Mähren, dessen Familie jetzt noch das mährische Roßwald besitzt, das ehemalige Feenschloß des bekannten Grafen Hodiz, auf den ich in der baireuthischen Hofgeschichte näher kommen werde *); 1772: Nicolaus Christoph, Edler von Sertz, Marktvorsteher und Beisitzer bei dem banco publico zu Nürnberg, „wegen seiner Associrung bei der Inner-Oestreichischen feinen Eisen- und Stahlfabrik"; 1773: Johann Jacob, Ritter von Franck, Patricier und Mitglied des großen Raths von Mühlhausen, „wegen seiner Niederlassung in den Erbländern und Associrung zur Tabackspachtung"; 1778: Joseph Anton, Edler von Obwexer, Cattunfabriks-Innehaber zu Bregenz in Vorarlberg, und Joseph, Edler von Sauvaigne, Director der privilegirten Banatischen Commerzcompagnie; 1781: Hiacynth Cobelli von Freudenberg, Seidennegoziant zu Roveredo in Welschtyrol; 1786: Franz Xaver, Edler von Kobollitsch, Eisenhändler zu Radkers-

*) Hodiz war der Gemahl einer markgräflich-baireuthischen Wittwe.

burg in der Steiermark, „wegen Beförderung des Eisenhandels und der Eisenfabrication"; 1789: Joseph Rebay von Ehrenwiesen, Großhändler zu Günzburg in Schwäbisch-Oestreich, „wegen verbreitetem Leinwandhandel", und in demselben Jahre: Engelbert, Edler von Tschoffen, bürgerlicher Handelsmann in Wien, „wegen Errichtung einer Knopf-, englischen Schnallen-, Stahl- und Metallwaarenfabrik", Joseph, Edler von Hayeck, Mitintereffent der Cottonfabrik zu Lettowitz in Mähren, und Joseph, Edler von Desselbrunner, Tuchfabrikant zu Laibach in Krain u. s. w. Wie sein Vater den Buchhändler Trattner geadelt hatte, adelte Joseph den zu seiner Zeit berühmten illyrischen Großhändler, Hofbuchhändler und Hofbuchdrucker Joseph, Edlen von Kurzboeck durch Diplom von 1786, „wegen Errichtung einer Schriftgießerei und Buchdruckerei der orientalischen Sprachen, dann wegen Emporbringung des Buchhandels und nützlicher Verwendung bei Verfertigung der neuen Bancozetteln". 1776 adelte Joseph auch den Professor zu Helmstädt, Schirach, „wegen gelieferter Lebensbeschreibung Kaisers Carl VI." und 1772 hatte er den Maler Anton Maron „wegen Portraitirung der kaiserlichen Familie aus höchst eignem Antriebe" geadelt.

Joseph grafte, baronisirte und adelte aber nicht blos verdienstvolle Bürgerliche, sondern er beförderte auch in die hohen und niedern Adelsehren Jedweden, der bezahlte: wie seine Mutter gebrauchte er den Adel als Finanzquelle. Ein Grafendiplom kostete gewöhnlich 20,000 Gulden. Dem Grafen Palm kostete 1783

sein Fürstendiplom nicht weniger als eine halbe Million Gulden: für die Hälfte davon ward ein Findelhaus angelegt. Joseph adelte auch Parvenus, ja einmal sogar einen geringen Hofbedienten — wie seine Vorfahren vom Hause Habsburg, aber aus anderen Motiven. Ihm war das unaufhörliche „Herr von" und „Ihr Gnaden" in Wien so zuwider geworden, daß er einst im Scherze einen seiner Bedienten „Herr von —" rufte. Dieser hatte die Geistesgegenwart, sich auf der Stelle für die Nobilitirung zu bedanken. Der Kaiser nickte dazu und lachte. Joseph machte sogar zum Erstaunen der Wiener die ersten jüdischen Barone, wie 1783 den Banquier Joseph Michael Arnstein, dessen Gemahlin, Fanny Itzig aus Berlin, in großer Gunst bei Joseph stand *).

Joseph beförderte auch Bürgerliche, was gar nicht gefiel, zu bischöflichen Stellen, den Stellen, die zeither ganz von der Aristocratie geradezu in Beschlag genommen worden waren.

Joseph öffnete schon 1766, ein Jahr nach dem Tode seines Vaters, dem fußgehenden Publikum den Prater. Der Hofadel, welchem er zeither mit seinen Equipagen allein überlassen gewesen war, machte Gegenvorstellungen. Joseph erwiederte: „Wenn ich nur mit meines Gleichen umgehen sollte, müßte ich in die Gruft der Kapuzinerkirche hinab-

*) Arnstein ward 1783 als Edler von Arnstein von Joseph in den Reichsritterstand erhoben, man nannte aber solche Ritter in Wien Barone. Das Reichsfreiherrndiplom ist vom Nachfolger Joseph's, vom Jahre 1793.

scheinlich von der Belletristenfamilie des Clemens von Brentano und der Frau Bettina von Arnim*); endlich 1766 der Wechsler Verbrug in Amsterdam.

Leopold I. hatte Kammerdiener baronisirt, Franz I. machte die ersten Industriebarone. An der Spitze 1750 steht der schon erwähnte Badenser, Johann Georg Baron von Grechtel, wirklicher Geheimer Rath, Excellenz, Hofkriegsrath, Generalfeldwachtmeister, oberster Kriegs- und Proviant-Commissär und Militair-Hauptverpflegamts-Präses, der das östreichische Proviantwesen im östreichischen Erbfolge- und im siebenjährigen Kriege besorgt hatte und 1780 mit Hinterlassung von vierzehn Herrschaften starb. Folgte 1754: der Commerzienrath Don Michele de Lo Presti, aus Sicilien stammend, von dem das Lo-Prestische Haus an der Kärnthnerstraßenecke herrührt und dessen Familie jetzt in Ungarn wohl possessionirt ist. Endlich 1762: der schon 1752 geadelte Wiener Banquier Fries.

Joseph II. ging noch einen Schritt weiter: er grafte diesen Banquier Fries und grafte auch den 1765 von seinem Vater geadelten Banquier Fuchs: durch diese beiden Grafungen unternahm Joseph es die Fusion des neuen reichen Banquieradels mit

*) Ein Franz Brentano Grianta ward schon 1703 geadelt und 1785 die Gebrüder Aloys und Franz Brentano de Cimarolli; dann 1787 der Pfälzische Hauptpfleger zu Laben und Luppurg Franz Gottlieb und der französische Oberst und Aide de maréchal du logis Georg Anton Brentano baronisirt.

Gesichtspunkt von der Kenntniß dieser beiden Gegenstände finde ich, daß Ihr Sohn keinen Charakter zum Kriegsmann habe und daß er zu sehr mit seiner Geburt beschäftigt ist, um sich solche Dinge von ihm zu versprechen, auf die sein Vaterland einstens Staat machen könnte. Weswegen ich Sie bedaure, Madame! das ist, daß Ihr Sohn weder zum Offizier, noch zum Staatsmann, noch zum Priester tauge. Kurz gesagt, daß er nichts als ein Edelmann und das von ganzer Seele ist. Danken Sie es Ihrem günstigen Schicksale, daß, indem es Ihrem Sohne alle Talente versagt, ihn zugleich in den Besitz ansehnlicher Güter versetzt habe, die ihn dafür hinlänglich entschädigen, und die ihm zugleich meine ganze Gnade entbehrlich machen."

Joseph's ganz entschiedener Wille war es, die beiden Hauptinstitutionen des Mittelalters: Feudalwesen und Hierarchie, Adels- und Priesterherrschaft, abzuschaffen. Und, wie schon erwähnt, sollte das mit einem Male und so recht von Grund aus geschehen. Er fand, daß die beiden größten Triebfedern, auf denen diese Institutionen gebaut worden waren, die Ehre und die Religion, ihre gute Kraft und Wirksamkeit bei beiden Ständen nicht mehr ausübten; er fand, daß Adel und Clerus als Stände durch zu große Mißbräuche verdorben seien, als daß ihnen geholfen werden könne. Nach den damals allgemein herrschenden Ideen des Philanthropismus und der Aufklärungsphilosophie achtete er bei Clerus und Adel nicht den Stand, sondern nur den Menschen. Wollte er doch selbst haupt-

füchlich als Mensch sich Achtung gezollt haben. „Die Lobsprüche, schrieb er im Jahre 1770 an den italienischen Grafen Papini, welche man an uns verschwendet, gehen unglücklicher Weise mehr auf unsern hohen Stand, als auf unsere Person. Sein Sie versichert, daß ich mich sehr betrüben würde, wenn Sie in mir nicht den Menschen schätzten — der höchste Titel unter allen, die man mir geben kann.“ Joseph sprach es unumwunden in einem Briefe an einen ungarischen Magnaten aus, daß „der Landmann, welcher die größten Lasten der allgemeinen Bedürfnisse zu tragen verbunden ist, auch ein vorzügliches Recht auf den Schutz seines Königs habe.“ Um den Stand des Ackerbauers öffentlich zu ehren, pflügte er einmal 1769 auf der Liechtensteinischen Herrschaft Posowitz in Mähren öffentlich mit eigner Hand feierlichst im Felde. Bauers- und Bürgersleute begünstigte Joseph offen und ausgesprochen vor den beiden hochprivilegirten Ständen. Es war ihm Ernst damit, sie in den vollen und ganzen Genuß ihrer Menschenrechte zu versetzen. Als er im Jahre 1766 seine erste Reise durch Ungarn bis an die türkische Grenze gemacht hatte, war ihm unter andern auch folgende merkwürdige Bittschrift eingehändigt worden: „Barmherzigster Kaiser! Vier Tage Frohndienst, den fünften Tag auf die Fischerei, den sechsten Tag mit der Herrschaft auf die Jagd, der siebente gehört Gott. Erwäge, barmherzigster Kaiser! wie ich Steuern und Abgaben geben kann?!“ Joseph hob in allen

seinen Staaten, in Ungarn am 22. August 1785 die Leibeigenschaft auf und führte zu Ungunsten des Adels ein Roboth-, ein Frohnen-Abschaffungssystem ein. Die Besteuerung sollte, was sie nicht war, völlig gleich sein, auch der Adel sollte allendlich in diesem Verhältniß steuern. Die Verfassung in Ungarn, kraft deren der Adel der Taxenfreiheit genoß und nur die misera contribuens plebs Steuern zahlen mußte, war ihm ein Greuel. Er schrieb im Juli 1786 an den Grafen Carl Palffy, Kanzler des Königreichs Ungarn, die eindringlichen Worte, die unbeachtet blieben, bis sie nach der turba von 1848 beachtet werden mußten: „Die Vorrechte und Freiheiten einer Adelschaft oder einer Nation bestehen in allen Ländern und Republiken der Welt nicht darin, daß sie zu den öffentlichen Lasten **nichts** beitragen, vielmehr ist ihre Belegung, wie z. B. in England und Holland, **stärker** als irgendwo; sondern sie bestehen einzig darinnen, sich selbst die für den Staat und das Allgemeine erforderlichen Lasten aufzulegen und durch ihre Verwilligung mit Erhöhung und Vermehrung der Auflagen vorzugehen. Die Freiheit der Personen ist wohl zu unterscheiden von jener der Besitzungen, in deren Rücksicht die Eigenthümer nicht den Edelmann, sondern bloß den Feldbauer, den Hauer, oder den Viehmäster und in Städten bloß den Bürger und Consumenten, auf der Straße und Ueberfuhr bloß den Reisenden und Uebersetzer vorstellen; in welchen Fällen sie zur Erhaltung der allein das System nutzbar

machenden freien Konkurrenz nach ihren Besitzungen mit allen andern Bürgern und Einwohnern gleich sein müssen."

Auf die Egalisirung des Adels mit den übrigen Unterthanen im Justizpunkte, wo der Adel bisher so eine ganz eminent bevorzugte Stellung gehabt hatte, die aber Joseph so wenig anerkannte, daß er Edelleute „zum erspiegelnden Exempel" am Pranger stehn und mit dem Besen die Straße kehren, ja sogar an einer Leine mit tiefstgebornen Slavoniern und Wallachen Schiffe ziehen ließ — auf diese drastisch radicale Egalisirung komme ich unten bei den Justizreformen zurück.

Endlich ist noch zum Schluß dieses Adelscapitels der radicalen Abneigung zu gedenken, welche Joseph, wie andere große Könige, Gustav Adolf und Heinrich IV., gegen die mittelalterlich barbarisch rohe Adelssitte hatte, sich im Duell die Ehre zu repariren. Er schrieb einmal im August 17.1 an einen General seiner Armee: „Ich will und leide keinen Zweikampf bei meinem Heere, ich verachte die Grundsätze derjenigen, die ihn vertheidigen, ihn zu rechtfertigen suchen und sich mit kaltem Blute durchbohren. — Ich halte einen solchen Menschen für nichts besseres als einen römischen Gladiator ꝛc. — Eine solche barbarische Gewohnheit, die dem Jahrhunderte der Tamerlans und Bajazeths angemessen ist und die oft so traurige Wirkungen auf einzelne Familien gehabt hat, will ich unterdrückt und bestraft wissen

und sollte es mir die Hälfte meiner Offiziere rauben."

6. Joseph's Steuer=Reformen.

Um seine Lieblingsidee der gleichen Besteuerung in Ausführung zu bringen, beschloß der Kaiser die bestehenden Steuerzustände in den Erblanden, in Oestreich, Böhmen und Gallizien durch eine durchgreifende Reform umzuändern, nur Ungarn, Tyrol, die Lombardei und die Niederlande wurden vor der Hand noch auf dem alten Steuerfuß erhalten. Der Angriff des großen Werks erfolgte im Jahre 1784, am 10. Febr. 1789 erließ Joseph das berühmte Steuerpatent, das sogleich nach seinem Ableben durch seinen Nachfolger Leopold II. am 6. April 1790 wieder aufgehoben wurde. Joseph ging auch bei diesem Werke von den Ideen der herrschenden Philosophie aus, die durch die Philanthropen in Frankreich ausgebildet worden war. Es waren dieß die generalisirenden Ideen des s. g. physiocratischen Systems. Er ließ dabei die individuellen Verhältnisse der einzelnen ihrer Natur nach so verschiedenen Provinzen außer Berücksichtigung. Joseph nahm ohne Weiteres die Theorie des physiocratischen Systems, nach welchem der Landbau die einzige Quelle des Nationalreichthums sein soll, als wahr an und setzte sie in Praxis. Er that dieß mit seiner gewöhnlichen Raschheit, getrieben von seinem Enthusiasmus für das Beste des Volks, ungewarnt durch die Vorstellungen seiner Minister, die bei einer so ganz unvorbereiteten Sache die Uebereilung wider-

reichen. Er legte seine Ideen in einem merkwürdigen, von ihm selbst verfaßten Aufsatze nieder:

„Ein klarer und aufrichtiger Steuerfuß ist gewiß das größte Glück eines Landes. Durch diesen allein erhält man das eigentliche Mittel, den wahren Bedarf des Staats auf die billigste und wohlfeilste Art zu sammeln und alles Gute im Lande zu stiften. — Der Grund und Boden, den die Natur zu des Menschen Unterhalt angewiesen hat, ist die einzige Quelle, aus welchem alles kommt und wohin alles zurückfließt, und dessen Existenz trotz allen Zeitläuften beständig verbleibt. Aus dieser Ursache ergiebt sich die untrügliche Wahrheit, daß der Grund allein die Bedürfnisse des Staats ertragen und nach der natürlichen Billigkeit kein Unterschied gemacht werden könne. — Dieses vorausgesetzt folgt nun von selbst, daß zwischen Dominical- und Rustical-, dann Cameral- und geistlichen Gründen eine vollkommene Gleichheit sein und jeder nur nach der Oberfläche, Fruchtbarkeit und Lage in die proportionirte Classification gesetzt werden müsse. Wenn Gesetze und Verfassungen diesem entgegenstehen, so können sie doch die Wahrheit und Ueberzeugung nicht schwächen, daß das Heil des Staats diesen Grundsatz unentbehrlich macht. Ist es nicht Unsinn zu glauben, daß die Obrigkeiten das Land besessen, bevor noch Unterthanen waren; und daß sie das Ihrige unter gewissen Bedingungen an die letzteren abgetreten haben? Müßten sie nicht auf der Stelle vor Hunger davon laufen, wenn Niemand

den Grund bearbeitete? Eben so absurd wäre es, wenn sich ein Landesfürst einbildete, das Land gehöre ihm und nicht er dem Lande zu; Millionen Menschen seien für ihn und nicht er für sie gemacht, um ihnen zu dienen. Gleichwie aber die Bedürfnisse des Staats bedeckt sein müssen, so können solche nicht übertrieben werden; sondern der Landesfürst in einem monarchischen Reiche hat über deren Verwendung nach seiner Ehre, Gewissen und Pflichten dem Allgemeinen Rede und Antwort zu geben."

„Aus dem Vorhergehenden zeigt sich die Nothwendigkeit, ein neues Contributionssystem nach solchem Ausmaß einzuführen, wodurch alle Gründe der Besitzer ohne Unterschied gleich belegt werden."

Nach vielen Berathungen über die Möglichkeit und Nützlichkeit dieser neuen Steuerverfassung ward ihre Ausführung beschlossen. Unterm 20. April 1785 erließ Joseph ein Patent, das für Oestreich, Böhmen und Gallizien die Ausmessung der Gründe und die Bestimmung ihres Ertrags anbefahl. Man machte nun sofort den Anfang mit Ausmessung der Ländereien. Es fehlte aber an den dazu nöthigen Sachverständigen. Man ließ deshalb in Eil einige Feldmesser unterrichten, man überließ an vielen Orten den Bauern selbst ihre Gründe abzumessen. Das Resultat war kläglich, bei Nachmessungen durch geschickte Feldmesser ergaben sich die auffallendsten Ungleichheiten und Unrichtigkeiten. Da die Ausmessung auf Kosten der Begüterten geschah, klagten alle über die Summen, die auf diese Weise aus ihren Cassen verschwanden,

burg in der Steiermark, „wegen Beförderung des Eisenhandels und der Eisenfabrication"; 1789: Joseph Rebay von Ehrenwiesen, Großhändler zu Günzburg in Schwäbisch-Oestreich, „wegen verbreitetem Leinwandhandel", und in demselben Jahre: Engelbert, Edler von Tschoffen, bürgerlicher Handelsmann in Wien, „wegen Errichtung einer Knopf-, englischen Schnallen-, Stahl- und Metallwaarenfabrik", Joseph, Edler von Hayeck, Mitintereffent der Cottonfabrik zu Lettowitz in Mähren, und Joseph, Edler von Desselbrunner, Tuchfabrikant zu Laibach in Krain u. s. w. Wie sein Vater den Buchhändler Trattner geadelt hatte, adelte Joseph den zu seiner Zeit berühmten illyrischen Großhändler, Hofbuchhändler und Hofbuchdrucker Joseph, Edlen von Kurzboeck durch Diplom von 1786, „wegen Errichtung einer Schriftgießerei und Buchdruckerei der orientalischen Sprachen, dann wegen Emporbringung des Buchhandels und nützlicher Verwendung bei Verfertigung der neuen Bancozetteln". 1776 adelte Joseph auch den Professor zu Helmstädt, Schirach, „wegen gelieferter Lebensbeschreibung Kaisers Carl VI." und 1772 hatte er den Maler Anton Maron „wegen Portraitirung der kaiserlichen Familie aus höchst eignem Antriebe" geadelt.

Joseph grafte, baronisirte und adelte aber nicht blos verdienstvolle Bürgerliche, sondern er beförderte auch in die hohen und niedern Adelsehren Jedweden, der bezahlte: wie seine Mutter gebrauchte er den Adel als Finanzquelle. Ein Grafendiplom kostete gewöhnlich 20,000 Gulden. Dem Grafen Palm kostete 1783

sein Fürstendiplom nicht weniger als eine halbe Million Gulden: für die Hälfte davon ward ein Findelhaus angelegt. Joseph adelte auch Parvenus, ja einmal sogar einen geringen Hofbedienten — wie seine Vorfahren vom Hause Habsburg, aber aus anderen Motiven. Ihm war das unaufhörliche „Herr von" und „Ihr Gnaden" in Wien so zuwider geworden, daß er einst im Scherze einen seiner Bedienten „Herr von —" rufte. Dieser hatte die Geistesgegenwart, sich auf der Stelle für die Nobilitirung zu bedanken. Der Kaiser nickte dazu und lachte. Joseph machte sogar zum Erstaunen der Wiener die ersten jüdischen Barone, wie 1783 den Banquier Joseph Michael Arnstein, dessen Gemahlin, Fanny Itzig aus Berlin, in großer Gunst bei Joseph stand *).

Joseph beförderte auch Bürgerliche, was gar nicht gefiel, zu bischöflichen Stellen, den Stellen, die zeither ganz von der Aristocratie geradezu in Beschlag genommen worden waren.

Joseph öffnete schon 1766, ein Jahr nach dem Tode seines Vaters, dem fußgehenden Publikum den Prater. Der Hofadel, welchem er zeither mit seinen Equipagen allein überlassen gewesen war, machte Gegenvorstellungen. Joseph erwiederte: „Wenn ich nur mit meines Gleichen umgehen sollte, müßte ich in die Gruft der Kapuzinerkirche hinab-

*) Arnstein ward 1783 als Edler von Arnstein von Joseph in den Reichsritterstand erhoben, man nannte aber solche Ritter in Wien Barone. Das Reichsfreiherrndiplom ist vom Nachfolger Joseph's, vom Jahre 1793.

steigen und daselbst meine Tage zubringen." Er öffnete auch neun Jahre später, 1775, den sonst nur für Sterne und Ordensbänder zugänglichen Augarten und ließ über das Thor die Worte, die man noch heut zu Tage sieht, setzen: „Allen Menschen gewidmeter Erlustigungsort von ihrem Schätzer." Joseph verlangte, wie der Fürst von Ligne sagt, vom Adel mehr Adel und verachtete diesen Stand mehr als jeden andern, wenn er ihn nicht hatte. Um den Adel abzuhalten, die Bürgerstöchter zu verführen, gab er den Befehl, daß auch natürliche Kinder ihre unverheiratheten Väter beerben sollten. Er nahm den Flecken von der unehelichen Geburt überhaupt weg, um nicht Unschuldige zu bestrafen.

Joseph wollte durchaus nichts von einem bloßen Geburtsvorzuge wissen. Er schrieb an eine Generalswittwe von einem angesehenen Hause, die ihn um eine Infanterie-Compagnie für ihren so eben von seinen Reisen zurückgekommenen Sohn gebeten hatte, von Laxenburg unter'm 4. August 1787: „Ich sehe die Verbindlichkeiten eines Monarchen gar nicht ein, daß er einem seiner Unterthanen darum eine Stelle verleihen solle, weil er ein Edelmann von Geburt ist. Man kann der Sohn eines Generals sein, ohne die geringste Anlage zum Offizier zu haben, ein Kavalier von guter Familie sein, ohne andere Verdienste zu haben, als die, daß man durch ein Spiel des Zufalls ein Edelmann geworden sei. Ich kenne Ihren Sohn und ich kenne, was zum Soldaten gehört. In dem

der alten östreichischen Aristokratie zu vermitteln.

Der „bürgerliche Handelsmann" Joseph Johann Nepomuk Fuchs hatte zeither geraume Zeit im Bürgerstande das alte, seit 200 Jahren schon bestehende ansehnliche Handelshaus seines Vaters fortgesetzt und mehrere Handelszweige gefördert, er war auch Mitpächter der k. k. niederöstreichischen Hauptmauthgefälle gewesen. Zwei Jahre nach seiner Nobilitirung, 1767, kaufte er die ansehnlichen östreichischen Herrschaften Buchheim und Mitterberg. Darauf ward er 1774 von Joseph II. baronisirt und 1781, kurz nach seinem Regierungsantritt in den Erblanden, gegraft. Er war der erste Graf aus der haute finance wieder seit den Zeiten der Fugger und Eggenbergs. Als die Grafen Rappach in den achtziger Jahren erloschen, welche eine der zwölf ältesten Familien Oestreichs waren, übertrug der Kaiser im Jahre 1786 sogar dem neuen Grafen Fuchs das erledigte Erbstabelmeisteramt. Das war einer der stärksten Einbrüche in die vermeintlichen hohen Rechte und Privilegien des s. g. alten östreichischen Adels, welcher immer vergaß, daß sein Alter als hoher, mit Grafen- und Fürstenkrone decorirter Adel nur etwa 150 Jahre weit reichte bis in die Zeiten des blutigen Kriegs, welcher ihn geschaffen. Die sehr neuen Grafen Fuchs sind übrigens sehr verschieden von den älteren Grafen Fuchs, zubenannt von Bimbach, deren Grafendiplom übrigens auch erst vom Jahre 1706 datirt, und welchen die Aja Maria Theresia's angehörte. Fast scheint es

sächlich als Mensch sich Achtung gezollt haben. „Die Lobsprüche, schrieb er im Jahre 1770 an den italienischen Grafen Papini, welche man an uns verschwendet, gehen unglücklicher Weise mehr auf unsern hohen Stand, als auf unsere Person. Sein Sie versichert, daß ich mich sehr betrüben würde, wenn Sie in mir nicht den Menschen schätzten — der höchste Titel unter allen, die man mir geben kann." Joseph sprach es unumwunden in einem Briefe an einen ungarischen Magnaten aus, daß „der Landmann, welcher die größten Lasten der allgemeinen Bedürfnisse zu tragen verbunden ist, auch ein vorzügliches Recht auf den Schutz seines Königs habe." Um den Stand des Ackerbauers öffentlich zu ehren, pflügte er einmal 1769 auf der Liechtensteinischen Herrschaft Posowitz in Mähren öffentlich mit eigner Hand feierlichst im Felde. Bauers- und Bürgersleute begünstigte Joseph offen und ausgesprochen vor den beiden hochprivilegirten Ständen. Es war ihm Ernst damit, sie in den vollen und ganzen Genuß ihrer Menschenrechte zu versetzen. Als er im Jahre 1766 seine erste Reise durch Ungarn bis an die türkische Grenze gemacht hatte, war ihm unter andern auch folgende merkwürdige Bittschrift eingehändigt worden: „Barmherzigster Kaiser! Vier Tage Frohndienst, den fünften Tag auf die Fischerei, den sechsten Tag mit der Herrschaft auf die Jagd, der siebente gehört Gott. Erwäge, barmherzigster Kaiser! wie ich Steuern und Abgaben geben kann?!" Joseph hob in allen

seinen Staaten, in Ungarn am 22. August 1785 die Leibeigenschaft auf und führte zu Ungunsten des Adels ein Roboth-, ein Frohnen-Abschaffungssystem ein. Die Besteuerung sollte, was sie nicht war, völlig gleich sein, auch der Adel sollte allendlich in diesem Verhältniß steuern. Die Verfassung in Ungarn, kraft deren der Adel der Taxenfreiheit genoß und nur die misera contribuens plebs Steuern zahlen mußte, war ihm ein Greuel. Er schrieb im Juli 1786 an den Grafen Carl Palffy, Kanzler des Königreichs Ungarn, die eindringlichen Worte, die unbeachtet blieben, bis sie nach der turba von 1848 beachtet werden mußten: „Die Vorrechte und Freiheiten einer Adelschaft oder einer Nation bestehen in allen Ländern und Republiken der Welt nicht darin, daß sie zu den öffentlichen Lasten **nichts** beitragen, vielmehr ist ihre Belegung, wie z. B. in England und Holland, **stärker** als irgendwo; sondern sie bestehen einzig darinnen, sich selbst die für den Staat und das Allgemeine erforderlichen Lasten aufzulegen und durch ihre Verwilligung mit Erhöhung und Vermehrung der Auflagen vorzugehen. Die Freiheit der Personen ist wohl zu unterscheiden von jener der Besitzungen, in deren Rücksicht die Eigenthümer nicht den Edelmann, sondern bloß den Feldbauer, den Hauer, oder den Viehmäster und in Städten bloß den Bürger und Consumenten, auf der Straße und Ueberfuhr bloß den Reisenden und Uebersetzer vorstellen; in welchen Fällen sie zur Erhaltung der allein das System nutzbar

machenden freien Konkurrenz nach ihren Besitzungen mit allen andern Bürgern und Einwohnern gleich sein müssen."

Auf die Egalisirung des Adels mit den übrigen Unterthanen im Justizpunkte, wo der Adel bisher so eine ganz eminent bevorzugte Stellung gehabt hatte, die aber Joseph so wenig anerkannte, daß er Edelleute „zum erspiegelnden Exempel" am Pranger stehn und mit dem Besen die Straße kehren, ja sogar an einer Leine mit tiefstgebornen Slavoniern und Wallachen Schiffe ziehen ließ — auf diese drastisch radicale Egalisirung komme ich unten bei den Justizreformen zurück.

Endlich ist noch zum Schluß dieses Adelscapitels der radicalen Abneigung zu gedenken, welche Joseph, wie andere große Könige, Gustav Adolf und Heinrich IV., gegen die mittelalterlich barbarisch rohe Adelssitte hatte, sich im Duell die Ehre zu repariren. Er schrieb einmal im August 17:1 an einen General seiner Armee: „Ich will und leide keinen Zweikampf bei meinem Heere, ich verachte die Grundsätze derjenigen, die ihn vertheidigen, ihn zu rechtfertigen suchen und sich mit kaltem Blute durchbohren. — Ich halte einen solchen Menschen für nichts besseres als einen römischen Gladiator ꝛc. — Eine solche barbarische Gewohnheit, die dem Jahrhunderte der Tamerlans und Bajazeths angemessen ist und die oft so traurige Wirkungen auf einzelne Familien gehabt hat, will ich unterdrückt und bestraft wissen

und sollte es mir die Hälfte meiner Offi-
ziere rauben."

6. Joseph's Steuer-Reformen.

Um seine Lieblingsidee der gleichen Besteuerung in Ausführung zu bringen, beschloß der Kaiser die bestehenden Steuerzustände in den Erblanden, in Oestreich, Böhmen und Gallizien durch eine durchgreifende Reform umzuändern, nur Ungarn, Tyrol, die Lombardei und die Niederlande wurden vor der Hand noch auf dem alten Steuerfuß erhalten. Der Angriff des großen Werks erfolgte im Jahre 1784, am 10. Febr. 1789 erließ Joseph das berühmte Steuerpatent, das sogleich nach seinem Ableben durch seinen Nachfolger Leopold II. am 6. April 1790 wieder aufgehoben wurde. Joseph ging auch bei diesem Werke von den Ideen der herrschenden Philosophie aus, die durch die Philanthropen in Frankreich ausgebildet worden war. Es waren dieß die generalisirenden Ideen des s. g. physiocratischen Systems. Er ließ dabei die individuellen Verhältnisse der einzelnen ihrer Natur nach so verschiedenen Provinzen außer Berücksichtigung. Joseph nahm ohne Weiteres die Theorie des physiocratischen Systems, nach welchem der Landbau die einzige Quelle des Nationalreichthums sein soll, als wahr an und setzte sie in Praxis. Er that dieß mit seiner gewöhnlichen Raschheit, getrieben von seinem Enthusiasmus für das Beste des Volks, ungewarnt durch die Vorstellungen seiner Minister, die bei einer so ganz unvorbereiteten Sache die Uebereilung wider-

reihen. Er legte seine Ideen in einem merkwürdigen, von ihm selbst verfaßten Aufsatze nieder:

„Ein klarer und aufrichtiger Steuerfuß ist gewiß das größte Glück eines Landes. Durch diesen allein erhält man das eigentliche Mittel, den wahren Bedarf des Staats auf die billigste und wohlfeilste Art zu sammeln und alles Gute im Lande zu stiften. — Der Grund und Boden, den die Natur zu des Menschen Unterhalt angewiesen hat, ist die einzige Quelle, aus welchem alles kommt und wohin alles zurückfließt, und dessen Existenz trotz allen Zeitläuften beständig verbleibet. Aus dieser Ursache ergiebt sich die untrügliche Wahrheit, daß der Grund allein die Bedürfnisse des Staats ertragen und nach der natürlichen Billigkeit kein Unterschied gemacht werden könnt. — Dieses vorausgesetzt folgt nun von selbst, daß zwischen Dominical- und Rustical-, dann Cameral- und geistlichen Gründen eine vollkommene Gleichheit sein und jeder nur nach der Oberfläche, Fruchtbarkeit und Lage in die proportionirte Classification gesetzt werden müsse. Wenn Gesetze und Verfassungen diesem entgegenstehen, so können sie doch die Wahrheit und Ueberzeugung nicht schwächen, daß das Heil des Staats diesen Grundsatz unentbehrlich macht. *Ist es nicht Unsinn zu glauben, daß die Obrigkeiten das Land besessen, bevor noch Unterthanen waren; und daß sie das Ihrige unter gewissen Bedingungen an die letzteren abgetreten haben? Müßten sie nicht auf der Stelle vor Hunger davon laufen, wenn Niemand*

den Grund bearbeitete? Eben so absurd wäre es, wenn sich ein Landesfürst einbildete, das Land gehöre ihm und nicht er dem Lande zu; Millionen Menschen seien für ihn und nicht er für sie gemacht, um ihnen zu dienen. Gleichwie aber die Bedürfnisse des Staats bedeckt sein müssen, so können solche nicht übertrieben werden; sondern der Landesfürst in einem monarchischen Reiche hat über deren Verwendung nach seiner Ehre, Gewissen und Pflichten dem Allgemeinen Rede und Antwort zu geben."

„Aus dem Vorhergehenden zeigt sich die Nothwendigkeit, ein neues Contributionssystem nach solchem Ausmaß einzuführen, wodurch alle Gründe der Besitzer ohne Unterschied gleich belegt werden."

Nach vielen Berathungen über die Möglichkeit und Nützlichkeit dieser neuen Steuerverfassung ward ihre Ausführung beschlossen. Unterm 20. April 1785 erließ Joseph ein Patent, das für Oestreich, Böhmen und Gallizien die Ausmessung der Gründe und die Bestimmung ihres Ertrags anbefahl. Man machte nun sofort den Anfang mit Ausmessung der Ländereien. Es fehlte aber an den dazu nöthigen Sachverständigen. Man ließ deshalb in Eil einige Feldmesser unterrichten, man überließ an vielen Orten den Bauern selbst ihre Gründe abzumessen. Das Resultat war kläglich, bei Nachmessungen durch geschickte Feldmesser ergaben sich die auffallendsten Ungleichheiten und Unrichtigkeiten. Da die Ausmessung auf Kosten der Begüterten geschah, klagten alle über die Summen, die auf diese Weise aus ihren Cassen verschwanden,

man hat sie summarisch auf 120 Millionen Gulden berechnet. Heere von Feldmessern und Schreibern überschwemmten die Provinzen; Millionen Bogen Papiers wurden zu Planen, Tabellen und Fassionen aufgewendet. Dennoch trotz aller zahllosen Mängel und Gebrechen der vierjährigen Arbeit erließ Joseph das Steuerpatent vom 10. Februar 1789. Vom 1. Novbr. an trat es in Kraft für die deutschen Provinzen. Von 100 Gulden Bruttoertrag sollten siebzig Gulden frei gelassen werden, die landesfürstliche Grundsteuer betrug 12 Gulden $13^{1}/_{2}$ Kreuzer, die herrschaftliche Grundabgabe 17 Gulden $46^{2}/_{3}$ Kreuzer im Durchschnitt. Alle bisherigen Frohnen (Robothen) und Naturalabgaben sollten somit in Geld verwandelt werden. Aber Niemand war mit dieser neuen Steuer zufrieden. Von allen und allen Ständen der verschiedenen Provinzen gingen Klagen gegen die neue Maßregel ein, mit der Joseph seine Völker hatte beglücken wollen. Das Manifest vom 6. April 1790, wodurch Leopold II. nach Joseph's Tode das ganze System wieder aufhob, gab es unumwunden zu: „Die durch die neue Steuerregulirung abgezielte Hauptabsicht der Beförderung des Wohlstands der Unterthanen ist nicht erreicht worden. Viele haben statt der gehofften Erleichterung an der landesfürstlichen Steuer mehr als vorher zu entrichten; die Einführung des neuen Systems hat zu der vorhin mit keinen Unkosten für den Unterthan verbundenen Einhebung der landesfürstlichen Steuer eine Menge Beamten nothwendig gemacht, deren Besoldung die Steuer selbst um mehr als ein Zwölftel erhöht."

7. Joseph's Maßnahmen für Handel und Industrie.

Wie Joseph sich als einen rücksichtslosen Anhänger des physiocratischen Systems in der Steuersache zu Gunsten des Landmanns erzeigte, als einen eben so rücksichtslosen Vertheidiger des Mercantilsystems erwies er sich im Handel zu Gunsten der inländischen Fabricanten und Manufakturisten. Der kaufmännische Geist seines Vaters hatte auf ihn fortgeerbt. Er erließ im Jahre 1784 ein allgemeines Verbot der Einfuhr fremder Waaren, sowohl der Industrie- als Genußwaaren. Unter letzteren befanden sich namentlich die fremden Weine. Auch hier ging Joseph mit gutem Beispiel vor. Er verschenkte alle in seinem Hofkeller befindlichen ausländischen Weine an die Krankenhäuser und befahl auf seinem Tische keine anderen, als ungarische und östreichische Weine aufzusetzen. Den Wiener Kaufleuten ward untersagt, ausländische Artikel in ihren Gewölben zu verkaufen. Sämmtliche Vorräthe fremder Waaren wurden im ehemaligen Lorenzer Kloster veräußert. An den Grafen Leopold Kollowrat, den ersten östreichischen Kanzler, schrieb Joseph im Octbr. 1784: „Zum Emporkommen der inländischen Erzeugnisse und daß ich der Herrschaft des Luxus und der Moden einen Dampf setze, sind meine Befehle in Ansehung eines allgemeinen Verbots der ausländischen Waaren bekannt gemacht worden. Das Oesterreichische Kommerz ist durch den überhandnehmenden Gebrauch ausländischer Produkte nur mehr passiv gewesen, und der Staat, der mehr denn vierundzwanzig Millionen jährlich hierbei verlor, würde, ohne den Ertrag unserer

vortrefflichen Bergwerke, beinahe schon gänzlich entkräftet worden sein. Bishero war es beinahe eine besondere Absicht der Oesterreichischen Regierung, die Fabrikanten und Kaufleute der Franzosen, Engländer und Chinesen zu ernähren und sich aller der Vortheile selbst zu berauben, die ein Staat nothwendig haben würde, wenn er durch eigne Industrie für die Nationalbedürfnisse Sorge getragen hätte. Ich weiß, welche Sensation unter den Kaufleuten der Residenz hierüber entstanden und habe hierüber mit dem Fürsten von Kaunitz gesprochen, ihnen aber nichts anderes verwilligt, als daß der Termin zur Hinwegschaffung der fremden Artikel weiter hinausgesetzt werde; und mehr verdienen sie nicht, sie sind weiter nichts als die Faktoren der übrigen Europäischen Kaufleute."

Nachdem die im Lorenzer Kloster zusammengebrachten fremden Waaren veräußert worden waren, erlaubte Joseph den Privaten, gegen Erlegung eines Zolls von sechszig pro Cent sich alle nur gefällige Waaren aus dem Auslande zu verschreiben, nur den Kaufleuten blieb die Einfuhr derselben für immer verboten. Die Folge war, daß sich ein ansehnlicher Schleichhandel bildete. Aber Joseph setzte ihm unerbittliche Strenge entgegen. Was von verbotenen Waaren gefunden wurde, wurde sofort confiscirt und unabänderlich vernichtet. So ließ er einmal eine beträchtliche Menge goldne und silberne Taschenuhren, Dosen, Schnallen, ganze Stücke seidner und wollener Zeuge, Tücher, Brabanter Spitzen, Manchester, Mousseline,

ganze Päckte von Borden, Knöpfen, Edelsteinen u. s. w., viele tausend Gulden am Werthe, auf einen Scheiterhaufen werfen, zu Asche verbrennen und diese ins Wasser streuen. Es glückte, daß nun die Manufakturen und Fabriken in Oestreich sich zu einer ersten wirklichen Blüthe erhoben. Engländer, Franzosen, Niederdeutsche und Schweizer ließen sich in Oestreich, namentlich zu Wien nieder. In Linz kam die Wollmanufaktur empor. Schon im ersten Jahre nach des Kaisers Verordnung zählte man vierundzwanzig neue Fabriken. Aber auch hier mußte Joseph erfahren, daß die abstract generalisirenden Gesetze sehr bedeutenden concret speziellen Schaden anstiften. Tyrol traf das Verbot der ausländischen Waaren so schwer, daß sein Hauptnahrungszweig, der Transitohandel, der im Jahre 1765 über zehn Millionen Gulden betragen hatte, durch das neue Mauthsystem auf drei Millionen herabfiel. Joseph mußte das Mauthsystem für Tyrol aufheben.

Des Kaisers Hauptaugenmerk ging darauf, Oestreich einen Seehandel zu verschaffen. Er wollte Triest mit Ostende verbinden, die Triester Seehandlungs-Societät bestand meist aus Ostender und Antwerpner Kaufleuten. Er wollte namentlich auch Antwerpen selbst, auf Kosten Amsterdams, wieder in den alten Handelsflor emporbringen. Die Häuser Bolts und Proli eröffneten directe Handelsverbindung mit Ostindien. Erfahrne Seeleute erboten sich, noch unoccupirte Inseln für Oestreich zu Niederlassungen in Besitz zu nehmen oder auf neue Entdeckungen auszugehen. Schon

waren Etablissements auf Isle de France und selbst in Canton. Die Ausfuhr in die Nordsee war aber durch den Westphälischen Frieden, wo zu Gunsten der Holländer die Schelde gesperrt worden war, verwehrt. Joseph versuchte nun von den Holländern die Oeffnung der Schelde in den Jahren 1784 und 1785 zu erwirken. Es war Alles vergebens: selbst das eng alliirte Frankreich setzte sich mit den Hochmögenden dagegen. Glücklicher war der Kaiser mit der Schifffahrt auf der Donau ins schwarze Meer. Die Regulirung der Donauschifffahrt war ein Lieblingsplan Joseph's: nachdem Fries 1777 Bahn gemacht und die Faktorei in Rustschuk angelegt hatte, sollte die Donau die große Pulsader der Monarchie werden. 1783 ward ein sehr vortheilhafter Handelsvertrag mit den Türken abgeschlossen, worin die Oestreicher gleiche Rechte im Handel, wie die Russen, die am meisten begünstigten Fremden im türkischen Reiche, erhielten. Im August 1783 schiffte der Pontonier-Hauptmann Lauterer von Wien nach Constantinopel, starb aber bald nach der Rückkehr. Hauptmann Baron Tauffner führte das erste Seeschiff aus der Kulp in Ungarn in die Donau und nach Constantinopel. Ignatz Pürckehr, ein in Hermannstadt angesiedelter Schweizer, fuhr aus der Aluta nach Gallacz, dem natürlichen Donauhafen Ungarns. Denselben Weg nahm auch Dellazia's, glücklicher Getreidehandel nach dem schwarzen Meere. Für Ungarn hatte Joseph die umfassendsten Organisationsprojekte. Als ihm im Jahre 1784 die Stadt Ofen eine Bildsäule dafür, daß er die Reichsämter

dahin verlegt hatte, errichten wollte, lehnte er diese Ehre ab und schrieb dem Magistrate und der Bürgerschaft: „Wenn ich es einmal werde dahin gebracht haben, daß die Hungarn die wahren Verhältnisse zwischen dem König und Unterthanen allgemein anerkennen; wenn ich alle geistliche und weltliche Mißbräuche werde abgestellt, wenn ich Thätigkeit und Industrie erweckt, den Handel in Flor gebracht, das Land von einem Ende zum andern mit Straßen und schiffbaren Kanälen werde versehen haben, wie ich es hoffe, wenn dann die Nation mir ein Monument errichten will, dann möchte ich es vielleicht verdient haben, und dann werde ich es auch mit Dank annehmen." Aber die ungarischen Edelleute wollten nichts von den Landesverbesserungen wissen und so sind Joseph's großartige Pläne für dieses Land alle unausgeführt geblieben.

Joseph war so von dem Standpunkt der materiellen Nützlichkeit im Finanzwesen eingenommen, daß er sogar dem Handel mit nachgedruckten Büchern in seinen Staaten Förderung gab. Er erlaubte den Nachdruck aller deutschen, außerhalb seiner Staaten gedruckten Bücher und sogar der Zeitungen. Das Geld sollte im Lande bleiben, das war Joseph's unveränderlich festgehaltener Gedanke. Sogar die geistlichen Orden durften sich nicht mehr beigehen lassen, Breviere, Missale, Chorbücher, Antiphonarien und andere zum Gottesdienst gehörige gedruckte Werke aus andern Ländern herbeizuschaffen, auch für diese Gattungen von Schriften wurden Anstalten zu inländischen Nachdrücken getroffen.

Aus demselben finanziellen Gesichtspunkt, möglichst viel Geld im Lande zu behalten, floß auch eine Verordnung, die dem Güter besitzenden Adel sehr lästig war. Güterbesitzer, die auf auswärtigen Reisen sich befanden und nicht wenigstens alljährlich sechs Monate im Inlande lebten, wurden angehalten, doppelte Steuern zu entrichten.

Wie Joseph dem Handel eine freiere Bewegung zu verschaffen suchte, so suchte er auch den verrotteten Handwerkszunftzwang niederzukämpfen und den Vexationen, die das Publikum dadurch zu leiden hatte, Abhülfe zu geben. Im März 1787 hielten die Wiener Fleischer um eine Erhöhung der Fleischtaxe an, unter dem Vorgeben, daß sie bei den zeitherigen niedrigen Preisen nicht bestehen könnten. Sie wurden beschieden, daß sie in diesem Falle ihr Gewerbe niederlegen sollten, man werde aus ihren Knechten schon Leute finden, die das Fleisch zu dem dermaligen Preise liefern würden. Sollten sich aber einige von ihnen betreten lassen, die die Taxe heimlich und eigenmächtig erhöhten oder schlechtes Fleisch für dieselbe gäben, so sollten sie für jedes Pfund, welches sie auf diese Art verkaufen, funfzig Prügel „auf ihr angebornes Fleisch" erhalten.

8. Justiz-Reformen.

Nächst den Finanzen war die Justiz eine Hauptachse, um die sich Joseph's politische Plane drehten. Schon im ersten Jahre seiner Regierung, 1781, erschien eine neue Gerichts- und Prozeßordnung für

die deutschen Provinzen. Der Advocatenrabulisterei versetzte er damit den Todesstoß. Ihre fürchterliche Anzahl schmolz in Wien auf vierzig herunter. Der Kaiser besoldete sie, von den Parteien durften sie schlechterdings nichts nehmen, die Bezahlung erfolgte an das Gericht, in dessen Solde sie von nun an standen. Joseph führte im Jahre 1786 ein neues Civil- und im Jahre 1787 ein neues Criminalgesetzbuch ein. Beide waren in deutscher Sprache abgefaßt und allen verständlich. Dabei ward als Hauptprincip ausgesprochen, daß vor dem Gesetze Gleichheit gelten solle. Die Tortur ward aufgehoben, eine Zeitlang auch, bis sich Joseph durch das Ueberhandnehmen schwerer Verbrechen von deren Unentbehrlichkeit überzeugte, die Todesstrafe. Aber die furchtbar entehrenden Strafen des Prangerstehens, Straßenkehrens und Schiffziehens mußte nun auch der Adel sich gefallen lassen. Joseph wurde auch hier von der alles generalisirenden, nivellirenden und gleichmachenden Zeitphilosophie geleitet. Er machte bei den Strafen keinen Unterschied in der Person. Er fand nicht, daß der Adel, der eine sänftere Erziehung erhalten und ein feineres Ehrgefühl habe, dadurch weit empfindlicher gestraft werde, als der unempfindliche, rohe, abgestumpfte ärmere Mann; er fand im Gegentheil, daß bessere Erziehung, reichere Mittel der Bildung, überhaupt günstige äußere Verhältnisse eher erschwerende als mildernde Umstände seien. Er ließ den feinen Edelmann und den rauhen Slavonier und Walachen an der nämlichen Kette Schiffe ziehen. Er äußerte ausdrücklich: „Laster ist Laster. Unter den

Lasterhaften kann keiner einen Vorzug haben."

Die Zierde aller Wiener Zirkel, die schöne Betrügerin Fräulein Baillou, mußte am Pranger stehen und ins Zuchthaus gehen. Der Graf Podstatsky-Liechtenstein, der falsche Banknoten gemacht hatte, mußte sogar öffentlich mit geschornem Kopf, in grobes braunes Tuch gekleidet, in Ketten mit dem Besen die Straßen kehren. Vergebens hatte Joseph diesem Grafen selbst, ihm im Augarten begegnend, ein flüchtiges Wort der Warnung gegeben, der Unglückliche verstand es nicht und mußte nach der Straßenkehrung, mit andern Verbrechern zusammengeschmiedet, Schiffe ziehen, wobei er zu Grunde ging. Des Grafen Familie blieb bei Ehren, Joseph zog seinen alten Vater zur Tafel und in seine Gesellschaft. Der Adel aber ward Joseph's Todfeind von dem Augenblicke an, wo der alte Obristlieutenant der Garde von Szekuly in Wien, drei Tage nach einander, alle Tage zwei Stunden, auf der Bühne auf dem hohen Markte „zum erspiegelnden Beispiel" am Pranger stehen und ins Zuchthaus auf vier Jahre nach Szegedyn in Ungarn hatte gehen müssen. Szekuly hatte in seiner Regimentskasse ein Defizit von 97,000 Gulden Münze hinterlassen und dasselbe vergebens durch alchemistische Versuche zu decken gestrebt. Szekuly war Maurer und Rosenkreuzer. In den „freimüthigen Bemerkungen über die Strafe Szekulys" wird dem Kaiser vorgeworfen, daß er es ganz deutlich zu erkennen gebe „er wolle denen Kerln zeigen, daß ihre Protection nichts

helfe." Gewiß ist, daß Joseph so wenig, wie Friedrich der Große in seinen spätern Jahren, eine große Meinung von dem Freimaurerorden hatte. Er äußert sich in einem Handbillet vom 10. December 1785 über ihn eben so sarkastisch, wie Friedrich. Er sagt, daß die Geheimnisse der s. g. Freimaurergesellschaft ihm eben so unbewußt seien, als er deren Gaukeleien zu erfahren wenig vorwitzig jemals gewesen sei. Er stellte sie in diesem Handbillet, um Ausschweifungen, fanatische engere Verbindung gegen Nichtmaurer und Geldschneiderei zu verhindern, unter Aufsicht des Staats.

9. Die geheime Polizei und das Chiffrecabinet in der Wiener Stallburg.

So gleichgültig Joseph gegen die Maurer-Geheimnisse war, so wenig verschmähte er es an die Spitze geheimer Orden zu treten — aus Eitelkeit theils, theils in der Absicht, sie zu seinen Zwecken gebrauchen zu können. So mußten ihm die Freimaurer, denen er sich als Oberhaupt aller Logen an die Spitze zu stellen ausdrücklich erlaubte, und die Illuminaten dienen, um seine Absichten auf Baiern zu fördern. Er brauchte den Haß aufgeklärter Baiern gegen die lasterhafte, faule und intolerante Pfaffheit, um sich Anhänger zu machen. Während der Baron Bassus, Costanza und Knigge der Aufklärung und dem Illuminatenorden zu dienen glaubten, waren sie nur die Dupes von Joseph — bis Friedrich der Große der Angeber wurde für die in ihrem Irrwahn Oestreich und dem bairischen Austausche dienenden Illuminaten. Für nichts in der Welt hatte Joseph größere Vorliebe, als für die Geheim-

nisse, die ihm die geheime Polizei, die Kaunitz nach dem Muster der Pariser eingeführt hatte, aufschloß. Es gehört zu den eigensten Eigenthümlichkeiten des Vorkämpfers der Beglückungsgewalt, daß er mit solchem Behagen sich der Handhabung der Polizeikünste überließ: dafür war ihm kein Geld zuviel. Schon sein Großvater Carl VI. hatte sich mit schwerem Gelde bezahlte geheime Agenten an allen Höfen gehalten, um die pragmatische Sanction zu poussiren. Sie gaben ihm unter andern Kundschaft von dem Plane des Marschalls Belleisle, seine Tochter Maria Theresia und seinen Schwiegersohn Franz, den er Ausgangs des Jahres 1738 aus einer Art von Ungnade nach Toscana verwiesen hatte, nicht mehr aus Italien heraus nach Wien zu lassen, sondern mit Hülfe einer Partei im Senate von Venedig — dem dafür Mantua als Lockspeise von ferne gezeigt worden war — aufzufangen und so lange in Grenoble gefangen zu halten als Geißeln für Europa's Ruhe, bis die östreichische Succession erledigt worden. — In Wien selbst aber war damals die gewöhnliche Polizei die erbärmlichste und die Stadt so voll von namentlich französischen Spionen, daß der Minister Fleury eine förmliche Beschwerde einmal führte über eine zu lange Unterredung des Herzogs Franz mit dem englischen Gesandten Robinson. Kaunitz hatte sehr schlau die Keuschheits-Commissionen der Kaiserin Theresia benutzt, um eine stattliche geheime Polizei auf die Beine zu bringen. Er verband mit derselben das Chiffrecabinet. Für die geheime diplomatische Correspondenz durch Chiffern, wie für

die Enträthselung fremder Chiffern ward in diesem so berüchtigt gewordenen Wiener Chiffrecabinet in der Stallburg ein Institut gegründet, das selbst die Pariser Anstalten dieser Gattung übertraf und das mit römischer Disciplin regiert wurde, denn die gutbezahlten Dechiffreurs durften fast nur unter sich selbst Umgang haben und waren aufs Allerstrengste überwacht. Es konnte nicht fehlen, daß die Verletzung des Briefgeheimnisses auf einer so großen Länderausdehnung, wie von Hamburg bis Mailand und von Brüssel bis Belgrad, nothwendig große Geheimnisse in ihrem Keim und Ursprung in die Hände liefern mußte. Friedrich der Große war darüber einigemale in Wuth und verstieß deshalb sogar einige Cabinetssecretaire. Doch ward Joseph, wie Ludwig XVI., wie Kaiser Paul (dem es das Leben kostete) und wie selbst der kluge Napoleon wiederholt durch absichtlich geschmiedete Intercepte und eine vermeintliche Contre-Polizei mystifizirt. Man gängelte ihn und betrog ihn, um persönliche Gunst oder Verfolgung auf Individuen zu wenden, um verhaßte Nebenbuhler zu beseitigen, um eine im Wege stehende Coterie zu stürzen. Joseph, wie Hormayr versichert, ist wiederholt auf ganz falsche Fährten geführt worden. Er verlor einen seiner besten Cabinetssecretaire Günther durch einen solchen niederträchtigen Betrug. Selbst der Aufstand des Horja ist zum Theil nur durch Mißverstand ungeschickter Agents provocateurs entsprungen. Es wimmelte in Wien unter Joseph schon von geheimen Polizeiagenten, faux frères und mouches. Ein Theil der Hefe des

Volks wurde besoldet, um durch ihn den andern zu bewachen, mit Geld wurden Blutsverwandte, leichtsinnige, üppige Frauen, ungerathene Söhne, undankbare Freunde und Schützlinge, feile Domestiken gegen ihre Nächststehenden bestochen, um Verbrechen auf die Spur zu kommen, die oft gar nicht existirten, oft vergrößert wurden, um nur das Verdienst der Entdeckung zu haben — zuletzt mußten Complotte sogar ausdrücklich angestiftet werden, damit nur nicht die Diener der geheimen Polizei für überflüssig angestellt angesehen werden möchten.

10. Die Büreaukratie.

Der Mechanismus der östreichischen Verwaltungsmaschine war bis auf Joseph's Zeiten so kraus und quer verwickelt und das Chaos der Beamtenwirthschaft ein so dunkel verworrenes, knorriges und struppiges Waldgehege gewesen, daß man es dem raschen enthusiastischen Kaiser nicht verdenken kann, daß er vor allen Dingen von vorn herein darauf bedacht war, mit der Rodeaxt einen neuen, lichteren Weg durch dieses gothische Walddunkel sich zu bahnen und eine vereinfachtere Lenkung der schwerfälligen Maschine durch alle Mittel sich zu verschaffen. Manche dieser Mittel waren freilich für die gestrengen Büreaukraten höchst fatal, ja fast ehrenrührig. Gleich bei Anfang seiner Regierung im Januar 1781 führte Joseph nämlich die s. g. Conduitenlisten ein, die die Präsidenten aller Stellen von sechs zu sechs Monaten nach einem vorgeschriebenen Formulare auszufüllen hatten. Dieses

Formular enthielt funfzehn Rubriken. Sie betrafen den verheiratheten oder ehelosen Stand, die Kinderzahl, die Besoldung, die Nebeneinkünfte, das Dienstalter, die Fähigkeiten, den Fleiß, das Betragen, die Sprachkenntnisse, die etwanigen Kenntnisse in andern Wissenschaften, z. B. in der dem Kaiser so lieben Geometrie, Zeichnen u. s. w., die Neigungen zum Spiele, zum Trunke, zum Vergnügen und sonstigen Luxus und Aufwand u. s. w. Nächst dieser allgemeinen Controle führte der Kaiser selbst noch eine spezielle und sehr scharfe. Seinen Adlerblicken entging kein Mißbrauch und Unfug. In den Bestrafungen war er unerbittlich, selten ließ er Gnade für Recht ergehen. Namentlich Müßiggänger waren ihm, dem Unermüdlichen und rastlos Thätigen, in innerster Seele zuwider.

Der Kanzlei-Schlendrian war ihm ein Gräuel. Gegen Ende November 1783 überraschte er einmal früh acht Uhr die östreichisch-böhmische Kanzlei mit seinem Besuche. Er kam unbemerkt ins Rathszimmer und setzte sich an die Seite des Kanzlers mit den Worten nieder: „Graf Kollowrat, Sie müssen mir erlauben, daß ich heute einen Auscultator bei Ihnen mache." Er hörte darauf die Relationen der Hofräthe an und notirte sich die Namen der Referenten und ihre Vota auf einen Bogen Papier mit Bleistift. Er schrieb im Julius 1786 an den ungarischen Reichskanzler Grafen Carl Palffy Worte, die diesen gewiß nicht erquickt haben: „Leichter und gemächlicher ist es freilich, wenn man seine Präsidial-Authorität in allem geltend macht und nur dem Dikasterial-Schlendrian in

den Expeditionen folgt, ohne sich zu bekümmern, oder zurückzusehen, ob und wie das Gute und Anbefohlne geschieht. Thut man das, so bleibt der Staat in der papiernen Verfassung, in der er jetzt schwebt, wo nämlich unendlich viel geschrieben und nichts gethan wird."

Eben ein solcher Gräuel war Joseph der Beförderungsschlendrian. Er schrieb im Februar 1783 an den ersten östreichischen Kanzler Grafen Leopold Kollowrat Worte, die diesen gewiß auch nicht erquickt haben: „Die Stelle eines Hofraths mag vorher immer die gewöhnliche Beförderung für die Hofsecretairs gewesen sein; in Zukunft will ich es nicht mehr so haben: man muß aus den Provinzialräthen Hofräthe wählen, um die politische Stelle mit Männern zu besetzen, die Nationalkenntniß haben rc. Da ich noch Mitregent war, bin ich oft erstaunt, wenn im Staatsrath die Ernennung eines Hofraths geschehen, da auf meine Erkundigung, wer er vorher gewesen, meistens die Antwort erfolgte, er war Hofsecretair; und ehedem? Secretair des Ministers Grafen von ** u. s. w., so zwar, daß die damaligen Hofräthe lauter vormalige Hofsecretairs und noch früher Privatsecretairs bei Ministers gewesen. Einmal hatte man damit dem Staat die Verbindlichkeit aufgebürdet, allerhand Privatverdienste zu belohnen, und was noch übler war, dadurch Geschäftsmänner bekommen, die außer Wien nichts gesehen haben, und im Conseil mit der größten Zuverlässigkeit über die Beschaffenheit eines Landes daher raisonniren, von welchem sie kaum geographische

dahin verlegt hatte, errichten wollte, lehnte er diese Ehre ab und schrieb dem Magistrate und der Bürgerschaft: „Wenn ich es einmal werde dahin gebracht haben, daß die Hungarn die wahren Verhältnisse zwischen dem König und Unterthanen allgemein anerkennen; wenn ich alle geistliche und weltliche Mißbräuche werde abgestellt, wenn ich Thätigkeit und Industrie erweckt, den Handel in Flor gebracht, das Land von einem Ende zum andern mit Straßen und schiffbaren Kanälen werde versehen haben, wie ich es hoffe, wenn dann die Nation mir ein Monument errichten will, dann möchte ich es vielleicht verdient haben, und dann werde ich es auch mit Dank annehmen." Aber die ungarischen Edelleute wollten nichts von den Landesverbesserungen wissen und so sind Joseph's großartige Pläne für dieses Land alle unausgeführt geblieben.

Joseph war so von dem Standpunkt der materiellen Nützlichkeit im Finanzwesen eingenommen, daß er sogar dem Handel mit nachgedruckten Büchern in seinen Staaten Förderung gab. Er erlaubte den Nachdruck aller deutschen, außerhalb seiner Staaten gedruckten Bücher und sogar der Zeitungen. Das Geld sollte im Lande bleiben, das war Joseph's unveränderlich festgehaltener Gedanke. Sogar die geistlichen Orden durften sich nicht mehr beigehen lassen, Breviere, Missale, Chorbücher, Antiphonarien und andere zum Gottesdienst gehörige gedruckte Werke aus andern Ländern herbeizuschaffen, auch für diese Gattungen von Schriften wurden Anstalten zu inländischen Nachdrücken getroffen.

ihnen ihre Zweifel aufzuklären. — Nun erachte ich es meiner Pflicht und derjenigen Treue gemäß, so ich dem Staate lebenslänglich gewidmet habe, daß ich ernstgemessest auf die Erfüllung und Ausübung aller ohne Ausnahme von mir gegebenen Befehle und Grundsätze halte, welche ich nicht ohne Leidwesen vernachlässigt sehe ꝛc." Hierauf schreibt Joseph denen, „die Vorsteher, sei es geistlichen, weltlichen oder Militair-Standes sein und bleiben wollen," eine Reihe von vierzehn Punkten vor, deren genaueste Beherzigung er ihnen einschärft. Darin heißt es unter anderm: „Wer dem Staate dient, soll sich selbem gänzlich widmen, kein Autoritätsstreit, kein Ceremoniel, keine Courtoisie muß ihn von der Hauptsache entfernen. Zur Erreichung des Zieles auf das Beste wirken, der eifrigste sein, am meisten Ordnung bei seinen Untergebenen halten, heißt der erste und vornehmste sein; ob also Insinuata, Noten und dergleichen Kanzleisprünge, oder die Titulaturen beobachtet, ob in Stiefeln, gekämmt und ungekämmt die Geschäfte verrichtet werden, muß für einen vernünftigen Mann, der nur auf die Erfüllung derselben sieht, ganz gleichgültig sein. Jeder muß sich alles angelegen sein lassen, was nur auf irgend eine Weise zum Besten der Mitbürger gereichet, zu deren Dienst wir sämmtlich bestimmt sind. Zu dem Ende ist es nothwendig, daß in allen Aemtern zwischen den Chefs und Subalternen Ordnung, Einverständniß und wechselseitiges Vertrauen herrsche. Jeder Beamte muß noth-

die deutschen Provinzen. Der Advocatenrabulisterei versetzte er damit den Todesstoß. Ihre fürchterliche Anzahl schmolz in Wien auf vierzig herunter. Der Kaiser besoldete sie, von den Parteien durften sie schlechterdings nichts nehmen, die Bezahlung erfolgte an das Gericht, in dessen Solde sie von nun an standen. Joseph führte im Jahre 1786 ein neues Civil- und im Jahre 1787 ein neues Criminalgesetzbuch ein. Beide waren in deutscher Sprache abgefaßt und allen verständlich. Dabei ward als Hauptprincip ausgesprochen, daß vor dem Gesetze Gleichheit gelten solle. Die Tortur ward aufgehoben, eine Zeitlang auch, bis sich Joseph durch das Ueberhandnehmen schwerer Verbrechen von deren Unentbehrlichkeit überzeugte, die Todesstrafe. Aber die furchtbar entehrenden Strafen des Prangerstehens, Straßenkehrens und Schiffziehens mußte nun auch der Adel sich gefallen lassen. Joseph wurde auch hier von der alles generalisirenden, nivellirenden und gleichmachenden Zeitphilosophie geleitet. Er machte bei den Strafen keinen Unterschied in der Person. Er fand nicht, daß der Adel, der eine sanftere Erziehung erhalten und ein feineres Ehrgefühl habe, dadurch weit empfindlicher gestraft werde, als der unempfindliche, rohe, abgestumpfte ärmere Mann; er fand im Gegentheil, daß bessere Erziehung, reichere Mittel der Bildung, überhaupt günstige äußere Verhältnisse eher erschwerende als mildernde Umstände seien. Er ließ den feinen Edelmann und den rauhen Slavonier und Walachen an der nämlichen Kette Schiffe ziehen. Er äußerte ausdrücklich: „Laster ist Laster. Unter den

Lasterhaften kann keiner einen Vorzug haben."

Die Zierde aller Wiener Zirkel, die schöne Betrügerin Fräulein Baillou, mußte am Pranger stehen und ins Zuchthaus gehen. Der Graf Podstatsky-Liechtenstein, der falsche Banknoten gemacht hatte, mußte sogar öffentlich mit geschornem Kopf, in grobes braunes Tuch gekleidet, in Ketten mit dem Besen die Straßen kehren. Vergebens hatte Joseph diesem Grafen selbst, ihm im Augarten begegnend, ein flüchtiges Wort der Warnung gegeben, der Unglückliche verstand es nicht und mußte nach der Straßenkehrung, mit andern Verbrechern zusammengeschmiedet, Schiffe ziehen, wobei er zu Grunde ging. Des Grafen Familie blieb bei Ehren, Joseph zog seinen alten Vater zur Tafel und in seine Gesellschaft. Der Adel aber ward Joseph's Todfeind von dem Augenblicke an, wo der alte Obristlieutenant der Garde von Szekuly in Wien, drei Tage nach einander, alle Tage zwei Stunden, auf der Bühne auf dem hohen Markte „zum erspiegelnden Beispiel" am Pranger stehen und ins Zuchthaus auf vier Jahre nach Szegedyn in Ungarn hatte gehen müssen. Szekuly hatte in seiner Regimentskasse ein Defizit von 97,000 Gulden Münze hinterlassen und dasselbe vergebens durch alchemistische Versuche zu decken gestrebt. Szekuly war Maurer und Rosenkreuzer. In den „freimüthigen Bemerkungen über die Strafe Szekulys" wird dem Kaiser vorgeworfen, daß er es ganz deutlich zu erkennen gebe „er wolle denen Kerln zeigen, daß ihre Protection nichts

helfe.“ Gewiß ist, daß Joseph so wenig, wie Friedrich der Große in seinen spätern Jahren, eine große Meinung von dem Freimaurerorden hatte. Er äußert sich in einem Handbillet vom 10. December 1785 über ihn eben so sarkastisch, wie Friedrich. Er sagt, daß die Geheimnisse der s. g. Freimaurergesellschaft ihm eben so unbewußt seien, als er deren Gaukeleien zu erfahren wenig vorwitzig jemals gewesen sei. Er stellte sie in diesem Handbillet, um Ausschweifungen, fanatische engere Verbindung gegen Nichtmaurer und Geldschneiderei zu verhindern, unter Aufsicht des Staats.

9. Die geheime Polizei und das Chiffrecabinet in der Wiener Stallburg.

So gleichgültig Joseph gegen die Maurer-Geheimnisse war, so wenig verschmähte er es an die Spitze geheimer Orden zu treten — aus Eitelkeit theils, theils in der Absicht, sie zu seinen Zwecken gebrauchen zu können. So mußten ihm die Freimaurer, denen er sich als Oberhaupt aller Logen an die Spitze zu stellen ausdrücklich erlaubte, und die Illuminaten dienen, um seine Absichten auf Baiern zu fördern. Er brauchte den Haß aufgeklärter Baiern gegen die lasterhafte, faule und intolerante Pfaffheit, um sich Anhänger zu machen. Während der Baron Bassus, Costanza und Knigge der Aufklärung und dem Illuminatenorden zu dienen glaubten, waren sie nur die Dupes von Joseph — bis Friedrich der Große der Angeber wurde für die in ihrem Irrwahn Oestreich und dem bairischen Austausche dienenden Illuminaten. Für nichts in der Welt hatte Joseph größere Vorliebe, als für die Geheim-

nisse, die ihm die geheime Polizei, die Kaunitz nach dem Muster der Pariser eingeführt hatte, aufschloß. Es gehört zu den eigensten Eigenthümlichkeiten des Vorkämpfers der Beglückungsgewalt, daß er mit solchem Behagen sich der Handhabung der Polizeikünste überließ: dafür war ihm kein Geld zuviel. Schon sein Großvater Carl VI. hatte sich mit schwerem Gelde bezahlte geheime Agenten an allen Höfen gehalten, um die pragmatische Sanction zu poussiren. Sie gaben ihm unter andern Kundschaft von dem Plane des Marschalls Belleisle, seine Tochter Maria Theresia und seinen Schwiegersohn Franz, den er Ausgangs des Jahres 1738 aus einer Art von Ungnade nach Toscana verwiesen hatte, nicht mehr aus Italien heraus nach Wien zu lassen, sondern mit Hülfe einer Partei im Senate von Venedig — dem dafür Mantua als Lockspeise von ferne gezeigt worden war — aufzufangen und so lange in Grenoble gefangen zu halten als Geißeln für Europa's Ruhe, bis die östreichische Succession erledigt worden. — In Wien selbst aber war damals die gewöhnliche Polizei die erbärmlichste und die Stadt so voll von namentlich französischen Spionen, daß der Minister Fleury eine förmliche Beschwerde einmal führte über eine zu lange Unterredung des Herzogs Franz mit dem englischen Gesandten Robinson. Kaunitz hatte sehr schlau die Keuschheits-Commissionen der Kaiserin Theresia benutzt, um eine stattliche geheime Polizei auf die Beine zu bringen. Er verband mit derselben das Chiffrecabinet. Für die geheime diplomatische Correspondenz durch Chiffern, wie für

die Enträthselung fremder Chiffern ward in diesem so berüchtigt gewordenen Wiener Chiffrecabinet in der Stallburg ein Institut gegründet, das selbst die Pariser Anstalten dieser Gattung übertraf und das mit römischer Disciplin regiert wurde, denn die gutbezahlten Dechiffreurs durften fast nur unter sich selbst Umgang haben und waren aufs Allerstrengste überwacht. Es konnte nicht fehlen, daß die Verletzung des Briefgeheimnisses auf einer so großen Länderausdehnung, wie von Hamburg bis Mailand und von Brüssel bis Belgrad, nothwendig große Geheimnisse in ihrem Keim und Ursprung in die Hände liefern mußte. Friedrich der Große war darüber einigemale in Wuth und verstieß deshalb sogar einige Cabinetssecretaire. Doch ward Joseph, wie Ludwig XVI., wie Kaiser Paul (dem es das Leben kostete) und wie selbst der kluge Napoleon wiederholt durch absichtlich geschmiedete Intercepte und eine vermeintliche Contre-Polizei mystifizirt. Man gängelte ihn und betrog ihn, um persönliche Gunst oder Verfolgung auf Individuen zu wenden, um verhaßte Nebenbuhler zu beseitigen, um eine im Wege stehende Coterie zu stürzen. Joseph, wie Hormayr versichert, ist wiederholt auf ganz falsche Fährten geführt worden. Er verlor einen seiner besten Cabinetssecretaire Günther durch einen solchen niederträchtigen Betrug. Selbst der Aufstand des Horja ist zum Theil nur durch Mißverstand ungeschickter Agents provocateurs entsprungen. Es wimmelte in Wien unter Joseph schon von geheimen Polizeiagenten, faux frères und mouches. Ein Theil der Hefe des

Volks wurde besoldet, um durch ihn den andern zu bewachen, mit Geld wurden Blutsverwandte, leichtsinnige, üppige Frauen, ungerathene Söhne, undankbare Freunde und Schützlinge, feile Domestiken gegen ihre Nächststehenden bestochen, um Verbrechen auf die Spur zu kommen, die oft gar nicht existirten, oft vergrößert wurden, um nur das Verdienst der Entdeckung zu haben — zuletzt mußten Complotte sogar ausdrücklich angestiftet werden, damit nur nicht die Diener der geheimen Polizei für überflüssig angestellt angesehen werden möchten.

10. Die Büreaukratie.

Der Mechanismus der östreichischen Verwaltungsmaschine war bis auf Joseph's Zeiten so kraus und quer verwickelt und das Chaos der Beamtenwirthschaft ein so dunkel verworrenes, knorriges und struppiges Waldgehege gewesen, daß man es dem raschen enthusiastischen Kaiser nicht verdenken kann, daß er vor allen Dingen von vorn herein darauf bedacht war, mit der Rodeaxt einen neuen, lichteren Weg durch dieses gothische Walddunkel sich zu bahnen und eine vereinfachtere Lenkung der schwerfälligen Maschine durch alle Mittel sich zu verschaffen. Manche dieser Mittel waren freilich für die gestrengen Büreaukraten höchst fatal, ja fast ehrenrührig. Gleich bei Anfang seiner Regierung im Januar 1781 führte Joseph nämlich die s. g. Conduitenlisten ein, die die Präsidenten aller Stellen von sechs zu sechs Monaten nach einem vorgeschriebenen Formulare auszufüllen hatten. Dieses

Formular enthielt funfzehn Rubriken. Sie betrafen den verheiratheten oder ehelosen Stand, die Kinderzahl, die Besoldung, die Nebeneinkünfte, das Dienstalter, die Fähigkeiten, den Fleiß, das Betragen, die Sprachkenntnisse, die etwanigen Kenntnisse in andern Wissenschaften, z. B. in der dem Kaiser so lieben Geometrie, Zeichnen u. s. w., die Neigungen zum Spiele, zum Trunke, zum Vergnügen und sonstigen Luxus und Aufwand u. s. w. Nächst dieser allgemeinen Controle führte der Kaiser selbst noch eine spezielle und sehr scharfe. Seinen Adlerblicken entging kein Mißbrauch und Unfug. In den Bestrafungen war er unerbittlich, selten ließ er Gnade für Recht ergehen. Namentlich Müßiggänger waren ihm, dem Unermüdlichen und rastlos Thätigen, in innerster Seele zuwider.

Der Kanzlei-Schlendrian war ihm ein Gräuel. Gegen Ende November 1783 überraschte er einmal früh acht Uhr die östreichisch-böhmische Kanzlei mit seinem Besuche. Er kam unbemerkt ins Rathszimmer und setzte sich an die Seite des Kanzlers mit den Worten nieder: „Graf Kollowrat, Sie müssen mir erlauben, daß ich heute einen Auscultator bei Ihnen mache.“ Er hörte darauf die Relationen der Hofräthe an und notirte sich die Namen der Referenten und ihre Vota auf einen Bogen Papier mit Bleistift. Er schrieb im Julius 1786 an den ungarischen Reichskanzler Grafen Carl Palffy Worte, die diesen gewiß nicht erquickt haben: „Leichter und gemächlicher ist es freilich, wenn man seine Präsidial-Authorität in allem geltend macht und nur dem Dikasterial-Schlendrian in

den Expeditionen folgt, ohne sich zu bekümmern, oder zurückzusehen, ob und wie das Gute und Anbefohlne geschieht. Thut man das, so bleibt der Staat in der papiernen Verfassung, in der er jetzt schwebt, wo nämlich unendlich viel geschrieben und nichts gethan wird."

Eben ein solcher Gräuel war Joseph der Beförderungsschlendrian. Er schrieb im Februar 1783 an den ersten östreichischen Kanzler Grafen Leopold Kollowrat Worte, die diesen gewiß auch nicht erquickt haben: „Die Stelle eines Hofraths mag vorher immer die gewöhnliche Beförderung für die Hofsecretairs gewesen sein; in Zukunft will ich es nicht mehr so haben: man muß aus den Provinzialräthen Hofräthe wählen, um die politische Stelle mit Männern zu besetzen, die Nationalkenntniß haben rc. Da ich noch Mitregent war, bin ich oft erstaunt, wenn im Staatsrath die Ernennung eines Hofraths geschehen, da auf meine Erkundigung, wer er vorher gewesen, meistens die Antwort erfolgte, er war Hofsecretair; und ehedem? Secretair des Ministers Grafen von ** u. s. w., so zwar, daß die damaligen Hofräthe lauter vormalige Hofsecretairs und noch früher Privatsecretairs bei Ministers gewesen. Einmal hatte man damit dem Staat die Verbindlichkeit aufgebürdet, allerhand Privatverdienste zu belohnen, und was noch übler war, dadurch Geschäftsmänner bekommen, die außer Wien nichts gesehen haben, und im Conseil mit der größten Zuverlässigkeit über die Beschaffenheit eines Landes daher raisonniren, von welchem sie kaum geographische

Begriffe hatten. Dies hat jetzt alles au gehört, mein Herr Kanzler! Die Hofräthe, welche ich ernennen werde, müssen vorher als Gubernial-Räthe in Provinzen Beweise ihrer Fähigkeiten abgelegt haben, sonst kommen auch die nicht hieher."

Höchst merkwürdig und in seiner Art einzig ist das berühmte Handbillet, das Joseph vor seiner Abreise nach Italien im Jahre 1783 den Chefs der Regierungsstellen hinterließ und worinnen er das Ganze der Pflichten eines Beamten zusammenfaßte. „Drei Jahre, sagt er darin, sind nun verflossen, daß ich die Regierung habe übernehmen müssen. Ich habe durch selbige Zeit in allen Theilen der Administration meine Grundsätze, meine Gesinnungen, meine Absichten mit nicht geringer Mühe, Sorgfalt und Langmuth sattsam zu erkennen gegeben. Ich habe mich nicht begnügt, einmal eine Sache nur zu befehlen, ich habe sie ausgearbeitet und entwickelt; ich habe die Vorurtheile und alten eingewurzelten Gewohnheiten durch Aufklärung geschwächt und mit Beweisen bestritten; ich habe die Liebe, so ich für das allgemeine Beste empfinde, und den Eifer für dessen Dienst jedem Staatsbeamten einzuflößen gesucht; ich habe gezeigt, daß, von sich selbst anzufangen, man keine andere Absicht in seinen Handlungen haben müsse, als den Nutzen und das Beste der größeren Zahl; ich habe den Chefs Vertrauen geschenkt und Gewalt eingeräumt; Vorstellungen und beigebrachte Ursachen habe ich von den Chefs, sowie von Jedermann immer mit Vergnügen aufgenommen; täglich und stündlich war ihnen meine Thür offen,

ihnen ihre Zweifel aufzuklären. — Nun erachte ich es meiner Pflicht und derjenigen Treue gemäß, so ich dem Staate lebenslänglich gewidmet habe, daß ich ernstgemessest auf die Erfüllung und Ausübung aller ohne Ausnahme von mir gegebenen Befehle und Grundsätze halte, welche ich nicht ohne Leidwesen vernachlässigt sehe ꝛc." Hierauf schreibt Joseph denen, „die Vorsteher, sei es geistlichen, weltlichen oder Militair-Standes sein und bleiben wollen," eine Reihe von vierzehn Punkten vor, deren genaueste Beherzigung er ihnen einschärft. Darin heißt es unter anderm: „Wer dem Staate dient, soll sich selbem gänzlich widmen, kein Autoritätsstreit, kein Ceremoniel, keine Courtoisie muß ihn von der Hauptsache entfernen. Zur Erreichung des Zieles auf das Beste wirken, der eifrigste sein, am meisten Ordnung bei seinen Untergebenen halten, heißt der erste und vornehmste sein; ob also Insinuata, Noten und dergleichen Kanzleisprünge, oder die Titulaturen beobachtet, ob in Stiefeln, gekämmt und ungekämmt die Geschäfte verrichtet werden, muß für einen vernünftigen Mann, der nur auf die Erfüllung derselben sieht, ganz gleichgültig sein. Jeder muß sich alles angelegen sein lassen, was nur auf irgend eine Weise zum Besten der Mitbürger gereichet, zu deren Dienst wir sämmtlich bestimmt sind. Zu dem Ende ist es nothwendig, daß in allen Aemtern zwischen den Chefs und Subalternen Ordnung, Einverständniß und wechselseitiges Vertrauen herrsche. Jeder Beamte muß noth-

wendig einen solchen Trieb zu seinen Geschäften haben, daß er nicht nach Stunden, nicht nach Tagen, nicht nach Seiten, sondern nach der Wichtigkeit des Gegenstandes seine Arbeit berechne. Die Expedirung der Befehle, so wie die Berichtserstattungen sollen nicht auf den ordentlichen Rathstag geschoben werden, sondern in wichtigen Fällen unverzüglich geschehen;, jeder muß von dem Triebe für das Beste des Dienstes beseelt sein. Eigennutz von aller Gattung ist das unverzeihlichste Laster eines Staatsbeamten und das Verderben aller Geschäfte; dies ist nicht allein von dem Geldgewinn zu verstehen, sondern auch von allen jenen Handlungen, wodurch Pflicht und Wahrheit versäumt und verhehlt werden. Da das Gute nur eins sein kann, nämlich jenes, so die größte Zahl betrifft, und alle Provinzen der Monarchie nur ein Ganzes ausmachen, so müssen nothwendig Vorurtheile und Eifersucht, so bis jetzt öfters zwischen Nationen und Provinzen, so wie zwischen den Departementern so viele Hindernisse und unnütze Schreibereien verursacht haben, gänzlich aufhören und jeder Beamte muß sich nun ganz eigen machen, daß bei dem Staatskörper, wie bei dem menschlichen, wenn nicht jeder Theil gesund ist, alle leiden: Nation und Religion müssen keinen Unterschied machen und als Brüder in einer Monarchie müssen alle sich gleich verwenden, um einander nutzbar zu sein. Widrigenfalls werden die verschiedenen Zweige der Monarchie unter sich verwickelt und verkannt. Schon vom Landesfürsten anzufangen, denkt mancher, daß er das

Vermögen des Staats und seiner Unterthanen als sein vollkommenes Eigenthum ansehen könne; glaubt, daß die Vorsicht Millionen Menschen für ihn erschaffen hat und läßt es sich dabei träumen, daß er für den Dienst dieser Millionen zu seinem Platz von selber bestimmt worden ist. Manche glauben die Plusmacherei zum einzigen Augenmerke machen zu müssen. Ich betrachte die Finanzen nicht in diesem Gesichtspunkte mit dem großen Haufen. Ich erwäge hierbei, daß, da die Belegung und Gefällsbenutzung willkürlich vom Landesfürsten und seiner Finanzstelle abhängt und da ein jedes Individuum sein Vermögen mit einem blinden Vertrauen auf den Landesfürsten compromittirt, jeder nur in soweit belegt werden darf, als es die unumgängliche Nothwendigkeit des Staats nach seinen mannigfaltigen Bedürfnissen fordert, daß außerdem der Monarch nichts verschwenden, die Abgaben auf die leichteste und wohlfeilste Art erheben und den Staat in allen seinen Theilen zu bedienen trachten soll, wofür er dem Allgemeinen und jedem Individuum Rechenschaft zu geben schuldig ist. Seinem eigenen Vorurtheile für Personen, der Freigebigkeit selbst gegen Nothleidende, wiewohl einer der vorzüglichsten Tugenden, darf er sich bei Verwaltung der ihm nicht angehörigen Staatseinkünfte keineswegs überlassen, sondern nur mit dem ihm als Particulier eigenthümlichen Vermögen sich dergleichen Vergnügen verschaffen. Sollte er aber nach hinlänglicher Versetzung der Monarchie in allen ihren Theilen etwas Ansehnliches in den Aus-

gaben ersparen können, so ist er schuldig, es in der Einnahme durch Nachlassungen zu vermindern, weil der Bürger nicht für den Ueberfluß, sondern nur für das Bedürfniß des Staats beitragen soll."

Der Aufsatz schloß mit den Worten: „Wer mit mir gleich denkt und sich als ein wahrer Diener des Staats selbem ganz mit Hintansetzung aller andern Rücksichten widmen will, für diesen werden vorstehende Sätze begreiflich sein und in der Ausübung eben so wenig als mir beschwerlich fallen. Jener aber, der nur das seinem Dienste anklebende utile und honorificum zum Augenmerk hat, die Bedienung des Staats aber als ein Nebending betrachtet, der soll es lieber voraus sagen und ein Amt verlassen, zu dem er weder würdig noch fähig ist, da selbes eine warme Seele für das Beste des Staats und eine vollkommene Entsagung seiner selbst und aller Gemächlichkeiten erfordert. Dieses ist, was ich jedermann zu erkennen zu geben finde, damit das wichtige Werk der Staatsverwaltung zu seinem wesentlichen Endzwecke geleitet werde."

11. Centralisations-Pläne. Joseph's Meinung über die Reorganisation Deutschlands.

Durch alle Verordnungen Joseph's leuchtete immer sein nie aus den Augen gelassener Regierungsplan hervor, alle seine Länder in Einen Staat, alle seine Völker in Eine Nation zu vereinigen. Ein Schüler jener generalisirenden Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, die den allgemeinen Begriff Mensch über alle

individuellen Unterschiede hinaussetzte, ging Joseph energisch auf das eine Ziel los, alle die in Natur, Sitten und Cultur unter sich so verschiedenen Provinzen Oestreichs durch eine gleichförmige Verfassung und Gesetzgebung plötzlich zu einem einigen großen Ganzen zu verbinden. In Joseph lebte die alte ghibellinische Politik der Hohenstaufen wieder auf. Die nicht germanischen Nationalitäten, die Kirche und das Landesfürstenthum bekämpfend, schwebte ihm die alte Idee des Kaiserthums, der Gedanke an eine deutsche Hegemonie vor Augen. Er sagte einmal 1781 bei der Durchreise nach den Niederlanden in Regensburg von dem baufälligen Rathhause, wo die Sitzungen des Reichstags gehalten wurden, mit sichtbarer Anspielung auf ein noch größeres baufälliges Haus: „Si la maison s'écroule, le recès de l'Empire sera fait.“ Aber in diesem Hause saß ein sehr aufmerksamer Herr, der zwar nur Lehnsmann und Mitbewohner war, Friedrich der Große — und die Idee, wirklicher römischer Kaiser wieder zu werden, dergestalt zu werden, daß der Papst wieder römischer Bischof wurde, konnte nur ausgeführt werden, wenn Joseph der nordischen Semiramis ein morgenländisches Kaiserthum zuließ.

So mußte der wiedererstandene Friedrich II. sich darauf beschränken, die Erbstaaten Oestreichs in eine neue Form aus Einem Gusse umzuwandeln. Er schrieb deshalb im Januar 1785 an einen ungarischen Magnaten, der ihm Vorstellungen wegen Einführung der deutschen Sprache in den ungarischen Gerichtshöfen gemacht hatte: „Die deutsche Sprache ist Uni-

versalsprache meines Reichs; warum sollte ich die Gesetze und die öffentlichen Geschäfte in einer einzigen Provinz nach der Nationalsprache derselben traktiren lassen? Ich bin Kaiser des deutschen Reichs; dem zu Folge sind die übrigen Staaten, die ich besitze, Provinzen, die mit dem ganzen Staat in Vereinigung einen Körper bilden, wovon ich das Haupt bin." Eben so schrieb er im October 1787 an einen seiner Freunde: „Als Regent eines großen Reichs muß ich den ganzen Umfang meines Staats vor Augen haben, den ich mit einem Blicke umfasse, und kann auf die separaten Stimmungen einzelner Provinzen, die nur ihren engen Kreis betrachten, nicht allezeit Rücksicht nehmen. Das Privat-Beste ist eine Chimäre."

Interessant, besonders für das, was unsere Tage bewegt, ist des Kaisers Ansicht über die Reorganisation Deutschlands. Er legte sie in einem Briefe an den Coadjutor Dalberg nieder d. d. Wien, 13. Juli 1787: es ist klar, daß er sich über die Schwierigkeit dieser Aufgabe keine Illusionen machte.

„Ich habe, mein lieber Baron," schreibt er, „mit vielem Vergnügen Ihr Schreiben durch den Grafen von Trautmannsdorf erhalten. Recht gern nehme ich das Anerbieten an, welches Sie mir machen, Ihre Ansichten über die Mittel mir mitzutheilen, um das allgemeine Wohl Deutschlands zu erzielen, unsres gemeinschaftlichen Vaterlandes, das ich gern so nenne, weil ich es liebe und stolz darauf bin, ein Deutscher zu sein. Wir haben darin eine völlig gleiche

Volks wurde besoldet, um durch ihn den andern zu bewachen, mit Geld wurden Blutsverwandte, leichtsinnige, üppige Frauen, ungerathene Söhne, undankbare Freunde und Schützlinge, feile Domestiken gegen ihre Nächststehenden bestochen, um Verbrechen auf die Spur zu kommen, die oft gar nicht existirten, oft vergrößert wurden, um nur das Verdienst der Entdeckung zu haben — zuletzt mußten Complotte sogar ausdrücklich angestiftet werden, damit nur nicht die Diener der geheimen Polizei für überflüssig angestellt angesehen werden möchten.

10. Die Büreaukratie.

Der Mechanismus der östreichischen Verwaltungsmaschine war bis auf Joseph's Zeiten so kraus und quer verwickelt und das Chaos der Beamtenwirthschaft ein so dunkel verworrenes, knorriges und struppiges Waldgehege gewesen, daß man es dem raschen enthusiastischen Kaiser nicht verdenken kann, daß er vor allen Dingen von vorn herein darauf bedacht war, mit der Rodeaxt einen neuen, lichteren Weg durch dieses gothische Walddunkel sich zu bahnen und eine vereinfachtere Lenkung der schwerfälligen Maschine durch alle Mittel sich zu verschaffen. Manche dieser Mittel waren freilich für die gestrengen Büreaukraten höchst fatal, ja fast ehrenrührig. Gleich bei Anfang seiner Regierung im Januar 1781 führte Joseph nämlich die s. g. Conduitenlisten ein, die die Präsidenten aller Stellen von sechs zu sechs Monaten nach einem vorgeschriebenen Formulare auszufüllen hatten. Dieses

Formular enthielt funfzehn Rubriken. Sie betrafen den verheiratheten oder ehelosen Stand, die Kinderzahl, die Besoldung, die Nebeneinkünfte, das Dienstalter, die Fähigkeiten, den Fleiß, das Betragen, die Sprachkenntnisse, die etwanigen Kenntnisse in andern Wissenschaften, z. B. in der dem Kaiser so lieben Geometrie, Zeichnen u. s. w., die Neigungen zum Spiele, zum Trunke, zum Vergnügen und sonstigen Luxus und Aufwand u. s. w. Nächst dieser allgemeinen Controle führte der Kaiser selbst noch eine spezielle und sehr scharfe. Seinen Adlerblicken entging kein Mißbrauch und Unfug. In den Bestrafungen war er unerbittlich, selten ließ er Gnade für Recht ergehen. Namentlich Müßiggänger waren ihm, dem Unermüdlichen und rastlos Thätigen, in innerster Seele zuwider.

Der Kanzlei-Schlendrian war ihm ein Gräuel. Gegen Ende November 1783 überraschte er einmal früh acht Uhr die östreichisch-böhmische Kanzlei mit seinem Besuche. Er kam unbemerkt ins Rathszimmer und setzte sich an die Seite des Kanzlers mit den Worten nieder: „Graf Kollowrat, Sie müssen mir erlauben, daß ich heute einen Auscultator bei Ihnen mache.“ Er hörte darauf die Relationen der Hofräthe an und notirte sich die Namen der Referenten und ihre Vota auf einen Bogen Papier mit Bleistift. Er schrieb im Julius 1786 an den ungarischen Reichskanzler Grafen Carl Palffy Worte, die diesen gewiß nicht erquickt haben: „Leichter und gemächlicher ist es freilich, wenn man seine Präsidial-Authorität in allem geltend macht und nur dem Dikasterial-Schlendrian in

den Expeditionen folgt, ohne sich zu bekümmern, oder zurückzusehen, ob und wie das Gute und Anbefohlne geschieht. Thut man das, so bleibt der Staat in der papiernen Verfassung, in der er jetzt schwebt, wo nämlich unendlich viel geschrieben und nichts gethan wird."

Eben ein solcher Gräuel war Joseph der Beförderungsschlendrian. Er schrieb im Februar 1783 an den ersten östreichischen Kanzler Grafen Leopold Kollowrat Worte, die diesen gewiß auch nicht erquickt haben: „Die Stelle eines Hofraths mag vorher immer die gewöhnliche Beförderung für die Hofsecretairs gewesen sein; in Zukunft will ich es nicht mehr so haben: man muß aus den Provinzialräthen Hofräthe wählen, um die politische Stelle mit Männern zu besetzen, die Nationalkenntniß haben ꝛc. Da ich noch Mitregent war, bin ich oft erstaunt, wenn im Staatsrath die Ernennung eines Hofraths geschehen, da auf meine Erkundigung, wer er vorher gewesen, meistens die Antwort erfolgte, er war Hofsecretair; und ehedem? Secretair des Ministers Grafen von ** u. s. w., so zwar, daß die damaligen Hofräthe lauter vormalige Hofsecretairs und noch früher Privatsecretairs bei Ministers gewesen. Einmal hatte man damit dem Staat die Verbindlichkeit aufgebürdet, allerhand Privatverdienste zu belohnen, und was noch übler war, dadurch Geschäftsmänner bekommen, die außer Wien nichts gesehen haben, und im Conseil mit der größten Zuverlässigkeit über die Beschaffenheit eines Landes daher raisonniren, von welchem sie kaum geographische

Begriffe hatten. Dies hat jetzt alles au gehört, mein Herr Kanzler! Die Hofräthe, welche ich ernennen werde, müssen vorher als Gubernial-Räthe in Provinzen Beweise ihrer Fähigkeiten abgelegt haben, sonst kommen auch die nicht hieher."

Höchst merkwürdig und in seiner Art einzig ist das berühmte Handbillet, das Joseph vor seiner Abreise nach Italien im Jahre 1783 den Chefs der Regierungsstellen hinterließ und worinnen er das Ganze der Pflichten eines Beamten zusammenfaßte. „Drei Jahre, sagt er darin, sind nun verflossen, daß ich die Regierung habe übernehmen müssen. Ich habe durch selbige Zeit in allen Theilen der Administration meine Grundsätze, meine Gesinnungen, meine Absichten mit nicht geringer Mühe, Sorgfalt und Langmuth sattsam zu erkennen gegeben. Ich habe mich nicht begnügt, einmal eine Sache nur zu befehlen, ich habe sie ausgearbeitet und entwickelt; ich habe die Vorurtheile und alten eingewurzelten Gewohnheiten durch Aufklärung geschwächt und mit Beweisen bestritten; ich habe die Liebe, so ich für das allgemeine Beste empfinde, und den Eifer für dessen Dienst jedem Staatsbeamten einzuflößen gesucht; ich habe gezeigt, daß, von sich selbst anzufangen, man keine andere Absicht in seinen Handlungen haben müsse, als den Nutzen und das Beste der größeren Zahl; ich habe den Chefs Vertrauen geschenkt und Gewalt eingeräumt; Vorstellungen und beigebrachte Ursachen habe ich von den Chefs, sowie von Jedermann immer mit Vergnügen aufgenommen; täglich und stündlich war ihnen meine Thür offen,

ihnen ihre Zweifel aufzuklären. — Nun erachte ich es meiner Pflicht und derjenigen Treue gemäß, so ich dem Staate lebenslänglich gewidmet habe, daß ich ernstgemessest auf die Erfüllung und Ausübung aller ohne Ausnahme von mir gegebenen Befehle und Grundsätze halte, welche ich nicht ohne Leidwesen vernachlässigt sehe ꝛc." Hierauf schreibt Joseph denen, „die Vorsteher, sei es geistlichen, weltlichen oder Militair-Standes sein und bleiben wollen," eine Reihe von vierzehn Punkten vor, deren genaueste Beherzigung er ihnen einschärft. Darin heißt es unter andern: „Wer dem Staate dient, soll sich selbem gänzlich widmen, kein Autoritätsstreit, kein Ceremoniel, keine Courtoisie muß ihn von der Hauptsache entfernen. Zur Erreichung des Zieles auf das Beste wirken, der eifrigste sein, am meisten Ordnung bei seinen Untergebenen halten, heißt der erste und vornehmste sein; ob also Insinuata, Noten und dergleichen Kanzleisprünge, oder die Titulaturen beobachtet, ob in Stiefeln, gekämmt und ungekämmt die Geschäfte verrichtet werden, muß für einen vernünftigen Mann, der nur auf die Erfüllung derselben sieht, ganz gleichgültig sein. Jeder muß sich alles angelegen sein lassen, was nur auf irgend eine Weise zum Besten der Mitbürger gereichet, zu deren Dienst wir sämmtlich bestimmt sind. Zu dem Ende ist es nothwendig, daß in allen Aemtern zwischen den Chefs und Subalternen Ordnung, Einverständniß und wechselseitiges Vertrauen herrsche. Jeder Beamte muß noth-

wendig einen solchen Trieb zu seinen Geschäften haben, daß er nicht nach Stunden, nicht nach Tagen, nicht nach Seiten, sondern nach der Wichtigkeit des Gegenstandes seine Arbeit berechne. Die Expedirung der Befehle, so wie die Berichtserstattungen sollen nicht auf den ordentlichen Rathstag geschoben werden, sondern in wichtigen Fällen unverzüglich geschehen; jeder muß von dem Triebe für das Beste des Dienstes beseelt sein. Eigennutz von aller Gattung ist das unverzeihlichste Laster eines Staatsbeamten und das Verderben aller Geschäfte; dies ist nicht allein von dem Geldgewinn zu verstehen, sondern auch von allen jenen Handlungen, wodurch Pflicht und Wahrheit versäumt und verhehlt werden. Da das Gute nur eins sein kann, nämlich jenes, so die größte Zahl betrifft, und alle Provinzen der Monarchie nur ein Ganzes ausmachen, so müssen nothwendig Vorurtheile und Eifersucht, so bis jetzt öfters zwischen Nationen und Provinzen, so wie zwischen den Departementern so viele Hindernisse und unnütze Schreibereien verursacht haben, gänzlich aufhören und jeder Beamte muß sich nun ganz eigen machen, daß bei dem Staatskörper, wie bei dem menschlichen, wenn nicht jeder Theil gesund ist, alle leiden: Nation und Religion müssen keinen Unterschied machen und als Brüder in einer Monarchie müssen alle sich gleich verwenden, um einander nutzbar zu sein. Widrigenfalls werden die verschiedenen Zweige der Monarchie unter sich verwickelt und verkannt. Schon vom Landesfürsten anzufangen, denkt mancher, daß er das

Vermögen des Staats und seiner Unterthanen als sein vollkommenes Eigenthum ansehen könne; glaubt, daß die Vorsicht Millionen Menschen für ihn erschaffen hat und läßt es sich dabei träumen, daß er für den Dienst dieser Millionen zu seinem Platz von selber bestimmt worden ist. Manche glauben die Plusmacherei zum einzigen Augenmerke machen zu müssen. Ich betrachte die Finanzen nicht in diesem Gesichtspunkte mit dem großen Haufen. Ich erwäge hierbei, daß, da die Belegung und Gefällsbenutzung willkürlich vom Landesfürsten und seiner Finanzstelle abhängt und da ein jedes Individuum sein Vermögen mit einem blinden Vertrauen auf den Landesfürsten compromittirt, jeder nur in soweit belegt werden darf, als es die unumgängliche Nothwendigkeit des Staats nach seinen mannigfaltigen Bedürfnissen fordert, daß außerdem der Monarch nichts verschwenden, die Abgaben auf die leichteste und wohlfeilste Art erheben und den Staat in allen seinen Theilen zu bedienen trachten soll, wofür er dem Allgemeinen und jedem Individuum Rechenschaft zu geben schuldig ist. Seinem eigenen Vorurtheile für Personen, der Freigebigkeit selbst gegen Nothleidende, wiewohl einer der vorzüglichsten Tugenden, darf er sich bei Verwaltung der ihm nicht angehörigen Staatseinkünfte keineswegs überlassen, sondern nur mit dem ihm als Particulier eigenthümlichen Vermögen sich dergleichen Vergnügen verschaffen. Sollte er aber nach hinlänglicher Versetzung der Monarchie in allen ihren Theilen etwas Ansehnliches in den Aus-

gaben ersparen können, so ist er schuldig, es in der Einnahme durch Nachlassungen zu vermindern, weil der Bürger nicht für den Ueberfluß, sondern nur für das Bedürfniß des Staats beitragen soll."

Der Aufsatz schloß mit den Worten: „Wer mit mir gleich denkt und sich als ein wahrer Diener des Staats selbem ganz mit Hintansetzung aller andern Rücksichten widmen will, für diesen werden vorstehende Sätze begreiflich sein und in der Ausübung eben so wenig als mir beschwerlich fallen. Jener aber, der nur das seinem Dienste anklebende utile und honorificum zum Augenmerk hat, die Bedienung des Staats aber als ein Nebending betrachtet, der soll es lieber voraus sagen und ein Amt verlassen, zu dem er weder würdig noch fähig ist, da selbes eine warme Seele für das Beste des Staats und eine vollkommene Entsagung seiner selbst und aller Gemächlichkeiten erfordert. Dieses ist, was ich jedermann zu erkennen zu geben finde, damit das wichtige Werk der Staatsverwaltung zu seinem wesentlichen Endzwecke geleitet werde."

11. Centralisations-Pläne. Joseph's Meinung über die Reorganisation Deutschlands.

Durch alle Verordnungen Joseph's leuchtete immer sein nie aus den Augen gelassener Regierungsplan hervor, alle seine Länder in Einen Staat, alle seine Völker in Eine Nation zu vereinigen. Ein Schüler jener generalisirenden Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, die den allgemeinen Begriff Mensch über alle

individuellen Unterschiede hinaussetzte, ging Joseph energisch auf das eine Ziel los, alle die in Natur, Sitten und Cultur unter sich so verschiedenen Provinzen Oestreichs durch eine gleichförmige Verfassung und Gesetzgebung plötzlich zu einem einigen großen Ganzen zu verbinden. In Joseph lebte die alte ghibellinische Politik der Hohenstaufen wieder auf. Die nicht germanischen Nationalitäten, die Kirche und das Landesfürstenthum bekämpfend, schwebte ihm die alte Idee des Kaiserthums, der Gedanke an eine deutsche Hegemonie vor Augen. Er sagte einmal 1781 bei der Durchreise nach den Niederlanden in Regensburg von dem baufälligen Rathhause, wo die Sitzungen des Reichstags gehalten wurden, mit sichtbarer Anspielung auf ein noch größeres baufälliges Haus: „Si la maison s'écroule, le recès de l'Empire sera fait." Aber in diesem Hause saß ein sehr aufmerksamer Herr, der zwar nur Lehnsmann und Mitbewohner war, Friedrich der Große — und die Idee, wirklicher römischer Kaiser wieder zu werden, dergestalt zu werden, daß der Papst wieder römischer Bischof wurde, konnte nur ausgeführt werden, wenn Joseph der nordischen Semiramis ein morgenländisches Kaiserthum zuließ.

So mußte der wiedererstandene Friedrich II. sich darauf beschränken, die Erbstaaten Oestreichs in eine neue Form aus Einem Gusse umzuwandeln. Er schrieb deshalb im Januar 1785 an einen ungarischen Magnaten, der ihm Vorstellungen wegen Einführung der deutschen Sprache in den ungarischen Gerichtshöfen gemacht hatte: „Die deutsche Sprache ist Uni-

versalsprache meines Reichs; warum sollte ich die Gesetze und die öffentlichen Geschäfte in einer einzigen Provinz nach der Nationalsprache derselben traktiren lassen? Ich bin Kaiser des deutschen Reichs; dem zu Folge sind die übrigen Staaten, die ich besitze, Provinzen, die mit dem ganzen Staat in Vereinigung einen Körper bilden, wovon ich das Haupt bin." Eben so schrieb er im October 1787 an einen seiner Freunde: „Als Regent eines großen Reichs muß ich den ganzen Umfang meines Staats vor Augen haben, den ich mit einem Blicke umfasse, und kann auf die separaten Stimmungen einzelner Provinzen, die nur ihren engen Kreis betrachten, nicht allezeit Rücksicht nehmen. Das Privat-Beste ist eine Chimäre."

Interessant, besonders für das, was unsere Tage bewegt, ist des Kaisers Ansicht über die Reorganisation Deutschlands. Er legte sie in einem Briefe an den Coadjutor Dalberg nieder d. d. Wien, 13. Juli 1787: es ist klar, daß er sich über die Schwierigkeit dieser Aufgabe keine Illusionen machte.

„Ich habe, mein lieber Baron," schreibt er, „mit vielem Vergnügen Ihr Schreiben durch den Grafen von Trautmannsdorf erhalten. Recht gern nehme ich das Anerbieten an, welches Sie mir machen, Ihre Ansichten über die Mittel mir mitzutheilen, um das allgemeine Wohl Deutschlands zu erzielen, unsres gemeinschaftlichen Vaterlandes, das ich gern so nenne, weil ich es liebe und stolz darauf bin, ein Deutscher zu sein. Wir haben darin eine völlig gleiche

Denkungsart und ich glaube, wenn Alle so dächten und gerecht wären, so würde man sich nicht beklagen, einen Oberen zu haben, wie ich bin, so wie ich Ihnen versichere, daß ich mich sehr glücklich fühlte, wenn alle Kurfürsten und Fürsten so dächten, wie Sie, mein lieber Coadjutor, den ich der Kenntniß und wiederholter Beweise wegen, die ich von der Rechtlichkeit Ihres Charakters und Ihrer Einsicht habe, achte und liebe."

„Gleich Ihnen habe ich mich öfters beschäftigt, darüber nachzusinnen, was unser Vaterland glücklich machen könnte; ich bin ganz einstimmig mit Ihnen, daß nur ein enges Band des Kaisers mit dem deutschen Reichskörper und seinen Mitstaaten das einzige Mittel sei; aber bis dahin zu kommen — **hierin liegt der Stein der Weisen.** Er ist um so schwerer zu finden, da es darauf ankommt, die verschiedenen Interessen zu vereinen, **besonders der Untergebungen,** die vorsätzlich die Angelegenheiten Deutschlands verwirren und sie zu einer wahrhaft unerträglichen Pedanterie machen, um die Fürsten abzuschrecken, ihre Angelegenheiten durch sich selbst zu betrachten, um sie über ihre eignen Interessen zu verblenden, sie in Abhängigkeit zu erhalten und sich nothwendig zu machen; indem man Mährchen aller Gattungen ersinnt, abgeschmackte Ideen ausbreitet, die man erdichtet, ihnen glauben macht und wonach man sie zu handeln bewegt, als ob es die wahrsten Thatsachen wären."

„In jeder Gesellschaft, von welcher Art sie sei,

muß ein Allen gemeinschaftliches Object vorhanden sein, aber das Wort Patriotism, dessen man sich so gemeiniglich bedient, sollte ausschließlich auch eine reelle Bedeutung haben, während das Interesse des Augenblicks, die Eitelkeit der Personen, politische Intriguen, Verbindungen bilden und Besorgnisse rege machen, denen man, selbst bis zu den juridischen Entscheidungen unter Einzelnen, Alles unterwerfen möchte."

„Wenn unsere guten deutschen Mitpatrioten sich wenigstens eine patriotische Denkungsart geben könnten, wenn sie weder Gallomanie, noch Anglomanie, weder Prussiomanie, noch Austromanie hätten, sondern eine Ansicht, die ihnen eigen wäre, nicht von Andern erborgt; wenn sie wenigstens selbst sehen und ihre Interessen prüfen wollten, während sie meistens nur das Echo einiger elender Pedanten und Intrikanten sind. Ihnen, mein lieber Baron! ist dieses rühmliche Unternehmen einzig aufbewahrt und wenn es mißlingt, dann muß man ihm auf immer entsagen; denn zum ersten Mal sehe ich zu meinem größten Vergnügen ganz Deutschland auf Einen Punkt vereinigt, nämlich in seiner Ansicht über Ihre Person. Alle verschiedenen Parteien lassen Ihrem Charakter und Ihren Einsichten Gerechtigkeit widerfahren, während Sie der Schrecken der Brausköpfe, der Intrikanten und Pedanten sind."

„Glauben Sie daher, daß ich mit aller Aufrichtigtigkeit bin

Mein lieber Baron

Ihr wohlgeneigter

Joseph."

12. Reaction in Ungarn. Der Wallachenaufstand Horja's.

Kaum vier Jahre hatte Joseph seine an Reformen, die alle auf den Zweck der Ghibellinenpolitik hinausliefen, so reiche Selbstregierung geführt, als im Jahre 1784 die erste gewaltsame Reaction gegen dieselben eintrat. Der erste Sturm kam aus Ungarn, aus dem Reiche, das seine alten verbrieften Nationalfreiheiten besaß und das sich daher dem Josephinischen souverainen Centralisationssystem am widerhaarigsten bezeigte. Joseph hatte die altherkömmliche Krönung unterlassen, auch den verfassungsmäßigen Krönungseid nicht geschworen. Am 13. April 1784 ließ er die Reichskrone, die die Ungarn als ihr heiligstes Kleinod betrachteten, heimlich durch einen der Ihrigen, Balassa, aus dem Presburger Schlosse nach der Wiener Schatzkammer bringen. Als die Entführung geschah, hatte man bemerkt, daß, ohne daß ein Wölkchen am Himmel zu sehen war, der Blitz links und rechts neben der fliegenden Brücke in die Donau gefahren war, man hatte den Donner weithin vernehmbar rollen gehört. Joseph gab den Ungarn die Versicherung, er werde die Krone restituiren, sobald das für sie zu Ofen bestimmte Gebäude zu Stande gekommen sei. Joseph hatte ferner den Befehl zur Vermessung der Ländereien auf Kosten der ungarischen Gutsbesitzer Behufs der neuen Steuerregulirung ertheilt und er hatte endlich auch die in Ungarn ganz ungewöhnliche Conscription Behufs der Soldatenaushebung anbefohlen, Alles ohne die Stände zu befragen und der Landesverfassung entgegen, die dem ungarischen Adel die Taxenfreiheit und

die Freiheit, nicht wider Willen zu Kriegsdiensten gezwungen zu werden, sicherte. Das Alles, was Joseph aus seinem Souverainitätsrecht ableiten zu dürfen glaubte, wollte den Ungarn nicht einleuchten. Die Umschaffung Ungarns auf deutschen Fuß war ihnen im höchsten Grade zuwider, sie wollten ihre althergebrachte Verfassung auf ewige Zeiten ohne alle Verbesserung und Fortbildung erhalten sehen, das Königreich sollte unverändert in der nämlichen alterthümlichen Gestalt verbleiben, die es seit Jahrhunderten gehabt hatte. Während fast alle große Staaten Europas, namentlich Frankreich und Preußen, durch Einführung der Centralisation, der stehenden Heere und stehenden Steuern ihre Macht verstärkt hatten, Rußland auf derselben Bahn mächtige Fortschritte gemacht hatte, selbst England nicht bei der Magna charta stehen geblieben war und Polen die Unterlassung zeitgemäßer Reformen durch die entstandene Anarchie und darauf gefolgte Theilung schwer gebüßt hatte, sollte Ungarn allein im Stillstande verharren. Gedeckt durch den Schild Oestreichs gegen Bedränger, wie sie Polen über den Hals bekommen hatte, vermeinten die egoistischen Magnaten Ungarns, ihr Freudenleben in alle Ewigkeit auf der schönen Basis der misera contribuens plebs fortsetzen zu können. Joseph war aber nicht gewillt, bei dem stehen zu bleiben, was seine Mutter, im Andenken der Rettung ihrer Monarchie durch die Treue der Ungarn, sich beschränkt hatte, für die Annäherung des Königreichs an eine Umgestaltung nach deutschem Fuße zu thun. Joseph wollte auch Ungarn

reformiren, er wollte die ganze östreichische Monarchie bis auf einen gewissen Grad gleichförmig machen. Aber er fehlte politisch schwer, daß er, indem er den urkundlichen fundamentalen Landesgesetzen der Ungarn zuwider durch ein freundliches Einvernehmen mit den Ständen sich zu decken unterließ und auch hier kraft des Souverainitätsrechts die Beglückungsgewalt durchsetzen wollte, seine Macht überschätzte. Der ungarische Adel ließ ihm seine Macht fühlen. Er stiftete, als die Conscription in Ungarn angekündigt wurde, im Jahre 1784 den blutigen Aufstand der griechischen Wallachen an in Siebenbürgen in der Hunyader Gespannschaft. Es ließen sich diese Wallachen unter ihrem Anführer Horja durch die ungarischen Magnaten aufwiegeln, um Joseph's Reformen durch recht scandalöse Uebertreibungen rückgängig zu machen. Horja war ein Bauernsohn aus Siebenbürgen, den sein Edelmann, wie er damals das Recht hatte, auf Lebenszeit unter die Soldaten gesteckt hatte; er wurde bald ein anstelliger Soldat und lernte die Welt einigermaßen kennen, so daß er den Unterschied zwischen den humanen Gesinnungen des Kaisers und der Ausführung der Gesetze durch den Adel seines Vaterlands sehr wohl begriff. Bei seiner Rückkehr in die Heimath theilte Horja diese Ansichten den Bauern seiner Umgegend mit, stand mit ihnen zu Czebe auf und suchte, was der Adel nicht aus Gehorsam gegen den Kaiser thun wollte, mit Gewalt zu erzwingen, er begann den Krieg gegen die Schlösser. Die ungarischen Edelleute erhoben sich sofort zur Insurrection: denn obgleich in Siebenbürgen keine com-

pacte magyarische Bevölkerung besteht, so giebt es doch ganze Städte (wie Decs) voller Edelleute und die Czeckler, welche zusammen wohnen, sind alle Edelleute. Das kaiserliche Militair, das natürlich keinen Landesfriedensbruch dulden konnte, verband sich mit ihnen. Die ungarischen Magnaten unterstellten Horja die maßlosesten Forderungen: „die ungarischen Magnaten und Edeln sollten ihren Adel ablegen, ihre Besitzungen verlassen und ihre Güter mit den Bauern theilen, jeder sollte Contributionen zahlen und alles die griechische Religion annehmen.“ An Horja's Seite stand ein Pope, Krischan, um das Volk in seinem Fanatismus zu unterstützen. Wie ich schon beiläufig erwähnt habe, waren in dieser Wallachensache auch Agents provocateurs Joseph's thätig, um dem Widerstande des Adels zu begegnen: es ward also von allen Seiten der plebejische Unverstand der Bauern benutzt. Da Horja sich für einen Bevollmächtigten des Kaisers ausgab, eine sogenannte Gnadenkette trug, woran ein Bildniß des Kaisers hing und eine mit goldnen Buchstaben versehene Schrift, die er ein kaiserliches Patent nannte, vorzeigte, so konnte es nicht fehlen, daß ein sehr schlimmes Licht auf den Kaiser fallen mußte. Dies ward noch schlimmer, als der Kaiser den verirrten Leuten einen Generalpardon verkündigen ließ und nur auf Horja's Kopf einen Preis von 300 Ducaten setzte. Es kam zu den blutigsten Excessen, die Zahl der Empörer stieg auf 36,000, 4000 Menschen wurden ermordet, 132 Edelhöfe und 62 Dörfer verwüstet, vorzüglich traf der Sturm das Goldrevier von Zalathna.

Endlich machten die kaiserlichen Soldaten unter Paul Kray, der die sinnreichste List, Schnelligkeit und Kühnheit bewies, dem Aufruhr ein Ende. Die Aufrührer ergaben sich nach und nach. Horja, ein sehr energischer Mann, wollte sich mit den mißvergnügten ungarischen Edelleuten wider den Kaiser verbinden, diese gaben ihn aber Preis, er ward gefangen. Er erbot sich nun, dem Kaiser, wenn man ihn nach Wien bringen wolle, Dinge von der größten Wichtigkeit zu entdecken. Dies schlug man angeblich aus wichtigen Gründen ab, Horja ward am 3. Jan. 1785 zu Carlsburg gerädert, wobei 2000 gefangene Wallachen zusehen mußten; 150 wurden nach Landesgebrauch gespießt.

Dieser Wallachen-Aufstand war der Anfang der Verlegenheiten des Kaisers. Die Ungarn hatten ihren Zweck erreicht, Joseph war geschreckt, er mußte mit den Reformen in Ungarn, um die Gemüther nicht zu sehr aufzureizen, eben so etwas innehalten, wie er genöthigt worden war, in den Kirchensachen etwas innezuhalten. Gleichzeitig beschäftigte ihn eine Menge andrer Pläne der auswärtigen Politik, die zum großen Theil auch auf unvorhergesehene Schwierigkeiten stießen. In dem schon erwähnten Scheldestreit mit den Holländern mußte er im Vertrage von Fontainebleau vom 18. Nov. 1785 mit einer Abfindung, einer Geldentschädigung, einem „Trinkgeld,“ wie der sarkastische Friedrich der Große es nannte, sich begnügen, weil Frankreich entgegenstand. Er erhielt von den Holländern zehn Millionen Gulden, er hatte erst funfzehn, dann zwölf

verlangt. Dem im Jahre 1785 beantragten Ländertausch Baierns gegen Belgien mußte Joseph eben so entsagen, weil Friedrich der Große den Fürstenbund mit Sachsen und Hannover zu Berlin dagegen abschloß am 23. Juli 1785.

13. Türkische Pläne. Reise nach der Krimm.

Joseph's Hauptabsehen in der auswärtigen Politik ging auf das türkische Reich. Sein kaiserlicher Lieblingsgedanke war, diesem Reiche der orientalischen Barbaren zu Stambul ein Ende zu machen. Joseph glaubte dazu eine besondere Mission zu haben; er schrieb darüber, als es später zum Kriege kam, an den französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen von Montmorin aus dem Feldlager von Semlin am 6. Juli 1788: „Die Zeit ist gekommen, wo ich als Rächer der Menschheit auftrete, wo ich es über mich nehme, Europa für die Drangsalen zu entschädigen, die es einstens von ihnen dulden mußte, und wo ich es hoffe dahin zu bringen, daß ich die Welt von einem Geschlecht Barbaren reinige, die ihr so lange zur Geißel geworden."

Um zu seinem Zwecke zu kommen, verband sich Joseph aufs Engste mit Catharinen von Rußland. Wie seine Mutter mit Catharinen und Friedrich dem Großen Polen getheilt hatte, wollte er mit Catharinen die Türkei theilen. Catharine unternahm im Frühling 1787 die berühmte Reise nach der Krimm. Joseph begleitete Catharinen auf dieser Reise und mit den kaiserlichen Herrschaften reisten:

der Fürst Potemkin, die Prinzen von Ligne und Nassau, der russische Gesandte zu Constantinopel, Herr von Bulgakow, der französische Gesandte, Graf von Segur und der englische Fitzherbert, so wie der östreichische Gesandte zu Petersburg, später Staatskanzler, Graf Ludwig Cobenzl und der Internuntius zu Constantinopel Baron von Herbert. Auf dieser Reise durch die Krimm wurden die Pläne zu dem türkischen Feldzug entworfen, der schon im folgenden Jahre zur Ausführung kam. Am 11. April 1787 war Joseph mit dem General Kinsky und einem kleinen Gefolge als Graf von Falkenstein nach Lemberg, Brodi und Cherson gegangen; am 18. Mai traf er mit Catharinen zusammen, beide fuhren seitdem in einem Wagen und speisten mit einander. Die Reise dauerte bis zum 13. Juni; am 30. Juni traf Joseph wieder in Wien ein.

14. Reaction in den Niederlanden. Der Hofetat in Brüssel. Der Kanzler Crumpipen.

Die Eile der Rückreise war nöthig. Ein neuer Sturm war über ihn hereingebrochen. Während Joseph an den Ufern des schwarzen Meeres mit der russischen Kaiserin die Eroberung neuer Provinzen beschloß, drohte eine alte Provinz ihm verloren zu gehen. Der neue Sturm kam aus den Niederlanden.

Die Regierung der Niederlande, die anderthalb Jahrhunderte lang durch die Disposition Kaiser Carl's V. unter Spanien gewiesen worden und seit den Utrechter und Badner Friedensschlüssen wieder an den östrei-

chischen Zweig Habsburg zurückgefallen war — war schon früher von einer Großtante Joseph's, der Erzherzogin Marie Elisabeth, Tochter Kaiser Leopold's, als Gouvernante der Niederlande geführt worden und stand jetzt wieder unter dem Gouvernement einer Erzherzogin, der Schwester Joseph's II. Christine.

Maria Elisabeth war fünfundzwanzig Jahre lang Gouvernante der Niederlande gewesen, vom Jahre 1725 — 1750. Sie hatte in Brüssel ihren eignen Hofstaat gehabt, der nach einer in den „Durchlauchtigen Höfen Europas" abgedruckten Liste folgendergestalt zusammengesetzt war:

Premierminister, Obrist-Kämmerer und Hofmarschall war: Graf Friedrich von Harrach, der oben als Concurrent Uhlefeld's um den Staatskanzlerposten aufgeführte Sohn des jüngeren der beiden spanischen Gesandten zur Zeit der Erledigung der spanischen Erbfolge, Gesandter in Turin und Regensburg, später böhmischer Kanzler und Finanzminister, derselbe, der den Dresdner Frieden mit Friedrich dem Großen schloß 1745, gest. 1749. Er war Schwiegersohn des Fürsten Anton Florian Liechtenstein und ist der Urgroßvater der Fürstin Liegnitz.

Obriststallmeister und Obristjägermeister von Brabant: Fürst Philipp Franz von Rubempré.

Obristschenk: Graf Bornheim.

Obristküchenmeister: Graf Westenraed.

Hauptmann der Hatschiergarde: Fürst Emanuel von Nassau-Siegen, Großneffe des Eroberers von Brasilien und Großvater des berühmten russischen Admirals, gestorben 1735.

Lieutenant der Hatschiergarde: Graf von Ognies.

Hauptmann der Hellebardiergarde: Graf Maldeghem.

Lieutenant der Hellebardiergarde: Graf Collins.

Alcalde oder Grand Prevôt des Hofs: Baron Nicolars.

Darauf rangirten die zwei Beichtväter und zwei Hofprediger der Erzherzogin und der Hofdamen derselben und elf Kammerherren, an der Spitze derselben Graf Eugen von Lannoy, Commandant von Dendermonde.

Oberhofmeisterin der Erzherzogin Gouvernante war: Anna Maria, Gräfin Uhlefeld, geb. Sinzendorf, die Mutter des Staatskanzlers Corfiz und Hofmeisterin der Damen des Hofs: Baronesse Weichs. Es gab zwei Dames vom goldnen Schlüssel und sechs Dames d'honneur.

Die Staatsgeschäfte der Niederlande wurden von vier Behörden besorgt:

1. Der Staatsrath — bestehend aus dem Premierminister Harrach, dem General-Commandanten der kaiserlichen Truppen, sieben Conseillers d'epée, darunter Herzog Leopold von Aremberg, der nach dem Tode der Erzherzogin 1750 Premiermini-

ster des neuen Statthalters ward und Fürst Claudius von Ligne, der Vater des geistreichen Prinzen Carl von Ligne — sechs Conseillers de robe und dem Staatssecretair Baron Heems.

2. Der Geheime Rath unter dem Präsidenten Grafen Colonna mit sechs Räthen.

3. Der Finanzrath unter dem Generalschatzmeister Grafen Fonseca.

4. Der Appellationshof zu Mecheln unter dem Präsidenten Herrn von Bolden.

Nach dem Tode der Erzherzogin Maria Elisabeth ward Herzog Carl von Lothringen Statthalter 1750—1781. Als ein Hauptfavorit seiner kaiserlichen Schwägerin hatte er lange Zeit unumschränkte Macht und trieb es im alten brutalen Style, er überwarf sich zum Oefteren mit den befreundeten englischen und holländischen Generalen. Zuletzt ward er ganz kindisch, pflegte aber immer noch, auch wenn, was ihm nicht gefiel, geschah, zu sagen: „Eh bien, n'importe; je n'en serai pas moins le Prince Charles de Lorraine." Als Premierminister standen ihm zur Seite der Herzog Leopold von Aremberg, der, wie oben erwähnt, nach Maria Elisabeth's Tode ernannt ward, ein durch Witz und Humor ausgezeichneter Mann, mit dem Friedrich der Große correspondirte, er starb schon im Jahre 1754. Ihm folgte Graf Carl Cobenzl, Vater des späteren Staatskanzlers Ludwig und nach dessen Tode 1770 ernannte die Kaiserin Maria Theresia den früheren Gesandten in Paris, seit 1765 ersten Fürsten Georg Adam

von Starhemberg zum niederländischen Minister. Starhemberg war, wie gesagt, und mit Glück früher Gesandter in Paris gewesen, wo ihn Kaunitz, als er den Posten verließ und Staatskanzler ward, anstellte: er brachte die Allianz mit Frankreich zu Stande. Der preußische Großkanzler Fürst hatte ihn in seinem Hofbericht über Wien „einen Mann wie geboren für die Geschäfte, von glänzendem und solidem Geiste" genannt. In den Niederlanden zeigte er sich als einen Mann, der gar nichts arbeitete und mit seinem Geiste fallirte, er hatte Passion fürs Spiel und wenig Application auf Geschäfte. Sein Factotum ward der Kanzler von Crumpipen.

Crumpipen's Vater war Kammerdiener, dann Secretair bei Visconti, der während des östreichischen Besitzes von Neapel (seit Eröffnung der spanischen Erbschaft bis 1734) Vicekönig war: unter ihm ward sein Sohn Staatssecretair. Als Oestreich Neapel verlor, kam der junge Mann unter dem Ministerium Cobenzl als Staats- oder Cabinetssecretair nach Brüssel und unter dem unthätigen Starhemberg ward er ein vielvermögender Mann. Sein gesetztes Ansehn verschaffte ihm das Zutrauen Starhemberg's und er stieg desto mehr bei ihm, je mehr er seiner Lieblingsneigung schmeichelte. Bald wurde er Herr des Ganzen und was er wollte, mußte geschehen. Um seine Macht zu befestigen, erhob er Verwandte, Freunde, Creaturen zu den wichtigsten Stellen eines jeden Departements. Ein im ersten Band des Göttinger Magazins enthaltener Aufsatz, der aus den Pièces justificatives der Mémoires

pour servir à la justification du feu S. E. le Général C. d'Alton gezogen ist, giebt einen interessanten Ueberblick über den kaum übersehbaren Familienzusammenhang, den Crumpipen stiftete.

„Seine Tochter, sagt dieser Aufsatz, ist vermählt mit Herrn de Pestre, Banquier in Brüssel.“

„Sein Bruder ist Staatssecretair und vermählt mit Mad. Helmann, die nebst seiner Schwester Erbin des Banquier Vanschoore war. Dieser erhielt ein ausschließendes Privilegium, spanische Wolle über Ostende kommen zu lassen, sie also jedem Manufakturisten und zu jedem beliebigen Preise zu verkaufen. Die andere Schwester hat den Banquier Reul geheirathet, der für beide Schwestern das Geschäft führt. Reul's einzige Tochter nahm den Banquier Eduard Walkiers zum Gemahl, der die Direction des Schatzes hat, Grand Bailli von Termonde ist und ein ausschließendes Privilegium hat, von Ostende nach Indien zu handeln.“

„Die dritte Schwester Crumpipen's wurde mit Herrn Termeeren vermählt. Letzterer erhielt dadurch die Stelle eines Grand Bailli von Tost. Sie wurde ihm zu lieb errichtet, so wie auch der Titel eines Grafen von Cantecroix.“

„Schwestern von Herrn Termeeren wurden mit den Herren Felz, Bartenstein und Müller vermählt; das gab wieder neue Verbindungen, neue Clienten des Hauses Crumpipen. Es ist ein Familien-Gehänge unter einander, das man kaum übersehen kann.“

„Der Kanzler Crumpipen ist ein reicher Mann: die Präsente bei Ernennung der Aebte und Aebtissinnen trugen gar viel aus. Zwar sind diese Geschenke schon alten Herkommens, aber er hat sie auf das Doppelte getrieben und bisweilen erhielt auch nur der Meistbietende die vacante Würde. Einst erhielt er ein gar artiges Neujahrsgeschenk: in einer Schachtel einen Strohmann, mit einem kurzen Bein, hohem Absatz, in der Visconti'schen Livree — damit Herr v. Crumpipen sein Herkommen nicht vergesse."

Im Jahre 1781 kam Kaiser Joseph nach den Niederlanden, die seit Philipp II. keinen Fürsten in Person gesehen hatten. Er frug nach Wahrheit, suchte sie, fand sie aber nirgends.

Crumpipen, um den ununterrichteten Starhemberg ganz sich selbst zu überlassen und in seiner Blöße darzustellen, stellte sich um diese Zeit krank. Der Kaiser besuchte ihn und nun beklagte sich Herr von Crumpipen bitterlich, wie alles auf ihm allein liege, wie er niemanden habe, der ihn zu unterstützen im Stande sei. Er bat den Kaiser, ihm Herrn von Reuß zum Gehülfen zu geben, als einen thätigen und für das landesherrliche Interesse gutdenkenden Rechtsgelehrten, verschwieg aber, daß er selbst diesem Manne einen großen Theil seiner Geschäftskenntniß verdanke: er verstand die Kunst und hatte sie vortrefflich benutzt, andere der Verfassung kundige Männer um Rath zu fragen und ihre Gedanken als die seinigen zu vernutzen.

Diese Intrigue Crumpipen's glückte vollkommen. Starhemberg, dessen Unfähigkeit Joseph erkennen

mußte, ward abberufen und 1782 Oberſthofmeiſter in Wien. Der Kaiſer übertrug nun das Generalgouvernement nach Herzog Carl's von Lothringen Tode 1781 ſeiner Schweſter der Erzherzogin Chriſtine gemeinſchaftlich mit ihrem Gemahl Herzog Albert von Sachſen-Teſchen. Als Premierminiſter ward ihnen zur Seite geſtellt: Graf Ludwig von Belgiojoſo, früher Geſandter in London, zweiter Sohn Anton's, dem der Kaiſer 1769 die Reichsfürſtenwürde verliehen hatte. Belgiojoſo war ein geſcheiter und thätiger, gewandter und energiſcher Mann. Er kam nach den Niederlanden mit dem größten Eifer, die Reformpläne, die Joſeph vor hatte, ſo ſchnell als möglich auszuführen. Ohne aber einen Mann zur Seite zu haben, der den Gang der Dinge in den Niederlanden verſtand, konnte er unmöglich das knorrige Waldgeſtrüpp von ſchrecklichen Mißbräuchen, die in Maſſe eingeriſſen waren, ausrotten, er war alſo gezwungen, dem Kanzler ſein Zutrauen zu ſchenken. Dieſer aber wollte die Sachen allein führen, der Miniſter ſollte bloß Zuſchauer ſeiner Intriguen ſein. Bald ſuchte daher dieſer, um ſich unabhängig zu machen, Herrn von Reuß an ſich zu ziehen und hoffte nöthigenfalls in ihm dem ehrgeizigen Crumpipen einen Nebenbuhler entgegenzuſtellen. Sobald dies Crumpipen ſah, ſuchte er Hülfe und Rache. Er ſtellte ſich jetzt wieder krank und ging ins Bad nach Aachen. Er überließ die Reformpläne dem Grafen und Reuß allein, auf ſie mochte der Haß fallen, er wollte die Liebe der Nation ſich erhalten. Durch eine beſonders feine Intrigue wußte er ſich bei

der Erzherzogin und ihrem Gemahl beliebt zu machen: er stellte ihnen vor, ihre ganze Gewalt sei dahin, wenn des Kaisers Pläne ausgeführt würden, er übermochte sie das Indigenatrecht zu suchen und sich unter den Brabantischen Ständen aufnehmen zu lassen, damit ihnen alsdann der Kaiser von ihren Prärogativen nichts nehmen könne, ohne den ganzen Adel in Bewegung zu setzen, der natürlich für Erhaltung der Rechte seines ersten Mitglieds sehr besorgt sein würde. So erweckte Crumpipen dem Kaiser an seinen eignen Verwandten geheime Feinde. Es gelang ihm zuletzt, Belgiojoso eben so zu stürzen, wie er vorher Starhemberg gestürzt hatte. — Und doch ernannte ihn Joseph zum Vicepräsidenten des neuerrichteten königlichen Statthaltereiraths. „Crumpipen war das geheime Werkzeug, das das Ministerium Fehler begehen machte, Hindernisse in den Weg schob, Zwistigkeiten anstiftete, cabalirte, intriguirte, calumnirte, geheime Insinuationen gegen alle, die ihm nicht zu Willen waren, anbrachte, die Freunde des Kaisers mit zweideutigen Antworten blendete und seine Feinde, besonders die Geistlichkeit, offenbar in Schutz nahm."

Joseph's Reformpläne in den Niederlanden gingen allerdings offenbar dahin aus, die kirchliche, politische und gerichtliche Verfassung derselben eben so abzuändern und kraft der Souverainität zu centralisiren, wie er das in den Erbstaaten theils wirklich durchgesetzt, theils in Ungarn wenigstens eingeleitet hatte. Belgien aber war ein Land, das seine alte Verfassung, die mit ihren wohl verclausulirten Verbriefungen und

Privilegien aus dem Mittelalter stammte und nicht wenig gothisch war, eben so zäh festzuhalten suchte, wie Ungarn. An der Spitze der Administration standen in Belgien Corporationen, zusammengesetzt aus einem reichen Adel, den großen Städten des Landes und einer überaus mächtigen Geistlichkeit. Die Verfassung war verschieden in allen den sieben Provinzen, aus denen Belgien nach dem Abfall Hollands und den französischen Eroberungen noch sich zusammensetzte, dem größten Theil von Brabant, Luxemburg und Limburg und einem Theile von Flandern, Hennegau, Namur und Geldern. Brabant war die wichtigste Provinz, hier war die Hauptstadt Brüssel, die erste Kirche des Landes, das Erzstift Mecheln und die Hauptuniversität Löwen. Der Rath von Brabant genoß eines ähnlichen Vorrechts, wie das Pariser Parlament, die Edikte des Landesfürsten hatten nur dann Geltung, wenn sie von dem Rathe einregistrirt waren. In Flandern hatte der Adel keine Repräsentation, eben so keine in Geldern der Clerus. Sonst aber war die Geistlichkeit im Besitze des umfassendsten sowohl politischen, als moralischen und materiellen Einflusses. Ein Erzbischof und sieben Bischöfe waren die Träger der Hierarchie, die jedem modern-monarchischen Regimente widerstrebte, sie herrschte über 100 reich dotirte Abteien und eine Menge von Klöstern. Ihr Grundbesitz wurde auf 300 Millionen Gulden von den brabantischen Ständen selbst angegeben. Ihre Bildungsschule war die ganz unabhängige und reiche Universität Löwen. Sie stützte eine

der Fürst Potemkin, die Prinzen von Ligne und Nassau, der russische Gesandte zu Constantinopel, Herr von Bulgakow, der französische Gesandte, Graf von Segur und der englische Fitzherbert, so wie der östreichische Gesandte zu Petersburg, später Staatskanzler, Graf Ludwig Cobenzl und der Internuntius zu Constantinopel Baron von Herbert. Auf dieser Reise durch die Krimm wurden die Pläne zu dem türkischen Feldzug entworfen, der schon im folgenden Jahre zur Ausführung kam. Am 11. April 1787 war Joseph mit dem General Kinsky und einem kleinen Gefolge als Graf von Falkenstein nach Lemberg, Brodi und Cherson gegangen; am 19. Mai traf er mit Catharinen zusammen, beide fuhren seitdem in einem Wagen und speisten mit einander. Die Reise dauerte bis zum 13. Juni; am 30. Juni traf Joseph wieder in Wien ein.

14. Reaction in den Niederlanden. Der Hofetat in Brüssel. Der Kanzler Crumpipen.

Die Eile der Rückreise war nöthig. Ein neuer Sturm war über ihn hereingebrochen. Während Joseph an den Ufern des schwarzen Meeres mit der russischen Kaiserin die Eroberung neuer Provinzen beschloß, drohte eine alte Provinz ihm verloren zu gehen. Der neue Sturm kam aus den Niederlanden.

Die Regierung der Niederlande, die anderthalb Jahrhunderte lang durch die Disposition Kaiser Carl's V. unter Spanien gewiesen worden und seit den Utrechter und Badner Friedensschlüssen wieder an den östrei-

chischen Zweig Habsburg zurückgefallen war — war schon früher von einer Großtante Joseph's, der Erzherzogin Marie Elisabeth, Tochter Kaiser Leopold's, als Gouvernante der Niederlande geführt worden und stand jetzt wieder unter dem Gouvernement einer Erzherzogin, der Schwester Joseph's II. Christine.

Maria Elisabeth war fünfundzwanzig Jahre lang Gouvernante der Niederlande gewesen, vom Jahre 1725 — 1750. Sie hatte in Brüssel ihren eignen Hofstaat gehabt, der nach einer in den „Durchlauchtigen Höfen Europas" abgedruckten Liste folgendergestalt zusammengesetzt war:

Premierminister, Obrist-Kämmerer und Hofmarschall war: Graf Friedrich von Harrach, der oben als Concurrent Uhlefeld's um den Staatskanzlerposten aufgeführte Sohn des jüngeren der beiden spanischen Gesandten zur Zeit der Erledigung der spanischen Erbfolge, Gesandter in Turin und Regensburg, später böhmischer Kanzler und Finanzminister, derselbe, der den Dresdner Frieden mit Friedrich dem Großen schloß 1745, gest. 1749. Er war Schwiegersohn des Fürsten Anton Florian Liechtenstein und ist der Urgroßvater der Fürstin Liegnitz.

Obriststallmeister und Obristjägermeister von Brabant: Fürst Philipp Franz von Rubempré.

Obristschenk: Graf Bornheim.

Obristküchenmeister: Graf Westenraed.

haft genommen und sogar, zwar höchst friedlich, aber doch durch kaiserliche Truppen gedämpft. Frankenberg wurde nach Wien berufen, der päpstliche Nuntius aus den kaiserlichen Staaten im Februar 1787 verwiesen, er ging aber nicht weit weg, er ging in das benachbarte Lüttich. Im Jahre 1787, als eben Joseph nach der Krimm abgereist war, sollte nun auch eine neue politische und gerichtliche Verfassung in Belgien eingeführt werden. Am 19. April verweigerten die Stände von Brabant die gewöhnlichen Subsidien, bis der von Joseph eigenmächtig an die Stelle des alten Raths von Brabant eingesetzte königliche Statthaltereirath, die neuen Kreishauptleute und die neuen Gerichtshöfe abgeschafft seien. Die Stände von Brabant hatten eine verbriefte Verfassung, die sogenannte joyeuse entrée, die einst im funfzehnten Jahrhundert beim Einzuge Philipp's des Guten in Brüssel bekannt gemacht worden war. In ihr hatte er zugesagt, das Land nicht mit seinen Soldaten zu beschweren, die Beamten nur aus gebornen Brabantern zu wählen und alle Gerichts-, Jagd- und ähnliche Privilegien im alten Stande unangefochten zu lassen. Der Rath von Brabant war seitdem unausgesetzt aus fünf Brabantern und zwei fürstlichen, des plattdeutschen Idioms kundigen Räthen zusammengesetzt worden. Joseph hatte am 17. Juli 1781 geschworen: „den Niederländern ein guter, gerechter und getreuer Herr sein zu wollen und jede Art von Gewaltthat und Willkühr von ihnen abzuhalten." Nach dem neunundfunzigsten Artikel der joyeuse entrée war es den Niederländern vergönnt, „wenn der Fürst

sich in irgend einer Weise gegen die Verbindlichkeiten verfehlte: être obeissans en aucune chose de son besoin.“ Dem siebzehnten Artikel der joyeuse entrée entgegen hatte Joseph einen reichen Brüsseler Seifensieder, den Kaufmann Johann Franz Hondt, nach Wien abführen lassen wegen Betrügereien gegen die landesherrliche Kasse. Die Gewerke zu Brüssel, Antwerpen und Löwen klagten bei den Ständen über Verletzung der Verfassung. Die Stände wandten sich an den Generalgouverneur und verlangten von diesem zugleich Wiederherstellung aller abgeschafften Klöster, Brüderschaften und Prozessionen. Das Volk in Brüssel warf dem Minister Belgiojoso, als dem großen Eiferer in Ausführung der kaiserlichen Plane, die Fenster ein. Der Generalgouverneur, der ziemlich unbedeutende Herzog Albert von Sachsen-Teschen, den Crumpipen verführt hatte, dessen Sympathieen den Reformentwürfen Joseph's ganz entgegenstanden, wie aus einem neuerlich bekannt gemachten Briefe hervorgeht, und der deshalb mit Belgiojoso stark in Conflict kam, gab den Ständen die verlangte beifällige Erklärung unbedingt und umfassend, alles und jedes, was der joyeuse entrée entgegen sei, solle abgeschafft sein, er gab sie an demselben Tage, wo sie ihm abverlangt worden war, am 30. Mai, Abends elf Uhr. Den folgenden Tag war die ganze Stadt Brüssel erleuchtet, 600 junge Leute spannten sich vor den Wagen des Herzogs und seiner Gemahlin und zogen sie ins Schauspielhaus unter dem Freudengeschrei: „Vive l'Empereur! Vive la joyeuse entrée!“

Nichtsdestoweniger dauerte die Gährung noch fort. In der Nacht auf den 16. Juni entstand ein Tumult zu Antwerpen unter dem Vorwande, als halte der abgesetzte Kreishauptmann nächtliche Zusammenkünfte in einem aufgehobenen Kloster. Ein anderer Tumult zu Mecheln folgte. Eine Menge aufrührerischer Schriften, Pasquille und Brandzettel coursirten im Volke. Zu Brüssel fand man deshalb für nöthig, ein Corps von Freiwilligen und Bürgerpatrouillen zu errichten. Brüssels Beispiel folgten die übrigen Städte. Am 22. Juni schickten die Stände ihre Beschwerden unmittelbar an den Kaiser, der eben aus Cherson von Katharinen wiedergekehrt war. Er antwortete drei Tage nachdem er aus der Krimm zurückgekehrt war, auf Kaunitz's Rath, am 3. Juli in folgender Weise: „daß er als Vater und Mensch, der mit dem Unverstande Mitleiden tragen und viel verzeihen könne, das, was bisher vorgegangen sei und sie sich zu thun unterfangen hätten, nur allein Mißverständnissen und falschen Auslegungen seiner Absichten zuschreiben wolle, die durch solche Personen erzeugt uud ausgestreut worden seien, welche mehr ihrem Eigennutze als dem allgemeinen Wohle anhingen und nichts zu verlieren hätten. Seine Anordnungen seien einzig und ohne den mindesten Anschein eines persönlichen Interesse auf das Wohl der Niederländer gerichtet gewesen und er habe sich daher eher des Eifers und der Dankbarkeit der Stände zu versehen gehabt, als einer Widersetzlichkeit, am allerwenigsten einer so verwegnen.“ Darauf erklärte er ihnen, „daß er es geschehen lassen wolle, daß alle neuen

Anordnungen suspendirt werden sollten, bis die General-gouverneure und die Deputirten der Provinzen in Wien eingetroffen seien, wo er sich über die zum allgemeinen Besten zu treffenden Anordnungen nach Maaßgabe der Grundsätze des Landes mit ihnen einverstehen wolle."

In Folge dieses Erlasses langten am 31. Juli Herzog Albert und die Erzherzogin Christine mit dem Minister Belgiojoso und am 15. August dreißig niederländische Abgeordnete aus allen Provinzen und von den drei Ständen in Wien ein. General Graf Murray war als Generalgouverneur, Generalkapitain und bevollmächtigter Minister unterdessen in Brüssel zurückgelassen worden. Ehe noch die Deputirten wieder nach Hause zurückgekehrt waren, setzten sich 50,000 Mann östreichische und ungarische Regimenter in Bewegung, um nach den Niederlanden zu marschiren. An den äußersten Grenzen von Vorder-Oestreich machten sie jedoch Halt und nur ein Regiment setzte seinen Marsch nach Luxemburg fort. Die in den Niederlanden bereits befindlichen Truppen wurden in der Gegend von Brüssel concentrirt. Am 23. August kam ein Courier an General Murray, der anbefahl, daß alles vorläufig in den Niederlanden wieder auf den Stand vom 1. April dieses Jahres gesetzt werden solle; die Stände sollten die Subsidien berichtigen; die Bürger-Compagnieen aus einander gehen und alle Arten unerlaubter Associationen aufgehoben sein. Allein die Bürgercompagnieen, die sogenannten Freiwilligen, gingen nicht aus einander. Am 20. September entstanden neue Unruhen zu Brüssel und Mecheln. Dort

riß man kaiserliche Proclamationen herunter. Hier wurde das Militair insultirt. Der schwache Murray, anstatt Genugthuung dafür zu fordern, gab in allen Stücken nach, wie die Generalgouverneure nachgegeben hatten. Am 21. September verkündigte er im Namen des Kaisers, daß die joyeuse entrée unverletzt erhalten werden solle. Brüssel illuminirte hinwieder. Im October darauf kamen nach der Hauptstadt: der an Belgiojoso's Stelle zum Minister ernannte leichtblütige und diplomatisch-freundliche Graf Ferdinand von Trautmannsdorf*) und als commandirender General der brutal-martialische Graf Richard d'Alton**). Endlich am 13. Januar 1788 kamen auch die Generalgouverneure Herzog Albert mit seiner Gemahlin wieder zurück. Man hoffte, der Sturm sei beschworen. Joseph theilte diese Hoffnung und schrieb im September 1787 einen merkwürdigen Brief an jenen zum Minister in den Niederlanden neu bestimmten Grafen Trautmannsdorf. Der Brief ist deshalb so merkwürdig, weil Joseph darin ganz ehrlich der Aufklärungsphilosophie den bedenklichen Antheil zuschiebt, den sie an den revolutionären Bewegungen in Europa gehabt hat. In sofern diese Aufklärungsphilosophie sich den demokratischen Grundsätzen günstig bezeigte, war Joseph ihr entschiedener Widersacher. Schon bei der Pariser Reise hatte er sein politisches Glaubensbekenntniß ausgesprochen. In einer Gesellschaft in Paris,

*) der 1806 Fürst, 1807 Obersthofmeister ward und 1827 starb.

**) gegraft 1777.

wo der amerikanische Congreß mit Lobsprüchen erhoben wurde, hatte man ihn gefragt, was seine Meinung darüber sei? Joseph antwortete damals: „Ich muß gestehen, mein Metier bringt es mit sich, daß ich Royalist bin" (je suis par metier royaliste).

„In der That, schreibt Joseph an Trautmannsdorf, es kann der Bemerkung eines Philosophen nicht entgehen, daß seit einiger Zeit ein Geist der Widersetzlichkeit sich über Europa verbreitet, der um so mehr Epoche machen muß, da wir in einem Jahrhunderte sind, wo gute Könige regieren."

„Man war beim Emporkommen der Philosophie in einem täuschenden Zustande, hatte sich von der Aufklärung Ordnung im bürgerlichen Leben und mehrere Folgsamkeit für die Gesetze versprochen, da sie die nothwendige Wirkung des Nachdenkens eines gutgesinnten Unterthanen sein müßte."

„Es würde vielleicht zum Labyrinth des menschlichen Geistes sein, wenn man die Ursachen, die so viele unruhige Bewegungen hervorgebracht, hievon aufspüren wollte. Bei allem dem ist es merkwürdig, daß Frankreich durch Unterstützung von Amerika dem Freiheitssinn Stoff zum Nachdenken gegeben hat."

„Holland war der erste Staat in Europa, der sich durch die aristocratische Herrschsucht einiger Bewindhäbers zum veruneinigten Land gemacht, bis endlich Preußen Friede im Erbtheil Oraniens gebot."

„In der Region dieser Gegenden empörten sich die Niederländer; meine eignen Unterthanen widersetzten sich den Verfügungen, die ich zum Besten dieser Provinzen

getroffen habe und an der Spitze des Janhagels stunden die Edeln der Nation!"

„Selbst Frankreich succedirte in diesen Verwirrungen dadurch, daß es die Notabeln zusammenberief; das Volk wähnte unter Heinrich IV. zu sein, hoffte von den oratorischen Talenten ihrer Repräsentanten so Vieles."

„Die Menschen verlangen mit Ungestüm eine Freiheit, die ihnen nachtheilig wurde, da die wenigsten hievon Kenner des Gebrauchs derselben sind."

„Möchten Alle, die zur Erziehung und zum Volkstone mit beitragen können, dem Unterthan darstellend machen, daß die meisten Revolutionen eine Wirkung des Ehrgeizes einiger Wenigen sind, daß diese das Volk zu Ausführung ihrer Absichten gebrauchen und daß der glückliche Ausgang einer Empörung mit Strömen Bürgerbluts erkauft werden müsse. Beinahe wären die Jahrhunderte Alba's und der Dragonaden von den Valois wieder aufgelebt, hätte nicht ein Genius von höherer Macht den Oelzweig über Europa ausgebreitet und dem Toben der Unzufriedenen Einhalt gethan."

„Die Begebenheiten in den östreichischen Niederlanden haben mir verdrüßliche Augenblicke gemacht und dieses Volk wird sich die Zuneigung nicht wieder erwerben, die ich einstens für sie empfand."

Joseph war sehr wesentlich dabei betheiligt, daß die Niederlande zur Ruhe zurückkehrten. Der Krieg mit den Türken stand vor der Thür. So ungerecht und so unpolitisch dieser Krieg war, Joseph's Enthusiasmns drängte ihn dazu. Schon von Lemberg aus auf der Rückreise aus der Krimm hatte er an Kaunitz geschrieben: „Die Vortheile, welche Rußland aus der Acquisition der Krimm hat, sind sehr wichtig für dieses Reich. Es kann die Osmanen nach Zerstörung ihrer Armada auf's Aeußerste bringen; es kann Stambul zittern machen; und damit erhält es den Weg nach Paros und dem Hellespont, dem ich aber auf der Seite Rumeliens nothwendig zuvorkommen muß." Es war also auf eine Ländererwerbung auf der Seite Rumeliens abgesehen. Uebersehen ward aber von Joseph, daß Rußland durch den Beistand Oestreichs ein weit stärkerer Vortheil zuging, als umgekehrt Oestreich von Rußland ziehen konnte. Es war wahrlich eine übelverstandene Politik, das Reich im Osten auf Kosten der Türkei sich noch weiter vergrößern zu lassen; weit richtiger hatte Friedrich die Verhältnisse angesehen und sich sehr bestimmt einer Mitwirkung zu den russischen Projecten entzogen.

Am 24. August 1787 hatte die Pforte Rußland den Krieg erklärt, der Internuntius übernahm die Vermittlung, als diese nicht zu Stande kam, erklärte auch Joseph den Krieg am 9. Febr. 1788. Sofort setzten sich 200,000 Mann mit 2000 Kanonen in Bewegung, die in sechs verschiedenen Armeecorps gegen

die türkischen Grenzen anrückten. Das Hauptheer unter Joseph selbst und Lascy sammelte sich hinter Semlin bei Belgrad. Am 29. Febr. reiste der Kaiser, nachdem er die Regierung dem Fürsten Kaunitz übertragen hatte, von Wien ab und befand sich am 14. März zu Semlin. Vorher hatte er noch in einem merkwürdigen Schreiben die von Friedrich Wilhelm II. von Preußen angebotene Vermittlung abgelehnt. Der Brief ist vom Januar 1788:

„Mein Herr Bruder!“

„In der That, es ist die unangenehmste Aeußerung, die ich zu machen genöthigt bin, daß ich E. Maj. angebotene Vermittelung in Ansehung der mit der Pforte entstandenen Irrungen auf das Freundschaftlichste verbitten muß. Ich habe den Degen gezogen und er wird nicht wieder in die Scheide kommen, bis ich Genugthuung, bis ich das wieder habe, was man meinem Hause entzogen.

E. Maj. sind Monarch; als solcher sind Ihnen die Rechte der Könige nicht unbekannt. Und ist die Unternehmung gegen die Osmanen etwas Anderes, als ein wiedergesuchtes Recht auf einige meinem Hause entrissene Provinzen, deren Besitz Zeit, Schicksal und Verhängniß meiner Krone geraubt?

Die Türken, und vielleicht nicht sie allein, haben es zur Maxime, das, was sie in widrigen Zeiten verloren, bei der ersten für sie günstigen Gelegenheit wieder zu suchen; das heißt, man läßt dem Schicksal seinen Lauf und unterwirft sich den Fügungen der Vorsehung.

Das Haus Hohenzollern ist auf eben die Art zum Gipfel seiner Größe gelangt. Albrecht von Brandenburg entriß seinem Orden das Herzogthum Preußen und seine Nachfolger behaupteten sogar in dem Frieden zu Oliva die Souverainität über dieses Land. E. Maj. verstorbener Onkel entzog meiner Mutter Schlesien zu einer Zeit, wo sie, von Feinden umringt, keinen anderen Schutz als die Größe ihrer Seele und die Treue ihres Volkes gehabt.

Was haben die Höfe, die dermalen von dem Gleichgewicht in Europa so viel Posaunens machen, was haben diese dem Hause Oestreich zum Aequivalent ihrer nur in diesem Jahrhundert verlorenen Besitzungen gethan?

Meine Vorfahren mußten im Utrechter Frieden Spanien, in dem zu Wien die Königreiche Neapel und Sicilien, etliche Jahre darauf Belgrad und die Fürstenthümer in Schlesien, in dem zu Aachen Parma, Piacenza, Guastalla und vorher noch Tortona und einen Theil der östreichischen Lombardei an ihre Nachbarn überlassen.

Hat Oestreich dafür eine andere Acquisition von Wichtigkeit binnen diesem Jahrhundert des Verlusts gemacht? Einen Theil vom Königreich Polen? Und hievon hat Preußen einen besseren Antheil, als ich. Ich hoffe, daß E. Maj. die Ursachen meines Entschlusses, die Pforte zu bekriegen, sehr einleuchtend finden, daß Sie die Gerechtigkeit meiner Ansprüche nicht verkennen werden, und daß Sie nicht minder

mein Freund sind, wenn ich auch die Orientalen etwas travestire.

E. Maj. können sich von mir versichert halten, daß ich bei ähnlichen Gelegenheiten die nämlichen Grundsätze in Ansehung der Erwerbungswege seiner verlorenen Besitzungen auch gegen mich von Ihnen anwenden lasse und daß jetzt alle Vermittlungsgeschäfte einige Jahre Ruhe haben.

Ich empfehle mich in die Fortdauer Ihrer Freundschaft und bin mit vieler Hochachtung

Ew. Maj.

Freund und guter Bruder

Joseph."

Aber die großen Erwartungen Joseph's von dem Türkenkriege gingen nicht in Erfüllung. Das zahlreiche Heer vertheilte sich in einen ungeheuern Cordon vom adriatischen Meere bis zur Buckowina, wo es bei Choczim mit den Russen zusammenstieß. Außer einigen Grenzfestungen, die den Türken weggenommen wurden, geschah Nichts von Bedeutung. Im Sommer trat eine ungewöhnliche Hitze ein; davon und von der ungesunden Luft in den Gegenden zwischen Donau und Sau rissen Krankheiten ein, die Oestreicher verloren dadurch allein gegen 33,000 Menschen. Joseph ging dem Heere in Ertragung aller Unannehmlichkeiten und Entbehrungen mit dem heldenmüthigsten Beispiele voran; außer dem Wasser von Schönbrunn, das ihm auf der Donau bis Semlin nachgeführt ward und einem Glase Oestreicher oder Tokaier, das ihm wider seine Neigung

die Aerzte anriethen, hatte er keine Labung, die er nicht mit dem gemeinsten Manne theilte. Er unterzog sich allen Strapazen und Gefahren. Bei der Einnahme der Festung Sabacz wurden drei Kanoniere zu seiner Seite todtgeschossen. Auch im Feldlager fuhr er fort, die Reichsgeschäfte zu führen. Er saß oft in mitternächtlicher Stille vor einem kleinen Tische, mit Durchlesung umfangreicher Aktenstücke beschäftigt, die ihm auf seinen ausdrücklichen Befehl alle Chefs der Hofstellen zu Wien in's Lager nachsenden mußten. Sogar in der Nacht vor der Einnahme von Sabacz schrieb er Ausfertigungen im Walde unter freiem Himmel. In einem dürftigen Gasthofe der Vorstadt Semlin wohnend, bestand sein ganzes Quartier aus drei elenden Stübchen. Mit der liebevollsten Sorgfalt wachte er für den Gesundheitsstand des Heers, legte im Lager selbst Krankenbaracken an, ließ Brunnen daselbst graben und Weinessig vertheilen.

Am 7. August setzten die Türken bei Orsova und Kladowa über die Donau und drangen in das Temeswarer Banat ein. Unaufhaltsam mußten die kaiserlichen Heere zurückweichen, die Türken säbelten ganze Haufen von der östreichischen Arrieregarde nieder. Drei Monate lang, bis Ende October, überschwemmten die türkischen Truppen das schöne Banat und verwandelten es in eine Wüste. Bis nach Temeswar mußten die kaiserlichen Heere zurückgehn. Die schrecklichste Nacht war die Nacht des Rückzugs in die Ebene von Lugosch mit 80,000 Mann am 29. Sept. 1788. Einige Husaren geriethen bei einem Wagen mit Brannt-

wein in Händel mit Soldaten der Freikorps und verjagten sie. Die Vertriebenen kehrten zurück, schossen auf die Husaren und schrieen laut: „Turci! Turci!" Auf diesen falschen Allarm entstand eine unglaubliche Verwirrung. Die östreichischen Truppen feuerten auf ihre eigne Arrieregarde, die für die angreifenden Türken gehalten wurde. Lascy hatte vergessen, die Feldwachen auf dem linken Flügel zurückzuziehen, als der Rückzug beschlossen worden war. Um sie zu erwarten, ward den Truppen plötzlich: Halt! commandirt. Dieses Commando: „Halt! Halt!" aber, statt zu hemmen, erschreckte noch mehr, in der panischen Furcht nahm man es als das türkische Angriffsgeschrei: „Allah! Allah!" Joseph, der sich bei der Avantgarde befand, wollte die Flucht bei einer kleinen Brücke aufhalten. Des Kaisers offene Kalesche ward aber im nächtlichen Gedränge umgeworfen und über die kleine Brücke hinabgeschleudert. Joseph schwang sich nun auf ein Pferd, ward aber wieder unerkannt im Gedränge mit fortgerissen. Er hatte seine Suite verloren und sich verirrt. Glücklicherweise erkannte ihn ein Reitknecht; dieser rettete ihn, in Begleitung dieses einzigen Mannes kam er nach Karansebes. Er war in Gefahr gewesen, von den Türken, denen treulose Wallachen zu Führern dienten, gefangen genommen zu werden. Die Armee war durch die adeligen Offiziere demoralisirt, die üble Stimmung gegen den Kaiser, die Adel und Geistliche erregt haben, war auch in's Heer eingedrungen. Der Troß gerieth in eine heillose Verwirrung. Die Fuhrknechte der Artillerie zerhieben die Pferde-

stränge und ließen die Kanonen im Wege stehn. Die Führer der Packpferde warfen die Lasten auf die Straße und retteten sich auf den bloßen Pferden mit dem wilden Geschrei: „Die Türken sind da, alles ist verloren, rettet Euch!" Dazwischen feuerten die zum Gepäck commandirten Soldaten auf ihre eigenen Leute vom Trosse und vermehrten die Zerrüttung. Die ganze Straße war mit Feldgeräth bedeckt, zwischen dem die Menschen zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen sich drängten, schreiend, fluchend und Alles umwerfend, was ihnen in den Weg kam. 10,000 Menschen wurden in diesem falschen Lärm verwundet oder getödtet.

Nach dieser schrecklichen Nacht bei Lugosch verweilte der Kaiser noch bis zum November auf dem Kriegsschauplatze, er traf die Vorkehrungen zu dem zweiten Feldzuge. Aber sein Körper erlag den Beschwerden. Mit dem Todeskeime im Herzen kehrte er am 5. December krank und unmuthsvoll nach Wien zurück. So unglücklich der erste Feldzug abgelaufen war, so sanguinische Hoffnungen hatte Joseph gleich wieder von dem zweiten. Schon im Januar 1789 schrieb er an den russischen General Prinzen Carl von Nassau: „Im Frühjahr 1789 ist es für das deutsche Heer eine Beschäftigung, Bender hinwegzunehmen und sich an das linke Ufer der Donau zu ziehen. An der rechten Seite dieses Stroms erobere ich Belgrad und breite mich in Servien aus. Die Einnahme von Nissa, Widin, Serajo und aufwärts des Savestroms Berbir, Banjaluka und Castanowicz sind Unternehmun-

gen, die bis zum August beendigt sind. Soll der Großvezier mir oder den Russen an der Donau entgegenkommen, so muß er eine Schlacht anbieten und nachdem er geschlagen ist, so jag' ich ihn bis unter die Kanonen von Silistria.

Im October 1789 verordne ich einen Congreß, nach dem Osmans Volk die Giaurs um Frieden bitten wird. Die Traktaten von Carlowitz und Passarowitz dienen meinen Ambassadeurs zur Basis der Unterhandlungen, wobei ich mir Choczim und einen Theil von der Moldau zueignen werde. Rußland behält die Halbinsel Krimm, der Prinz Carl von Schweden wird Herzog von Kurland und der Großherzog von Florenz römischer König.

Dann ist Universalfriede in Europa. Bis dahin hat Frankreich mit den Notabeln der Nation Richtigkeit gemacht und — die anderen Herren denken zu sehr an sich selbst und zu wenig an Oestreich."

Für das Jahr 1789 versprach sich Joseph in seinem sanguinischen Enthusiasmus den Universalfrieden in Europa und gerade dieses Jahr, das Jahr der französischen Revolution, ward der Anfang einer Epoche innerer und äußerer Kriege für Europa auf ein ganzes Vierteljahrhundert. Für ihn selbst sollte dieses Jahr das letzte seines Lebens, ein schweres Jahr der Körper- und Seelenleiden werden.

Joseph's Gesundheit war schon seit mehreren Jahren durch die Anstrengungen, denen er ohne Schonung sich hingab, erschüttert. Der gesunde starke Mann war

sichtbar zusammengefallen. Er hatte flüssige Augen, wunde Füße bekommen, die Kopfrose hatte ihn schon im Jahre 1783 genöthigt, eine Perücke zu nehmen — früher hatte er seine lieblich blonden, später etwas lichtbraunen Haare mit einem kurzen Toupet und zwei einfachen Seitenlocken in einem Zopfe geflochten getragen. Die früher weiße Gesichtsfarbe war rothbraun geworden, die Blatternarben hatten sich vertieft, die herabhängenden Backen hatten ihm ein verlängertes Angesicht gegeben. Die ungarische Campagne brach ihn nieder, er bekam ein schleichendes ungarisches Faulfieber, dazu kam eine üble Wahl in Befriedigung einer sinnlichen Neigung. Die Krankheit, wie sie der Leibarzt Quarin in seinen lateinisch herausgegebenen medizinischen Schriften bezeichnet, war eine Lungenkrankheit, deren Keim Joseph schon lange in sich getragen habe. Ob dieser Krankheit ursprünglich Excesse in der Geschlechtsliebe und gefährliche Arzneien zu Grunde gelegen haben, läßt er aus Ehrfurcht im Dunkel. Erzählt wird, daß Joseph's Umgebung öffentliche Mädchen als Bäuerinnen verkleidet und im Schönbrunner Garten zum Wiesemähen angestellt, ihm nahe zu bringen gesucht habe.

Joseph kränkelte, seitdem er nach Wien zurückgekehrt war, fortwährend. Er hatte schweren Athem, Herzpochen und Brustbeklemmungen. Er konnte nicht daran denken, den neuen Türkenfeldzug mitzumachen, die Aerzte widerriethen es ihm ausdrücklich, sie machten ihm überhaupt die größte Schonung zur Pflicht. So wenig Joseph sonst die Aerzte leiden mochte, dies-

mal fühlte er wohl, daß er ihnen folgen müsse. Trotz seiner Krankheit schonte er sich aber nicht, er fuhr fort, sich mit seiner rastlosen, unermüdlichen Thätigkeit den Staatsgeschäften zu widmen, er erklärte ausdrücklich den Aerzten, es sei ihm unmöglich, ganz ohne Beschäftigung zu sein. In der Nacht des 13. April 1789 warf er Blut aus, hatte Ohnmachten und bereitete sich schon zum Tode. In der Hofkapelle war das Hochwürdige ausgesetzt, in allen Kirchen wurden Gebete angeordnet und schon am 16. April ward dem Kaiser das Abendmahl gereicht. Doch erholte er sich noch einmal und erschien am 28. wieder auf dem Balcon vor seinen Zimmern in der Hofburg. Im Mai bezog er das Lustschloß Laxenburg, erholte sich hier zusehends, machte selbst Musik, fuhr im Parke spazieren, ritt einige Male aus und war täglich zu Fuße zu sehen. Er gebrauchte eine Eselsmilchkur und nahm dabei China. Seine Mahlzeiten wurden sehr einfach. Suppe von Sagokörnern, etwas Zugemüse, ein Huhnflügel und Abends eine Bouillon war Alles, was er zu sich nahm. Die Cabinetsgeschäfte gingen ununterbrochen fort, so sehr auch die Aerzte alle Anstrengung widerriethen. Als Laxenburg im August überschwemmt ward, kam er nach Hetzendorf, fuhr Morgens sehr oft in den Garten zu Schönbrunn, lief daselbst mit seiner gewohnten Hastigkeit umher und schien dauerhaft zu genesen. Es schien aber nur so. Er vertrocknete sichtbar, er war zuletzt nur noch Haut und Knochen. Die Stimme ward heiser, der Gang sehr matt. Zu Anfang des Octobers bezog er die Burg wieder und ließ

sich an heitern Tagen sehr oft im Augarten, im Prater und in der Stadt sehen.

Der zweite Türkenfeldzug lief glücklicher ab, als der erste. Aus Ehrgeiz hatte Joseph den großen General Loudon, den er recht wohl selbst in einem Briefe an den Prinzen von Nassau „den berühmtesten Marschall von Europa" nannte, im vorigen Jahre an die Spitze des Heers zu stellen unterlassen. Er selbst mit Lascy hatte beim Hauptheere Lorbeern erfechten wollen. Aber Joseph, obgleich persönlich tapfer, keine Anstrengung und keine Gefahr scheuend, war nicht zum Feldherrn geboren. Es mangelte ihm der kalte, ruhige, sichere Blick in der Schlacht, die schnelle Fassung und Geistesgegenwart in der Benutzung der glücklichen Momente zu den entscheidenden Operationen. Lascy, sein Hauptbeistand, hatte den Erwartungen gar nicht entsprochen, er war ein vortrefflicher Generalstabsoffizier, aber kein General. An seiner Stelle erhielt der alte General Haddik, der einst im siebenjährigen Kriege Berlin eingenommen hatte, das Commando. Feldmarschall Loudon war erst ganz unbeschäftigt gelassen worden. Diesem von Natur schweigsamen, bescheidenen, scheuen Manne war es nicht gegeben, sich selbst anzubringen. Er war daher, da er nicht einmal in Wien wohnte, wo er allerdings nicht für die große Gesellschaft paßte, da er ohne Erziehung und Manieren war, in seinem Hadersdorfer Parke seitwärts Wien sitzen geblieben. Als nun aber der Feldzug vom Jahre 1788 so unglücklich ging, als man allgemein nach Loudon verlangte, berief ihn Joseph auf den Kriegs-

schauplatz, es ward ihm aber nur ein abgesondertes Corps in Croatien übergeben. Endlich, als Haddik erkrankte, bot Joseph Loudon im Herbst 1789 an, das Commando en chef zu übernehmen, er übertrug ihm namentlich die Unternehmung auf Belgrad mit unumschränkter Vollmacht. Er mochte jetzt einsehen, daß, wie Moser sagte, Loudon „die Eiche, die unbeugsame," war, die ihm zur Seite stand, Lascy nur „die sich nach jedem Winde drehende Pappel." Schon am 13. Septbr. stand Loudon mit gesammter Macht vor Belgrad und schon am 9. Octbr. ward die Festung auf Capitulation von den Türken, die Loudon nur „den deutschen Teufel" zu nennen pflegten, übergeben. Der Jubel in Wien war unbeschreiblich, drei Tage lang dauerte das Freudenfest. Am 14. Octbr. ward in der Stephanskirche ein großes Te deum, von Haydn componirt, von beinahe 200 Tonkünstlern aufgeführt, Joseph selbst erschien dabei in einer Pracht, wie man ihn noch nie gesehen hatte. Er band mit eigner Hand den brillantnen Ordensstern des Maria-Theresiaordens, 24,000 Ducaten an Werth, von seinem Galakleide ab, den Stern, der dem Großmeister allein zukommt, und übersandte ihn an Loudon, indem er zugleich ihm den Titel Generalissimus verlieh, wie ihn Wallenstein, Montecuculi und Eugen geführt hatten. Der Nachfolger Joseph's konnte nun wenigstens auf den status quo von 1791 den Frieden zu Szistowa durch Baron Herbert mit den Türken abschließen. Weder Joseph, noch Loudon erlebten das Ende des Kriegs, Loudon starb bald Joseph nach.

Das Freudenfest wegen der Einnahme Belgrads war der letzte Sonnenstrahl des Glücks für Joseph. Der Abend seines Lebens war ein düstrer, trauervoller Abend. Im Westen in den Niederlanden kam der Gewittersturm, den man beschworen zu haben glaubte, zum fürchterlichen Ausbruch.

Während des Jahres 1788, als der Kaiser dem türkischen Feldzuge beiwohnte, hatte Graf Trautmannsdorf mit der Friedenspolitik die Ordnung in den Niederlanden noch glücklich aufrecht erhalten. Der Kaiser hatte ihm unterm 8. October 1787 einen eignen Instructionsbrief ertheilt, worin unter andern gesagt war: „Man muß Geduld haben, Vieles anzuhören und mit verschiedenen Individuen zu sprechen, allein man muß standhaft sein und sich nicht einschüchtern lassen." Trautmannsdorf ging streng nach dieser Weisung zu Werke. D'Alton aber drang durch mit dem militairischen Einschreiten, am 22. Januar 1788 floß in Brüssel das erste Blut, die Truppen feuerten bei einem von van der Noot, der nachher an die Spitze des Aufruhrs trat, angestellten Auflauf auf das Volk. Die bewaffneten Bürgercompagnieen wurden mit soldatischer Ueberlegenheit niedergehalten, die bischöflichen Seminarien mit militairischer Gewalt geschlossen, was in Mecheln, in Antwerpen blutige Volksaufläufe bewirkte. Van der Noot und sein Anhang beuteten das „massacre de Malines," wobei eine Frau verwundet worden war, nach ihren Zwecken aus.

Des Kaisers Hauptwidersacher in den Niederlanden blieb der bigotte Cardinal-Erzbischof Frankenberg von Mecheln. Am 10. März 1788 hatte die Wiedereröffnung des kaiserlichen Generalseminariums zu Löwen vor sich gehen sollen, Frankenberg hatte die Lehrbücher, die die vom Kaiser angestellten neuen Lehrer eingeführt hatten, für irrgläubig erklärt, es fanden sich keine Zuhörer zu den Vorlesungen ein. Frankenberg erhielt nun die Weisung, selbst den theologischen Vorlesungen des Generalseminars beizuwohnen und ihre Rechtgläubigkeit zu prüfen. Als Frankenberg, anderweite Geschäfte vorschützend, sich dem entzog, legte Trautmannsdorf ihm die Niederlage seiner Kirchenwürden nahe; nun erst kam der Cardinal am 8. März 1789 nach Löwen, beharrte aber bei seinen Anschuldigungen der Ketzerei der Löwner neuen Lehrer. Eben so widersetzlich bezeigten sich die Stände. Sie verweigerten die Bewilligung neuer Subsidien dem Kaiser. Dieser ließ ihnen erklären, daß er sich dann auch nicht mehr zur Aufrechthaltung ihrer Privilegien verbunden glauben werde. Das kaiserliche Rescript vom 7. Januar 1789, das am 17. dem Ausschuß der Stände von Brabant mitgetheilt wurde, lautete: „Weil ihr euch unterstanden habt, euch zu erlauben, mir eure Zustimmung zur Erhebung der Abgaben, welche zur Unterhaltung der Staatsverwaltung nothwendig und unentbehrlich sind, zu verweigern, so dürft ihr euch ferner nicht mehr auf die joyeuse entrée berufen, weil ich mich nicht ferner daran gebunden halte; da ihr euch ja unterstehst, Alles zu vergessen, was ihr, als getreue Unter-

thanen, mir leisten solltet.“ Es fügten sich die Stände einiger Provinzen, sogar die beiden ersten Stände von Brabant schickten erheuchelte demüthige Erklärungen nach Wien, aber die Städte von Brabant leisteten hartnäckigen Widerstand. Am 18. Juni, dem Siegestage von Collin, erklärte darauf Trautmannsdorf, da die Zeit der bewilligten Subsidien abgelaufen war, die joyeuse entrée für aufgehoben, die herkömmlichen Steuern sollten einstweilen permanent bleiben. Der Sieg schien errungen und der Generalcapitain d'Alton äußerte: „am Tage, wo bei Collin so glorreich gefochten, ist auch der Kaiser Herr der Niederlande geworden.“ Die Sache kam aber ganz anders.

In dem benachbarten Frankreich hatte sich am 27. Juni 1789 der dritte Stand als Nationalversammlung constituirt; am 14. Juli brach die Revolution mit dem Sturme der Bastille zu Paris aus. In den Niederlanden circulirten in den nächsten Tagen eine unzählige Menge Zettel, worauf die Worte standen: „Ici comme à Paris!“ Schon am 22. Juli entstand ein furchtbarer Aufruhr zu Tirlemont wegen Verhaftung eines Ruhestörers, 5000 Menschen rotteten sich zusammen, befreiten den Gefangenen, nöthigten die Besatzung, sich zurückzuziehen. Kassen wurden geplündert, Häuser demolirt, Menschen ermordet und verwundet. Zu Löwen und Diest, zu Namur, Laeken und Brüssel folgten ähnliche Tumulte. d'Alton rieth zur unerbittlichsten Strenge, Trautmannsdorf aber verdarb Alles. Er spielte ein doppeltes Spiel, machte auf der einen Seite drohende Befehle kund und ließ

es an Lärmen nicht fehlen; auf der andern Seite aber unterstützte er insgeheim die belgischen Aristocraten, den Stand, dem er selber angehörte. Eine Stelle in den Memoiren des Herrn von Berg, selbst eines der angesehensten Beamten Joseph's in Belgien, giebt darüber klare Orientirung. Er sagt bei Gelegenheit der drohenden Proclamation, die Trautmannsdorf am 3. Juni 1789 bekannt machte: „Diese Art von Proclamation ist eins von den Actenstücken, welche das System des bevollmächtigten Ministers von Trautmannsdorf am Besten charakterisiren. Immer gebrauchte er übertriebene Drohungen, die er zu vollziehen durchaus keine Lust hatte, die er aber freilich zuweilen genöthigt war in Anwendung zu bringen, um sich nicht selbst widersprechen zu müssen, doch führte er sie dann nur halb aus, weil er bedauerte, daß er gedroht hatte. Immer gebrauchte er ferner das Militair als Schreckmittel, wollte es aber nie verwenden, wenn es der Ausführung galt. Dadurch ward das Militair verhaßt, aber auch verächtlich, es ward in seinen eigenen Augen herabgesetzt, also demoralisirt." Trautmannsdorf hatte den unglücklichen Gedanken, nochmals nachzugeben, er setzte, um die Geistlichkeit zu beruhigen, am 14. August die Universität Löwen und die bischöflichen Seminarien wieder in ihre alten Rechte ein. Allein die revolutionäre Partei ließ sich nun nicht mehr beschwichtigen. Gegen Ende August fingen die Auswanderungen an, es bildete sich an den Grenzen von Holland eine Patriotenarmee, in Breda ein patriotisches

Comité. An die Spitze des Aufstandes stellte sich van der Noot.

Van der Noot war ein Brüssler Advocat, ein ungebildeter, gemeiner und plumper Rabulist, der im Haag, in Berlin und in London Unterhandlungen eingeleitet hatte. Zu ihm stand ein Geistlicher, van Eupen, Domherr zu Antwerpen und ein ehemaliger östreichischer Offizier van der Mersch. Es ist jetzt aus den Mittheilungen der betreffenden Papiere durch van de Spiegel (Resumé des négociations qui accompagnèrent la revolution des pays bas. Amst. 1841) actenmäßig nachgewiesen, daß die Regierungen von Holland und Preußen sich nicht lange bedachten, sich mit einem van der Noot in Verhandlungen gegen Joseph und „die gefürchtete Macht des Hauses Oestreich" einzulassen und dies geschah zwei Jahre vorher, ehe die conservative monarchische Politik den Kreuzzug gegen das revolutionaire Frankreich antrat, geschah zu einer Zeit, wo Joseph eine der größten europäischen Gefahren, das Festsetzen der russischen Macht in Constantinopel, abzuwehren suchte, indem er als Alliirter derselben die der Türkei von Rußland und Oestreich abzutrennenden Stücke auf ein billiges Maaß zu beschränken bedacht war, geschah zu einer Zeit, wo er den Universalfrieden in Europa stiften wollte, indem er Frankreich sich selbst überlassen wollte und er sanguinisch genug schrieb: „die andern Herrn denken zu sehr an sich selbst und zu wenig an Oestreich." d'Alton setzte, als der Aufstand sich organisirte, die kaiserlichen Truppen, fünf Regimenter Infanterie und ein Regiment Reiterei, auf den Kriegsfuß und ließ Streifzüge an die Gren-

zen von Holland und Lüttich machen. Die Patrioten, Gevatter Schneider und Handschuhmacher, deren Caricatur-Nationalbewaffnung der berühmte Forster als Augenzeuge mit hinlänglichem Sarkasmus abgeschildert hat, wurden darauf zerstreut und aus dem Lande getrieben; am 20. October mußte die Brüssler Bürgerschaft und das Landvolk ihre Waffen ausliefern, eine Menge Verdächtiger wurden gefangen gesetzt.

Sieben Tage darauf, am 27. October, brach aber die allgemeine Empörung aus. Van der Noot — wie jetzt durch Herrn von Berg's Memoiren aktenmäßig ausgemacht ist, bezahlt sammt seinen Agenten aus dem Ertrag der Landessteuern, die die Stände dem Kaiser vorenthalten hatten — erließ ein Manifest, worin er Brabant für unabhängig, den Kaiser seiner Herzogswürde für verlustig und sich selbst als „den Bevollmächtigten des Brabanter Volks" erklärte. Oestreich verlangte von den Staaten von Holland die Auslieferung van der Noot's, sie lehnten sie ab. Außer van der Noot, der die privilegirte Aristocratie und ganz besonders die Hierarchie Belgiens vertrat, hatte noch ein anderer Advocat Vonk großen Anhang, er war es, der die gemäßigte liberale Partei im Volke vertrat. Beide Männer machten vor der Hand gemeinschaftliche Sache und bildeten zusammen ein gerüstetes, auswärtiges Brabant. Die Armee der Patrioten war schon 10,000 Mann stark. Ihre Hauptstärke war in Flandern: hier wehten die Fahnen der aufgehobenen Brüderschaften, hier trat der Mönch in Waffen an die Fronte der Truppen, hierher flüchteten die Aebte

mit den Kirchenschätzen und Kassen. Wie beim Aufruhr der Wallachen ein Mönch an der Spitze mit war, so geschah es auch jetzt in Flandern und wieder, um das Volk in seinem Fanatismus zu bestärken. Die Kutten bewaffneten sich mit Säbel und Flinte, hingen Patronentaschen um, man sah in jedem Klostergarten exerciren. Alle Hauptstädte Flanderns: Gent, Brügge, Ostende, öffneten nach und nach den Insurgenten die Thore, die schwachen Besatzungen mußten die Waffen strecken oder abziehen. Haufenweise verließen die kaiserlichen Soldaten, von der Freigebigkeit der Gegner verlockt, ihre Fahnen und gingen zu dem Heere der Patrioten über. Schon am 18. November verließen die Generalgouverneure und die Vornehmsten vom Adel und von den Landesstellen Brüssel. Nochmals versuchte Trautmannsdorf durch Nachgiebigkeit dem Aufstande Einhalt zu thun, er versprach vom 20.—26. November die Wiederherstellung der joyeuse entrée, die Abschaffung des Generalseminars und eine allgemeine Amnestie. Van der Mersch antwortete mit einem Einfall in Brabant, er nahm Diest und Tirlemont weg und bedrohte Löwen. d'Alton sah sich genöthigt Waffenstillstand zu schließen: unterdessen sollte man sich in Güte zu vergleichen suchen. Am 7. December brach der Aufruhr in Brüssel aus und dauerte bis zum 12. Haufenweise gingen die Truppen der Regierung zum Volke über. Am 10. früh nach der Messe erschienen junge Bursche mit Kokarden und ließen den Ruf ertönen: „Es lebe van der Noot und die Patrioten!" Damit ward der

Aufstand allgemein. Die erkaufte Wache an den Thoren und zwei Compagnieen vom Regimente Murray gingen über. Ein Befehl Trautmannsdorf's gab jetzt den entwaffneten Bürgern ihre Waffen zurück, damit sie die Ruhe herzustellen helfen möchten. Vergebens. d'Alton ließ zwar am 11. auf das Volk feuern, konnte aber nicht durchdringen. Man schoß aus den Fenstern auf die kaiserlichen Soldaten. Sie mußten sich in die obere Stadt zurückziehen. Schon am 12. capitulirte d'Alton und zwar in solcher Eile, daß die Kriegskassen mit drei Millionen zurückblieben. Er erhielt freien Abzug und zog sich mit Trautmannsdorf und der Regierung in die Festung Luxemburg. Man citirte ihn vor ein Kriegsgericht nach Wien, er nahm Gift und starb daran zu Trier, vier Tage vor Joseph, seinem Gönner. General Blasius Columban Bender, ein zwerghafter, steinalter, aber tapferer Schwabe, der schon bei Belgrad mitgefochten, übernahm die Trümmer des d'Alton'schen Heeres. An Trautmannsdorf's Stelle kam Graf Georg Metternich, der Vater des spätern Staatskanzlers. Bald gingen auch Löwen, Mecheln, Antwerpen und Namur an die Patrioten über. Am 14. December hielt van der Mersch und am 17. December van der Noot mit den übrigen Häuptern des Patrioten-Comités von Breda ihren feierlichen Einzug in Brüssel.

Dies war die Reihe der erschütternden Vorgänge aus den Niederlanden, deren Kunde Joseph zu Ausgang des Jahres erhielt, das er als ein Universal-Friedensjahr für Europa begrüßt hatte. Er hielt es für eine Schande, so verkannt worden zu sein: sein Herz litt

dabei unbeschreiblich und seit dem Monat December, wo Brüssel verloren ging, veränderte sich sein Gesundheitszustand sehr schnell zum Schlimmsten. Die Kräfte schwanden immer mehr. Es trat Schlaflosigkeit ein, Blutspucken, ein schwindsüchtiger trockner Husten und häufige Ohnmachten. Joseph erkannte, daß er den unvermeidlichen Tod vor Augen habe, er wandte sich am 5. Februar 1790, um Gewißheit sich zu verschaffen, an seinen Leibarzt, den ehrlichen, unerschrocknen Quarin. „Ich fürchte mich nicht vor dem Sterben, Sie können frei sprechen, aber es wäre für meine Staaten nicht gut, überrascht zu werden." Als Quarin tief bewegt entgegnete: „Man kann für keinen Augenblick stehen," sagte Joseph: „Ich danke Ihnen, mein lieber Quarin, für diesen Beweis Ihrer Freundschaft, ich werde erkenntlich sein." Quarin erhielt ein Geschenk von 10,000 Gulden und aus allerhöchst eigner Bewegung einen Adelsbrief auf den Titel Baron. Joseph schickte sich nun an, vor seinem Sterben seinen Frieden mit der Welt zu machen. Der berühmte geistreiche Prinz Carl von Ligne, ein geborner Belgier, war zu ihm gekommen. Er sagte zu ihm: „Ihr Land hat mich umgebracht. Gents Einnahme ist mein Todeskampf. Das verlassene Brüssel ist mein Tod. Welche Schande ist dies für mich! Welche Schmach! Ich sterbe. Ich müßte von Holz sein, wenn nicht. Gehen Sie nach den Niederlanden, bewirken Sie, daß Sie zu ihrem Herrscher zurückkehren. Können Sie das nicht, so bleiben Sie dort. Opfern Sie mir Ihr Glück nicht, Sie haben Kinder." Graf Philipp Co-

benzl ging im Auftrag Joseph's nach den Niederlanden, um noch einen Versuch zur Aussöhnung zu machen. Aber als er die Grenze erreichte, war das ganze Land, mit Ausnahme Luxemburgs, bereits in den Händen der Patrioten. Am 7. Januar war die Generalversammlung der unirten belgischen Provinzen eröffnet worden, wobei Cardinal Frankenberg als Präsident, van der Noot als Staatsminister und van Eupen als Secretair der neuen Regierung fungirt hatten. Als Garants der neuen Republik hatte man öffentlich England, Preußen und Holland genannt. Diese Mächte waren es, die durch ihre Minister Lord Auckland, den plattirten Grafen Keller und van de Spiegel die Contremine gegen die türkischen Projecte dem Kaiser in den Niederlanden angelegt hatten. Cobenzl's Vorschläge wurden mit Verachtung zurückgewiesen. Und nun bezwang Joseph sein Herz zu einem letzten, äußersten Schritt. Er sprach den Papst um Hülfe an, er bat ihn auf die niederländische Geistlichkeit einzuwirken, die, wie nur zu klar am Tage lag, der eigentliche Träger der Revolution gewesen war. Pius erließ wirklich ein Breve an die niederländischen Bischöfe, worin er sie zur Ruhe und Treue gegen den Kaiser zurückmahnte. Cardinal Frankenberg aber ertheilte zur Antwort: „Alles was geschehen ist, konnte und mußte die Nation von Rechtswegen thun. Wir können nichts anderes thun, als uns in die neue Gestalt der Sachen fügen. Wir müssen den Wolf vom Schafstalle vertreiben und die uns drohende tödtliche Seuche weit von uns verbannen. Würdigt Euch also, heiligster Vater,

unsere Angelegenheit bei jenen Souveränen, Republiken und Höfen zu unterstützen, die mit uns theils schon wirkliche Bündnisse geschlossen haben, theils sie bald schließen werden."

Das war die letzte Stimme, die der sterbende Joseph aus den revolutionirten Niederlanden empfing.

17. Zurücknahme der Reformen für Ungarn.

Nicht minder hart und herbe war der Abschied, den Ungarn von ihm nahm. In demselben December 1789, wo die Niederlande von ihm abfielen, drohten auch die ungarischen Stände mit dem Abfall. Sie klagten laut, daß sowohl durch den Verkauf der eingezogenen Kirchengüter, als durch das Losschlagen der Güter der Krone der Werth des Grundeigenthums in Ungarn tief herabgesunken sei; sie klagten laut über die Landesvermessung, die den Grundherrn viele Millionen Kosten verursacht und doch unzulänglich und unrichtig ausgefallen sei; sie klagten laut über die verderbliche Wirkung der Steuerregulirung, wobei dargelegt wurde, wie durch Verminderung des Grundwerths die Einkünfte der Grundherrn um neun, das Stammkapital aber um 224 Millionen verringert worden sei; sie klagten endlich noch laut über die Einführung der verfassungswidrigen Conscription, die Einführung der deutschen Sprache, der fremden Gesetze und der neuen Gerichte.

Die Kosten des ersten Türkenfeldzugs hatten sechszig Millionen Gulden betragen, Joseph hatte sich genöthigt gesehen, eine neue Kriegssteuer auszuschreiben

und Befehle zur Getreidelieferung für das Heer zu erlassen. Magnaten sowohl als Noble verweigerten den Gehorsam, so daß die Regierung die Speicher gewaltsam öffnen lassen mußte. Dies war das Signal zum offnen Aufstand. Die Ungarn schickten eine Deputation an den sterbenden Kaiser, von welcher ungesäumte Abstellung aller Neuerungen gefordert wurde, im Weigerungsfalle ward ganz unzweideutig die Insurrektion als Drohung hingestellt. Joseph, von körperlichen und Seelenleiden überwältigt, entschloß sich nun des Friedens wegen zu jenem merkwürdigen lateinischen Aktenstück, das allgemeines Staunen in ganz Europa hervorbrachte. Er erließ unterm 28. Januar 1790 die s.g. „Revocatio Ordinationum, quae sensu communi legibus adversari videbantur,“ zu einem unbedingten umfassenden Widerruf aller Reformen für Ungarn mit alleiniger Ausnahme „des Toleranzedikts, der Verordnungen zu Gunsten der Unterthanen sowohl wegen der Behandlung als wegen des Bandes der Unterthänigkeit, als welche sowohl mit den Landesgesetzen ganz sich vereinbaren lassen, als auf die natürliche Billigkeit gegründet sind und endlich der Verfügungen wegen Einrichtung der Pfarren, als welche die Würde eines obersten Patrons der Kirche ihm zur Pflicht mache.“ Zugleich ward die Zurückgabe der heiligen Reichskrone feierlich versprochen, sie ging am 18. Februar 1790, zwei Tage vor Joseph's Tode, nach Ofen ab und ward mit unendlichem Jubel des Volks empfangen. Als sie von 500 Kanonenschüssen vor den Höhen Ofens begrüßt dort ankam, war Joseph bereits eine Leiche.

Noch unter seinen ersterbenden Augen hatten die Ungarn alle verhaßte Neuerungen vernichtet, aller Orten namentlich die Ausmessungspläne zerrissen und verbrannt. Sie hatten nun ihre „alte Verfassung" wieder, die hochgebietenden Magnaten, ihre alte Verfassung, über die einmal Stein an Gentz 1811 schrieb: „Hat Ungarn eine Verfassung? Ein tumultuarischer Reichstag, die Exemtion einer Classe von allen Geldleistungen, Leibeigenschaft in ihrer rohsten Gestalt von $^{8}/_{5}$ der Nation, das ist keine Verfassung!"

Während Joseph so mit den Ungarn seinen Frieden machte, gingen auch aus Tyrol traurige Nachrichten ein. Auch Tyrol war über die eingeführte militairische Conscription und über die kirchlichen Reformen schwierig geworden, es drohte auch hier eine allgemeine Widersetzlichkeit auszubrechen. Joseph gab auch den Tyrolern nach und ließ eine Staffette nach Innsbruck gehen, die den Behörden den Befehl brachte, alles sofort wieder auf den alten Fuß herzustellen.

18. Die letzten Tage Joseph's.

So that Joseph, was er thun konnte, um vor seinem Hintritt sich mit seiner gesammten Monarchie auszusöhnen und der drohenden Auflösung des Staats zuvorzukommen. Seine Lage war schrecklich. Innerlich Unzufriedenheit und Aufruhr, äußerlich noch der Krieg mit der Pforte, dazu ein drohender Krieg mit Preußen, das schon in Schlesien und Polen Armeen aufgestellt und die Niederlande in Waffen gebracht

hatte und auch in Polen damit umging, Oestreich Verlegenheit zu bereiten, indem es den Polen seinen Schutz für die Organisation einer neuen festeren Verfassung zusagte. Es ging rasch mit Joseph zum Tode. Gegen Mitte des Februars 1790 wurde er immer schwächer und schwächer. Am 12. Februar war der Geburtstag seines Lieblings, des Erzherzogs Franz, seines Neffen, des späteren Kaisers. Er ließ ihn zu sich kommen und schenkte ihm seinen goldnen mit Brillanten besetzten Degen, als ein Andenken an seinen Oheim, „der bald nicht mehr sein werde"; er hielt ihm dabei eine sehr rührende Anrede. Am 13. Februar ließ Joseph sich das Abendmahl feierlich reichen. Am 14. nahm er Abschied von Loudon und Haddik. Er sagte zu Loudon: „Reichen Sie mir Ihre alte Hand, ich werde nicht mehr das Vergnügen haben sie zu drücken"; darauf wandte er sich zu Haddik und sprach mit zitternder Stimme: „Gott befohlen, mein lieber Haddik, wir sehen uns hier zum letzten Male." Beim Abschied übergab er Haddik als Präsidenten des Hofkriegsraths einen Tagesbefehl an die Armee, worin er ausdrückte, daß er nicht in das Grab steigen wolle, ohne der Armee ein öffentliches Zeugniß seiner Liebe und der völligen Zufriedenheit mit ihrer unwandelbaren Treue, Tapferkeit und Zucht noch zu hinterlassen. Am 15. Februar ward der Kaiser mit dem Sacrament der letzten Oelung versehen. An demselben Tage nahm er Abschied von der hochschwangern Gemahlin seines Neffen, Elisabeth von Würtemberg. Diese Prinzessin, die sich aller Menschen Ehrfurcht

und Hochachtung erwarb, war das Wesen, das Joseph unter allen Sterblichen am zärtlichsten liebte. Sie nannte Joseph nur „ihren Papa." Die Zusammenkunft war herzzerreißend. Joseph hatte aus Besorgniß, die Blässe seines Gesichts und die Veränderung seiner Gesichtszüge möchten einen zu heftigen Eindruck auf die Prinzessin machen, die Fenster in seinem Zimmer verhängen lassen; eine einzige Kerze, die weit vom Bette stand, erhellte es. Kaum war die Erzherzogin eingetreten und hatte der Kaiser mit zitternder Stimme sie angeredet, so fiel sie in Ohnmacht. Man mußte sie forttragen. Als sie wiederkam, nahm Joseph alle seine Kräfte zusammen und segnete sie ein. Elisabeth fing am 17. Februar Morgens mit den schmerzlichsten Wehen ihrer nahen Niederkunft zu ringen an, litt schrecklich, bis sie Abends neun Uhr eine Tochter zur Welt gebar, am folgenden Morgen, den 18., $^1/_2$6 Uhr war sie eine Leiche. Joseph's Freund, der alte Oberstkämmerer Graf Rosenberg, war der Bote dieser schrecklichen Nachricht an den Kaiser, der im höchsten Schmerze ausrief: „O Gott, dein Wille geschehe! Ach was ich dulde, ist unbeschreiblich! Ich meinte, ich wäre bereit, alle Todespein zu ertragen, die es Gott gefallen möchte, mir zu senden; aber dieses fürchterliche Unglück übersteigt alles, was ich jemals gelitten habe!" Er bekannte, daß dieß sein Todesstoß sei, ordnete aber dann die Leichenfeierlichkeiten selbst an und befahl, daß die in der Hofkapelle ausgesetzte Prinzessin bald zur Ruhe komme, „damit für seine eigene Leiche Platz werde." An diesem Tage, dem 18. und dem 19.

Februar, dem vorletzten Tage seines Lebens, traf er seine letzten Anordnungen, vermachte seinen Sekretairen und Dienern, vielen Personen vom Hofpersonal und einer großen Anzahl von Wittwen noch gegen ½ Million Gulden, vollzog noch einige Beförderungsdecrete, unterzeichnete selbst noch am Abend vor seinem Tode achtzig Ausfertigungen und schrieb mit zitternder Hand noch einige Handbillete an seine liebsten Freunde und Freundinnen. Noch am 19. schrieb er französisch an Kaunitz, der ihm seine Theilnahme an dem Tode der Erzherzogin Elisabeth bezeigt hatte: „Lieber Freund! Ich bin von dem Ausdrucke Ihrer Theilnahme innig gerührt; allein was kann ich bei den Verhängnissen der Vorsehung anders thun, als mich derselben unterwerfen? Was Sie betrifft, so empfangen Sie von mir die unbegrenzte Versicherung der vollkommensten Hochachtung und des aufrichtigsten Zutrauens, die Sie vor allen andern verdienen; und sein Sie versichert, daß es mich unendlich schmerzt, wenn ich daran denke, daß ich außer Stande bin, länger Ihre Einsichten zu benutzen. Ich umarme Sie und empfehle Ihnen in diesem gefährlichen Zeitpunkte mein Vaterland, das mir so sehr am Herzen liegt." Es ist bemerkenswerth, mit welcher Zartheit Joseph in diesem Billete, das dem Fürsten so fürchterliche Wort des Sterbens, das er in den bekannt gewordenen Billeten an Andre ausdrücklich erwähnt, umgeht und vermeidet, um ihm nicht wehe zu thun.

Schon gegen Mittag des 19. Februar hatte Joseph eine Anwandlung von Ohnmacht, kam jedoch

bald wieder zu sich und ohngeachtet die Kräfte immer mehr schwanden, blieb er doch bis zu seiner letzten Stunde bei vollem Bewußtsein. Den Tag über saß er schon seit einigen Wochen in einem großen Schlafsessel oder ging im Zimmer umher, dabei war er stets angekleidet, trug Stiefeln und einen Frack oder Capot. Die Arbeit des Dictirens, Expedirens und Unterschreibens mit den Secretairen ging ununterbrochen fort. Noch um vier Uhr unterschrieb er eine Schrift, zeichnete aber Josepf statt Joseph, den Tag vorher hatte er achtzigmal seinen Namen ordentlich unterschrieben. Am Abend nahm Joseph noch den Besuch von Lascy und Rosenberg an. Auch ließ er sich die neugeborne Prinzessin bringen, nahm sie auf den Arm und küßte sie mit thränenden Augen. „Schönes Kind, wahres Bild deiner tugendhaften Mutter", sagte er. „Doch tragt sie fort, die Stunde meiner Auflösung ist nahe!" Nachts zehn Uhr entließ er die Secretaire und sagte dann zu den Aerzten, wegen der Dienerschaft auf lateinisch: „Schon wird es nicht lange mehr währen, ich fühle den Todeskampf bereits in mir." Darauf ließ er den Beichtvater, einen Augustiner, eintreten. Der Leibarzt Baron von Störk erbot sich die Nacht bei ihm zu wachen. Joseph lehnte es freundlich ab mit den Worten: „Nein, mein Lieber! Warum wollen Sie sich inkommodiren? Wenn ich Sie brauche, werde ich Sie schon rufen lassen. Heute Nacht muß ich schon mit meinem schwarzen Herrn bleiben!" Störk trat nun ins Vorzimmer ab, wo er die Nacht mit dem Feldmarschall Lascy, dem Obriststallmeister Die-

trichstein und dem Oberstkämmerer Rosenberg blieb. Joseph ließ sich nun von dem Beichtvater das Gebet: Herr Gott dich loben wir! vorlesen. Darauf betete er selbst: „Herr, der du allein mein Herz kennst, dich rufe ich zum Zeugen an, daß ich alles, was ich unternahm und befahl, aus keinen andern Absichten als zum Wohl und Besten meiner Unterthanen meinte. Dein Wille geschehe!" Darauf entließ er den Beichtvater, der ins Vorzimmer zu den andern daselbst Harrenden sich begab. Joseph's Zustand bis Mitternacht blieb leidlich, er legte sich aufs Bett nieder, schlummerte aber sehr unruhig und phantasirte im Schlafe. Erst gegen Mitternacht, wo der Beichtvater abtrat, spürte er eine merkliche Abnahme des Gehörs und dann des Gesichts. Als Joseph am Morgen des 20. Februars gegen vier Uhr aus einem kleinen Schlummer erwachte, kamen Lascy, Dietrichstein, Rosenberg und Störk zu ihm. „Sind Sie auch da? fragte er sie und bat sodann den Leibarzt ihm etwas Stärkendes zu geben. Er nahm etwas Bouillon, fand sich aber gar bald sehr übel. Störk fühlte beinahe keinen Puls mehr, er erwähnte des Beichtvaters im Nebenzimmer. Joseph verstand den Wink und ließ ihn eintreten. Er mußte ihm vorlesen. Als er an die Worte kam: „So bleiben nun Glauben, Hoffnung und Liebe u. s. w." sprach der Kaiser den Glauben laut nach, die Hoffnung betete er stille, doch verständlich, das Wort Liebe sprach er mit der größten Inbrunst mit. Dann sagte er zu dem Beichtvater: „Nun ist es genug! Dies Gebetbuch brauche ich nun nicht mehr. Ich schenke es

Ihnen, behalten Sie es zum Andenken!" — Seine letzten Worte, die er zu dem Beichtvater sagte, waren: „Beten Sie, in deine Hände, o Herr, empfehle ich meine Seele!" Für sich selbst hörte man ihn darauf noch sagen: „Ich glaube meine Pflicht als Mensch und Fürst gethan zu haben." Darauf legte er sich auf die Seite, athmete noch einigemale, gerieth in etliche Minuten lange Zuckungen und gab gegen halb sechs Uhr Morgens seinen Geist auf. Erzherzog Franz, Rosenberg und Dietrichstein waren bei seinem Sterben.

Abends um sieben Uhr an seinem Todestage ward die Erzherzogin Elisabeth begraben. Der Kaiser hatte verboten seinen Körper zu öffnen, weil seine Krankheit sichtbar genug gewesen sei, man also durch die Section nichts weiter lernen werde. Er lag in der weiß und rothen Feldmarschallsuniform bis zum 22. in seinem Zimmer, dann ward er öffentlich in der Hofkapelle ausgesetzt. Am 22. Februar sieben Uhr Abends ward die Leiche aus der Burg zu den Kapuzinern auf dem neuen Markte abgeführt und daselbst nach der erfolgten Einsegnung und nachdem die Kapuziner den Sarg nochmals geöffnet, damit jeder Anwesende sich überzeugen könne, daß der todte Monarch wirklich darin liege, in der östreichischen Familiengruft beigesetzt.

Joseph war noch nicht neunundvierzig Jahre alt, als er starb. Seines Lebens Inhalt sprach er in seinen letzten Tagen in den Worten aus: „Ich wünschte, man schriebe auf mein Grab: „Hier ruht ein Fürst,

dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle seine Entwürfe scheitern zu sehen." Sein Werth ward erst nach seinem Tode recht erkannt: das Volk, das an Vergiftung mit Wachskerzen glaubte,*), beweinte ihn, weil es erkannte, daß Joseph ein Fürst war, der sich seiner wahrhaft hatte annehmen wollen. Die Wiener setzten ihm auf dem Josephsplatze ein von Zauner gefertigtes ehrnes Standbild zu Pferde auf granitnem Fußgestelle mit den außerordentlich schönen Worten, die Abbé Neumann, Director des Antikencabinets, angab: „Josepho secundo arduis nato, magnis perfuncto, majoribus praecepto, qui saluti publicae vixit non diu, sed totus." Der Prinz von Ligne gab ein ebenso schönes Zeugniß von seinem Leben und Tode:

„Il entreprit beaucoup et commencant toujours
Ne put rien achever, excepté ses beaux jours."

Das Volk aber sang ihm nach:

„Ich denk' so manchmal hin und her,
's kommt doch kein Kaiser Joseph mehr,
Wenn einem der ins Auge sah
's war doch mein Seel' ein Gloria!"

Ohne Joseph's Regierung hätte Oestreich die Revolution von 1789 schwerlich überwunden...... Auch steigt, schrieb Hormayr vor der Märzrevolution 1848, sein Andenken jeden Frühling mächtiger wieder aus dem Grabe. Und Graf Ficquelmont schrieb nach

*) Ein solches Attentat sollte schon 1670 bei Kaiser Leopold vorgekommen sein.

der Revolution in seiner neusten Schrift über die Palmerston'sche Politik: „Die Ereignisse, die sich in Oestreich seit dem Jahre 1848 zugetragen haben und die Gestalt, die die Revolution angenommen hat, haben entschieden gezeigt, daß wenn es dem Kaiser Joseph auch an der Klugheit fehlte, ihm doch gar nicht die sehr richtige Würdigung dessen entging, was die Zukunft des östreichischen Staats verlangte. Das letzte Jahrhundert der deutschen Geschichte weist in der That nach, daß der Beherrscher von Oestreich nur in der Einheit seines Reichs das Mittel zur Erhaltung seines Throns und seiner hohen politischen Stellung finden konnte. Die Ereignisse in Gallizien und in stärkerem Grade die in Ungarn sind die beredteste Apologie der politischen Absichten des Kaisers Joseph. Die neusten Ereignisse in Ungarn haben bewiesen, daß, wenn der Kaiser sich auch in der Wahl der Mittel täuschte, die er anwandte, er sich doch gewiß nicht in der entschiedenen Wichtigkeit und Nothwendigkeit getäuscht hat, die Bande enger zu machen, welche dieses Königreich an den Körper der Monarchie knüpfen."

19. Personalien Joseph's.

Joseph's Charakterbild hebt sich sehr deutlich und fest umrissen aus seinem Leben und aus seinen Edikten und Briefen hervor. Einer besonderen Zeichnung desselben bedarf es nicht. Was er war, ist aus seinen Regierungshandlungen abzunehmen: er ist einer der durch diese Handlungen ausgesprochensten Charaktere. Seine Regierung ist ein treuer, klarer Spiegel seines

innersten Wesens. Zur Vervollständigung des Bildes wird nur noch eine Darstellung seiner gewöhnlichen Tagesbeschäftigungen erforderlich sein.

Joseph's gewöhnliche Wohnung war das erste Stockwerk der Hofburg zu Wien in dem Flügel, wo der große Rittersaal war, wo alle Gesandte Audienz erhielten. Er bewohnte drei Zimmer nach der Bastei hinaus: das erste, das Schlafzimmer, hatte gründamastne Tapeten mit Goldtressen, eben so war der Alkoven mit dem Bett. Es hing hier ein Portrait der Kaiserin Catharina II. in rothem Goldstück, ein Geschenk von ihr. Dann kam ein Kabinet, grün gemalt; hier hing das Portrait des Königs von Preußen in blauer Uniform, wie er den Hut im Abziehen beim Gesicht hält. Dann folgte das Wohnzimmer, oder das geheime Schreibzimmer, mit den Maschinentafeln. Die Kabinetskanzlei befand sich nämlich unter des Kaisers Wohnzimmer, die Ausfertigungen aus derselben erhielt Joseph durch eine Maschine, die mittelst Walzen einen Tisch in die Höhe drehte und denselben durch den Fußboden des Zimmers des Kaisers an seine Seite hinhob. Zur schönen Jahreszeit war ein einfaches Häuschen im Augarten Joseph's Lieblingsaufenthalt. Beim Eingang in dieses Häuschen, das drei Eingänge hatte und zu dem man auf acht Stufen heraufstieg, kam man zuerst in einen niedlich ausgemalten Salon, ganz über und über nach der damaligen Sitte der Zeit behangen mit illuminirten Kupferstichen, Ruinen und Landschaften. Links daran stieß ein langes schmales Zimmer mit zwei Kanarienhecken in den Ecken und da-

zwischen ein Stufenaufsatz an der Wand mit Vasen mit einer Menge duftender Blumen gefüllt. Rechts von da kam man in zwei Zimmer mittlerer Größe, durch und durch, auch der Fußboden, mit dem schönsten weiß- und buntgeblümten Zitze überzogen, eben so überzogen waren Sopha, Stühle, Bett und der Spiegeltisch zum Ankleiden. Im ersten Stock, zu dem man durch eine Schneckentreppe gelangte, war ein Zimmer gerade über dem Salon des Parterres mit besonders schöner Aussicht auf den Augarten, den Prater und die Donaubrücke. Neben diesem einfachen Häuschen standen noch zwei Volièren. Bisweilen bewohnte Joseph auch im neuen Schlosse zu Laxenburg die sieben Zimmer in einer Reihe im untersten Stock: sie waren alle indianisch und africanisch al fresco gemalt, die Fußböden niedlich eingelegt von indianischem Holze, die Kronleuchter stellten grüne Baumzweige vor. Sein Schlafzimmer war mit persischem Zitz ausgeschlagen, darauf Blumen gemalt waren, das Bett von grünem Damast, die Stühle von weißem Atlas, darauf seidne Blumen gestickt waren. Laxenburg, wo er oftmals in der Kirche im ersten besten Stuhl neben den Landleuten niederkniete, war ein Lieblingsort von ihm; Schönbrunn, den Lieblingsort seiner Mutter, hat er nie auf längere Zeit bewohnt.

Joseph's Lebensweise war sehr einfach. Während seine Mutter sechs Millionen Gulden ausgegeben hatte, brauchte er nur eine halbe Million. Die Tagesordnung war: viel Arbeit und wenig Erholung. Sein Tagewerk war sehr regelmäßig. Im Sommer stand

er gegen fünf, im Winter um sechs Uhr auf, dann verließ er sein Schlafzimmer und kleidete sich hastig und nur obenhin an. Hierauf setzte er sich sofort zur Arbeit mit zwei oder drei Kabinetssecretairen, die schon zugegen sein mußten. Sein Kabinet war die Seele der Monarchie. Es bestand aus fünf Secretairen und einigen Kanzelisten. Da Joseph alle Sachen, auch von geringer Bedeutung, sich von den Behörden zur Entscheidung einreichen ließ, war für die Secretaire immer vollauf zu thun. Sie genossen einen Gehalt von 3000 Gulden und es befanden sich darunter durch Geist, Manieren und Leibesgestalt ausgezeichnete Männer, wie der Joseph sehr vertraute Günther, der nebst seiner hochbegabten, unglücklichen jüdischen Geliebten Rahel Eskeles-Flies grausame Behandlung von Joseph erfuhr, obgleich er ganz unschuldig war: der Kaiser glaubte irrthümlich ein politisches Geheimniß möglicherweise gar nicht anders als durch ihn verrathen: er ward durch ein von Judenbosheit absichtlich geschmiedetes Intercept betrogen.

Gegen neun Uhr nahm der Kaiser das Frühstück, früher Kaffee mit Milch, später Chocolade. Hierauf kleidete er sich ordentlich an, wobei in der Regel seine Lieblinge, der Oberstkämmerer Graf Rosenberg und der Feldmarschall Lascy oder einige andere Generale zugegen waren, mit denen er sich unterhielt. Er ließ sich von einem Kammerdiener die Haare in Ordnung bringen, welches sehr hurtig geschehen mußte. Das Rasiren versah er stets selbst, bis er in seiner letzten Krankheit im April 1789 den ersten besten Barbier-

gesellen dazu nahm; er sagte ihm, indem er ihm drei Souveraind'or zahlte: „Er ist der Erste, der mir in's Gesicht greift." Zu seiner Bedienung hatte Joseph vier Kammerdiener, wovon immer zwei und zwei im Dienste wechselten, einen Kammerlakai und einige Leiblakaien, unter denen er besonders einen, Meyer, gut leiden mochte: er erhob ihn noch kurz vor seinem Tode zum Kammerdiener. Seine Leute beteten ihn an, er war immer freundlich und discurirte mit ihnen nach seiner humoristischen Weise.

Joseph's gewöhnliche Kleidung war die Uniform, früher die blaue ungarische seines Husarenregiments, später die deutsche, weiß und roth, seines Infanterieregiments oder die des Kaiserregiments Chevauxlegers, grün und roth, welche ihm am vortheilhaftesten stand. Zu Hause oder auf Reisen trug er einen einfachen, dunkelfarbigen Frack, oder bei kälterer Witterung einen grünen oder dunkelblauen Oberrock nebst einem einfachen Soldatenhut und Stiefeln mit Sporen. Nur an Galatagen legte er die Feldmarschallsuniform an, weiß und roth, mit brillantenen Sternen an der Brust, den Bändern der beiden inländischen Orden über die Schultern, dem goldnen Vließ am Halse und dazu große brillantene Schuhschnallen. Einfachheit und Sauberkeit liebte er bei sich und Andern. Ringe trug er höchst selten; er pflegte zu Männern, die mit Ringen stolzirten, zu sagen: „Man muß sehr schöne Hände haben, wenn man Ringe ansteckt."

Nachdem der Kaiser angekleidet war, arbeitete er den ganzen Vormittag durch oder ertheilte Gehör. Der

berühmte sogenannte Controlorgang vor seinem Cabinet war mit Leuten jedes Standes, Geschlechts und Alters stets gefüllt. Von Stunde zu Stunde ging Joseph hinaus, nahm Bittschriften an und führte die, die ihn sprechen wollten, selbst in sein Zimmer, um auf solche Weise so wenig als möglich fremde Vermittler zwischen sich und dem Volke zu haben. Niemanden, den er bestellt hatte, ließ Joseph warten; er sagte: „Ich habe zu viele Stunden in meines Vaters Antichambre warten müssen, um nicht aus Erfahrung zu wissen, wie unangenehm ein solcher Aufenthalt für Andere sein muß."

Gegen zwölf Uhr verließ der Kaiser sein Cabinet und den Controlorgang und ritt oder fuhr spazieren. In den letzten Jahren begleitete ihn dabei gewöhnlich sein junger Neffe und Liebling, der spätere Kaiser Franz II. Der Tourist Swinburne berichtet, daß Joseph schlecht geritten habe. Als er noch bei vollen Kräften war, liebte er es besonders, selbst zu fahren; es stand dabei nur ein einziger Bedienter oder zwei Bediente in grauer, gelbaufgeschlagener Livree, mit silberbetreßten Westen und Hüten, hinten auf auf seiner offenen, grünlackirten Chaise, die nur mit zwei englischen Pferden bespannt war. Sehr selten verstattete er der Wache im Burgthor ins Gewehr zu treten.

Die Stunde für die Mittagstafel war sehr unregelmäßig; die eigentliche Stunde, die bestimmt war, war zwei Uhr, aber es ward öfters drei, vier, ja auch und zwar häufig fünf Uhr, daß er sich zu dem auf dem Ofen gewärmten und halb kalt gewordenen Essen niedersetzen konnte, je nachdem die Geschäfte es erlaubten. Die Tafel währte selten länger

als eine halbe Stunde. In der Stadt speiste Joseph immer allein, dabei wartete ihm ein einziger Diener auf, mit dem er sich während der Mahlzeit unterhielt. Im Augarten und Laxenburg sah er auch Gesellschaft vom Adel bei sich, und auf Reisen speisten die Kabinetssecretaire mit ihm. Wenn er Gäste bei sich sah, wurde zwar frei und lebhaft gesprochen, aber mehr ernsthafte Gespräche geführt, als gescherzt. Die Tafel war, wenn ihm allein servirt ward, sehr mäßig; er speiste auf Silber und gewöhnlich nur sechs Schüsseln, den Nachtisch mitgerechnet: Suppe, Rindfleisch und Gemüse, Fricassee, Braten und gekochtes Obst nebst süßem Backwerke, letztere zwei Stücke täglich. Die so bestellte Tafel mußte ihm seine Mundköchin in der großen Hofküche schmackhaft und in genügender Menge bereiten, wozu er ihr in früheren Zeiten manchmal auch wohl selbst den Küchenzettel schrieb. Joseph war kein Gourmand, wie Friedrich der Große, französische Küche liebte er nicht, ja er war für das Essen so gleichgültig, daß er kaum wildes Geflügel von zahmem unterscheiden konnte. Außer Wasser trank Joseph bei Tafel in der Regel weiter nichts, wie sein Vater; nur selten und sehr mäßig Wein, bis in dem türkischen Feldzuge ihm die Aerzte riethen, der ungesunden Luft wegen etwas Tokaier zu trinken. Darauf setzte er den Gebrauch in Wien fort. Außer an großen Galatafeln hatten die Mund- und Meisterköche der sonst so stark beschäftigten großen Wiener Hofküche gar nichts für den Kaiser zu thun. Bei diesen Galatafeln und den offnen Ordensfesten war er meist sehr übler Laune,

speiste gar nichts und unterhielt sich mit den neben ihm stehenden und den Dienst verrichtenden Hofchargen.

Nachdem Joseph abgespeist hatte, pflegte er eine Stunde lang sich musiciren zu lassen; sehr oft spielte er selbst mit, er hatte im Klavierspielen sich eine ungemeine Fertigkeit erworben und schon im dreizehnten Jahre die Erzherzogin Maria Anna, seine ältere Schwester, die nachher Aebtissin in Prag ward, als sie in einem öffentlichen Conzerte sang, begleiten können. Auch sang er selbst einen angenehmen Baß. Was Friedrich seine Flöte war, war Joseph das Violoncell: er spielte es bei großen vollstimmigen Conzerten; bei Quartetten und kleinen Partieen das Klavier und dabei sang er auch. Joseph liebte vorzüglich deutsche Musik; sein großer Salzburger Maestro Mozart schuf seine Meisterwerke unter ihm: 1782 zuerst „Die Entführung aus dem Serail.“ Nach der ersten Aufführung derselben klopfte ihm Joseph auf die Schulter und drückte sein motivirtes Anerkenntniß der Leistung mit den Worten aus: „Recht gut, recht brav, Mozart; nur gar zu viele Noten!“ „Gerade so viel, als nöthig sind,“ antwortete Mozart rasch und Joseph schloß: „Kann auch sein, Sie müssen das freilich besser verstehen.“ Daß er das wirklich glaubte, bewies, oder schien wenigstens zu beweisen, daß er dem Maestro einmal eine von ihm componirte Sonate zur Durchsicht übergab und dann angelegentlich fragte: „Nun, wie finden Sie meine Sonate?“ Mozart erwiederte: „Die Sonate ist wohl gut, aber der sie gemacht hat, ist doch noch viel besser. Nehmen's halt nit übel, wenn

Sie ein paar Fenster (durchstrichne Stellen) darin finden!" Mozart erhielt wiederholte Einladungen nach England, er erhielt von Friedrich Wilhelm von Preußen das Anerbieten, mit 3000 Thaler Gehalt nach Berlin zu kommen. Joseph hielt ihn durch einen Gehalt von 800 Gulden zurück. „Ew. Maj. halten zu Gnaden, ich bleibe," war Mozart's Antwort, als Joseph ihn mit seiner gewöhnlichen bezaubernden Freundlichkeit bat, in Wien zu bleiben.

Nach dem Conzert arbeitete Joseph wieder und ertheilte Audienzen. Gegen sieben Uhr fuhr er gewöhnlich in's Theater. Er liebte das deutsche, das National-Theater und that viel für dasselbe. Er übernahm sogar die Entreprise desselben selbst. Besonders liebte er komische Opern, Lustspiele und Possen. Dittersdorf, der erste komische Theatercomponist in Deutschland, der 1786 den „Doctor und Apotheker" auf die Wiener Bühne brachte, ward von ihm geadelt und erhielt eine Forstmeisterstelle in Oberschlesien. Ein Lieblingslustspiel von Joseph war Großmann's „Nicht mehr als sechs Schüsseln": es war eine Parodie auf die Verschwendung und überhaupt auf die Manieren des Adels, weshalb dieser sich auch große Mühe gab, das Stück zu unterdrücken. Zwei neue Theater entstanden unter Joseph in Wien. Das eine war das auf der Wieden im Starhembergischen Freihaus von Schikaneder gegründete, welches Anfang des neunzehnten Jahrhunderts niedergerissen und statt dessen das Theater an der Wien erbaut wurde. Das zweite war das in der Leopoldstadt unter Carl Marinelli,

eröffnet 1781: es war das einzige locale Volkstheater in Deutschland, der Unternehmer ward 1801 geadelt. Auch die italienische Oper unterstützte Joseph sehr großmüthig. Eine seiner Lieblingsopern war: Il re Teodoro von Paisiello, das Libretto war wieder eine Satyre auf König Gustav III. von Schweden, der während seines Aufenthalts in Venedig im Jahre 1783 eine lächerliche Verschwendung, die sich bis auf den Schlafrock herunter erstreckte, hatte sehen lassen.

In großer Gunst stand der Hof-Kapellmeister Salieri, ein Schüler von Gluck, der Componist des Königs von Ormus, bei Joseph. Uebermäßig bezahlte er die Sänger nicht, er gab weniger als Friedrich der Große: Storace, der erste Sänger, hatte 1000 Ducaten, Morelli und andre hatten nur so viel jährlich, wie jetzt Leute dieses Verdienstes wöchentlich haben.

Selten blieb Joseph bis zu Ende eines Stücks im Theater: nie aber erschien er mit kaiserlicher Feierlichkeit, immer war er mit der liebenswürdigsten Ungezwungenheit zugegen. In der eigentlichen Hofloge saß er nie, sondern in der dritten neben der Bühne.

Vom Theater fuhr der Kaiser noch in die kleinen Abendgesellschaften, welche er zu besuchen pflegte. Es gehörten dazu theils die Häuser der Gräfin Thun-Klösterle, Tochter des Grafen Uhlefeld, der Gräfin Wallenstein-Leutomischl, ihrer Schwester, der Gräfin Pergen, Gemahlin des spätern Polizeiministers, gebornen von Groschlag, endlich das der Gräfin Burghausen, gebornen von der

Marwitz, wo ihn namentlich Swinburne im Jahre 1780, als noch Maria Theresia lebte, wiederholt traf — theils die Häuser der Gräfin Windischgrätz, gebornen Batthiany und der Fürstin Carl Liechtenstein, gebornen Oettingen-Spielberg. Letztere beiden Damen waren diejenigen, denen er eine besondere Zuneigung widmete und ich komme unten auf sie besonders zurück. Unter den übrigen waren besonders die Gräfinnen Thun und Bergen ausgezeichnet. Der englische Tourist Wraxall, welcher sonst über die große Unwissenheit bei den weiblichen Gliedern der ersten Wiener Familien klagt, ertheilt ihnen das größte Lob. „Keine Hauptstadt der Erde," sagt er, „kann durch natürliche und erworbene Gaben und durch einen weiten und freien Geist ausgezeichnetere Personen hervorbringen, als die Gräfinnen Thun und Bergen: ihre beiden Häuser sind der Vereinigungspunkt von Allen, die auf feine Bildung Anspruch machen und sind die größte Ressource für die Engländer während ihres Aufenthalts in Wien." Ganz eben so äußert sich der Tourist Swinburne: „Frau von Thun ist eine liebenswürdige Frau, ganz Aufmerksamkeit und Güte gegen die Fremden. Sie hat drei Töchter, die alle hübsch sind, aber die älteste, Elisabeth, ist eine vollendete Schönheit." Diese Elisabeth heirathete im Jahre 1788 den russischen Gesandten Grafen Rassumowsky in Wien, die zweite vermählte sich mit dem Fürsten Lichnowsky und war die Großmutter des 1848 ermordeten Felix Lichnowsky; die dritte endlich ward Lady Guildford. „Wir

hatten dieser Tage," schreibt Swinburne in einem andern Briefe, „eine anmuthige réunion bei Frau von Pergen, wo es Mode ist, jeux d'esprit zu spielen. Dabei herrscht keine Etikette — eine höchst angenehme Gesellschaft mit Tanz und Souper gegen Ende des Abends. Solche Partien finden hier öfters statt und sie sind, nach meiner Meinung, anmuthiger als große förmliche Assembleen und Bälle."

Im Umgange, namentlich mit Damen, zeigte Joseph die gefälligsten und angenehmsten Manieren. Er war so galant und zuvorkommend, daß er sogar den Damen die Stühle rückte, ihnen das Fenster, wenn Zug war, schloß und ihnen mit der größten Heiterkeit erzählte. Er unterschied sich darin, daß er besonders Damenumgang liebte, wesentlich von dem nur mit Männern verkehrenden Friedrich. Er war ungleich liebenswürdiger darum als dieser.

In den letzten Jahren seines Lebens beschränkte sich Joseph auf den Umgang mit wenigen älteren Damen. Er brachte seine Abende in dem Fürstlich Liechtensteinischen Hause zu, in dem geschlossenen gewählten Zirkel der beiden Fürstinnen Carl Liechtenstein, ihrer Schwägerin Franz Liechtenstein, ihrer Schwester, der Gräfin Ernst Kaunitz, und den Fürstinnen Kinsky und Clary. Von Männern waren nur zugelassen: Graf Ernst Kaunitz, der Oberhofmarschall, ein Sohn des Fürsten und die beiden Vertrautesten Joseph's, auf die ich zurückkomme, Graf Franz Rosenberg, der Oberstkämmerer und der Feldmarschall Lascy. Die Abendgesellschaft mit den fünf Damen

war Joseph's liebste Erholung. Noch mit sterbender Hand schrieb er den bekannten rührenden Abschied vom Todtenbette kurz vor seinem Ende an die Fürstin Franz Liechtenstein geb. Sternberg: das Billet trug die liebenswürdig galante Adresse: „Aux cinq dames reunies de la societé, qui m'y toleraient." Die Worte, die es enthielt, waren folgende:

„Mein Ende naht heran, es ist Zeit, Ihnen noch durch diese Zeilen meine ganze Erkenntlichkeit für jene Güte, Politesse, Freundschaft und angenehme Freiheit zu bezeigen, die Sie mir während so vieler Jahre, welche wir in Gesellschaft mit einander zugebracht haben, zu erweisen und angedeihen zu lassen, die Gewogenheit hatten. Ich bereue keinen Tag; keiner war mir zu viel und dieses Vergnügen, mit Ihnen umzugehen, ist das einzige verdienstliche Opfer, das ich darbringe, indem ich die Welt verlasse. Haben Sie die Güte, Sich meiner in Ihrem Gebete zu erinnern. Ich kann die Gnade und unendliche Barmherzigkeit der Vorsehung in Ansehung meiner nicht genug mit Dank erkennen: dieses Alles ist in derselben vereinigt, so daß ich mit ganzer Resignation meine letzte Stunde erwarte. Leben Sie wohl. Sie werden meine unleserliche Schrift nicht mehr lesen können. Sie beweist meinen Zustand. Joseph."

Regelmäßig Nachts zwischen zehn und elf Uhr, nur Sonntags zwölf Uhr, zog sich Joseph aus den Zirkeln zurück und fuhr nach Hause. Hier erbrach er noch die den Tag über eingegangenen Depeschen und arbeitete, wenn Etwas dringend war, oft noch bis

20*

über Mitternacht hinaus. Außerdem ging er zu Bette, ohne ein Abendessen einzunehmen: wenn er noch eine Suppe verlangte, war es ein Zeichen, daß er nicht ganz wohl war. Sein gewöhnliches Bett in der Hofburg zu Wien war ein mit türkischem Weizenstroh gefüller Sack, über den eine Hirschhaut und ein linnenes Tuch gebreitet war. Unter dem Kopf hatte er ein mit Leder überzogenes Kissen von Roßhaaren. Nirgends auf seinen Reisen und in den Lagern hatte er ein anderes Bett, als einen Strohsack mit der Hirschhaut bedeckt. Erst bei seiner Krankheit im Frühjahr 1789 nahm er auf Anrathen der Aerzte eine Matratze.

Dieser regelmäßigen Tagesordnung blieb Joseph zu allen Zeiten und an allen Orten unwandelbar getreu. Andere Erholungen als Musik, Theater, Ballonschlagen, Spazierfahrt und seine Abendgesellschaft hatte er nicht. Getanzt hatte er zum letzten Male kurz nach dem Tode seiner zweiten Gemahlin, 1767, und zwar geschminkt und in einem prächtigen Phantasiekleide, bei einem glänzenden Ballet am Hofe. Er rührte nie eine Karte an. In Versailles hatte man ihn einmal gefragt: ob er das Spiel liebe? Er erwiederte: „Nein, ich spiele nicht, ein Fürst, wenn er beim Spiele verliert, verliert von seiner Unterthanen Gelde." Bei einer andern Gelegenheit hatte man ihn gefragt, ob er ein Liebhaber der Jagd sei? Er entgegnete: „Nein, denn dieses Vergnügen ist gemeiniglich den Unterthanen schädlich, zerstreut das Gemüth und giebt Gelegenheit, ernsthaftere Beschäftigungen zu unterlassen." Höchst selten ging Joseph auf die Jagd, im Sommer einige Male

auf die Reigerbaize nach Laxenburg und eben so einige Male auf die Parforcejagd im Prater, in der Brigittenau und bei Stammersdorf. Er brauchte die Jagd nur als Leibesübung, zeigte dabei die höchste Bravour, setzte über Gräben und Hecken und war einmal bei einer Parforcejagd in der Brigittenau in Gefahr, von einem Hirsche gespießt zu werden. Er hatte Geistesgegenwart genug, sich zu bücken und das Geweih zerriß glücklicherweise den Theil des Kleids, den es durchbohrt hatte, worauf das Thier entfloh. Joseph behielt aber davon einen ganzen Monat lang eine schmerzhafte Quetschung auf der Brust. Mehr schmerzte es ihn, daß er dabei durch einen Schuß, der über die Donau trug, einen jungen Menschen erschossen hatte: er schenkte dem Vater auf der Stelle 50 und später noch 2000 Ducaten. Die Parforcejagd hob er in den späteren Jahren auf, Treibjagden hatte er nie leiden mögen. Alles schädliche Wild, das den Unterthanen Schaden machte, ließ er allenthalben wegschießen, auch befahl er allen Jagdbesitzern, dies zu thun an, widrigenfalls er durch seine Jäger und Bauern es thun lassen werde.

Joseph's Lieblingserholung waren seine Reisen. Die meisten Sommer war er auf in- oder ausländischen Reisen. Wo er hin kam, erschien er mit kleinem Gefolge, ohne alle Pracht, wohnte einfach in Gasthäusern und ließ hier jedesmal eine Tafel aufrichten, um dem Volke anzuzeigen, daß hier die kaiserliche Kanzlei sich befinde. Ueberall bezeigte er dem Volke Achtung; sobald er in eine Stadt kam, sich erkannt und viele Leute beisammen befand, erhob er sich, befahl langsam

zu fahren und zeigte sich dem Volke stehend und mit entblößtem Haupte. Aber diese Reisen, die für ihn eine anregende Abwechslung waren, waren für sein Gefolge eine bedeutende Strapaze. Joseph reiste auf den damals zum großen Theil noch sehr schlechten Wagen mit reißender Schnelligkeit, selbst in Ungarn machte er oft vierzehn Posten in sechs Stunden bei den schrecklichsten Straßen. Dabei kümmerte er sich weder um übles Wetter, noch um üble Kost, Quartier und Nachtlager. Wenn er ausruhen sollte, arbeitete er mit seinen ihn immer begleitenden Kabinetssecretairen und dann flog er wieder die Straßen dahin, daß seine Reisegesellschaft nicht wenig über Rippenweh klagte. Deshalb nahm er später auf seine Reisen nur etwa noch einen an Strapazen gewöhnten General mit. Auf den Reisen war er immer, wie zu Hause, mehr darauf bedacht, zu lernen, sich zu unterrichten, als sich Vergnügen zu machen, deshalb reiste er auch unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein, um allen lästigen Feierlichkeiten auszuweichen. Sein Incognito brachte ihm oft ergötzliche Scenen entgegen. Auf der Reise nach Paris kam er in ein Posthaus, wo der Postmeister taufen ließ. Er bat sich selbst zu Gevatter. Der Geistliche fragte ihn, wie er heiße? „Joseph." Und der Zuname? „Joseph der Zweite." Und der Charakter? „Kaiser." Nur das reichliche Geschenk, das der Pathe einband, machte durch den Dank dem Staunen ein Ende. In Rheims kam er früher als sein Gefolge an und rasirte sich. Es fragte ihn der Wirth, ob er von des Kaisers Gefolge sei

und was er für ein Amt bei ihm bekleide? „Ich rasire ihn bisweilen," war Joseph's Antwort. In Paris besuchte er das berühmte Kaffeehaus à la régence und fragte die Wirthin, ob sie nicht auch den Kaiser sehen wolle? „Ich will mich bemühen," antwortete diese. Joseph gab ihr einen Louisd'or und sagte: „Madame! hier ist Ludwig XIV. und da — der Kaiser!"

Ueberhaupt pflegte Joseph auch in Wien, wenn er spazieren ging, sich gern wie ein Harun al Raschid des Occidents unerkannt unter die Menge zu mischen. Er erfuhr da Manches, was er erfahren wollte. Es kam auch da zu manchem lustigen Auftritte. Ueberhaupt war Joseph in früheren Jahren ungemein gut humorisirt, munter und rasch in Schritten und Worten, wie in allem seinem Handeln. Seine Manieren waren leicht, seine Unterhaltung lebhaft und rasch, öfters pflegte er den Personen, mit denen er sprach, die Antwort vorweg zu nehmen. Im Gegensatz zu der lieblichen, einschmeichelnden Stimme Friedrich's des Großen war der Ton seiner Worte etwas rauh und nasal, wie Swinburne bezeugt.

Wraxall behauptet, daß er es aus unverwerflicher Quelle vernommen habe, Joseph sei (wie seine Mutter es war) ein Meister in der Verstellungskunst gewesen, so daß er selten oder nie seine wahre Meinung über wichtige Dinge ausgesprochen habe. Dagegen habe er die strengste, ja bitterste Meinung sich sagen lassen können.

Sein Temperament war sanguinisch-cholerisch.

Mit dem Alter wuchs sein Ernst, so wie sein Zorn, er wurde mürrischer und auffahrender, dabei zog er die Oberlippe über die Zähne empor, blickte starr und feurig, klapperte mit dem Gelde in der Tasche oder ging mit großen Schritten, die Hände reibend, im Zimmer auf und nieder und stampfte manchmal mit dem Fuße. Er war immer und überall zu Platze. So lange er zu Wien war, mußte Tag und Nacht ein Pferd für ihn gesattelt stehn, damit er bei jedem Vorfalle sogleich gegenwärtig sein könne. Er war immer der erste bei Feuersbrünsten, Ueberschwemmungen u. s. w. und legte selbst werkthätig Hand an. Nacht, Wind und Wetter machten keinen Unterschied bei ihm. Joseph war das gerade Gegentheil von seinem großen Vorfahr Carl V. Wie dieser immer temporisirte, seine Projecte hin und her wälzte, Jahre lang sie von allen Seiten beschaute und überlegte, so schritt Joseph stets schnell und hastig auf seine Ziele los, unternahm Alles, was er unternahm, ohne Warten und Säumen, Entschluß und Ausführung fiel bei ihm zusammen. Oft war er genöthigt, Uebereilungen zu bessern. Es geschah oft, daß mehrere Couriere hinter einander fortgeschickt wurden, unter denen der letzte immer wieder die Depeschen des vorhergehenden widerrief. Die Handschreiben des Kaisers waren oft einander gerade widersprechend. Jedes neue Gesetz wurde durch eine Menge nachfolgender Verordnungen eingeschränkt und abgeändert. Bei der großen Hast und dem Eifer, nur immer Neues und Wohlthätiges zu stiften, ging Joseph die Geduld ganz ab, dies Neue und Wohlthätige auch fest und

dauerhaft zu gründen. Sehr richtig bezeichnet Friedrich der Große seine Handlungsweise: „Joseph thut immer den zweiten Schritt ohne den ersten.“ Er konnte kein Säumniß und keine Weile leiden, die Zeit war keine Schranke und Bedingung für ihn. Nichts charakterisirt Joseph's rasche Sinnesweise so sprechend, als der bekannte Zug, als er den Augarten zurecht machen ließ. Dieser Augarten war von Joseph I. im Jahre 1707 an der Stelle, wo die von den Türken 1683 verwüstete alte Favorite der galanten Eleonore von Mantua, Gemahlin Ferdinand's III., gestanden hatte, für seine Mutter, die pfalzneuburgische Eleonore, angelegt worden, nach ihrem Tode 1720 aber verfallen. Joseph ließ ihn neu einrichten und widmete ihn mit der oben angeführten Inschrift dem öffentlichen Vergnügen im Jahre 1775. Er suchte nun da nicht etwa junge Sprossen, aus, die einst der Nachwelt dienen möchten, sondern er ließ gleich große wirkliche Bäume anpflanzen, „damit,“ wie er sagte, „er selbst und sein Mitmensch unter deren Schatten Vortheil finden möchten.“

Der Augarten war eine große Zierde Wiens. Joseph that aber auch sonst noch Vieles für Verschönerung der Stadt. Er führte eine unausgesetzte Straßenreinigung ein, ließ das Pflaster in besseren Stand setzen, vermehrte die Straßenbeleuchtung nicht nur in der Stadt, sondern auch in den Hauptgassen der Vorstädte und ließ die Esplanade mit Chausseen für die Wagen und mit bequemen breiten Steinen an der Seite für die Fußgänger versehen und mit Bäumen bepflan-

zen. Das Sperrgeld Abends zwischen der Stadt und den Vorstädten schaffte Joseph ab, obgleich es 80,000 Gulden eintrug.

Da Joseph fortwährend sich auf dem großen Ocean der Geschäfte herumtrieb, fand er wenig Zeit zum Studium und zur Lektüre. Er las fast gar Nichts als nur Geschäftspapiere, höchstens Etwas zur Unterhaltung, flüchtig und was keine große Anstrengung verlangte. Schriften für und wider ihn, Tags- und Gelegenheitsbrochüren, Journale und Kritiken trug er seinen Secretairen zur fleißigen Durchlesung auf, sie mußten ihn auf das, was ihn betraf, aufmerksam machen. Außer der deutschen Sprache, die er zur allgemeinen Sprache der Monarchie erheben wollte und die er, außer dem dogmatischen Unterricht, in allen sonstigen Lehrbranchen auf Schulen und Universitäten einführte, verstand, sprach und schrieb er die französische, italienische, lateinische und böhmische Sprache fertig, wiewohl nicht ganz fehlerfrei; die ungarische, die er in seinen Jugendjahren sehr gut gesprochen hatte, hatte er in späteren Jahren außer Uebung gebracht.

Die beiden Speziale des Kaisers, die ihm am nächsten standen, waren der Oberstkämmerer Graf Franz Rosenberg und der Feldmarschall Lascy.

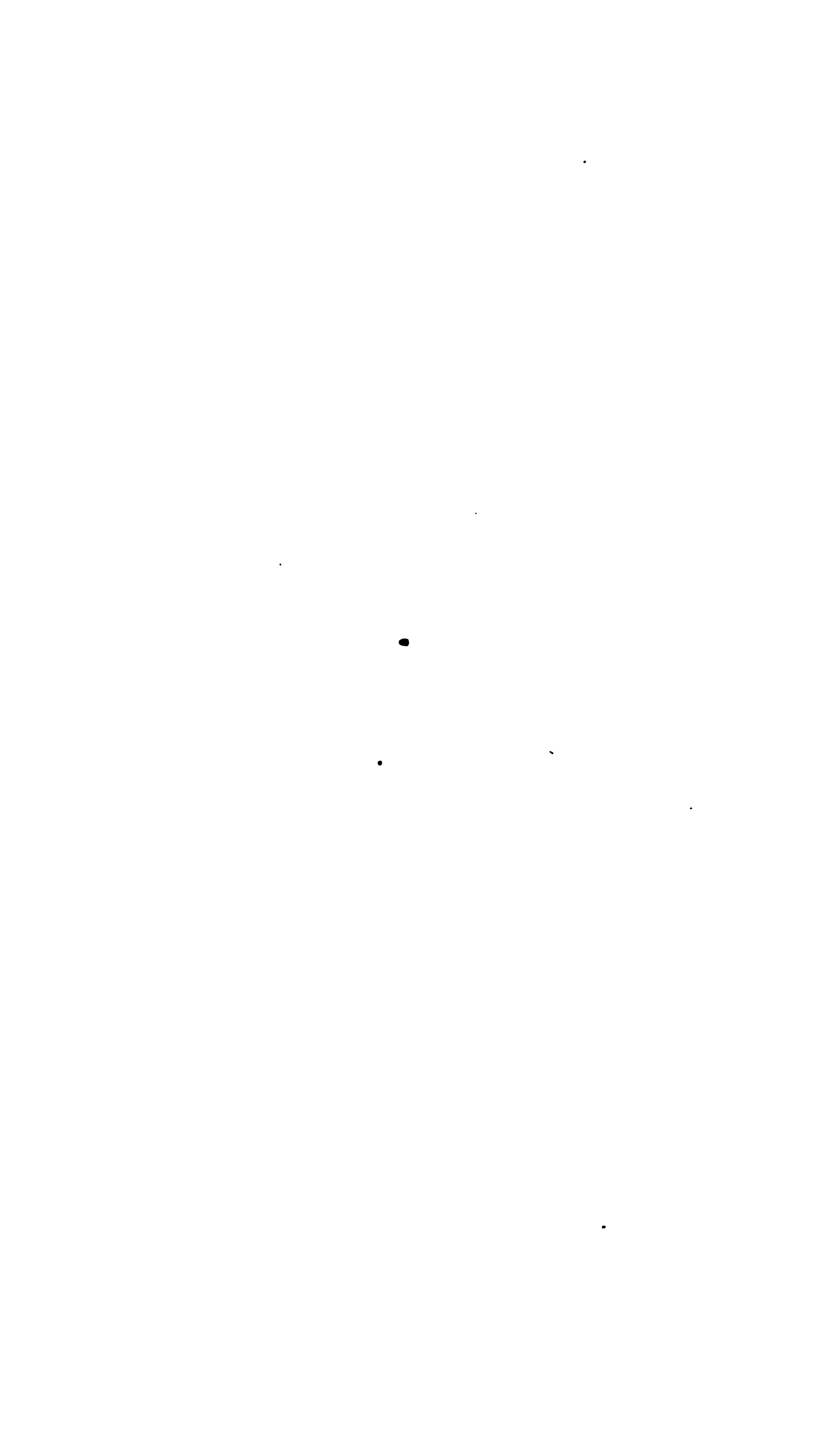
Rosenberg — der braune Rosenberg — war ein Enkel des vom General Rosen entleibten Grafen Rosenberg, geboren im Jahre 1723 und früher Gesandter gewesen, erst in Copenhagen, dann in Madrid, dann bis 1770 in Toscana; hier hatte er zugleich als

Obersthofmeister fungirt. Seit dem Jahre 1775 stand er als Oberstkämmerer in Wien. Der Großkanzler Fürst nennt ihn „einen klugen Mann, schlicht und ohne Affectation.“ Von Joseph's Nachfolger ward er noch im Todesjahre Joseph's 1790 in den Reichsfürstenstand erhoben und starb als Junggeselle 1796, dreiundsiebzig Jahre alt.

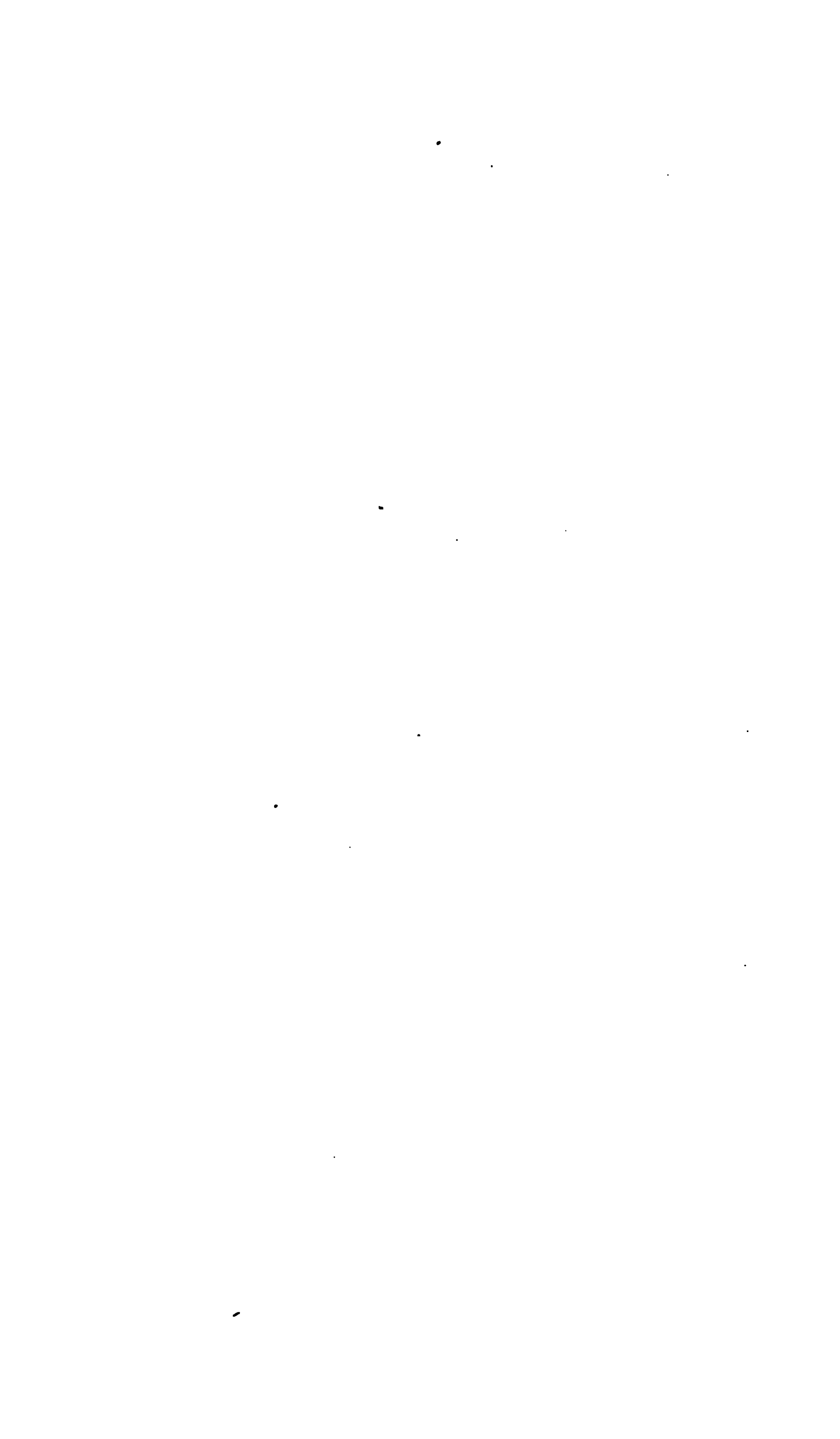
Der Feldmarschall Franz Moritz Lascy stammte, wie Loudon, aus einem mit Wilhelm dem Eroberer nach England übergegangenen Geschlechte, das sich in Irland niedergelassen hatte. Er war 1724 geboren und der Sohn des berühmten Marschalls Lascy, welcher in Rußland mit Münnich gegen die Türken gefochten hatte. Wie Loudon war er als russischer Unterthan geboren, verließ aber Rußland und begab sich in östreichische Dienste. Sein Hauptgönner war Daun, durch welchen er im siebenjährigen Kriege schnell emporstieg. Schon 1763, im neununddreißigsten Jahre, ward er Feldmarschall. Darauf erhielt er die besondere Gunst von Joseph. Was die Keith für Friedrich waren, das und noch mehr — der Affectionsschätzung nach — war Lascy für Joseph. Er besaß sein ganzes Vertrauen und nicht blos in militairischen Angelegenheiten, sondern auch in politischen und auch in den häuslichen Verhältnissen Joseph's, wo er so sehr einer Theilnahme bedurfte. Lascy war nicht nur Militair, sondern auch Staatsmann und gewandter Hofmann. Ein großer General war er gewiß nicht, aber ein Mann von wahrer Ritterlichkeit und fleckenloser Unbescholtenheit; er besaß einen Schatz von

allseitigen Kenntnissen, einen Schatz der reichsten Erfahrungen an Menschen und Höfen und den Ton der feinsten Gesellschaft: er war in Wien von allen Seiten geschätzt und gesucht. Er war sehr reich und machte in Wien nächst Kaunitz und dem Reichsvicekanzler Colloredo das erste Haus. Er starb, siebenundsiebzig Jahre alt, im Jahre 1801.

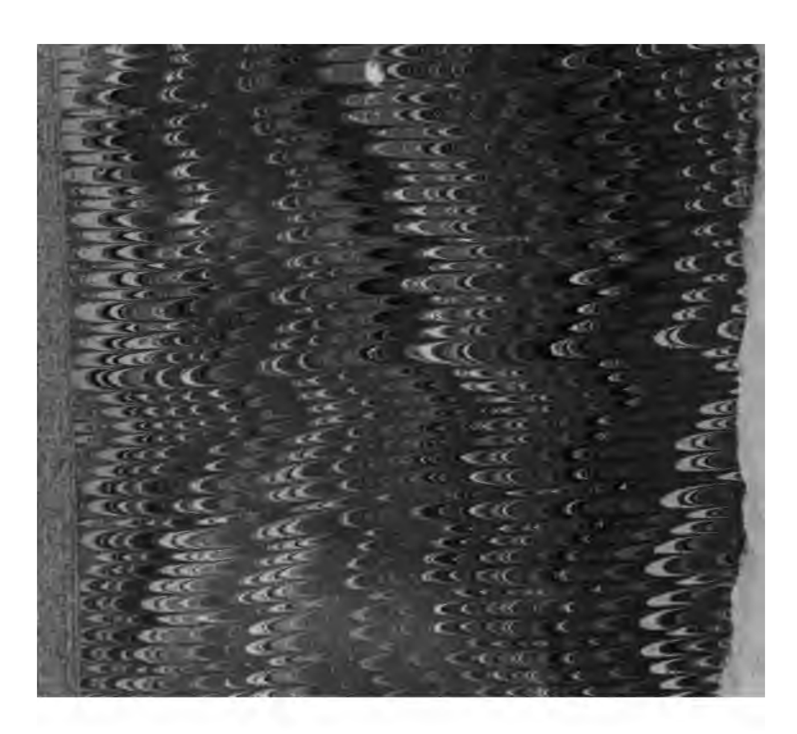
Druck von H. W. Schmidt in Halle.












SEP 05 1992
Stanford University Library

